

Gymnasium zum Grauen Kloster



FESTSCHRIFT ZU DER  
DRITTEN SÄCULARFEIER  
DES BERLINISCHEN  
GYMNASIUMS ZUM  
GRAUEN KLOSTER, 1874



*Did you know?*


YOU CAN READ,  
DOWNLOAD AND  
PURCHASE IN PRINT

**OVER  
1,000,000  
BOOKS**

from

[www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com)





Digitized by the Internet Archive  
in 2022 with funding from  
Kahle/Austin Foundation



# 1 MONTH OF FREE READING

at

[www.ForgottenBooks.com](http://www.ForgottenBooks.com)



By purchasing this book you are eligible for one month membership to [ForgottenBooks.com](http://ForgottenBooks.com), giving you unlimited access to our entire collection of over 1,000,000 titles via our web site and mobile apps.

To claim your free month visit:

[www.forgottenbooks.com/free1038946](http://www.forgottenbooks.com/free1038946)

\* Offer is valid for 45 days from date of purchase. Terms and conditions apply.

ISBN 978-0-364-57239-9

PIBN 11038946

This book is a reproduction of an important historical work. Forgotten Books uses state-of-the-art technology to digitally reconstruct the work, preserving the original format whilst repairing imperfections present in the aged copy. In rare cases, an imperfection in the original, such as a blemish or missing page, may be replicated in our edition. We do, however, repair the vast majority of imperfections successfully; any imperfections that remain are intentionally left to preserve the state of such historical works.

Forgotten Books is a registered trademark of FB & C Ltd.

Copyright © 2018 FB & C Ltd.

FB & C Ltd, Dalton House, 60 Windsor Avenue, London, SW19 2RR.

Company number 08720141. Registered in England and Wales.

For support please visit [www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com)

*Berlin. Berlinisches gymnasium zum  
grauen kloster*

# FESTSCHRIFT

ZU DER

## DRITTEN SÄCULARFEIER

DES

*122714*

BERLINISCHEN GYMNASIUMS

ZUM GRAUEN KLOSTER

VERÖFFENTLICHT

VON DEM

**LEHRER-COLLEGIUM**

DES BERLINISCHEN GYMNASIUMS ZUM GRAUEN KLOSTER.

---

BERLIN,

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1874.

Das Gymnasium zum grauen Kloster, das älteste Gymnasium Berlins, wird in diesem Jahre sein drittes Sæcularfest feiern. Bei Annäherung der Jubelfeier fasste das Lehrer-Collegium einstimmig den Beschluss, nach dem Vorgange anderer Anstalten bei dem gleichen Anlasse, durch eine gemeinschaftliche, aus wissenschaftlichen Beiträgen der einzelnen Mitglieder bestehende Publication seiner Lehranstalt eine Festgabe darzubringen und Freunde unseres Schulwesens in der Nähe und Ferne zur Theilnahme an dem Feste einzuladen. Unsere städtischen Behörden gaben diesem Vorhaben ihre Zustimmung und machten durch geneigte Bewilligung der Herstellungskosten seine Ausführung möglich. Die nothwendige Rücksicht auf den Umfang des Ganzen hat den einzelnen Verfassern in Betreff des Mafses ihrer Abhandlungen Beschränkung zur Pflicht gemacht. Geordnet sind die Abhandlungen nach der Folge der Lehrstellen am Gymnasium, welche ihre Verfasser bekleiden; nur die Abhandlung des Dr. Bormann, welche hiernach auf die des Dr. Wilmanns folgen sollte, musste an eine spätere Stelle gesetzt werden, weil der gegenwärtig auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien befindliche Verfasser dieselbe erst später eingesandt hatte. Drei meiner Herren Collegen, Prof. Dr. Curth, Dr. Müller und Dr. Lamprecht, sahen sich durch eingetretene Hindernisse veranlasst, ihr Vorhaben einer Theilnahme an dieser Publication aufzugeben. — Als Einleitung zu dieser Festschrift wird man wohl einen Ueberblick über die Geschichte des Gymnasiums erwarten; ich glaubte davon absehen zu sollen,

mus. l. : 9-8-43 fol



da von meinem Collegen Herrn Dr. Heidemann eine umfassende »Geschichte des grauen Klosters zu Berlin« aus den Quellen bearbeitet ist und gleichzeitig zu der Säcularfeier erscheint; in Folge davon hat Dr. Heidemann auf die Theilnahme an dieser Publication verzichtet.

Indem ich die vorliegende Schrift der Oeffentlichkeit übergebe, beehre ich mich, zu dem Festactus, durch welchen wir

am 2. Juli d. J. Vormittags 10 Uhr

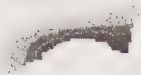
in der Nicolaikirche die Säcularfeier unseres Gymnasiums begehen werden, alle Freunde der Anstalt ergebenst einzuladen.

Berlin, 1. Juni 1874.

Dr. H. Bonitz,

Director des Berlinischen Gymnasiums  
zum grauen Kloster.

# Inhalt.



Digitized by Go

**ZUR ERKLÄRUNG**  
**DES**  
**PLATONISCHEN DIALOGS PHÄDRUS.**  
**VON**  
**H. BONITZ.**



Der Platonische Dialog Phädrus ist seit mehreren Jahrzehnten in noch höherem Mafse, als die meisten anderen Werke dieses Philosophen, zum Gegenstande gelehrter Forschung gemacht worden. Schleiermacher hatte in seiner genialen Reproduction der Platonischen Werke den Phädrus als die früheste Schrift Platons bezeichnet und in der Einleitung zu demselben die mit seiner gesammten Auffassung der literarischen Thätigkeit Platons eng zusammenhängenden Gründe entwickelt, welche ihn zu dieser Ueberzeugung bestimmten. Der hierdurch angeregten Frage nach der Zeitfolge der Platonischen Dialoge wendete sich die Forschung der nächsten Zeit mit solcher Vorliebe zu, dass es scheinen musste, die Lösung dieses, von den mannigfachsten Combinationen bedingten literarhistorischen Problems sei wichtiger, als das Verständnis jedes einzelnen Dialoges und das Eindringen in seinen eigenthümlichen Gehalt und einheitlichen Zweck. Der Phädrus insbesondere wurde der Angelpunct dieser Untersuchungen über die Zeitfolge der Dialoge; ob derselbe in den Anfang von Platons literarischer Thätigkeit oder vielmehr auf ihren Höhepunct zu setzen sei, wurde zu dem Ausdrucke principieller Verschiedenheiten in der Auffassung Platons. Aber unter diesen Bemühungen, dem Dialoge im Ganzen oder in seinen Einzelheiten Gründe für die eine oder die andere Zeitbestimmung abzugewinnen, hat das Verständnis des Dialoges selbst wenig gewonnen. Man braucht nur die theils künstlich gewundenen, theils unbestimmt allgemeinen Auslassungen über den Phädrus in namhaften und verdienstlichen neueren Werken über Platon <sup>1)</sup> mit den scharfen und klaren Bemerkungen Schleiermachers zu vergleichen, der gerade bei diesem Dialoge eingehender über dessen einheitliche Tendenz handelt, um zu sehen, dass der ausgesprochene Vorwurf begründet

---

<sup>1)</sup> Vgl. Hermann, *Gesch. der Pl. Phil.* S. 314 f. Steinhart IV. S. 21. Susomihl I. S. 275. Man findet die verschiedenen Erklärungen der Forscher nach Schleiermacher übersichtlich zusammengestellt in der unter Anm. 2 erwähnten Schrift von Volquardsen S. 303 ff.

ist. Es wird hierdurch als gerechtfertigt erscheinen, wenn ich versuche, diese eigentliche und unmittelbarste Aufgabe der Erklärung des Dialogs, die Frage nämlich über seine Absicht und einheitliche Tendenz, von neuem zu behandeln, ohne dabei jene Gegensätze in den Ueberzeugungen der Forscher über die Zeit der Abfassung zu berücksichtigen; die Beantwortung dieser Frage wird dann von selbst den Anlass geben, auf die gesammte literarische Thätigkeit Platons den Umblick zu erweitern. Wenn ich zu Vereinfachung der Darstellung nur Schleiermachers Erklärung des Phädrus namentlich erwähne, so darf ich doch versichern, dass ich die andern; mir bekannt gewordenen Erklärungen<sup>2)</sup> gewissenhaft in Erwägung gezogen habe. — Die Grundlage für die Entwicklung der einheitlichen Absicht des Dialogs kann nur in einer genauen, von willkürlichen Zuthaten freien Analyse des Werkes gefunden werden; es wird jedoch für den vorliegenden Zweck genügen, den Gedankengang des Dialogs in seinen Umrissen zu bezeichnen. Dies soll zunächst in gedrängtester Kürze geschehen.

Der athenische Jüngling Phädrus hat den größten Theil des Vormittags in gespannter Aufmerksamkeit in der rhetorischen Schule des Lysias zugebracht; aus ihr heraustretend um zur Erholung sich etwas zu ergehen trifft er mit Sokrates zusammen. Noch erfüllt von Bewunderung des Musterbeispiels einer Rede, welches Lysias so eben seinen Schülern vorgetragen und mitgetheilt hat, ist Phädrus gern bereit dasselbe dem Sokrates vorzulesen. Man wählt zum Zusammensitzen einen schattigen Rasenplatz unter einer Platane in der Nähe der Stadt. (Cap. 1—5. p. 227 A—230 E.) Als sie dort angelangt sind, liest zunächst Phädrus die Rede des Lysias vor. Der Redekünstler hatte sich dazu ein paradoxes Thema gewählt. Denn die Rede ist an einen schönen Knaben gerichtet und soll ihn bestimmen, in seinen Gunstbezeugungen den verständigen leidenschaftslosen Verehrer dem leidenschaftlich liebenden vorzuziehen. In einzelnen, kurzen, ohne erkennbare Ordnung aneinander gereihten Abschnitten werden die Uebel der leidenschaftlichen Liebe und der Vortheil der nüchternen Verständigkeit mehr aufgezählt,<sup>3)</sup> als zusammenhängend

---

<sup>2)</sup> Aufser den Schriften von K. F. Hermann, Steinhart, Susemihl erwähne ich insbesondere: Kriecher, über Platons Phädrus. 1847. Volquardsen, Platons Phädrus, erste Schrift Platons. 1862. v. Stein, Geschichte des Platonismus. Thl. I. S. 92—120. Ribbing, Genetische Darstellung der Platonischen Ideenlehre. Thl. II. S. 194—220.

<sup>3)</sup> Dass hiermit die Lysianische Rede richtig charakterisirt ist, ergibt sich leicht aus einem Ueberblick der einzelnen, zur Sprache gebrachten Punkte, unter

entwickelt. (Cap. 6—9. p. 231 A—234 C.) Sokrates, der ausdrücklich erklärt, nur auf die künstlerische Seite der Rede geachtet zu haben, verhehlt nicht, dass er in die Bewunderung des Phädrus nicht einstimmen könne, und fügt sogar hinzu, dass er sich getraue, ohne im Inhalte wesentlich anderes leisten zu können, doch dasselbe besser zu sagen als Lysias. Den Bitten des Phädrus nachgebend stellt er seinen extemporirten Versuch der überlegten Schularbeit des Lysias gegenüber. (Cap. 10—13. p. 234 D—237 A.) Ein leidenschaftlich Liebender — so modificirt Sokrates das paradoxe Thema — gibt sich den Schein nüchterner Verständigkeit und sucht die Gunst des geliebten Knaben dadurch zu gewinnen, dass er ihm den Vorzug der verständigen Geneigtheit vor der Liebesleidenschaft erweist. Die Liebesleidenschaft sei ein vernunftloses Begehren; aus diesem ihrem Wesen ergebe sich für den Geliebten während des Bestehens der ihm gewidmeten Leidenschaft Nachtheil an Seele, Leib und Vermögen und Widerwärtiges mancherlei Art, und ähnliche Folgen träten nach dem Erlöschen der Leidenschaft ein. Dies alles wird in vollkommen durchsichtiger Ordnung und in schlichter Sprache dargelegt. (Cap. 13—18. p. 237 A—244 D.) — Als nach Beendigung des Vortrages die beiden Unterredner zur Stadt zurückkehren wollen, fühlt Sokrates durch die göttliche Stimme in seinem Innern sich

---

deuten fast jeder folgende von dem vorhergehenden durch kennliche Marksteine bestimmter, wiederkehrender Partikeln getrennt ist. Es sind dies folgende Abschnitte. 1. Die Liebenden empfinden nach dem Ende ihrer Leidenschaft Reue über die aufgewendeten Geschenke. 2. (ἐτι δὲ) Die Liebenden rechne ihren Kosten und Mühen an. 3. (ἐτι δὲ) Dass die Liebenden besonders freundschaftlich gesinnt seien, ist nicht wahr; spätere Liebe zu einem andern hebt diese Freundschaft auf. 4. (καὶ τοι) Die Liebenden befinden sich in einem krankhaften Zustande. 5. (καὶ μὲν δὲ) Unter den Liebenden ist keine große Auswahl. 6. (τοῦτον) Die Unvorsichtigkeit der Liebenden zieht den Geliebten Schmach zu. 7. (ἐτι) Bei Liebenden merkt man die Absicht ihres Zusammenseins. 8. (καὶ μὲν δὲ) Liebende schneiden den Geliebten jeden sonstigen Umgang ab. 9. (καὶ μὲν δὲ) Liebende verfolgen ihr sinnliches Begehren ohne vorausgehende Kenntnis des Charakters der Geliebten. 10. (καὶ μὲν δὲ) Der Umgang mit dem Nicht-Liebenden bessert. 11. Recapitulation. 12. (εἰ δ' ἄρα) Widerlegung der angeblich kurzen Dauer des Verhältnisses zu Nicht-Liebenden durch das Beispiel der Verwandtenliebe. 13. (ἐτι δὲ) Nicht den am dringendsten Bittenden ist zu willfahren, sondern dem Würdigsten — ausgeführt in rhetorischen Antithesen. 14. (τῶν τε εἰρημένων καὶ) Dem Nicht-Liebenden macht niemand Vorwürfe. 15. Nicht allen Nicht-Liebenden soll der Knabe willfahren, sondern nur dem Sprecher. — Wenn in dieser Uebersicht auch jeder der einzelnen Abschnitte nur nach seinem Hauptgesichtspunkte kurz bezeichnet ist, so zeigt sich doch schon hierin die Berechtigung von Sokrates' treffender Kritik. — Die Frage über den Verfasser der Rede scheint mir durch L. Schmidt's Abhandlung (Verhandlungen der Philologen-Versammlung in Wien. 1858.) endgiltig erledigt zu sein.



zurückgehalten; er habe in seiner Rede die erhabene Gottheit des Eros geschmäht und Worte gesprochen, die man nur ungebildeten Menschen zutrauen dürfe. Er wage es daher nicht den Ort zu verlassen, ehe er durch einen Widerruf den verdienten Zorn der Gottheit abzuwenden versucht habe; diesen Widerruf trägt er unverhüllten Anlitzes vor, während er bei der vorübergehenden Rede es verhüllt hatte. (Cap. 19—21. p. 244 D—243 E.) Die Vorwürfe, sagt Sokrates, welche gegen die Liebe in der vorigen Rede gehäuft sind, würden begründet sein, wenn jedes Heraustreten aus dem Zustande ruhiger Besonnenheit (*μᾶλιν*) verwerflich wäre. Dass es aber Arten der Verzückung gibt, welche, wie die prophetische, die stöhnende, die dichterische, der Menschheit den größten Segen bringen, und dass zu diesen segensreichen auch die Liebesverzückung gehört, wird ersichtlich, wenn man das Wesen der Seele, der göttlichen und der menschlichen, in Betrachtung zieht. Nachdem das Wesen der Seele als Princip der Selbstbewegung definirt ist, wird die Entwicklung der menschlichen Seele, sowohl vor ihrer Verbindung mit dem Leibe als nach ihrer Trennung von demselben in einem schwungvollen, glänzend geschmückten Mythos dargelegt; es genügt für unsern Zweck, die Hauptpunkte daraus hervorzuheben. Durch das für die menschliche Seele gewählte Bild — nämlich eines Zweigespannes ungleichartiger Pferde und des Wagenlenkers — wird schon in das ursprüngliche Wesen der menschlichen Seele, vor ihrem Eintreten in den Körper, die Verbindung eines höheren und eines niederen widerstrebenden Elementes gelegt. Dieser Gegensatz macht sich geltend, indem die menschlichen Seelen, sich anschliessend je nach ihrem Charakter an einen der Götter, in den überhimmlischen Raum sich zu erheben suchen, um das wahrhaft Seiende zu schauen; das niedere Element ist ein Hindernis für diese Erhebung; aber es kommt doch keine Seele in menschliche Gestalt, die nicht irgendwie zu dieser geistigen Anschauung gelangt wäre und das wahrhaft Seiende, der sinnlichen Wahrnehmung Unzugängliche, das Gute an sich, das Schöne an sich geschaut hätte. Die Liebe nun ist die durch den Anblick der sinnlichen Schönheit geweckte Erinnerung an die himmlische Schönheit; in dem geliebten Wesen sieht der Liebende die Gottheit, welcher er einst gefolgt war. In der Liebesgemeinschaft sucht sich die Seele zu der Seligkeit ihres vorweltlichen Zustandes zu erheben. In den Bemühungen um das Gewinnen des Geliebten bekämpfen einander der göttliche und der sinnliche Theil der Seele; der verschiedene Ausgang des Kampfes bestimmt die Abstufung in dem Werthe und dem Adel der Liebe; ihr höchstes Ziel



ist ein Leben in geistiger Gemeinschaft des Forschens und Erkennens. (Cap. 22—38. p. 244 A—257 B.)

Mit dem Beifalle für diese Rede des Sokrates verbindet Phädrus sogleich den Ausdruck des Zweifels, ob Lysias derselben würde gleichkommen können, sofern er überhaupt in einen Wettstreit einzutreten sich entschliesse und nicht das Redenschreiben aufgebe; denn es sei ihm vor kurzem diese Beschäftigung zum Vorwurfe gemacht worden. Aber, entgegnet Sokrates, Reden halten oder schreiben ist nicht an sich tadelnswerth, sondern nur dann, wenn es nicht in der richtigen Weise geschieht. Dadurch wird der Anlass gewonnen, die Bedingungen darzulegen, unter denen eine Rede (dieses Wort im weitesten Umfange seiner Bedeutung genommen) schön und kunstgemäß ist.<sup>4)</sup> (Cap. 39—44. p. 257 C—259 D.) Der Redner muss, auch wenn er nur durch den Schein der Wahrheit Ueberredung schaffen will, Einsicht in das wahre Wesen des Gegenstandes haben, von dem er redet. Bei Gegenständen, die eine verschiedene Auffassung zulassen, muss der Redner diejenige Begriffsbestimmung desselben zu Grunde legen, welche dem vorliegenden Zwecke entspricht. Die Folge der einzelnen Theile darf nicht eine willkürliche sein, sondern muss gleiche Nothwendigkeit haben, wie die Anordnung der Glieder eines lebendigen Leibes; die Zusammenfassung unter allgemeine Gesichtspunkte und das Hinabsteigen zum Einzelnen muss durch die Natur der Begriffe bestimmt sein, also auf Dialektik beruhen. Endlich, da die Rede auf die Seele des Hörers einwirken will, so ist ausser der Kenntniss der verschiedenen Arten der Rede und ihrer Beherrschung Seelenkenntniss erforderlich, um dem jedesmaligen Hörer die Rede anzupassen. Was ohne diese wissenschaftliche Grundlage, die freilich niemand als bloßes Mittel der Redekunst, sondern um ihres eignen Werthes willen anstreben wird und erreichen kann, sich für Redekunst gibt, ist nur das Handwerkszeug der Rede, nicht ihre Kunst. — Die gesammte ausführliche Darlegung dieser Erfordernisse ist so durchgeführt, dass darunter nicht bloß die geschriebene Rede, sondern jede Gedankenmittheilung, mündlich oder schriftlich, in ununterbrochenem Zusammenhange oder in Gesprächsform, zum Zwecke des bloßen Ueberredens oder des Belehrens, in ungebundener oder gebundener Form befasst erscheint. (Cap. 42—58. p. 259 E—274 B.) In der daran angeschlossenen, aber von dem Vorhergehenden bestimmt unterschle-

<sup>4)</sup> p. 259 E *ὅπου καλῶς ἔχει λέγειν τε καὶ γράφειν καὶ ὅπου μὴ, σκεπτόν.* vgl. p. 258 D *δοτις πάποτε τι γέγραπεν ἢ γράφει, εἴτε πολιτικὸν σύγγραμμα εἴτε ἰδιωτικόν, ἐν μέτρῳ ὡς ποιητής, ἢ ἀνευ μέτρου ὡς ἰδιώτης.*

denen <sup>5)</sup> Vergleichung des mündlichen Gespräches mit der schriftlichen Darstellung wird für den Zweck des Belehrens im vollen Sinne des Wortes, d. h. der Erweckung und Befestigung der gleichartigen Gedanken in einem andern, dem mündlichen Gespräche der unbedingte Vorzug gegeben. (Cap. 59—61. p. 274 B—277 A.) An die Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse schließt sich ein freundschaftlicher, dem Phädrus aufgetragener Gruß des Sokrates an Lysias, durch welchen er diesen zu philosophischer Betreibung der Rhetorik auffordert, und als Gegenstück dazu der Ausdruck hoher Erwartungen von dem noch jugendlichen, von philosophischem Streben erfüllten Redelehrer Isokrates. So schließt der Dialog. Unter dankender Anrufung der schützenden Gottheiten der sie umgebenden Natur verlassen die Unterredner den lieblichen Ort, an dem sie ihre Gespräche geführt haben. (Cap. 62—64. p. 277 A—279 C.)

Der Dialog Phädrus scheidet sich in zwei durch Inhalt und Form scharf von einander abgehobene Theile, <sup>6)</sup> die Liebesreden der ersten Hälfte und das die zweite Hälfte einnehmende Gespräch über Rhetorik. Nicht leicht wird sich ein Leser des Dialoges dem unwillkürlichen Eindrücke entziehen, dass die Reden des ersten Theiles, vornehmlich die zweite Sokratische Rede, durch die ahnungsvolle Tiefe der Gedanken und den Glanz der Sprache seine Aufmerksamkeit vorzugsweise fesselt und ihn darin den eigentlichen Kern des Ganzen erblicken lässt; diesen Eindruck machte der Dialog offenbar schon auf diejenigen gelehrten Leser Platons im Alterthum, welche zu der von Platon selbst dem Dialoge gegebenen Ueberschrift »Phädrus« die Ueberschriften »von der Liebe, vom Schönen, von der Seele« hinzufügten, welche Ueberschriften ja sichtlich nur den ersten Theil des Dialogs berücksichtigen. Schon der Hinweis auf die so eben gegebene Skizze des Inhaltes reicht hin, eine solche Auffassung als unzulässig zurückzuweisen und zu vergegenwärtigen, dass vielmehr die Rhetorik und in weiterem Sinne die gesammte Kunst der Gedankenmittheilung den einheitlichen Gesichtspunct des Dialoges bildet. Mit einer durch die Ausführlichkeit neuerer Arbeiten weder übertriffenen noch erreichbaren Ueberzeugungskraft weist Schleiermacher

<sup>5)</sup> p. 274 B οὐκοῦν τὸ μὲν τέχνης τε καὶ ἀτεχνίας λόγων περὶ ἱκανῶς ἐχέτω. — Τὸ δ' εὐπρεπείας ὅτ' ἡ γραφὴ περὶ καὶ ἀπρεπείας, πᾷ γινόμενον καλῶς ἀνέχοι καὶ ὅπῃ ἀπρεπῶς, λοιπόν.

<sup>6)</sup> Den Versuch einer andern Hauptgliederung, als in diesen Worten bezeichnet, durch die Form des Dialogs augenscheinlich gegeben und daher allgemein angenommen ist, hat B. Förster gemacht, Quaestio de Platonis Phaedro. Berol. 1869, ohne jedoch überzeugende Gründe beibringen zu können.

in seiner Einleitung die Beziehungen aller Glieder der Composition auf diesen Zweck nach, und macht es dadurch überflüssig, den Beweis von neuem zu unternehmen; aber Schleiermacher gibt diese Nachweisung nur — um sodann diese Auffassung als gleich unberechtigt wie die so eben verworfene zu beseitigen. Denn, sagt er, »wäre nur diese Berichtigung des Begriffes der Rhetorik die Hauptidee des Ganzen, so wäre doch Liebe und Schönheit, der Inhalt jener Reden, für diesen Zweck ein rein zufälliges.« So wird ihm die Rhetorik selbst für diesen Dialog zu etwas blofs Aeußerem. »Die Seele des Ganzen ist vielmehr, sagt Schleiermacher, die Kunst des freien Denkens und des bildenden Mittheilens. Der ursprüngliche Gegenstand der Dialektik aber sind die Ideen, welche Platon daher auch hier mit aller Wärme der ersten Liebe darstellt, und so ist die Philosophie selbst und ganz dasjenige, was Platon hier als das Höchste und als Grundlage alles Würdigen und Schönen anpreist, für die er allgemeine Anerkennung in diesem Besitze siegreich fordert.«

Man wird die Richtigkeit des zuletzt ausgesprochenen Satzes Schleiermachers schwerlich anfechten können, aber bestreiten muss man, dass dadurch gerade der Dialog Phädrus charakterisirt sei; denn auf denselben Grundgedanken, nämlich die ausschließliche und unbedingte Würde der Philosophie zu erweisen und anzupreisen, kommt, ohne die geringste Gewaltsamkeit der Deutung, noch eine ganze Reihe der gelestenen und bewundertsten Platonischen Dialoge zurück. Im Dialoge »das Gastmahl« dienen alle Liebesreden der andern geistreichen Genossen des Mahles nur zur Folie der Sokratischen, in welcher unter dem Namen des Eros das Wesen der Philosophie gepriesen wird, und zu welcher dann Alcibiades in seiner Lobrede auf Sokrates in Sokrates' Person das Ideal eines Philosophen als verwirklicht darstellt.<sup>7)</sup> Im Phädon werden die Beweise für die Ewigkeit der Seele nur Anlass und Grund zu der Nachweisung, dass ausschließlich die Philosophie für das ewige Wesen der Seele sorgt. Im Gorgias wird gezeigt, dass die Philosophie der einzig würdige Lebensberuf eines Mannes, im Euthydemus, dass Philosophie das unerlässliche und unersetzliche Bildungsmittel der Jugend ist.<sup>8)</sup> Was

---

<sup>7)</sup> Vgl. die lichtvolle Entwicklung der Absicht des Dialogs Symposion, welche Zeller zu seiner Uebersetzung dieses Gespräches (Marburg 1837) in der Erläuterung »zum Ganzen«, besonders S. 82 f. gibt.

<sup>8)</sup> Dass in dieser Weise die Aufgaben zu bezeichnen sind, welche Platon in den Dialogen Gorgias und Euthydemus zu lösen unternimmt, habe ich in meinen »Platonischen Studien« zu zeigen gesucht, namentlich I. S. 33 (271). II. S. 32 (276).



also vom Phädrus Schleiermacher, und zwar mit unbestreitbarem Rechte ausspricht, dass in ihm Platon die Philosophie selbst als das Höchste und als Grundlage alles Würdigen und Schönen anpreise, das gilt, ohne dass man auch nur ein Wort zu ändern nöthig hätte, von all diesen Dialogen. Die Schärfe und Bestimmtheit der Auffassung scheint mir beeinträchtigt zu werden, wenn über diesem treffend bezeichneten gemeinsamen Charakter das specifisch Unterscheidende jedes einzelnen Dialogs, im vorliegenden Falle das des Phädrus, in Schatten gestellt wird. Wollen wir diesem specifischen Charakter des Phädrus sein Recht wahren, so werden wir unvermeidlich zu der von Schleiermacher zu etwas blofs Aeußerlichem herabgesetzten Rhetorik zurückgeführt. Der ganze Dialog soll zu der Ueberzeugung führen, dass die Rhetorik und jede Gedankenmittheilung nur dann eine Kunst sein kann, wenn sie auf der Philosophie — wir würden vielleicht sagen, auf der wissenschaftlichen Einsicht in den Gegenstand — beruht.

Ein Schriftsteller müsste fürwahr darauf ausgehen, seine Leser über seine wahre Absicht zu täuschen, wenn er ein Werk so componirte, wie der Phädrus componirt ist, dass er nämlich die Rhetorik vom Anfange bis zum Schlusse den Gegenstand der Verhandlung bilden liesse und sie dann doch nur als etwas dem eigentlichen Zwecke Aeußerliches betrachtet wissen wollte. Das begeisterte Interesse des Phädrus für Rhetorik bildet den Anlass des Gespräches; als Beispiele rhetorischer Kunst, wetteifernd mit einander und einander überbietend, werden die drei Reden vorgetragen. Wenn der reiche Inhalt der letzten Rede den Leser so beschäftigt, dass er unwillkürlich ein Nachklingen desselben in dem darauffolgenden Gespräche erwartet, so sieht er sich darin vollkommen getäuscht; ohne die mindeste Rücksicht auf diesen Inhalt ist es sofort wieder die Redekunst, welche Sokrates und den Jüngling beschäftigt. Und über Rhetorik handelt Sokrates in dem umfassenden zweiten Theile des Werkes, nicht etwa in blofs allgemeiner Weise, sondern gegenüber der überwiegend äußerlichen Technik der damaligen Rhetoren weist er die Bedingungen nach, unter denen allein die Rhetorik Anspruch darauf habe, für eine Kunst geachtet zu werden. Es sind deren im wesentlichen drei, die der Platonische Sokrates geltend macht. Erstens, die Rhetoren haben zwar ganz Recht, wenn sie für die Rede, welche überreden, nicht belehren will, nicht die Wahrheit, sondern die Wahrscheinlichkeit als Aufgabe setzen; aber sie irren, wenn sie sich deshalb von der Forderung der wissenschaftlichen Einsicht in den zu behandelnden Gegenstand



enthoben glauben; denn die Befähigung, den Schein der Wahrheit dem jedesmaligen Zwecke entsprechend hervorzurufen, besitzt in vollen Mafse nur derjenige, der das wahre Wesen des Gegenstandes erkannt hat. Zweitens, soll die Rede ein Kunstwerk sein, so muss die Verbindung ihrer Theile die gleiche innere Nothwendigkeit haben, wie die Theile eines lebenden Wesens, wir würden sagen eines Organismus; also, da Gedanken die Glieder sind aus denen die Rede sich zu gestalten hat, so muss der Redner die Begriffe, um die es sich handelt, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse vollkommen durchdrungen haben, der Redner muss Dialektiker sein. Drittens, die beabsichtigte Wirkung der Rede ist durch Stimmung und Charakter der Hörer, an welche sie sich richtet, bedingt; die Herrschaft über die verschiedenen Formen und Mittel der Rede genügt daher nicht, wenn nicht Seelenkenntnis hinzutritt und das richtige Urtheil darüber, welche der verschiedenen Formen und Farben der Rede für die Charaktere der jedesmaligen Hörer passe. Mögen diese drei für die Kunstmäßigkeit der Rede erfordernden Momente uns jetzt als selbstverständlich, wenigstens eines Aufwandes der Beweisführung nicht bedürftig erscheinen: wir haben ihren Werth nicht zu messen an einer entwickelten, wahrhaft wissenschaftlichen Theorie der Rede, welche eben Platon selbst begründet, Aristoteles zuerst ausgeführt hat, sondern wir haben den fast ausschliesslich technischen Inhalt der damaligen Rhetorik in Vergleichung zu stellen. Diesem gegenüber lässt Platon deutlich hervortreten, dass er sich bewusst ist etwas neues und eigenthümliches auszusprechen, und dass er diese seine Gedanken zu klarer Auffassung und zu voller Anerkennung zu bringen wünscht. Denn in einer, für die Gesprächsform fast pedantischen Weise wird vom Platonischen Sokrates das Aufsuchen dieser Forderungen angekündigt, jede einzelne von der anderen auffällig unterschieden, der Abschluss der Nachweisung kenntlich bezeichnet; ja als wollte er sich der richtigen Auffassung möglichst sichern, scheut der Platonische Sokrates sich nicht, dieselben zwei-, ja dreimal aufzählend zu recapituliren.<sup>9)</sup> Kommt

---

<sup>9)</sup> Angekündigt wird die Untersuchung über die Bedingungen der Kunstmäßigkeit der Rede p. 239 E οὐκοῦν, ὅπερ νῦν προϋθέμεθα σκέψασθαι, τὸν λόγον ὅπη καλῶς ἔχει λέγειν τε καὶ γράφειν καὶ ὅπη μὴ, σκεπτόμεν. Abgeschlossen wird dieselbe p. 274 B οὐκοῦν τὸ μὲν τέχνης τε καὶ ἀτεχνίας λόγων περὶ ἱκανῶς ἐγέτω. Das erste Erfordernis für die Kunstmäßigkeit, nämlich die Einsicht in das Wesen der zu behandelnden Sachen, wird angekündigt p. 239 E ἀρ' οὐν οὐχ ὑπάρχειν δεῖ τοῖς εὖ γε καὶ καλῶς βηθησομένοις τὴν τοῦ λέγοντος διανοίαν εἰδούτων τὸ ἀληθὲς ὃν ἂν ἔρειν περὶ μὲν ἄλλῃ; abgeschlossen wird dieser Abschnitt p. 262 C

nun zu dieser, aus der dialogischen Form an das Lehrhafte streifenden Entwicklung der Bedingungen der Rhetorik noch hinzu, dass Platon die Kenntniss der gesammten Technik der damaligen Rhetoren, welcher er einen nur untergeordneten Werth zugestehet, mit sichtlichem Behagen zur Schau trägt, so wird es gewiss als unnützlich erscheinen, die Rhetorik für das Ganze des Dialogs zu der untergeordneten Bedeutung eines blofs Aeußerlichen mit Schleiermacher herabzudrücken. Die Reden des ersten Theiles bezeichnet Platon selbst als glücklich sich anbietende Beispiele, <sup>10)</sup> an denen die Richtigkeit der entwickelten Lehren zu prüfen ihnen gestattet werde, und von den drei aufgestellten Forderungen der Rhetorik als einer Kunst — nennen wir sie kurz die scientifiche, die logische und die psychologische — erläutert Platon selbst die beiden ersten am Beispiele der vorgetragenen Reden. Die zweite und dritte Rede, nach Inhalt und Zweck einander entgegengesetzt, werden demselben Sprecher zugewiesen, der nur in der ersteren seine wahre Ueberzeugung absichtlich verbirgt; die Einsicht in die Sache, so verwendet Platon selbst diesen Zug, <sup>11)</sup> gibt allein die Möglichkeit, entgegengesetzte Meinungen als wahr erscheinen zu lassen. Die erste und zweite Rede, ihrem Inhalte nach ausdrücklich als übereinstimmend bezeich-

λόγων ἄρα τέχνην ὁ τὴν ἀλήθειαν μὴ εἰδὼς, δοῦς δὲ τεθηρευκώς, γελῶν τινα, ὥς ἔσται. καὶ ἄπρην παρίσεται. Die Erörterung des zweiten Erfordernisses, nämlich der logischen Ordnung, wird eingeleitet durch den etwas harten Uebergang d. 263 C D βούλει οὖν — ὁ γὰρ, und es werden sodann darin drei Momente deutlich von einander abgehoben, erstens λόγου ἀρχὴν p. 263 D E, zweitens τί δὲ τάλλα; οὐ γὰρ τὴν δοκεῖ βεβλήσθαι τὰ τοῦ λόγου p. 264 B, drillens τοῦτον μὲν τοίνυν εἰσάωμεν — εἰς δὲ τοὺς ἐτέρους ἵωμεν p. 264 E. Nachdem hierauf p. 266 D — 269 D ausgeführt ist, dass bei dem Mangel dieser wissenschaftlichen Erfordernisse (τούτων ὑπολειφθέν p. 266 D) nur das Handwerksmäßige (τὰ πρὸ τῆς τέχνης p. 267 B) übrig bleibt, wird, wiederum durch einen deutlich erkennbaren Uebergang p. 269 D — 270 B, zu dem dritten, dem psychologischen Erfordernisse fortgeschritten p. 270 B — 273 B. — Recapitulirend zusammengestellt werden die Erfordernisse für die Kunstfähigkeit der Rede p. 273 D — ὁ τὴν ἀλήθειαν εἰδὼς — ἐάν μὴ τις τῶν τε ἀκουσομένων τὰς φύσεις διαριθμήσῃται, καὶ κατ' εἶδῃ τε διακρίσθαι τὰ ὄντα καὶ μὴ ἰδέα δυνατὸς ἢ καθ' ἑν ἕκαστον περιλαμβάνειν; und wiederum p. 277 B πρὶν ἂν τις τό τε ἀληθὲς ἐκάστων εἰδῇ περὶ ὧν λέγει ἢ γράφει, κατ' αὐτό τε πᾶν ὀρίσασθαι δυνατὸς γένηται, ὀρισάμενός τε πάλιν κατ' εἶδῃ μέχρι τοῦ ἀμύτου τέμνειν ἐπιστηθῇ περὶ τε ψυχῆς φύσεως οὐδὲν πλ., und das erste Erfordernis, die Einsicht in die Sache, wird nochmals vergewenwärtigt p. 278 C εἰ μὲν εἰδὼς ἢ τὸ ἀληθὲς ἔχει πλ.

<sup>10)</sup> p. 262 C D καὶ μὴν κατὰ τύχην γέ τινα, ὥς ἔσται, ἐρρηθῇ τὴν τῶ λόγῳ ἔχοντά τι παράδειγμα, ὥς ἂν ὁ εἰδὼς τὸ ἀληθὲς προσκαίρων ἐν λόγοις παράγοι τοὺς ἀκούοντάς.

<sup>11)</sup> p. 237 B εἰς δὲ τις αὐτῶν αἰμύλος ᾗν, ὅς οὐδενὸς ἦτον ἐρῶν ἐπεπείκει τὸν παῖδα ὥς οὐκ ἐρῶν — vgl. mit der Anm. 10 angeführten Stelle.

net, werden wiederum von Platon selbst als Beispiel verworrener Willkür<sup>12)</sup> gegenüber logischer Ordnung verwendet. Dass endlich die Farbe der beiden Sokratischen Reden, deren eine sich an den berechnenden Verstand, die andere an die begeisterte Phantasie des Hörers wendet, als Muster dafür gelten kann, wie die Rede sich dem Charakter und der Stimmung der durch sie zu überredenden Hörer anpassen soll, hat Schleiermacher mit dem ihn auszeichnenden feinen Takte für die Form angedeutet.

Bis hieher zeigen sich alle Fäden des Gespräches dem einen Ziele zugewendet, theoretisch darzulegen und an Beispielen nachzuweisen, welche Bedingungen die Rhetorik erfüllen muss, wenn sie auf die Würde einer Kunst Anspruch machen will. Aber aufer Betracht gelassen ist bisher der umfassende und mit unverkennbarer Vorliebe ausgeführte Theil der dritten Rede, in welchem theils in lehrhafter Weise, theils in der Form des Mythos von dem Wesen und den Wandlungen der Seele gehandelt wird, eben jener Theil, welcher den Anlass gegeben hat, den ganzen Dialog nach seinem Inhalte als Dialog von der Seele oder vom Schönen zu überschreiben. Als rhetorisches Beispiel ihn anzusehen in der so eben durchgeführten Weise ist nicht zulässig; denn der durch die Lysianische Rede veranlasste angebliche Zweck, die Gewinnung des Geliebten, rechtfertigt gewiss nicht diese eingehende Abhandlung über das Wesen und die Entwicklung der Seele; und an Abrundung würde die dritte Rede nur gewonnen haben, ohne darum etwas von ihrem Farbenglanze einbüßen zu müssen, wenn dieser Mythos in die Grenzen des Nothwendigen beschränkt oder durch anderes ersetzt wäre. Gesetzt nun, es lasse sich nicht eine andere Bedeutung dieses Abschnittes für den bis jetzt erkannten Zweck des Dialoges nachweisen, so würde sich selbst daraus meines Erachtens noch kein Recht ergeben, das von allen übrigen Seiten her zur Nothwendigkeit gewordene Resultat mit Schleiermacher wieder zu beseitigen, sondern man würde anzuerkennen haben, dass ein überwiegendes Interesse Platons hier die Grenzen der Composition durchbreche. Aber dies ist nicht einmal der Fall; in dem bis jetzt noch als fremdartig erscheinenden Abschnitte der dritten Rede lässt sich eine bestimmte Beziehung auf die über die Rhetorik ausgesprochenen Hauptsätze nicht nur als vorhanden, sondern selbst als von Platon beabsichtigt nachweisen.<sup>13)</sup>

<sup>12)</sup> p. 263 E — 264 E.

<sup>13)</sup> Wesentliches Verdienst um die vollständige Nachweisung der zwischen dem ersten und dem zweiten Theil des Phädrus vorhandenen Beziehungen hat die Abhandlung von Deuschle: „Ueber den inneren Gedankenzusammenhang im Platonischen Phädrus“, Zeitschr. für AW. 1834. No. 4—6.



Als erste Bedingung der Rhetorik als einer Kunst wird die Erkenntnis des Gegenstandes, von dem in der Rede zu handeln ist, gefordert. Nun ersehen wir aus anderen Platonischen Dialogen, in welchem Maße damals, gewiss nicht bloß von Sophisten um täuschende Räthselfragen zuzuspitzen, sondern auch von ernstern Denkern die Möglichkeit des Wissens überhaupt in Zweifel gezogen wurde.<sup>14)</sup> Solchen Zweifeln gegenüber spricht der Mythos über die Seele die Ueberzeugung aus, dass jede menschliche Seele vor ihrem irdischen Leben in den Besitz der Erkenntnis gelangt sei; diese vorweltliche Intuition des Seienden hat für ihr irdisches Leben die Bedeutung der Befähigung zum Wissen, also Beseitigung des Einwandes, welcher der ersten an die Rhetorik gestellten Forderung entgegengestellt werden konnte. Und hierin liegt zugleich die Beziehung des Mythos auf das zweite Erfordernis der kunstmäßigen Rede, nämlich die logische Ordnung; denn das Aufsteigen zu allgemeinen Begriffen ist in Platons Sinne zugleich Erhebung von dem wechselnden Scheine zu dem unwandelbaren Seienden; Erkenntnis des Seienden und Dialektik unterscheiden sich für ihn nur wie der Erfolg und die darauf gerichtete geistige Thätigkeit. Endlich die Kunst der Rede als einer Seelenleitung setzt Kenntnis der menschlichen Seele und ihrer Charakterschiedenheiten voraus; durch den Mythos wird uns nicht nur das allgemeine Wesen der menschlichen Seele in seinem Schwanken zwischen himmlischer und irdischer Natur zur Anschauung gebracht, sondern es werden auch hervorragende Typen verschiedener Charaktere gezeichnet durch die Vergleichung mit den als bekannt vorauszusetzenden Charakteren der einzelnen Götter, denen als ihren erwählten Führern die Seelen sich anschlossen.<sup>15)</sup> Der Inhalt des Mythos steht also zu den deutlich markirten Hauptsätzen über Rhetorik in wesentlicher und für dieselben bedeutsamer Beziehung; denn diejenigen Forderungen, welche für die Kunst der Rede gestellt werden, zeigt der Mythos als erfüllbar und durch das Wesen der menschlichen Seele selbst vorbereitet.

<sup>14)</sup> Indem Antisthenes die Zulässigkeit von Urtheilen leugnet, in denen das Prädicat dem Subjecte nicht identisch ist, Soph. 261 B. Theaet. 201 E ff (Zeller Ph. der Gr. II. S. 240 ff. vgl. meine Plat. Studien II. S. 83. 40. [327. 284]), hebt er dadurch überhaupt die Möglichkeit des Erkennens auf. Der Leugnung der Möglichkeit des Lernens, welche er als einen verbreiteten eristischen Satz erwähnt, setzt Platon im Menon p. 80 D ff. die Lehre von der Wiedererinnerung an die dem irdischen Leben der Seele vorausgegangene geistige Anschauung entgegen.

<sup>15)</sup> p. 252 C—253 C.

— Der Einwand liegt nahe, dass die angedeuteten Beziehungen bloß Erfindungen subjectiver Klügelei seien, welche Platon selbst als beabsichtigt beizumessen wir kein Recht haben. Aber die eine derselben wird von Platon selbst in nicht zu bezweifelnder Weise bezeichnet. In dem Abschnitte des Mythos nämlich, in welchem er die vorweltliche Intuition der Ideen schildert, sagt Platon: »Keine Seele, die nicht einst die Wahrheit geschaut, kommt in diese menschliche Gestalt. Denn der Mensch muss das begrifflich ausgesprochene verstehen, indem er die Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungen in die Einheit des Gedankens zusammenfasst. Das aber ist Erinnerung an die einstige Anschauung der Idee.« Und als er im zweiten von den Erfordernissen der Rhetorik handelnden Theile die Nothwendigkeit der Dialektik bezeichnet, die Fähigkeit der Zusammenstellung des zerstreuten Umfanges des Einzelnen in die Einheit des Begriffs, sind es fast durchaus die nämlichen Worte, deren er sich zum Ausdrucke dieser Forderung bedient.<sup>16)</sup> Ein eigentliches Citat, eine directe Verweisung auf den sachlichen Inhalt der letzten Rede hätte die Fiction des Dialoges durchbrochen; denn nach dieser können für den lehrhaften Inhalt des zweiten Theiles die Reden des ersten, die letzte nicht weniger als die vorübergehende, nur in Betreff ihrer künstlerischen Form verwendet werden, nicht nach ihrem Inhalte, der für etwas rein gleichgültiges zu gelten hat. So weit also die Andeutung eines inhaltlichen Zusammenhanges möglich war, ist sie durch diesen Anklang der Worte, den schwerlich jemand für zufällig und unbeabsichtigt ansehen wird, erreicht; und ist für eine der drei genau unter einander zusammenhängenden inhaltlichen Beziehungen des Mythos zu den Erörterungen über Rhetorik durch Platon selbst dem Leser die Weisung gegeben, so wird damit zugleich für die beiden andern der Verdacht einer bloß subjectiven Combination und willkürlichen Deutelei beseitigt sein.

Hiermit schwindet auch die letzte Spur einer Berechtigung, die Rhetorik, welche Platon selbst als Gegenstand der Verhandlung vom

<sup>16)</sup> Die bezüglichlichen Worte in dem Mythos lauten p. 249 B C οὐ γὰρ ἡ γὰρ καὶ ποτὶ ἰδοῦσα τὴν ἀλήθειαν εἰς τόδε ἔξει τὸ σχῆμα. δεῖ γὰρ ἀνθρώπων ἐνγίναται κατ' εἶδος λεγόμενον, ἐκ πολλῶν ἰὼν αἰσθήσεων εἰς ἓν λογισμῷ συναιρούμενον. τοῦτο δὲ ἐστὶν ἀνάμνησις ἐκείνων, ἃ ποτ' εἶδεν ἡμῶν ἡ ψυχὴ συμπορευθεῖσα θεῶν καὶ ὑπεριδούσα ἃ νῦν εἶναι φαινοίμεθα καὶ ἀνακρίψασα εἰς τὸ ὅν ὄντως. Nicht nur im Allgemeinen an den Gedankeninhalt, sondern ausdrücklich an den Wortlaut erinnern die Stellen im zweiten Theile des Phädrus p. 263 D εἰς μίαν τε ἰδέαν συνορῶντα ἀγειν τὰ πολλὰ καὶ διεσπαρμένα, ἢ ἐκαστον ὀριζόμενος ὁ λόγος ποιῇ, περὶ οὗ ἂν δεῖ διδάσκειν ἐθέλει. p. 273 E εἰ μὴ κατ' εἶδος τε διακρίνομεθα τὰ ὄντα καὶ μιᾷ ἰδέᾳ συνάτομεν ἢ κατ' ἓν ἐκαστον περιλαμβάνειν.

Beginne bis zum Schlusse des Werkes bezeichnet, mit Schleiermacher zu einer bloß äußerlichen Schale des eigentlichen Kernes zu machen. Vielmehr hat Platon wirklich die Absicht zu zeigen, dass die Rhetorik, auch wenn sie nur durch das Mittel der Wahrscheinlichkeit Ueberredung, nicht Belehrung schaffen will, doch zu einer wirklichen Kunst nur auf dem Grunde der Philosophie sich entwickeln kann. Die Philosophie aber hat nicht erst als Voraussetzung und Bedingung der Rhetorik, sondern an sich einen absoluten Werth, und die belehrende Mittheilung, die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Forschung steht an Bedeutung und Würde hoch über jeder nur der Ueberredung dienenden Rede.

Wenn ich hiermit versuche, im Platonischen Phädrus, ohne dem von Schleiermacher zur ausschließlichen Geltung gebrachten allgemeinen philosophischen Charakter Eintrag zu thun, der polemisch-kritischen Seite ihre volle Bedeutung zu wahren und darin die spezifische Tendenz dieses Dialogs erkennen zu dürfen glaube, so ist darin eine Verschiedenheit von Schleiermachers Auffassung der schriftstellerischen Thätigkeit Platons ausgeprägt, welche sich in gleicher Weise auf einen weiteren Kreis von Dialogen bezieht. Für Schleiermacher nämlich sind die Dialoge Platons die fortschreitende und sich erweiternde Selbstdarstellung des Philosophen. Durch Einhaltung dieses Gesichtspunctes hat Schleiermacher zur Einführung in das Verständniß des Philosophen Größeres geleistet, als vor oder nach ihm jemandem gelungen ist; aber die Ausschließlichkeit dieses Gesichtspunctes steht meines Erachtens weder mit den zweifellos vorliegenden Ueberzeugungen Platons im Einklange, noch erschöpft sie den Inhalt einer ganzen Reihe bedeutender Dialoge. Das philosophische Wissen hat für Platon ebenso wie für Sokrates nicht bloß theoretische Bedeutung; die Unbedingtheit des Wissens und die sittliche Reinheit des Willens sind für Platon etwas untrennbar verbundenes. Die Philosophie ist nicht eine von dem Leben getrennte Theorie, sondern sie ist die das ganze Leben erhebende und gestaltende Kraft. Wenn Platon sein Ideal des Philosophen, Sokrates, der mit bewusster Absicht der Politik sich fern gehalten hatte, doch für den einzigen wahren Politiker erklärt,<sup>17)</sup> wenn er für das Wohl der Staaten fordert, dass die Regierenden sich wahrhaft und aufrichtig der Philosophie hingeben,<sup>18)</sup> so sind diese und ähnliche Sätze

<sup>17)</sup> Gorg. 521 D οἶμαι μετ' ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἶπω μόνος, ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν.

<sup>18)</sup> Vgl. die bekannte Stelle der Republik über die Nothwendigkeit der Herrschaft der Philosophie im Staate, V. 473 C D.



nicht witzig zugespitzte Paradoxien, sondern sie sprechen nur Platons innerste Ueberzeugung in einer besondern Richtung aus. Mit dieser Ueberzeugung fand sich Platon im Gegensatze zu der herrschenden geistigen Richtung seiner Zeit. Die begabtesten Jünglinge strömten den Schulen der Sophisten und Rhetoren zu, in denen sie — wie es jetzt mit einem viel verwendbaren Worte bezeichnet zu werden pflegt — formale Bildung und Gewandtheit der Rede zu erwerben hofften, um danach entweder durch ihr Talent zu glänzen oder sich Einfluss im Staate zu verschaffen. Dem gegenüber nun unternimmt Platon in einer Reihe von Dialogen, welche durch den Reiz ihrer Form gebildete Leser zu gewinnen und zu fesseln geeignet waren, zu der Ueberzeugung zu führen, dass alle diese sophistisch-rhetorische Bildung eitel Tand sei, wenn sie nicht auf dem festen Grunde der Philosophie ruhe. Es genüge zur Erläuterung dieses Satzes an Dialoge wie Protagoras, Euthydemus, Gorgias zu erinnern. Die Sophisten wollen über die wichtigsten Dinge Belehrung geben und dadurch Jünglinge zu bürgerlicher Tugend bilden; und doch zeigt sich, dass sie über die principiellsten Fragen der Ethik in gleich schämenswerther Unklarheit sich befinden, wie ihre Schüler. Diesen Gedanken bringt der Dialog Protagoras zur Anschauung. Die sophistische Spitzfindigkeit, eben so überraschend für den ersten Blick wie leicht abzulehnend für das oberflächliche Talent, kann die Jünglinge wohl zu übermüthiger Leichtfertigkeit bringen, den bescheidenen Ernst des Forschungstriebes schafft nur die Philosophie. Dies die Absicht der heitern Witzesspiele des Dialoges Euthydemus. Die politische Rhetorik, so wie sie thatsächlich besteht, ist keine des edlen Mannes würdige Lebensaufgabe, die Philosophie ist sein wahrer Lebensberuf, der Philosoph allein ist Politiker im vollen Sinne des Wortes. So lässt sich die Absicht des Dialogs Gorgias zusammenfassen. In diese Reihe von Dialogen, für deren Charakteristik die angeführten Beispiele ausreichen, gehört auch der Phädrus; der Preis der Philosophie, als der Grundlage alles Schönen und Guten, ist nicht der ausschließliche Zweck des Dialogs, sondern die Bekämpfung der unwissenschaftlichen, handwerksmäßigen Rhetorik hat für Platon nicht minder Wichtigkeit; wenn man mit Schleiermacher diesen und die ihm gleichartigen Dialoge nur zu Momenten in der Selbstdarstellung Platons macht, so scheint mir dadurch ihr, wenn ich so sagen darf, praktischer Charakter, das Streben nach Einwirkung auf einen weiteren Kreis gebildeter Leser verfehlt zu werden. Von dieser Gruppe Platonischer Dialoge scheidet sich kenntlich eine andere: Dialoge, in denen Platon bestimmte Seiten seines philosophischen



Systems zu erweisen und sich über die von ihm versuchte Lösung der Probleme mit den andern gleichzeitig bestehenden Philosophien auseinanderzusetzen unternimmt. In ihrer Form des Schmuckes dramatischer Scenerie, des fesselnden Glanzes der Darstellung entbehrend sind sie, scheint mir, für einen engern Leserkreis, der eignen Schule und von Philosophen der von Platon bekämpften Richtungen, schon ursprünglich angelegt gewesen, so gut wie jetzt ihre Lectüre sich auf einen ungleich engern Kreis beschränkt, als die jener ersteren Gruppe, aus welcher das Gesamtbild von Platons schriftstellerischem Charakter pflegt gewonnen zu werden. Oder ist es wahrscheinlich, dass zu Platons Zeit ein Sophistes, Kratylus, Politiker, Parmenides, Philebus und selbst Theätetus andere Leser gefunden habe, als solche, welche der Philosophie im specifischen Sinne dieses Wortes ihr Interesse und ihre geistige Arbeit widmeten, und dass Platon selbst für die in diesen Schriften geführten Untersuchungen einen weitem Leserkreis, als den bezeichneten erwartet habe? Wenn die Annahme der Bestimmung für einen engern Leserkreis berechtigt ist, so würde sich daraus erklären, dass in ihnen Platon den Dialog in einer Weise anwendet, welche der rein abhandelnden Form nahe kommt.—Die hier versuchte Unterscheidung zweier Arten der Platonischen literarischen Thätigkeit würde durch Erinnerung an den damaligen wissenschaftlichen Zustand, da die Philosophie aus einem Inbegriff der gesamten wissenschaftlichen Bildung die Selbständigkeit einer Wissenschaft zu gewinnen begann, durch Vergleichung ferner der zweifachen schriftstellerischen Thätigkeit des Aristoteles in seinen populären dialogischen und seinen systematischen Schriften zu größerer Wahrscheinlichkeit erhoben werden können. Wird diese Unterscheidung als begründet anerkannt,<sup>19)</sup> so verliert dadurch jene sogenannte höhere Kritik über die Echtheit Platonischer Schriften einen großen Theil ihrer Waffen, da sie eben die Form der einen Art von Dialogen zum Maßstabe Platonischer Weise überhaupt glaubt machen zu dürfen, in derselben Weise, wie bei Aristoteles die Form der uns aus seinem literarischen Nachlasse allein noch übrigen Lehrbücher, Abhandlungen, Skizzen von Vorträgen der Anlass geworden zu sein scheint, dass von manchen Seiten die Echtheit der einst unter Aristoteles Namen vorhandenen,

---

<sup>19)</sup> Die Unterscheidung ist nicht in dem Sinne aufgestellt, als müsse sich jeder Platonische Dialog rein und unbedingt der einen oder der anderen Kategorie einreihen lassen; durch Anerkennung einer solchen Beschränkung verliert die Unterscheidung selbst, falls sie begründet ist, nicht an Bedeutung.

für einen weiteren Leserkreis bestimmten Dialoge bezweifelt oder in Abrede gestellt wird.

Doch kehren wir noch für einen Augenblick zum Phädrus zurück. Die Frage über die Abfassungszeit des Phädrus, die seit Schleiermacher in allen Schriften über Platon den größten Aufwand von wirklicher Gelehrsamkeit wie von vorurtheilsvoller Spitzfindigkeit erfahren hat, ist in dem Bisherigen ganz bei Seite gelassen. Zum Verständnisse des Phädrus ist die Beantwortung dieser Frage nicht erforderlich; das allgemeine Interesse der Zeit für Rhetorik und deren thatsächliche Beschaffenheit einerseits, Platons Ueberzeugung von dem absoluten Werthe der Philosophie andererseits, reichen hin das Werk verständlich zu machen, ohne dass wir nöthig hätten, erst aus der Eigenthümlichkeit eines bestimmten Zeitpunctes oder eines einzelnen Anlasses die Erklärung zu suchen. Und wenn nebensächliche Anspielungen in dem Dialoge<sup>20)</sup> aus ganz andern, als den für Schleiermacher bestimmenden Gesichtspuncten zu der Ueberzeugung zurückführen, dass der Phädrus, wenn auch nicht mit Schleiermacher bestimmt als der Anfang, so doch in die früheste Periode von Platons literarischer Thätigkeit zu setzen ist, so gewinnt dadurch wohl das Bild von Platons Schriftstellerthum, aber nicht eben das Verständnis des Phädrus an Bestimmtheit. Zeichen der Jugendlichkeit im Einzelnen des Dialoges Phädrus hat Schleiermacher mit sicherem Urtheile angedeutet; nicht vereinbar damit scheint mir die ungeschmälerte Bewunderung, welche Schleiermacher der Composition des Ganzen zollt. Der Dialog Phädrus fesselt durch Reize der Darstellung, die ihren Eindruck auf keinen Leser verfehlen werden; die lebensfrische Naturschilderung der scenischen Einrahmung hat schon im Alterthume verdiente Bewunderung gefunden; die verschiedene Farbe der drei Reden beweist eine seltene Herrschaft über die Mittel der Sprache; der erhabene Mythos der dritten Rede lässt uns eben so sehr den Dichter Platon wie den tief-sinnigen Philosophen vernehmen. Aber nicht den gleichen Beifall würde ich wagen über die Composition auszusprechen. Das Ganze ist unverkennbar in großen Umrissen angelegt, so dass der erste rhetorische Theil seine Verwerthung im zweiten dialogischen findet; doch lässt sich nicht leugnen, dass die verbindenden Fäden zwischen beiden für den Umfang des Ganzen zu dünn erscheinen. Ferner ist der Uebergang vom ersten Theile zum zweiten gewaltsam,<sup>21)</sup> im

<sup>20)</sup> Vgl. vornehmlich Spengel's Abhandlung: Isokrates und Platon. 1856.

<sup>21)</sup> Die Erwähnung des angeblichen Tadels über Lysias als λογογράφος p. 257 C tritt so unerwartet als unmotivirt ein; und dieser Tadel bildet den

zweiten selbst sind die Fugen der Gliederung auffallend ersichtlich,<sup>27)</sup> die Uebergänge öfters nicht aus der Sache selbst, sondern durch zufällige Mittel hergestellt;<sup>28)</sup> die Mangelhaftigkeit der Gesprächsform durch die Inhaltlosigkeit dessen, was Phädrus dazu gibt, tritt nicht blofs durch die Vergleichung so vollendeter Werke wie Protagoras, Gorgias, Phädon, Symposion, sondern auch mancher kleinen, an Inhalt nicht bedeutenden, wie Laches, Lysis, Charmides, unverkennbar entgegen. Mit Vorzügen, die nur dem genialen Künstler erreichbar sind, verbinden sich Mängel, in denen wir den anfangenden Künstler werden erkennen dürfen. Diese ebenso unverhohlen zu bezeichnen, wie wir jene bewundern, gebietet die Achtung vor Platons Namen, dessen Meisterschaft in der Kunst des philosophischen Dialoges eines Verdeckens der Mängel nicht bedarf.

Ausgangspunct, von dem aus zu dem Satze *ὅτι ἀσχετὸν αὐτὸ γὰρ τὸ γράψαι λόγους* p. 258 D und weiter zu der Formulirung der Aufgabe *ὑπὲρ καλῶς εἶναι λέγειν τε καὶ γράψαι λόγους καὶ ὑπὲρ μὴ, οὐκ ἐπὶ πᾶσι* p. 259 E gelangt wird. Man wolle unbefangen prüfen, ob durch manche witzige Gedankenwendung und durch die eingefügte Naturschilderung und den Mythos die Gewaltthätigkeit dieses Ueberganges wirklich beseitigt oder nur überdeckt wird. Die preisenden Deutungen Susemihl's I 257—262 vermag ich nicht mir anzueignen.

<sup>27)</sup> Vgl. oben Anm. 9.

<sup>28)</sup> Es genüge unter andern an den Uebergang zu dem dritten Erfordernis der Redekunst, der psychologischen Kenntnis, zu erinnern p. 299 E—370 B, oder an den Uebergang zur Forderung der logischen Ordnung der Rede p. 262 C *βούλει οὖν* — E, bei dessen Anfang man nicht wissen kann, dass die vorgebrachten Reden zur Auffindung anderer Erfordernisse, und nicht vielmehr zur Erläuterung des bereits ausgesprochenen sollen verwendet werden. Am auffallendsten aber ist es, wenn der Platonische Sokrates p. 263 A das von dem Unterredner gebrauchte *ἀνδριώτης* corrigirend in *παννῶς* steigert und dies von ihm hineingeworfene Wort dazu verwendet, um zu den in den Reden erwähnten entgegengesetzten Arten der *πανία* und dadurch sodann zu den logischen Functionen der Begriffsbildung und Unterscheidung zu gelangen.

**ZUR ERINNERUNG**

**AN**

**P E T E R   H A F F T I T Z.**

**VON**

**W. HARTMANN.**





Die Säcularfeier des grauen Klosters lenkt den Blick auf die Zeit der Gründung des Gymnasiums und lässt uns das Andenken der Männer erneuern, welche hierbei näher oder entfernter betheiligt waren. Es scheint nicht unpassend, in diesem Falle auch eines Mannes zu gedenken, der zu jener Zeit als Gelehrter und Schulmann in Berlin geachtet, mit der Leitung der neu gegründeten Schule betraut zu werden erwartete und erwarten durfte, aber in auffallender Weise von ihr fern gehalten wurde, ich meine den Chronisten Peter Hafftitz. Was sich über die Lebensschicksale desselben ermitteln lässt, hat mein geehrter College Dr. Heidemann in seiner zur Säcularfeier erscheinenden Geschichte des grauen Klosters sorgfältig zusammengestellt. Hier genügt die kurze Angabe, dass Hafftitz um 1525 in Jüterbogk geboren und erzogen wurde, in Frankfurt a.O. die Magisterwürde erhielt, später Rector der seit 1540 vereinigten Nicolai- und Marienschule, nach deren Auflösung und Umwandlung in eine Mädchen-Schule Rector der Schule in Cölln war und die letzten Lebensjahre im Privatstande lebte, ungewiss, ob er seinem Amte freiwillig entsagte, zur Entsagung gedrängt oder desselben enthoben wurde. — Die Frage, weshalb ein Mann von so umfangreichen theologischen, philologischen und geschichtlichen Kenntnissen, wie Hafftitz sie in zahlreichen Schriften bewährt, in krankender Weise bei der Stiftung des Gymnasiums fern gehalten wurde, und später ausser amtlicher Thätigkeit lebte, ist eine offene geblieben. Dass nicht Zweifel an der Gelehrsamkeit oder an dem pädagogischen Geschick des Mannes die Ursache dieser Kränkung gewesen, wohl aber seine freiere religiöse Richtung, vielleicht der Verdacht des Kryptocalvinismus, ist mir aus verschiedenen Andeutungen in seiner Chronik zur festen Ueberzeugung geworden. In der umfangreichen einleitenden Widmung an den Churfürsten Joachim Friedrich ist unzweifelhaft auf Anschuldigungen der Art hingedeutet; nachdem er über den Undank geklagt, »damit alle verlebte Kirchen- und Schuldienner, wie auch ihm für seine 38jährige mit Gefahr Leibes und

Lebens <sup>1)</sup> und Verschmälierung seines armen Bettels, an Schulen treu geleistete Dienste wiederfahren, pflegen gelohnt zu werden«, hebt er nachdrücklich hervor, dass seine vielfältigen lateinischen und deutschen theologischen und philosophischen Schriften ihn »von allen verführerischen Lehren und ketzerischen Irrthümern, denen er als dem Teufel selbst spinnefeind sei, genugsam salviren, vindiciren und defendiren.«

An verschiedenen Stellen seiner Chronik tritt seine Verbitterung gegen die Geistlichkeit rückhaltslos hervor. So schreibt er beim Jahre 1590: »In der heiligen Christnacht ist das Thumstift zu Cölln an der Spree sehr bestohlen von einem Weifsgärber aus Liebenwerda, welcher darümb 3 mahl mit Zangen gezogen und gerädert worden. Ehe man aber hinter die Thäter gekommen, hat man von allen Öhrtern Schwartzkünstler und Teufelsbanner versammelt, die den Thäter sollten offenbahren, und hatte wohl wenig gefehlt, dass man unschuldige Leute auf ihre Aussage und falsche Bezüchtigung hätte angenommen, torquirt und dabingerichtet. Und war damals unter allen Hoffspredigern nicht ein Jeremias oder Micha, der da hätte sagen dürffen: liebe Herren, was habt ihr für? womit gehet ihr um? gehet ihr auch dem Dinge wohl recht nach? — *sed de hoc verbum nulum et silentium altissimum.*«

Nimmt man hinzu, dass in den erbitterten religiösen und kirchlichen Kämpfen nicht nur die Berlinische Geistlichkeit sondern auch die bei der Stiftung des Gymnasiums vorzugsweise betheiligten Männer, Distelmeier, Steinbrecher u. A. der streng lutherischen Richtung anhängen, so kann die Zurücksetzung unsres Haffitz kaum auffällig erscheinen.

Wie erbittert noch am Ende des Jahrhunderts die kirchlichen Parteien einander gegenüber standen, davon zeugt die Auslassung, mit welcher Haffitz die Nachricht über Luthers Tod beim Jahre 1546 begleitet. »In diesem Jahre am Tage Constantiae und Concordiae ist der wohlerleuchte, Ehrwürdige und hochgelehrte Herr Martinus Lutherus, der H. Schrift Doctor, des Deutschlandes rechte Elias zu Mansfelt gestorben, und von dannen nach Wittenberg geführt und daselbst in der Schlosskirche begraben. Darauff bald eine Zer-

---

<sup>1)</sup> Bei den um jene Zeit häufig wiederkehrenden tödtlichen Seuchen, die man mit dem Namen der Pest belegte, waren die engen und überfüllten Schulräume die geeignetsten Herde der Ansteckung und gefährdeten Leib und Leben der Lehrer und Schüler.

rüttung in Weltlichen Regimenten und große Uneinigkeit und Zwiespalt in der reinen Lehre und Religion erfolgt, dass es viel Fladder Geister, Wetterhanen und Mammelucken unter den Geistlichen gegeben, und ein solcher Riss in der Kirchen und reinen Lehre sei her geschehen, dass man daran genug zu flicken hat, und alle Hoffnung schier aus ist, solchen Schaden wieder auszubüßen und zu ersetzen.<sup>2)</sup>

Unter den vielen Schriften, die Hafftitz hinterlassen, ist nur seine handschriftliche Chronik von Bedeutung. Sie ist in vielen Handschriften vorhanden, die aber vielfach von einander abweichen. Die erste Abfassung fällt in das Jahr 1595; spätere Notizen erstrecken sich bis zum 12. August 1600. Es ist anzunehmen, dass Hafftitz selbst immer neue Uebearbeitungen und Erweiterungen besorgt hat, da sein Werk von den Zeitgenossen sicher geschätzt und viel gelesen wurde. Wenn er in der Einleitung sagt, dass dasselbe von ihm unternommen »in seinem widerwärtigen betrüblichen Zustande, zum Theil zur Abschneidung und Verkürzung allerley schwermüthiger Gedanken, zum Theil auch, damit er in seinem privat Stande, dieweil er jetzo dienstlos sey, die Zeit nicht vergeblich zubringe, sondern mit seinem ihm von Gott vertrauten Pfündlein zu seinen Ehren und des Nächsten seligen Gebrauch und Wohlfahrt nützlich dienen möge«, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass er aus den Abschriften seiner Chronik nothdürftigen Unterhalt gezogen.<sup>3)</sup> Sei es, dass er deshalb die handschriftliche Verbreitung seiner Chronik der durch den Druck vorgezogen, sei es, dass durch die gleichzeitige Erscheinung der ähnlichen Werke seines Zeitgenossen Angelus, dessen Breviarium in Wittenberg 1593, Annales in Frankfurt a. O. 1598 erschienen, von einer Veröffentlichung durch den Druck wenig Erfolg und Gewinn zu hoffen war: sein Werk blieb bis in die neueste Zeit ungedruckt.<sup>4)</sup>

---

<sup>2)</sup> Es bedurfte neuer und flagranter Uebergriße der jesuitischen Regierung Rudolfs II., die Protestanten dahin zu bringen, dass sie untereinander und mit den Reformirten einige Zeit Frieden hielten.

<sup>3)</sup> Nach einer meinem Exemplar beigegebenen Notiz vom 15. Juli 1670 ist für die Abschrift zweier Chroniken, von Garcaus, 197 Seiten umfassend, und Hafftitz, von der churfürstlichen Bibliothek dem früheren Besitzer Johann Adam Perlitz, Stadtschreiber zu Brietze a. d. Oder, 30 Thlr. angewiesen worden, »so hoch es in der Erbschaft seines Großvaters ihm angerechnet war.« Der Preis der etwas umfangreicheren Handschrift des Hafftitz betrug also etwa 15—20 Thlr.

<sup>4)</sup> In Riedels *Cod. Diplom. Brand.* IV. Abth. Bd. I. ist der Abdruck einer ältern Handschrift enthalten; spätere Erweiterungen sind hie und da in Anmerkungen hinzugefügt. Die sehr ausführliche Einleitung und Widmung ist ausgelassen.



Bei dem steigenden Interesse, welches die vaterländische Geschichte in den Kreisen Gebildeter gefunden, das sich noch neuerlich in der regen Betheiligung an dem Verein für Geschichte Berlins erfreulich bewährt hat, bedarf es vielleicht nur der Anregung, um für eine kritische Bearbeitung und eine vollständige Herausgabe des Werkes, das unter den märkischen Geschichtsquellen eine bedeutende Stelle einnimmt, die Mittel zu beschaffen. Man macht freilich Haßfütz den Vorwurf, dass er ohne Kritik in bunter Mischung Wichtiges und Alltägliches neben einander stellt, dass ein großer Theil des Microchronicon von Nachrichten über Geburten, Vermählungen und Sterbefälle in den Häusern der Fürsten und angesehenen Personen, über Kometen, Himmels- und Wettererscheinungen, Theurung, Pest und Seuchen, Teufelsspuk und Zauberei u. dgl. erfüllt ist. Dieser Vorwurf bedarf jedoch erheblicher Ermäßigung. Einmal sind diese Mängel durch die streng annalistische Anordnung bedingt; dann theilt er dieselben mit seinen Zeitgenossen, und selbst Angelus,<sup>5)</sup> der unstreitig den ersten Platz unter den märkischen Chronisten einnimmt, hat sie in höherem Maße und wird hier und da durch die Anhäufung der dürrsten Angaben fast ungenießbar. Mag Haßfütz sich in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen zeigen, dennoch tritt überall seine treuherzige, streng rechtliche Lebensanschauung hervor,<sup>6)</sup> und immerhin wird das in festen Strichen gezeichnete Bild damaliger Zustände und Anschauungen, so beschränkt und dürftig sie sind, lehrreich bleiben. — Zu genauerer Kenntniss der Eigenart unseres Chronisten, seiner Auffassung und Darstellung, sind im Folgenden vier größere Abschnitte aus den verschiedenen Theilen der Chronik herausgehoben. Der erste ist dem Schluss der ersten Abtheilung des Chronicon entnommen, welche »Vom Zustande der Chur und Fürstenthums Brandenburg, ehe denn die Burggrafen von Nürnberg als die Siebende Familia dieselbe in Besitz bekommen« überschrieben ist. Dass Haßfütz in diesem Theile Wusterwitz ausgeschrieben, ja dessen Geschichte der Mark, welche die Zeit von 1388 bis 1423 umfasst haben soll, für sein Werk ausgegeben habe,<sup>7)</sup>

<sup>5)</sup> Angelus war 1592 Conrector am grauen Kloster; er starb als Prediger und geistlicher Inspector 1598 in seiner Vaterstadt Straußberg an der Pest im Alter von 27 Jahren.

<sup>6)</sup> Der verdiente Historiker Wilken, ein gründlicher Kenner der Brandenburgischen Geschichte, legte nicht geringen Werth auf die Chronik des »treuen, ehrlichen Haßfütz«.

<sup>7)</sup> Möhsen, Gesch. d. Wissensch. in der Mark, p. 48. — Ueber den Brandenburgischen Syndicus Wusterwitz s. Bekmann, hist. Beschreibung der Mark I. 316, und Riedel Cod. dipl. Brand. IV. Abth. I Bd. pag. 46.

ist eine böswillige, völlig unbegründete Insinuation; dass er ihn aber fleißig benutzt hat, ist aus seiner Uebereinstimmung mit Angelus, der Wusterwitz häufig als Quelle anführt, ersichtlich. Der unten folgende Abschnitt schildert die gleichzeitige Umlagerung und Erstürmung der Hauptvesten der räuberischen Quitzows und ihrer Anhänger, wodurch endlich ihr unbeugsamer Trotz gebrochen wurde. Hier wie überall spricht Hafftitz die höchste Verehrung für das Fürstenhaus der Hohenzollern aus, die vollste Anerkennung der Verdienste, welche sie sich um die Mark erworben.

»Anno Christi 1414 hat der hochlöbliche Fürst H. Friederich Burggraff mit tiefen Gedanken, scharffen Sinnen und reiffen Bath wohl bedacht, wie Er die bösen Wurtzeln durch die Quitzowen gepflanzt, möchte aufrotten, und hat mit Hülffe und Beystandt der Umbwohnenden und benachbarten Fürsten und Herren, mit welchen Er Freundschaft angeschlagen und Verbündtnis gemacht hatte, zu gleicher Zeit 4 Heer versamlet, und damit 4 Schlösser belagert und umblegt. Den Mittwoch nach Purificationis Mariae hat H. Günther von Schwartzburg Ertzbischoff zu Magdeburg mit seinem Volcke umblegt das Schloss Plawen, darauff Johann von Quitzow safs. H. Rodolphus zu Sachsen hat an S. Agnes Tag mit seinem Heer belagert das Schloss Goltzow, darauff Wiechert von Bochow in seinem väterlichen Erbe safs. Der H. Burggraff mit H. Balthasar Fürst der Wenden, und H. Ulrich Grafen zu Lindow und H. Johann von Biberstein, und H. Otten Pflug Bitter haben am Tage Dorotheae das Schloss Frysack umblegt, darauff Dieterich von Quitzow safs. H. Johann von Torgaw mit denen von Jüterbock, Brietze, Belitz, und die zu der Abbetey Zinne und Lenyn gehören, haben eben an demselbigen Tage belagert das Schloss Buten, darauff Goschke Brederlow, Johann von Quitzows Hauptmann safs. Also haben sie zu gleicher Zeit die 4 Schlösser belagert und umblegt. Die Rächte beyder Städte Brandenburg haben mit dem Baht zu Rathenow heimlich gehandelt, dieweil sie Dieterich von Quitzow in Versatzung hatte, dass sie bey Nacht mit Johann Borgstorff Bürgermeister der Neu-Stadt Brandenburg gegen Berlin zügen und H. Friederich Burggrafen von wegen der genannten Stadt huldeten und zusagten, sie wolten ihrer Stadt Thore öffnen, wenn Er kähme. Dessen ist H. Friederich erfreuet, und mit ihnen geschickt Bertram von Bredow, der ein Bruder war H. Hennigs Bischoffs zu Brandenburg, dass Er die Stadt Rathenow sollte einnehmen, welches Er auch ohne alle Müh gethan hat. Da nun die 4 Schlösser belagert waren, haben sie mit grofsen Büchsen die Mauern niedergelegt und ritterlich gestritten, und am Tage Scholasticae

ist Dieterich von Qvitzow heimlich vom Schlosse Frysack entflohen, und H. Friederich hats eingenommen. Darnach ist Er für das Schloss Plawe gezogen, hat mit der grossen Büchse Hertzog Friederichs des Landt Graffen in Düringen, der ein Schwager war des Ertzbischoffs zu Magdeburg, die Mauren desselbigen Schlosses, die 14 Schuhe dick waren, niedergelegt. Da das sahe Wichart von Bochow und besorgte sich es würde mit ihm auch nicht anders werden, hat er sein Schloss und väterlich Erbe H. Rodolphen zu Sachsen unter Gnaden des H. Burggraffen übergeben, ist mit den Seinen, am Halsse Stricke habende, und das FrauenZimmer in weissen Badekitteln gleichergestalt vom Hause gehende mit einem tiefen und demüthigen Fufsfall solches abgetreten, jedoch dass Er seine und der Seinen Gühter davon nehmen möchte. Dieser Wichart war jung und leider von den Qvitzowen verführet, dass Er sich stets auff sie verlassen, und guten Baht veracht, dadurch Er sein väterliches Erbe verlohren, ist aus Gnaden gesetzt auff das Schloss Potstamp, dass Er für 400 Schock behmischer Groschen einbekommen.

Als nun Johann von Qvitzow vernommen, dass das Schloss Frysack gewonnen und eingenommen, die dicken Mauren des Schlosses Plawen, darauff seine Zuversicht stund, zerschossen, nahm Er Montags nach Matthiae Apostoli Tag die Flucht mit seinem Bruder Henning, Studenten von Paryfs, und einem Knechte Dieterich Schwalbe genannt, in Meinung zu entrinnen; Aber die Bürger beyder Städte Brandenburg, die auff der andern Seite des Schlosses über der Havel waren mit ihren Büchsen, alss sie sahen dass Johann von Qvitzow flüchtig war, folgten sie ihm bald zu Ross und Fufs nach. Derowegen verlief er sein Boss, lief zu Fufs, in Meinung sich also besser zu verstehlen und zu verbergen. Aber die Knechte H. Heinrichs von Schwartzburg des Ertzbischoffs zu Magdeburg Bruders haben ihm nachgespüret und mit den andern beyden gefänglich angenommen, und in der Kirche bei Plawen, darin der Ertzbischoff zu Magdeburg seine Küchen hatte, in einen Stock gesetzt. Und also ist H. Gebhart von Platow Ritter und Peter Kotsche von ihren Gefängnis gefreyet; die aber auff dem Schlosse geblieben, alss sie gesehen, dass sie es in keinem Wege könnten auffhalten, begehrten sie Frieden und ergaben sich auff Gnaden des H. Burggraffen, übergaben das Schloss, dass sie frey und sicher möchten abziehen, und hat also der H. Burggraff das Schloss auch eingenommen und alda, wie man für wahr gesagt, 700 Seiten Speck ohne alle andern Vicualien von Fleische, Wein, Bier und Mäde gefunden. Da dis vernam Goshke Brederlow, Johann Qvitzows Hauptmann des Schlosses



Buten, dass Plawen genommen und Johann von Qvitzow gefangen wäre, hat er bald das Schloss Buten H. Johann von Torgow und Paul Möringe, zu der Zeit Hauptmann zu Trebin, aufgegeben, also dass Er und die Seinen frey davon ziehen möchte. Nachdem nun diese Schlösser gewonnen und eingenommen, sind die Fürsten und Herren wieder heim gezogen; und Johann von Qvitzow ward mit Fleiß verwart im Kercker auff dem Schlosse Kalbe, vom Ertzbischoff zu Magdeburg, wie es Ihm aber weiter ergangen, wird hernach vermeldet werden.

In diesen Zeiten, alss der Qvitzowen Hoffart und Übermuth gesteuert und Ihnen das Cantate gelegt worden, ist Friede in der Marcke worden, und ist nicht mehr gehört die Stimme des Betrübns und Jammergeschreyes, sondern (:dass ich die Worte des Propheten gebrauche:) das Volck hat gesessen in Lieblichkeit des Friedens, in Tabernakeln der Zuversicht und guter Ruhe. Also muss man den unverschämten gestrengen das Schamhüllein abziehen, und den hohen Bäumen die Gipfeln verhauen, dass sie nicht in Himmel wachsen.«

Der folgende Abschnitt ist eine Charakteristik des Churfürsten Albrecht Achilles, für den Hafftitz eine besondere Vorliebe hat. Nachdem er dessen Heldenthaten vielfach erzählt und gepriesen hat, heisst es beim Jahre 1471:

»Den 10 Febr. ist M. Friederich 2, Churfürst zu Brandenburg gestorben und Sein Bruder M. Albrecht der Deutsche Achilles nach Ihm Churfürst worden. Dieser M. Albrecht Churfürst zu B. (dass wir Seiner ellicher maassen, wie nicht unbillig und Er werth, löblich gedencken:) ist in Seiner Jugendt in guten Sitten, Gesetzen, freyen Künsten, welche dieser gemeinen Societät Meisterin sind, wohl auferzogen, ist ein Gottfürchtiger, Weiser und verständiger Fürst gewesen, der Warheit und guter Künste Liebhaber, der Gerechtigkeit und Ehrbahrkeit besonderer Befürderer und Schutzherr, hat gelehrte Leute und die Studia gefurdert, geehrt, lieb und werth gehabt, welches darauß erscheint, da Er nach Seines Vaters Absterben Anno Christi 1444 ist zur Regierung kommen, dass Er mit gelehrten Bählen, welcher Geschicklichkeit und Hülffe Er zu Seinen studieren und Regiment gebraucht und mit welcher Gespräch und Conversation Er sich sonderlich belustiget, einen wohl bestellten Hoff gehalten; hat dannenher in Ihm eine sonderliche Fürsichtigkeit, großer Muth, Aufrichtigkeit, Gnade und Gütigkeit sich ereignet. Und ob Er wohl daneben von Jugendt auff zum Kriege und allen Ritterspielen gezogen, so hat Er doch die *bellicas virtutes* und *Artes militares* mit den *Studiis* und *Artibus humanioribus*, die sonst von



Natur von einander geschieden seyn, conjungiret, hat die Gerechtigkeit und Billigkeit geliebet, Seine Unterthanen für Gewalt geschützt und gerochen, hat die Übelthaten und Misshandlungen heftig und ernstlich gestrafft, öffentliche Räuberey hat Er bey grausamen harten Straffen verbohten, geeiffert und verfolgt. In Summa Er ist mit grossen Gaben des Gemüts und Leibes begabt gewesen, welches in hohen furtreflichen Heroischen Gemütern sonderliche Zeichen seyn; Sintemahl in Ihme nicht allein die Kriegerische Künste und Tugenden, die ein Kriegsfürste, Oberster und Feldherr wissen soll, wo Er anders Seinen Unterthanen wieder öffentliche Gewalt Schutz halten will; mit sonderlicher Verwunderung geleucht, sondern auch Sein Adeliches Gemüth, Grösse, Länge und Stärke des Leibes, grosser Heroischer Muth und Friedsamkeit Ihn fast beschriegen und rühmlich gemacht, wie Ihme Aeneas Sylvius in *sua Europa* dessen stätlich Gezeugnis gibt.

Als Er nun nach absterben Seines Bruders Friedrichs 2. Churf. zu B. zum Franckenlande die Chur und Marck Brandenburg zu verwalten einbekommen, hat Er beyde Länder selbst allein mit grosser Bescheidenheit, Lob, Gunst und Ruhm Seiner Unterthanen und der benachbarten Fürsten löblich verwaltet, Seine Grentzen männlich beschützt, zum öftermahl widder Seine Feinde heftig gestritten, in vielen Kriegen und Scharmützel von Jugendt auff gewesen, mehr als andere Seiner Zeit und Alters Fürsten damallss gethan haben und erfahren. Er hat einen schweren und heftigen Krieg geführt mit den Nürenbergern, in welchem tumult fast das gantz Deutschland ist rege gewesen. Kaiser Friedrich 3 ist zu allen Dingen stille gesessen, hat sie zu beyden Theilen mit Heeres Krafft kempffen und sechten lassen. Sie haben vielmahl mit einander geschlagen, und hat doch M. Albrecht fast allezeit das Feld behalten, ohne einmahl da Er die Schantze versehen, hat doch nicht Friede begehret, biss die Äcker verwüstet, die Dörffer zerstöret, das Vieh weggetrieben, die Pauren erschlagen, und zu beyden Theilen an Vorrath und Gelde gemangelt, da ist aus Gutdüncken M. Albrechts Friede gemacht worden. In diesem Kriege hat Er fast alle Deutsche Fürsten auff Seiner Seite gehabt; aber die Reichs Städte haben den Nürenbergern Hülffe gethan. Und dieser Krieg hat fast 2 Jahr lang gewehret. Damit Ichs aber kurtz möge geben, hat Er Krieg geführt in Pohlen, gestritten in Schlesien, Sein Heerlager aufgeschlagen in Pommern und Preussen, die Feinde in Behmen erlegt, mit den Sachsen, Meissnern und Düringern hat Er gekrieget und ist fast kein Ohrt in Deutschlande gewesen, da Er nicht ein stätliches Gedächtnis Seiner streit-

bahren Thaten nach sich hätte verlassen. Er hat viel und gefährliche Heer Züge gethan, die grausamste Feinde erlegt, feste Städte erobert, wenns zum Treffen kommen, ist Er der Forderste in der Schlacht gewesen. Aus der Schlacht ist Er alss ein Siegesfürst am letzten abgezogen; wenn man Städte gestürmt, ist Er oftmalss der erste auff der Mauer gewesen, wenn Er von Seinen benachbahrten zum Duello, sonderlichen Kampf und Streit oftmalss ist ausgefurdert, hat Ers nicht versessen, und doch alle Zeit die Überhandt behalten. Im Rennen, Stechen, Fechten, Turnieren und allen andern Ritterspielen, ist Er allein gefunden, der niemalss den Sattel geräumt hat. Im Turnieren hat er alle Zeit gewonnen und 17 mahl blofs ohne Harnisch, allein mit einer Sturmhauben und Schilde bedeckt den Sieg erhalten. Und kurtzlich davon zu sagen, ist Er ein männlicher, Rittermäßiger, tapferer, mutiger, streitbahrer, heroischer, gerechter, beständiger, wahrhaftiger, rechtmäßiger, ansehnlicher, ernster, und doch daneben gütiger, freundlicher, milder, freygebiger und überaufs wohlthätiger Fürst gewesen, und wegen diesen und andern vielfältigen, fürtrefflichen Kriegerischen und Heroischen Tugenden hat Er bey allen andern Nationen einen solchen Nahmen, Ruhm, Lob und Gunst bekommen, dass Er nicht unbillig des Deutschen Achillis oder Ulyssis Zunahmen (welche unter andern allen Griechischen Fürsten für Zeiten für die mannlichsten und fürtrefflichsten sind gehalten worden) mit Jedermanns Frolocken und Segen erlangt; Gleich wie Er auch umb Seiner grofsen Kriegerischen und tapferen Thaten willen hätte billig grofs sollen genannt werden, wie Alexander der König in Macedonien, Carolus König in Franckreich und Kayser Otto 4. wegen Ihren heroischen Tugenden und fürtrefflichen Thaten sind die grofsen genennet worden. Darumb haben auch Aeneas Sylvius, welcher hernacher zum Bapst zu Rom erwehlet und Pius 2. ist genannt worden, und Antonius Sabellicus, beyde Itali und beschriegene Historici, dieses M. Albrechts Lob und tapffere Thaten hochgerühmt, ungeacht dass dieselben von Natur frembden Nationen nicht so gar günstig und zugethan sindt, und ihre Historien und tapffere Thaten schwerlich zu erzehlen, viel weniger zu loben pflegen.«

Die folgenden Mittheilungen über Thurneifser sind als das Urtheil eines gebildeten Zeitgenossen von Interesse. Den Vorwurf der Unzuverlässigkeit und Zweideutigkeit, welchen Möhsen hierbei gegen ihn erhebt, verdient Hafftitz nicht. Einmal kann ihm aus einer Wandlung des Urtheils über den Adepten an sich kein Vorwurf entstehen (dasselbe ist auch Leuthinger widerfahren, der Thurneifser

anfangs in lateinischen Gedichten verherrlichte und ihn später härter als Haßlitz verurtheilte und schwerer Verbrechen bezüchtigte); dann ist das bei Möhsen erhaltene Schreiben eben nur eine Bittschrift des armen Ludirectors an den mächtigen, einflussreichen Mann, dem er unter den herkömmlichen Formen der Schmeichelei eine deutsche Bearbeitung seiner Abhandlung *de judicio extremo* überreicht, »ob sie wol so artig und ansehnlich nicht ist eingebunden, wie es wohl sollte, welches die jetzige Ungelegenheit nicht hat geben wollen«, in der Erwartung, »dass er seyner dabei im besten gedenden und sein günstiger Herr und Furderer seyn und bleiben wolle«. Die oben angeführte Widmung an den Churfürsten Joachim Friedrich bewegt sich fast in denselben Ausdrücken. In den ältern, kürzern Handschriften der Chronik beschränkt sich Haßlitz auf die kurze Notiz: »Eben zu der Zeit hat Leonhardt Thurnhäuser zum Thurn der Marcke gute Nacht geben, welches doch wenig Leute gehört haben. Und wiewohl von seiner Legende viel zu sagen, so acht ichs doch unnötig, weils den Kindern auff der Gassen, geschweige den Alten wohl bewust.« Erst in den spätern Bearbeitungen macht er ausführliche Mittheilungen. In meiner Handschrift, die bis 1598 reicht, heisst es:

»Damals hat Leonhardt Thurnhäuser zum Thurn der Marck Brandenburg gute Nacht gegeben, aber es haben es wenig Leute gehört. Dieser Mann ist der Landsart nach ein Schweitzer und seines Handwercks ein Goldschmid gewesen, und wie er kurtz vor Marggraffs Joachim 2. Churfürstens zu Brandenburg seel. Gedächtniss Absterben anfänglich in die Marck zu Fusse gelauffen gekommen, hat er sich für einen Artzt ausgegeben, der in *desperatis casibus*, da andere *Medici* nichts prästiren konnten, helfen wolte und vermöchte. Es hat ihm auch das Glück bisweilen Beystand gethan, weil er ein beschwatzter, auch zum Theil unverschämter Mann war, hat er sich zu Hoffe bey dem Churfürsten Johann Georgen da er zum Regiment gekommen eingeflicket, etliche Extractions, Stürckwasser und Öhle gemacht. Ob er wohl gar ungelehrt und nicht ein Lateinisch Wort verstanden, so hat er doch zu Leiptzig, Wittenberg und Berlin gelehrte Leute und Schreiber gehalten, die ihm Calender, Prognostica und andere Dinge gemacht, die er hernach in seinem Nahmen in Druck hat lassen ausgehen, dadurch er ein grofs Ansehen und Nahmen bey Jedermann sich gemacht, dass von weiten Öhrtern zu ihm geschickt und Raht bey ihm gesucht worden, dadurch denn der Churfürst bewogen, ihn zu seinem Leib Artzt anzunehmen, eine stattliche Besoldung zu machen, 4 Pferde auf die Streu zu halten



und das graue Kloster einzuräumen. Als er nun so eingenist und feste gehauet, hat er hin und wieder auff silberne Kleinodien Geld geliehen und vieler guten Leute Becher und andere silberne Geschirre an sich gebracht, dergestalt wer es nicht *in continenti* auf bestimmten termin eingelöset, hat es müssen verstanden seyn, hat also ein unsägliches Guht zusammen gebracht, dass er einen grossen Rüstwagen mit 4 Pferden und 4 trabanten voll silber Geschirr gegen Basel in sein Haufs, das er mittlerweile daselbst gekauft, geschicket, dass auch E. E. Babt zu Basel (da er das Mufs verschüttet, und wegen seines famosen Buchs den Kopff nicht hat dürffen in das Baselsche Thor stecken) von sich geschrieben, dass sie 9 Centner gut gemacht Silber in seinem Hause gefunden und inventiret hätten. Da er nun gesehen, dass er die lange zuvor gesuchte Schlüssel gefunden, und nach seinem Gefallen in des Churfürsten zu Brandenburg und administratoris zu Magdeburg grossen Gnaden war, hat er angefangen Gold zu machen (ungeachtet dass er die Herrschafft zuvor berichtet, dass es lauter Betrug wäre) darum haben viel Leute dafür gehalten, dass er die Herrschafft also bezaubert hätte, sonst würde es unmöglich seyn gewesen, dass sie ihm so grossen Glauben gegeben hätten, wie es auch wohl vermuthlich, denn er hat einen Hund gehabt, der stets in der Thüre seines Gemachs gelegen, dem er allezeit das erste Stück Fleisch aus der Schüssel wo er gewesen fütgeworffen, und sind viel der Meinung, dass es ein *malus spiritus* gewesen, wie auch der Bube Cornelius Agrippa, welcher *de vanitate scientiarum* geschrieben hat, einen solchen Geist in der Gestalt eines Hundes stets bey und um sich gehabt, und ist glaubwürdig geredet, dass nach seiner Flucht er sich auf dem Mühlentham für den Fluchtstöcken ins Wasser gestürzt habe. Ob er auch wohl einige Goldproben gemacht, die vom Churfürsten zu Sachsen, Hertzog Augusto und in vielen berühmten Städten sind probiret worden und recht befunden, so hat er es doch wohl thun können, und zu Bestätigung seiner Kunst solch Geld gering geachtet, sintemahl er der Churbrandenburg wohl genossen, ein gross Geld und Guht darinnen zusammen gebracht hat, denn er nicht allein Leute gehalten hat, die hin und wieder in der Marck umher gezogen, um geringe Gold-Börtlein und andere Narrenwerck das beste und feinste Silber von Stirn Creutzen der Mägede abvexirt, abgehandelt, und ihm zugebracht, sondern auch die Kelche und Patenen aus den aufgebrochenen Kirchen ihm zugebracht, dass seit er im Lande gewesen, wenig Kirchen auff den Dörffern gefunden worden, die ungebrochen und unbestohlen wären geblieben. Als er nun dieses auch verrichtet,



hat er auf allen großen Jahrmärkten alles Geld lassen aufwecheln, damit er desto leichter und bequemer zur Flucht seyn möchte, auch der Landschaft (wie die Rede gegangen) angemuhlet ihm 20,000  $\text{rg}$  von Ostern bis auf Pfingsten zu leihen mit Verpflichtung alsdann 30,000  $\text{rg}$  wieder zu geben. Aber die Landschaft hat den Braten gerochen und ihm solches abgeschlagen. Indessen hat er die Klosterkirche renoviren lassen, eine Pfarrkirche darinnen bauen, neuen Tauffstein setzen, die Fenstern bessern, die Kirche abweisen, die Gemälde abputzen, einen besondern Prediger angenommen und sich gestellt, als wolte er Zeit seines Lebens daselbst hausen, alles zu dem Ende, dass man desto weniger Vermuthung seiner Flucht haben möchte. Als nun der Churfürst zu Brandenburg nach Dresden gezogen auf Sr. Churfürstl. Gnaden Fräulein Sophia Beylager, dahin Thurnhütser auch beschieden worden, hat er sich entschuldiget dass er mit der Probe, die er dem Churfürsten zu Sachsen mitbringen sollte, noch nicht allerdings fertig, und ein paar Tage Verzug haben müste, hat er um wenigern Verdachts willen seine 4 Kutsch Pferde vorangeschickt; er ist aber hernach am Dinstage mit einem andern bedingten Kutscher ausgerissen bis er gen Coblenz gekommen, da er, als er ins Schiff getreten, sol gesagt haben: Ade Germania und dat Römische Rick. Ob nun wohl nicht ohne, dass ein geistlicher Vater, sein vertrauter Bruder, sich vermessen seine Seele für ihn zu Pfande zu setzen, dass er gewiss wieder kommen würde, so ist er doch nun so lange ausgeblieben, dass seiner Wiederkunft ferner kleine oder keine Hoffnung zu machen, sondern zu besorgen, dass sich der Teuffel so lange an das Unterpfand werde gehalten haben, bis er sich an dem Principal und selbstschuldigen Bürgen seines Schadens genugsam erholet. Als bald nun Thurnhütser zu Rom angekommen, hat er sich bei den Papisten insinuiert, 2 güldene Leuchter dem Pabst verehret und seinen Dienst offeriert, hat auch bey den Papisten ziemliche Förderung gehabt, bis er endlich A. 1596 zu Cölln am Rhein in großer Armuth gestorben. Dass also der Königl. Prophet David wahr gesaget: dass Gott nicht ein Gott sey, dem gottlos Wesen gefallet. «

Der letzte nun folgende Abschnitt ist besonders deshalb gewählt, weil Haßnitz die einzige reichere Quelle ist in Bezug auf die wunderbare Fehde, welche ein schlichter Berliner Bürger gegen den Churfürsten von Sachsen beginnt und unter dem Schutze seines Landesherrn und des Erzbischofs von Magdeburg fast zum erwünschten Ende führt. Von besonderem Interesse ist die Betheiligung des großen Reformators an diesen Vorgängen. Haßnitz tritt hier, was

sonst nicht vorkommt, ausdrücklich als Augenzeuge und Gewährsmann bei einem der Abenteuer des ritterlichen Rosskamms auf; er hat in den verschiedenen Bearbeitungen der Chronik die Vorgänge immer ausführlicher geschildert. In der ersten Abfassung nimmt die Darstellung kaum zwei Seiten ein. Der hier gegebene Abdruck<sup>b)</sup> der umfangreichsten Darstellung aus meiner Handschrift wird auch die Gelegenheit bieten, die treffliche Erzählung Heinrichs von Kleist »Hans Koblhase« mit ihrer Quelle zu vergleichen.

»A. 1540. Montags nach Palmarum ist Hanss Koblhase, ein Bürger zu Cölln an der Spree, mitsammt seinen Mitgesellen George Nagelschmid und einem Küster, der sie gehauset, für Berlin aufs Rad gelegeet worden. Wie er aber zu diesem Unfall kommen, muss ich kurzlich allhier vermelden. Dieser Hanss Koblhase ist ein ansehnlicher Bürger zu Cölln a. d. Spree und ein Handelsmann gewesen und sonderlich hat er mit Vieh gehandelt, und als er auf eine Zeit schöne Pferde in Sachsen geführt dieselben zu verkauffen, welche ihn einer von Adel angesprochen, als hätte er sie gestohlen, hat er die Pferde im Gericht stehen lassen auf des Edelmanns Unkosten, wofern er genugsamen Beweifs brächte, dass er sie ehrlich und redlich gekauft, oder im Fall da ers nicht erweisen würde der Pferde verlustig seyn wolt. Als aber Koblhase davongezogen, hat der Edelmann die Pferde weidlich getrieben und also abmatten lassen, dass sie gantz und gar verdürben, derowegen hat Koblhase auf seine Wiederkunft, da er genugsamen Beweifs bracht, die Pferde nicht wieder annehmen sondern bezahlt haben wollen, und weiln es der Edelmann nicht hat thun wollen und Koblhase ungeachtet dass er es beim Churfürsten zu Sachsen ordentlicher Weise gesucht, zu seinem Rechte nicht hat mögen verholffen werden, hat er dem Churfürsten zu Sachsen entsaget und darauf hat der Zano einen reichen seiden Crahmer von Wittenberg, George Reicht genannt, beraubet, seiner Frauen die Ringe von den Fingern gezogen, was er bey sich gehabt genommen, ihn weggeführt und etliche Wochen an einem Orte dahin Niemand gekommen, auf einen beschlossenen Werder an der krummen Spree in einem Berge, da er mit seiner Gesellschaft sein sicher Gewahrsam gehabt, gefänglich gehalten, bis er sich mit Gelde gelöset, und hat sonst viel nehmen gethan, bis

b) Nach Angabe des fleißigen Quellenforschers Karl Kletke ist dieser Abschnitt schon in früherer Zeit unter dem Titel: »Nachricht von Hans Koblhasen einem Befehlher der Chursächsischen Lande aus Hafttitil geschriebener Märckischen Chronik« in Chr. Schüttgen's Diplom. und curieuser Nachlese der Historie von Obersachsen abgedruckt. — Kletke, Quellenkunde der Gesch. des Preuss. Staats, I, 35.

endlich der Churfürst zu Sachsen sich erboten, einen Vertrag mit ihm auf zu richten, und zur Erörterung der Sache zu Jüterbock ihm einen Tag bestimmt, denselben hat Kohlhasse in die 40 Pferde starck mit denen dazu verordneten Churfürstl. Räten und stattlichen Beistand besucht. Ob nun wohl die Sache von beyderseits nach Nothdurfft berathschlaget und zu Grunde vertragen worden, so haben doch die Sachsen solchen Vertrag nicht nach gesetzt, derowegen denn Kohlhasse verursacht dem Churfürsten zu Sachsen wieder aufs neue zu entsagen, und weil damahls beyde Häuser Brandenburg und Sachsen in einen Missverstand gerathen, hat Kohlhasse das Churfürstl. Brandenburgische Geleite in der Mark, dessgleichen des Ertzbischoffs zu Magdeburg im Stifte leichtlich erhalten. Derowegen er denn den Churfürsten zu Sachsen hefftig angegriffen, die Sächsischen Dörffer an der Märkischen und Stifftischen Grentze belegen, geplündert, das Städtlein Zane ausgebrannt und grossen Schaden gethan, dass der Churfürst zu Sachsen nothwendig gezwungen an den Churfürsten zu Brandenburg und Erzbischoff zu Magdeburg um Einsehen zu haben, geschrieben. Ob nun wohl beyde Churfürsten, der Brandenburgische und Mayntzsche Kohlhasen in ihren Schutz genommen, haben sie doch endlich gewilliget, dass er ihn der Sache wegen sollte suchen lassen und wo er ihn betreffen würde, wolten sie ihm Recht verstaten. Darauff verordnete der Churfürst zu Sachsen 24 reisige Pferde in voller Rüstung mit langen Lantzen, die zogen hin und wieder im Ertzstift und wo sie nur von Kohlhasen höreten, ihn in Haftlung zu bringen, und war doch keiner unter ihnen, der ihn kannte. Und weil Kohlhasse ein anschlägiger und unverzagter Mann gewesen, der seine Sache in gute Acht genommen, hat er oft mit den Sächsischen, die auf ihn geritten, in Krügen und Herbergen, da sie gewesen, gesessen und getruncken, ihre Anschläge gehöret, auch das Geld so ihnen zur Zehrung nachgeschickt, bisweilen bekommen. Und weil zu der Zeit manch unschuldiges Blut vergossen ward und dahin gerichtet, der doch nie sein Diener gewesen oder ihn gekennet, hat er oft dabey gehalten und zugesehen, wenn sie sind gerichtet worden, solches dem Churfürsten zu Sachsen zugeschrieben und zu guten Gemüthe geföhret, wie schwerlich er es zu verantworten hätte. Als A. 1538 Freytags für Pfingsten zwey Schneidergesellen für das Kloster Zinne gerädert worden, welche zu Jenickendorff in eines Bauren Scheune, darinn sie benächtiget, die weil sie aus Furcht sonst Niemand beherbergen wollen, gefangen, hat Kohlhasse flugs in derselben Nacht die Wälder lassen umbauen und den Berg hinab gegen den Busch



hinlaufen lassen, die Körper hinweggeführt, und mit 2 Hufnägeln auf einen Zettel dies geschrieben an den einen Galgenstil auf dem Pferde sitzende angenagelt: *o filii hominum, si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini*, welchen Zettel wir am Pfingstabend, als wir mit unsern Præceptoribus dem alten Gebrauch nach haben wollen Mayen holen, gefunden, herabgenommen, und ich habe ihn selbst ins Closter getragen und dem Abte überantwortet. Denn es war damals der gottlose Gebrauch im Closter, wann einer daselbst gerechtfertiget ward, so musste in allen Dörffern so zum Closter gehörig, jeder Hufener 1 Silbergroschen und ein Cossäthe  $\frac{1}{4}$  Silbergroschen geben, welches eine große Summe trug, das bekam der Vogt, und um solches Geldes Willen habe ich manchen daselbst sehen richten, dem viel zu kurz geschehen, jetzt ist es aber abgeschafft. Es ist aber damals eine starke Rede gegangen (welche doch bald gestillet) dass Kohlhasen in der Vorstadt zu Jüterbock einen Kasten solle gekauft haben, die beyden Körper darein gelegt mit etlichen Schreiben an den Churfürsten zu Sachsen, und nach Wittenberg geführt in eines vornehmen Bürgers Behausung im Nahmen eines wohlbekannten Kauffmanns bis zu seiner Zukunft denselben in Verwahrung zu nehmen, eingewantwortet. Als nun ein Tag oder zwey vergangen, hat es im Hause angefangen übel zu stincken, dass man nicht gewusst wo es herkomme, und da solches von Tag zu Tage überhand genommen, also, dass man nicht im Hause bleiben können, hat man den Kasten gerichtlich lassen öffnen, die beyden Körper samt Kohlhasens Schreiben darinnen befunden, dasselbe dem Churfürsten zu Sachsen zugeschicket und die Körper begraben lassen. Darüber ist Kohlhasen weiter und weiter zugefahren, einen Schaden über den andern in Sachsenlande gethan und viel Mühe und Arbeit angerichtet, dass also dem Churfürsten zu Sachsen ein großes Geld auf diese Sache gelaufen, welche man mit einem geringen in Anfang hätte stillen können. Denn oftmahlen die Sachsen ihm bissweilen sehr nahe sind kommen und vermeinet sie wolten ihn ertappen, so ist er doch so Weg und Stegkundig gewesen, hat so manche Furth durch die Spree und andere fließende Wasser gewusst, dass wenn sie ihn gleich in einem Sacke zu haben vermeinet, er gleich wohl im Hui durch die Wasser ihnen weit hat entgehen können. Doctor Luther seel. hat in Erwegung und Behertzung aller Umständigkeiten und zu Verhütung weiterer und größerer Ungelegenheit, so zu beyden Theilen daraus erwachsen möchten, an Kohlhasen geschrieben und verwarnet von seinem Vornehmen abzustehen, hat ihm allerley zu guten Gemüthe geführt, was ihn



darauff stünde, und wie Gott seine Verletzung, wo er ihm die Ehre und Rache würde geben, wohl würde an den Tag bringen und rächen. Darauff ist Kohlhasse so unvermerckt gegen Wittenberg selbst andere reitende kommen, im Gasthose eingekehret, seinen Diener in der Herberge gelassen und auf den Abend für D. Luthers Thür gegangen, angeklopft und den Doctor zu sprechen verlanget. Als aber der Doctor durch sein Gesinde sich nahmktündig zu machen und was sein Begehr wäre zu entdecken ihm etliche mahl sagen lassen, hat ers nicht thun wollen und doch starck darauff gedrun-gen, er müste den Doctor in eigener Persohn zur Sprache haben, ist dem Doctor eingefallen, dass es vielleicht Kohlhasse seyn möchte, ist derowegen selbst an die Thüre gegangen und zu ihm gesagt: *numquid tu es Hanns Kohlhasse?* hat er geantwortet: *sum domine doctor*, da hat er ihn eingelassen, heimlich in sein Gemach geführt, den Herren Philippum, Pomeranum, Crucigerum, Majorem und andere Theologen zu sich beruffen lassen. Da hat ihnen Kohlhasse den gantzen Handel berichtet und spat bei ihm in der Nacht geblieben, des Morgends früh hat er dem Doctor gebeichtet, das hochwürdige Sacra-ment empfangen, und ihnen zugesaget, dass er von seinem Vor-nehmen abstehen wolt und dem Lande zu Sachsen keinen Schaden hinfüro zufügen, welches er auch gehalten. Ist also unvermerckt und unerkant aus der Herberge geschieden, weil sie ihn verträstet seine Sachen befördern zu helfen, dass sie eine gute Endschaft solten gewinnen. Weil aber auch nichts daraus geworden, dass sichs ver-weilet, und die Verfolgung der Sachsen nichtsdestoweniger für und für gewähret, hat ihm George Nagelschmid sein Gesello gerathen: er solle den Churfürsten zu Brandenburg angreifen, so würde er sich sein wohl annehmen, dass die Sache mit den Sachsen ver-tragen würde. Diesem folgte Kohlhasse aber sehr unbedachtsam und unglücklich. Beraubte darauf den Conrad Dratzieher, des Chur-fürstens zu Brandenburg factor, der ihm das Silber einkaufte in Manssfeldischen und Stolbergischen Bergwerken, nahm ihm eine Anzahl Silberkuchen, welche er eine halbe Meile disselts dem Städtlein Potstamp unter einer Brücken, die noch heutiges Tages Kohlhasens Brücke heisset, in das Wasser versenket, nicht der Meynung solches zu behalten, sondern den Churfürsten dadurch zu verursachen, sich seiner anzunehmen. Aber dieser Anschlag ge-riecht gar übel. Denn nachdem das Churfürstl. Geleite gebrochen, hat der Churfürst alsofort Meister Hansen den Scharffrichter, welcher ein ausbündiger Schwartzkünstler war, befohlen, dass er ihm die Gäste in die Stadt Berlin solte schaffen, so wolt er sehen, wie er

sie möchte zu Gehorsam bringen, denn thäten sie das am grünen Holtz, was würden sie wohl am durren zu thun unterstehen. Darum hat Mstr. Hanss der Scharffrichter durch seine Kunst soviel zu Wege gebracht, dass Kohlhasen mit seiner Gesellschaft hat müssen gegen Berlin kommen. Da man nun seiner gewahr worden, hat der Churfürst an allen Ecken lassen ausrufen, wer Kohlhasen oder seine Gesellschaft hausen oder hegen, oder bei welchen sie gefunden würden, der sollte am Leibe gestraft werden. Darauf hat man hin und wieder so lange Hauffsuchung gethan, biss man ihn im Gässlein bey S. Nicolai Schule in Thomas Meißners Hause gefunden, da hat er samt seiner Hauffsrauen in einem Kasten gelegen, und als man denselben geöffnet, ist er behende herausgesprungen, denselben wieder zugeschlagen und unverzagt gesagt: hier bin ich und trage in der Tatze, damit ich büßen und bezahlen kann, was ich misshandelt. Seine Hauffsrau aber weil sie Niemand hat behausen dürfen und mit schwerem Fuß gegangen, hat sie unter den Feuerleitern dem Cöllnischen Rathhause gegen über zwey todt Kinder geboren, und wäre nicht Wunder, dass sie in solcher Noht wäre umkommen, wo sie Gott nicht wunderbahrlich erhalten und zu mehrern Creutz und Elend gesparet hätte. Nachdem nun der Principal bekommen, hat man nach seiner Gesellschaft auch getrachtet. Hanss Grafsmuß, der auch ein ausbündiger Schwartzkünstler gewesen, ist hin und wieder auff den Dächern als eine Katze laufende gesehen worden, bis er endlich entkommen, und ob ihn wohl hernach viel gute Leute gefragt, wie er doch davon kommen, hat er es doch nicht sagen wollen. Es ist aber hernach das Geschrey gegangen, als solte er sich die Haare auf dem Haupte und im Barte mit einem bleiernen Kamme gekämmt haben, dass sie grau worden, und wäre in einem alten zerrissenen Bauern Rocke mit einem Messer ein Hölzlein schnippernde in Händen habende also zum Thore durch die Wache gehende unvermerckt hinaus kommen. Jürgen Nagelschmid aber, der sein Handwerck hat verlassen und ein Landsknecht war gewesen, darum er alles durstig und freymüthig gewagt und gethan, ist endlich in Püteleztes eines Bürgers Behausung bey S. Georgen Thor hinter der Feuer Mauer stehende gefunden. Dahero man auch denselben Bürger (ungeachtet dass er dessen keine Wissenschaft getragen) samt seiner Frauen gefänglich eingezogen und auf dem neuen Marckt zu Berlin auf einem aufgerichteten Gerüste *in primo fervore* enthauptet hat. Und ob man wohl der Frauen das Leben schencken wollen, so hat sie doch nicht gewolt, sondern ehe sie beyde gerichtet worden, hat sie ihren Mann

freundlich umfassen und mit einem Kuss gesegnet. Und weil sie alle beyde alte verlebte Leute waren, sind sie auf einem Stuhle sitzende gerichtet worden. Nicht lange darnach hat der Churfürst zu Brandenburg den Sachsen einen peinlichen Zutritt und gerichtlichen Process wider Kohlhasen verstatet, derowegen er denn Montags nach Palmarum mit Nagelschmidten und dem Küster, der sie geherberget und geheget, fürs Gericht gestellet und von dem Sächsischen Anwalde, als der wieder den Kayserlichen Landfrieden gehandelt, *atrociter* peinlich angeklaget worden, darauf Kohlhasen, die weil er ziemlich beredt, etwas studirt und wohl belesen gewesen, seine Antwort dergestalt ausführlich gethan, und den gantzen Handel nach allen Umständen über drey Stunden lang von Anfang zu Ende nothdürftiglich referiret und fürbracht, dass sich des männiglich verwundert, und ihm Beyfall geben müssen. Weil aber die Verbitterung so groß gewesen, ist er zum Tode Rades verdammt worden, und ob man ihn wohl mit dem Schwert begnaden wollen, hat ihn doch der Nagelschmid abgehalten, dass er es nicht thun solle, denn wären sie gleiche Brüder gewesen, so wolten sie auch gleiche Kappen tragen. Sind also alle drey mit einander fast hoch auf den Tag hinaus geführt und aufs Rad gelegt, darauff Kohlhasen lange Zeit und über einen Monat lang geblutet, <sup>9)</sup> dass man das Blut aufs Papier aufgefangen. Es ist aber sobald er gerichtet dem Churfürsten zu Brandenburg leid gewesen, und wenn es hernach hätte sollen geschehen, würde es wohl verblieben seyn. Aber Gott hat ihm vielleicht sein Ende so aufgesetzt. Seine Wittve hat hernach wieder einen Tuchmacher in der Strahloischen Straßse zur Ehe bekommen, welcher in einer hitzigen Kranckheit da man seiner nicht gute Acht gehabt sich hinter seinem Hause in der Spree baden wollen, und aus Unvermögen ist er ertruncken. Ihre Tochter so sie mit Kohlhasen gehabt, hat Frau Hedewig geboren aus Königlichen Stamm zu Pohlen und Churfürstin zu Brandenburg bey sich in der Cammer gehabt, dass sie ihr Handreichung thun müssen, wenn sie Borten gewireket, bis sie endlich eines Bürgers Sohn zu Berlin, Wolff Gobner genannt, zur Ehe bekommen, hat es aber nicht gut gemacht, sondern ist endlich vom Mann entlauffen.

Schließlich mache ich auf die merkwürdige Aehnlichkeit aufmerksam zwischen diesen und den Grumbach'schen Händeln, welche als ein letzter Act des Faustrechts nicht lange nachher das Reich bewegten. In beiden wird den Geschädigten ihr gutes Recht anerkannt, aber nicht gewährt; sie greifen gewalthätig zur Selbsthilfe und verfallen einem harten Gerichte, Schuldige und Unschuldige in ihren Untergang verstrickend.

<sup>9)</sup> Dies galt, wie Hapfitz an einer andern Stelle berichtet, allgemein als Zeichen der Unschuld des Gerichteten.

**ANMERKUNGEN**  
ZU  
**LESSINGS HAMBURGISCHER**  
**DRAMATURGIE.** -

VON  
**R. BOLLMANN.**



Digitized by Google

Die Frage nach dem Verhältniß der Poesie zur Geschichte, die Aristoteles schon im 9ten Capitel seiner Poetik angeregt, und die eng damit zusammenhängende nach dem Rechte und der Freiheit des dramatischen Dichters in der Behandlung historischer Stoffe ist seit Lessing bis auf unsere Tage Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen und in sehr entgegengesetztem Sinne beantwortet worden. Während von der einen Seite (Schiller, Goethe, Röscher u. A.) dem Dichter absolute Vollmacht zuerkannt wurde, mit dem historischen Stoffe nach Belieben zu schalten, die Thatfachen und Charaktere der Geschichte nach seinem Ermessen umzuändern, haben Andre (z. B. Solger, Hettner, Ulrici, M. Meyer, Stahr) mit Entschiedenheit auf eine unverbrüchliche Treue gegen die Geschichte gedrungen. Lessing nimmt zwischen beiden Parteien eine mittlere Stellung ein, indem er dem Dichter zwar gestattet, von den historischen Factis abzugehen, »soweit er nur will«, die historischen Charaktere aber heilig zu halten und ihnen treu zu bleiben vorschreibt.

Da diese Lessingsche Ansicht von nicht wenigen Litterarhistorikern und Aesthetikern <sup>1)</sup> noch bis auf diese Stunde als die durchaus richtige, als »ein Kanon für alle Folgezeit« angesehen wird, durch den die vorliegende Frage endgültig entschieden sei, so soll dieselbe im Nachfolgenden einer kurzen Prüfung unterzogen werden, um den Grad ihrer Wahrheit zu ermitteln.

Wir versuchen zu diesem Behufe zunächst die Lessingsche Theorie aus den vielfach zerstreuten Stellen der Dramaturgie im Zusammenhange darzustellen.

(Stück 24): »Die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem, wohl, so brauche er sie. Nur dass man ihm hieraus ebensowenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheil ein Verbrechen mache. — (St. 23):

---

<sup>1)</sup> Guhrauer: Fortsetzung v. Danzels Leben Lessings. I. Abth. p. 191. Ad. Schroer: Lessings Dramaturg. Ansichten. Progr. Hagen 1865. Kewitsch: Sur les théories dramatiques de Corneille. Progr. Culm 1864. Cosack: Materialien zu L's Hamburg. Dramaturg. in Herrigs Archiv. Bd. 51, Heft 4 p. 44.

Weswegen wählt der Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, die ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen hat, mehr oder weniger Gleichheit haben? Sind es die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andre Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen kann. In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist Alles, was er dabei von dem Seinigen hinzuthun darf. Die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andre Namen führen, und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können. — (St. 33): Die Charaktere müssen dem Dichter viel heiliger sein als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, diese, insofern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, sondern in der Erkenntnis besteht, dass diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen. Die Facta betrachten wir als etwas Zufälliges, die Charaktere hingegen als etwas Wesentliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen, wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzt; diese hingegen darf er wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben und andre Personen unterzuschieben, die fremde Namen usurpiren und sich für etwas ausgeben, das sie nicht sind. — (St. 49): Aristoteles hat längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe: nicht weiter als sie einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum weil sie so geschehen ist, dass er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. — Es wird ohne Grund angenommen, dass es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte,

ber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun wird. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht der Geschichte, und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie gar den Nationalstolz zu nähren missbraucht. — (Stück 89): Der tragische Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammenhängen, dieser würde die Tragödie entkräften und zur Geschichte erniedrigen. (Stück 94): „Blos der Begriff, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, ist die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilt. Er führt Einen Regulus, Einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen.“

Wenn man diese Lessingsche Theorie mit Aufmerksamkeit liest, so treten einem vornehmlich zwei Punkte entgegen, die zum Widerspruch auffordern:

1) das Lessingsche Gesetz: der Dichter darf sich von den historischen Thatsachen so weit entfernen, wie er will, nur die historischen Charaktere müssen ihm heilig sein;

2) die Forderung, dass selbst, wo er historische Charaktere wählt, es nicht dieser Cato, dieser Brutus ist, den er darstellen muss, sondern nur Ein Cato, Ein Brutus u. s. w. Nicht, was dieser einzelne Mensch gethan, sondern, was ein Jeder unter gewissen Umständen thun werde, hat die Tragödie darzustellen, denn ihre Absicht ist viel philosophischer als die der Geschichte.

Was einem bei dem ersten Punkte der Lessingschen Auseinandersetzung zunächst befremdend entgegentritt, ist seine Auffassung der Geschichte. Sie ist ihm nichts als eine Fülle »zufälliger Thatsachen«, »ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind«, sie ist ihm höchstens »einer wohleingerichteten Fabel gleich, mit der der Dichter seine Absichten verbinden kann«, und die er nur wählt, weil sie so geschehen ist, »dass er sie zu seinem gegenwärtigen Zwecke nicht besser erfinden kann, daher es denn auch gar nicht die Mühe lohnt, erst lange die Geschichtsbücher darum



nachzuschlagen.« Lessings Ansicht also von dem Verhältniß des Dichters zur Geschichte ist die: Der dramatische Dichter hat bereits einen Gedanken im Kopf, »einen gegenwärtigen Zweck«, »einen Charakter, den er in Handlung zeigen will«; stößt er dabei nun zufällig auf historische Umstände, die er »zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem findet, so mag er sie brauchen, ohne dass man ihm daraus ein Verdienst, noch aus dem Gegentheil einen Vorwurf machen darf.« — Der Gedanke, dass der historische Stoff an sich für den Dichter Werth und Bedeutung haben könne, dass er sich in denselben versenke, dass ein welt-historisches Ereignis, ein großer Charakter seine Phantasie befruchte, seine Schöpferkraft wachrufe und zur Gestaltung treibe, dieser Gedanke kommt Lessing gar nicht, oder wo er auftaucht, wird die Verwirklichung entschieden bekämpft; denn es ist nach ihm eine grundlose Annahme, dass das Theater mit dazu da sei, das Andenken großer Männer zu erhalten. Die Wichtigkeit, welche Lessing dem bürgerlichen Drama beilegte,<sup>2)</sup> lässt ihn die Bedeutung des historischen Dramas verkennen und verdunkelt ihm die Erkenntnis, »dass auch Staat und Volk in der dramatischen Darstellung ein tief tragisches Interesse einflößen können.«<sup>3)</sup> — Dass es daher bei der Lessingschen Auffassung der Sachlage für den Dichter nicht nöthig ist, die Geschichtsbücher erst lange nachzuschlagen, und dass er mit den sich ihm von ungefähr anbietenden historischen »Umständen« und Thatsachen nach Belieben schalten, sich von ihnen so weit entfernen kann, wie er will, werden wir zwar begreiflich finden, ohne jedoch dieser Ansicht beitreten zu können.

Aber warum gestattet Lessing von diesem Standpunkt aus dem Dichter nicht dieselbe Freiheit in der Behandlung historischer Charaktere, zumal es auch hier wieder nicht die historischen Charaktere als solche sind, die ihn interessiren, sondern er sie nur wählt, weil sie mit den von ihm gewählten, d. h. die er darzustellen sich vorgenommen hat, eine gewisse Aehnlichkeit haben? Goethe<sup>4)</sup> ging in dieser Beziehung weiter als Lessing, indem er sagte: »Der Dichter muss wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Für ihn ist keine Person historisch, es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihre Namen seinen Geschöpfen zu leihen.«

<sup>2)</sup> Dramat. St. 14.

<sup>3)</sup> G. Zimmermann: Einl. z. L's. Dramat. p. 59.

<sup>4)</sup> Gespräche mit Eckermann I. p. 326.

Was Lessing für seine Vorschrift anführt, lässt sich im Wesentlichen auf folgende drei Gründe zurückführen. Einmal, nicht die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, sondern die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, sind es, warum der Dichter lieber diese als eine andre Begebenheit wählt. Diese Charaktere darf er daher wohl idealisiren, aber die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andre Namen führen, sie würde andre Personen unterschieben, die fremde Namen usurpiren und sich für etwas ausgeben, das sie nicht sind. Es widerspricht dieses der Kenntniss, die wir bereits haben, und wirkt dadurch unangenehm. Ferner, wenn jene Charaktere genau beobachtet werden, so können die Facta, insofern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen. Endlich, das Lehrreiche besteht nicht in den bloßen Factis, sondern in der Erkenntniss, dass diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen.<sup>5)</sup>

Wenn Lessing zunächst behauptet, dass es nicht die Facta, die Umstände seien, warum der Dichter eine bestimmte historische Begebenheit wählt, sondern die Charaktere, wodurch dieselben wirklich geworden sind, so darf dagegen wohl gefragt werden, warum es nicht eben so gut denkbar sei, dass ein grosses, welthistorisches Ereignis, ein Kampf der Parteien, eine politische Umwälzung oder Aehnliches, kurz grade die Grofsartigkeit des Thatsächlichen und der daraus hervorgehenden Resultate die Phantasie eines Dichters in demselben Grade ergreifen und befruchten kann als der Gedanke an die Charaktere, die sich dabei werden in Handlung zeigen lassen. Es ist ja selbstverständlich, dass sich diese beiden Seiten in einem Drama gar nicht trennen lassen, aber nach Aristotelisch-Lessingscher Ansicht,<sup>6)</sup> wonach in der Tragödie die Handlung, »die Situation«, das Wichtigere, die Charaktere das Unwichtigere, das Zweite sind, hat der Nachdruck, den Lessing hier auf die Charaktere legt, doch etwas Befremdendes. — Wenn er dann fortführt, dass die geringste wesentliche Veränderung an den Charakteren die Ursache aufhebe, warum sie diesen Namen führen, so gilt dies doch wohl in demselben Grade von historischen Factis. Oder sollte es wirklich Jemand begreiflich und ganz in der Ordnung finden, wenn ein dramatischer Dichter eine gegen einen Alleinherrscher gerichtete und siegreich durchgeführte Empörung die Verschwörung des Catilina benennen

<sup>5)</sup> Dramaturg. Stück 33.

<sup>6)</sup> Arist. Poet. cap. 6, § 9—11. L's. Dramat. Stück 31.

würde? Wenn aber Lessing fortfährt, es widerspreche eine solche wesentliche Aenderung historischer Charaktere der Kenntniss, die wir bereits haben, und wirke deshalb unangenehm, so gilt das in noch erhöhtem Mafse für die historischen Thatfachen, da auf der Bühne oder bei der Lectüre die Unrichtigkeit historischer Thatfachen selbst von weniger Gebildeten leichter bemerkt und unangenehm empfunden wird als die viel schwieriger zu bemerkenden, wenn nicht zu groben, Veränderungen historischer Charaktere.

Aber wird es denn dem Dichter überhaupt möglich sein, wenn er mit den Thatfachen nach Belieben schalten darf, den historischen Charakter intact zu erhalten, selbst »wenn die Umänderungen mit dem Charakter nicht im Widerspruch stehen«? Jedermann wird zugeben, dass es an dem Charakter eines Kriegerhelden nichts ändert, ob er in dieser Schlacht Sieger oder besiegt ist, aber das historische Charakterbild desselben wird sicher durch eine der historischen Wahrheit widersprechende Angabe getrübt. — Wenn ein Dichter einen König schildert, der gegen die Perser zu Felde zieht und von ihnen geschlagen wird, so wird man sich verwundert fragen, warum er diesen König Alexander den Großen nennt, sollte er ihm selbst Charakterzüge desselben geliebt haben; und sollte er es gar einem historischen Helden, mit dessen Charakter wir die Vorstellung verbinden, dass er durch scharfen Verstand und Thatkraft alle Hindernisse zu überwinden im Stande war, durch beliebiges Schalten mit den Thatfachen begegnen lassen, dass die Umstände ihm über den Kopf wachsen, er in all den Fällen unterliegt, wo die Geschichte ihn als Sieger kennt, so wird sich das historische Bild nicht blos verwischen, sondern eine solche Persönlichkeit wird uns gradezu als beschränkter Kopf und als Schwächling erscheinen. Die absolute Freiheit des Dichters in der Veränderung der historischen Facta muss nothwendig dahin führen, schliesslich auch den Rahmen des historischen Charakters zu sprengen.

Lessing führt als zweiten Grund an, warum dem Dichter die Charaktere heiliger sein müssen als die Thatfachen, weil, wenn jene beobachtet werden, diese, als Folge derselben, obnehin nicht viel anders ausfallen können. — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diesen Worten finden, dass Lessing zwischen dem historischen Charakter und seinen Thaten einen gewissen nothwendigen Zusammenhang annimmt; aber wie konnte er dann die Thatfachen als »das blos Zufällige« bezeichnen, von dem der Dichter sich so weit entfernen dürfe als er immer wolle? Andererseits ist die Lessing'sche Behauptung in dieser Allgemeinheit wirklich zutreffend? Konnte



der historische Cäsar mit dem Charakter, den wir an ihm kennen, bei Munda, wo die Entscheidung ἐπὶ ξυποῦ ἀνῆλθε stand, nicht eben so gut besiegt werden, als er Sieger blieb? Wer möchte sich getrauen, aus dem Charakter das historische Factum zu deduciren? Und wir können hier Lessing gegen ihn selbst ins Feld führen, da er im 94. Stück sagt: »Nun ist zwar wahr, dass wir den Charakter historischer Persönlichkeiten aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, dass uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurückführen müsse.«

Als letzten Grund, weshalb dem Dichter die Charaktere viel heiliger sein müssen als die Facta, giebt Lessing an, dass das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, sondern in der Erkenntnis besteht, dass diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen.

Wenn auch in dieser Stelle wieder ein Causalzusammenhang zwischen den Charakteren und ihren Thaten angenommen wird, so unterscheidet sich dieselbe doch dadurch wesentlich von der vorangehenden, dass hier die wichtige Bestimmung hinzugefügt ist »unter diesen Umständen«. Was aber die Behauptung in Bezug auf die dadurch zu beweisende Lessingsche Ansicht anbetrifft, so bemerken wir Folgendes: die Worte: »das Lehrreiche besteht darin, dass diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervorbringen,« heißen im Lessingschen Sinne, dass diese (historischen) Charaktere unter diesen (vom Dichter beliebig gewählten) Umständen diese (vom Dichter ebenfalls frei erfundenen) Facta hervorbringen. — Legen wir nun den Maßstab des Lehrreichen an, so ist es sicherlich viel lehrreicher, wenn wir erkennen, dass es in der Weltgeschichte nicht nach bloßem Zufall zugeht, sondern dass diese historischen That-sachen die schwerwiegenden Resultate sind, welche diese historischen Persönlichkeiten unter diesen ganz bestimmten historischen Umständen hervorgebracht haben, wir sagen, es ist dies viel lehrreicher, als die subjectiven Erfindungen eines noch so geistreichen Dichters; und auch von diesem Gesichtspunkte aus würden wir dem Dichter, der historische Charaktere auf die Bühne bringt, gegen die That-sachen der Geschichte nicht minder Treue zum Gesetz machen als gegen die historischen Charaktere.

Das Ergebnis unserer Betrachtung ist: Wir bestreiten die Richtigkeit der Behauptung, dass dem Dichter nur die historischen Charaktere heilig sein müssen, indem wir für die historischen Facta dieselbe Treue in der Behandlung fordern.

Der zweite Punkt, den wir noch einer Betrachtung zu unter-

ziehen uns vorgenommen haben, ist Lessings Ansicht von der Gestaltung und Behandlung historischer Charaktere. Wir begleiten hierbei zunächst die Lessingschen Sätze mit einzelnen Bemerkungen und fassen schliesslich unsere Ansicht im Ganzen zusammen. Lessing verlangt für die Tragödie wie für die Komödie allgemeine, typische, Gattungscharaktere; nicht dieser Cäsar, dieser Brutus, sondern Ein Cäsar, Ein Brutus soll dargestellt werden. Er sagt: »Es wird ohne Grund angenommen, dass es eine Bestimmung des Theaters sei, das Andenken grosser Männer zu erhalten, dafür ist die Geschichte. Es heisst die Tragödie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem Panegyrikus berühmter Männer macht, oder sie sogar missbraucht den Nationalstolz zu nähren.« — Dass es die Aufgabe der Geschichte ist, das Andenken grosser Männer zu bewahren, wird Niemand bestreiten, dass es aber nur die Aufgabe der Geschichte sei, ist eine anfechtbare Behauptung. Warum sollte nicht auch die Poesie und speciell die Tragödie nationale Helden auf die Bühne bringen, um ihr Andenken zu feiern, für ihre Grösse zu begeistern und, wenn nicht den Nationalstolz, so doch das Nationalgefühl wachzurufen und zu entflammen? Haben nicht die Dichter aller Zeiten dies Streben gehabt, und wird nicht grade das Theater durch die lebendige Gegenwärtigkeit, mit der es Alles vor das sinnliche und geistige Auge hinstellt, in dieser Richtung noch kräftiger und eindringlicher wirken können als die Geschichte?

Lessing sagt ferner: »Der tragische Dichter, der nur den Cäsar, den Cato nach allen den Eigenthümlichkeiten darstellen wollte, die wir von ihnen wissen, ohne zugleich zu zeigen, wie diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammenhängen, dieser würde die Tragödie zur Geschichte erniedrigen.« Wir übergehen es, an dieser Stelle davon zu sprechen, welch' eine äusserliche und niedrige Ansicht von der Geschichte Lessing mit diesen Worten ausspricht, weil wir davon noch ausführlicher handeln werden; aber dagegen müssen wir uns entschieden kehren, dass Lessing annimmt, wenn ein Dichter den historischen Cäsar oder Brutus mit ihren individuellen Charakteren dramatisch gestaltet, dass er dann auch nur eine ganz äusserliche Aneinanderreihung historischer Facta geben könne, bei denen von einem Zusammenhange mit dem Charakter nicht die Rede sei. Welcher dramatische Dichter, der es wirklich ist, wird nicht vielmehr, wenn er einen historischen Charakter zum Helden einer Tragödie macht, sein Hauptaugenmerk darauf richten, diesen innern Zusammenhang zwischen Handlung und Charakter aufzuhehlen, die dramatische Handlung mit

Nothwendigkeit aus den Eigenthümlichkeiten und Entschliessungen des dramatischen Charakters hervorgehen zu lassen?

Es heisst dann weiter (Stück 91): »So wie der Aristophanische Sokrates nicht den einzelnen Mann dieses Namens vorstellte, sowie dies personifizierte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer zum Theil bekannt war, so wie blos der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmt, so ist auch blos der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilt. Er führt Einen Regulus, Einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen.«

Ohne uns hier auf eine Untersuchung einzulassen, ob der Schluss von dem Aristophanischen Sokrates, d. h. von einem Charakter der Komödie auf tragische Charaktere zulässig und zwingend ist, bemerken wir nur, dass wenn Lessing den Begriff des Charakters, den wir mit einem historischen Namen verbinden, als einzigen Grund anführt, warum der tragische Dichter seinen Personen diesen Namen giebt, wir uns eben so gut denken können, dass ein Dichter in dem Charakter, den Worten und Thaten eines historischen Helden einen Stoff finden kann, der ihn begeistert, diesen Helden und seine wirklichen Schicksale zum Gegenstand einer Tragödie zu machen, die dann, nicht weil Ein Cäsar, Ein Brutus, sondern weil der historische Cäsar oder Brutus dargestellt ist, diesen Namen führt. Wenn dann weiter gesagt wird, der Dichter führe Einen Regulus, Einen Brutus nicht auf, um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, so können wir das zugeben, wenn wir das Wort »bekannt machen« pressen, denn der Dichter will ja kein historisches Compendium schreiben; wenn aber Lessing fortfährt: »sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt, d. h. also Einem Brutus, Einem Regulus begegnen können oder müssen«, so möchten wir doch wissen, woher in aller Welt wir denn »den Begriff vom Charakter des Brutus und Regulus«, woher wir das, »was Einem Brutus und Regulus begegnen kann oder muss«, anders entnehmen und abstrahiren können, als aus »ihren wirklichen Erlebnissen«, aus ihrem individuellen historischen Charakter und Thaten. Also wird der Dichter



uns doch mit diesen bekannt machen müssen, da wir nur um diese historischen Thaten willen begreifen, warum er seinen Personen gerade diese Namen gegeben hat. —

Diese Consequenz liegt so nahe, dass es zu verwundern ~~se~~ würde, wenn sie Lessing entgangen wäre; doch schränkt er ~~a~~ gleich wieder ein, indem er sagt: »Es ist zwar wahr, dass wir den Charakter historischer Persönlichkeiten aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, dass ~~w~~ auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurückführen müsse er kann uns nicht selten weit kürzer, weit natürlicher auf ~~gan~~ andre bringen, welche mit den wirklichen weiter nichts gemein haben, als dass sie mit ihnen aus einer Quelle hergeflossen sind, aber auf Umwegen, welche ihre Lauterkeit verdorben haben. In diesem Falle wird der Poet jene erfundenen den wirklichen schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen.« Nach dieser Lessingschen Ansicht hat es nichts Bedenkliches, wenn ein Dichter Gustav Adolph zum türkischen Sultan macht, und dann in seinem Stücke zeigt, was für Thaten dieser Charakter unter diesen veränderten Verhältnissen hervorbringen muss.

Wir haben oben schon ausgesprochen und finden es hier bestätigt, dass Lessing von dem Werth und der Bedeutung der Geschichte, der Ereignisse wie der Charaktere, für den Dichter eine sehr niedrige Ansicht hat. — Dass bestimmte welthistorische Personen, dass ihre wirklichen Großthaten ein ergiebiger und dankenswerther Stoff für den Dramatiker seien, dieser Ansicht verschloss er sich und verlangte typische Charaktere, als ob der wahre Dichter, wenn er diesen Cäsar oder Wallenstein darstellt, nicht auch in dem Individuellen das Allgemeine, in der historischen Wirklichkeit den idealen Gehalt aufzeigen könnte und müsste. — Typische Charaktere darzustellen war für die antike Tragödie gewissermassen eine Nothwendigkeit, da sie die Versenkung in die Tiefen der Subjectivität noch nicht kennt; wohin aber diese antikisirende Richtung in der modernen Tragödie geführt hat, als Schiller und Goethe sich zu Vertretern derselben aufwarfen, dafür möge nur Goethes »Natürliche Tochter« hier als warnendes Beispiel angeführt werden.<sup>7)</sup> Dass die Kunst unsrer Tage einem andern Gesetze der Charakterbildung huldigt, dafür zum Beweise möge hier das Wort eines Mannes eine Stelle finden, der, Kritiker und Dichter zu gleicher Zeit, sich also äußert: <sup>8)</sup> »Dem Schaffen der Germanen eigen, gegenüber der antiken

<sup>7)</sup> Hettner: Litt. Gesch. III. p. 286.

<sup>8)</sup> Freytag: Technik d. Dramas. p. 216.

Welt, ist die Fülle und liebevolle Wärme, welche jede einzelne Gestalt zwar genau nach den Bedürfnissen des einzelnen Kunstwerks formt, aber das ganze aufserhalb des Stückes liegende Leben in seiner Besonderheit sowohl als nach seinem allgemein menschlichen Inhalt erfasst. Während der Deutsche mit innigstem Behagen die Bilder der Wirklichkeit mit den bunten Fäden der spinnenden Phantasie überzieht, empfindet er die wirklichen Grundlagen seiner Charaktere, das reale Gegenbild mit menschenfreundlicher Achtung und mit dem genauesten Verständniss seines gesammten Inhaltes. Der Tiefsinn, die liebevolle Hingabe an das Individuelle haben den Charakteren der deutschen Kunst einen besonders reichen Inhalt gegeben. Es ist in ihnen ein Reichthum des Details, Bundung und Vielseitigkeit, welche die Einfachheit, wie sie dramatischen Charakteren nothwendig ist, nicht aufhebt, sondern die Wirkungen derselben unendlich steigert.« —

Lessing erklärt diese Ansicht für einen Irrthum, den Aristoteles schon vor zweitausend Jahren widerlegt habe, indem er auf die ihm entgegenstehende Wahrheit den wesentlichen Unterschied zwischen der Poesie und Geschichte, sowie den grossen Nutzen der erstern vor der letztern gegründet hat. Wir werden daher die Aristotelische Stelle, der Lessing das 89. und 94. Stück der Dramaturgie widmet, noch zu prüfen und uns mit derselben aus einander zu setzen haben. Die Stelle lautet in der Poetik cap. 9 etwa so: φανερόν δὲ ἐκ τῶν εἰρημένων καὶ ὅτι οὐ τὸ τὰ γινόμενα λέγειν, τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστίν, ἀλλ' οἷα ἂν γένοιτο, καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἶκος ἢ τὸ ἀναγκαῖον. ὁ γὰρ ἱστορικὸς καὶ ὁ ποιητὴς οὐ τῷ ἢ ἑμμετρα λέγειν ἢ ἄμμετρα διαφέρουσιν, ἀλλὰ τοῦτῃ διαφέρουσιν, τῷ τὸν μὲν τὰ γινόμενα λέγειν, τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο. διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποιήσεις ἱστορίας ἐστίν· ἡ μὲν γὰρ ποιήσεις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἡ δὲ ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει. ἐστὶ δὲ καθόλου μὲν τῷ ποιεῖν τὰ ποί' ἅττα συμβαίνει λέγειν ἢ πράττειν κατὰ τὸ εἶκος ἢ τὸ ἀναγκαῖον, τὸ δὲ καθ' ἕκαστον, τί Ἀλκιβιάδης ἐπραξεν ἢ τί ἔπαθεν.

In dieser Auffassung des Aristoteles ist für alle Zeiten Gültiges und solches, das für uns heut zu Tage als nicht mehr massgebend und richtig anerkannt werden kann, mit einander gemischt. Wahr ist und bleibt, abgesehen von der mehr aufserlichen Bemerkung, dass nicht die gebundene und ungebundene Rede den Unterschied zwischen Poesie und Geschichte ausmache, dass der Dichter und namentlich der dramatische darstellt nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit, d. h. des innern Causalzusammenhanges, ferner dass er darstellt, was ein so oder so Beschaffner zu

sagen oder zu thun habe nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit, und wenn man dies mit Aristoteles das Allgemeine nennt, dass dann allerdings die Poesie das Allgemeine darstelle. Als nicht mehr zutreffend werden wir den Punkt bezeichnen dürfen, dass der Dichter nicht vorzutragen habe, was einmal wirklich geschehen ist, sondern nur das Mögliche, was hätte geschehen können. Aristoteles erkennt damit das sogenannte historische Drama nicht an, und Lessing, wie wir schon an mehreren Stellen gesehen haben, steht hierin, sowie auch in seiner Auffassung der Geschichte noch ganz auf Aristoteles' Standpunkt. Ferner wird man sich dem nicht verschließen dürfen, dass die Aristotelische Ansicht von dem Wesen und der Bedeutung der Geschichte heute nicht mehr ausreicht, wie dies auch von Aristotelikern (Barthélémy St. Hilaire,<sup>9)</sup> Susemihl,<sup>10)</sup> Stahr<sup>11)</sup> eingeräumt wird, während dagegen Vahlen in seinen Beiträgen I. p. 29. die Stelle in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten will. Und in der That, welcher Geschichtsforscher würde heute noch zugeben, dass die Geschichte nur eine trockne Aufzählung des wirklich Geschehenen sei, dass sie nur das Einzelne darzustellen im Stande sei, dass es bei ihr auf »Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit« nicht ankomme. Allerdings muss die Geschichte uns auch erzählen, was dieser Alcibiades, dieser Friedrich der Grosse gesagt und gethan hat; aber wir verlangen heute auch, dass der Historiker in dem Thatsächlichen die leitenden Gesichtspunkte, die allgemeinen Ideen, den Geist der Geschichte darstelle; »denn die Geschichte, sagt Droysen,<sup>12)</sup> ist so wenig eine Photographie aller wirklichen Einzelheiten, wie die Naturwissenschaft eine Sammlung aller Einzelheiten der natürlichen Welt. Beide Wissenschaften sind Betrachtungsweisen des menschlichen Geistes, sind dessen Formen, die sittliche und die natürliche Welt wissend zu fassen und zu haben. Die sittliche Welt in ihrem Werden und Wachsen, in ihrer Bewegung betrachten, heisst sie historisch betrachten.« — Wenn der Historiker aber nicht die bloßen, nackten Thatsachen in chronologischer Reihenfolge vorträgt, sondern den in ihnen schaffenden und wirkenden göttlichen Geist, wenn er dem Gange und Wirken desselben nachspürt, in dem verwirrten Laufe der Dinge die Pläne der Weltregierung uns ahnen lehrt, die leitenden Ideen aufweist, »welche

<sup>9)</sup> Poétique d'Aristote, préface p. XLIV. sqq.

<sup>10)</sup> In seiner Uebers. d. Poet. Anm. no. 87.

<sup>11)</sup> In d. Aufsätze: Poesie u. Geschichte, Jahrbücher d. Gegenwart, Februar 1847. — In der Einleitung zu seiner Uebersetzung d. Poet. p. 51 — 52 ist er freilich anderen Sinnes geworden.

<sup>12)</sup> Historik §. 49.



unsichtbar die Begebenheiten und äufsern Erscheinungen begleiten, durchdringen und gestalten« (Gervinus), dann wird er ein Werk schaffen, das nicht bloß darin mit der Schöpfung des Dichters an »Lehrreichem« sich messen wird, dass es uns zeigt, wie »solche Menschen unter solchen Umständen so zu handeln pflegen und handeln müssen«, sondern das auch, indem es uns die tiefsten Wahrheiten und Lehren der Geschichte, dieser nicht mit Unrecht schon in alten Aussprüchen sogenannten Mutter der Weisheit und Lehrerin des Lebens, enthüllt, an die keine Erfindungen des geistreichsten dichterischen Kopfes heranreichen, sich im Verhältnis zur Poesie als φιλοσοφώτερον καὶ ποιουδιότερον erweisen wird.

Aber noch in einer zweiten Stelle, Poetik cap. 23, 1 u. 2 bespricht Aristoteles das Verhältnis von Poesie und Geschichte, eine Stelle, die von Vahlen, Beiträge III. p. 276—77, etwa dahin erläutert wird: »Aristoteles verlangt, dass die Tragödie eine ganze, in sich abgeschlossene Handlung, die Anfang, Mitte und Ende hat, darstelle. damit sie nicht wie »die gewöhnliche Geschichtsdarstellung« sei, in welcher es nicht auf Darstellung einer Handlung, sondern eines Zeitabschnittes, also auf Darstellung von Ereignissen ankommt, welche in einem beliebigen Verhältnis zu einander stehen können, nicht durch ursächlichen Zusammenhang bedingt sind. Auch folgen oft Ereignisse auf einander, ohne dasselbe Endziel zu haben. — Aristoteles' Meinung ist, die bloße Aufeinanderfolge in der Zeit mache noch nicht den ursächlichen Zusammenhang und die Abgeschlossenheit, die das Drama verlange.«

Hiergegen erlauben wir uns zu bemerken, dass dem Aristoteles bei der »gewöhnlichen Geschichtsdarstellung«, von der er spricht, nur die Werke der Chronisten vorgeschwebt haben können, die trotz ihrer sonstigen Verdienstlichkeit doch keine historischen Kunstwerke sind; das ächte historische Kunstwerk dagegen verlangt ebenfalls Vollendung in sich, verlangt eine Einheit des Planes, einen Zusammenschluss der Theile zu einem Ganzen, das Anfang, Mitte und Ende hat und also einem »einheitlich gegliederten ζῶον« gleicht.

Kömm't es nun in der Geschichtsdarstellung auch nicht bloß auf »eine Handlung« an wie in der Tragödie, so wird sie sich doch auch nach oben Gesagtem sicherlich nicht auf die Darstellung von Ereignissen beschränken, »die in beliebigem Verhältnis zu einander stehen und durch keinen ursächlichen Zusammenhang bedingt sind.« Dass die bloße Aufeinanderfolge in der Zeit nicht den ursächlichen Zusammenhang und die Abgeschlossenheit ausmache, die das Drama verlangt, räumen wir natürlich ein, aber dass diese bloße Aufeinan-

derfolge in der Zeit das Wesen der Geschichte und Geschichtsschreibung ausmache, ist eine nicht mehr aufrecht zu erhaltende Ansicht.—

Vahlen fügt hinzu, dass mit dieser Ansicht der Geschichte nicht zu nahe getreten wird; Aristoteles nehme nämlich den straffen Causalnexus für das Drama in Anspruch, und den vermöge die Geschichte nur in den seltensten Fällen zu erreichen. Für die dramatische Composition komme es auf das τέλος an, in welchem alle Einzelheiten zusammenlaufen und ihren nothwendigen und befriedigenden Abschluss finden.

Hierzu bemerken wir: Wenn Vahlen meint, dass mit jener Ansicht »der Geschichte« nicht zu nahe getreten wird, so erleidet dies doch eine erhebliche Einschränkung, denn es kann nur von der »gewöhnlichen Geschichtsschreibung« gelten, wie Aristoteles sie nennt, die ihm eben in jener Stelle der Poetik vorgeschwebt hat, nicht von der modernen Universalgeschichte. Kann diese auch natürlich nicht den straffen Causalnexus des Dramas geben, denn der Weltgeist verfolgt ja nach Vischers Ausdruck keine dramatischen Absichten, komponirt auch der Dramatiker Alles mit Rücksicht auf das Endziel (τέλος), so wird uns doch der echte Historiker auch durch seine Darstellung erkennen lassen müssen, wie die Ereignisse auf das Endziel hingewirkt haben, oder wie dieser historische Charakter mit Nothwendigkeit das geworden ist, was er ist. Von der universalhistorischen Betrachtung sagt Droysen,<sup>13)</sup> dass, indem sie in der Bewegung der sittlichen Welt deren Fortschreiten erkennt, deren Richtung verfolgt, Zweck auf Zweck sich erfüllen sieht, sie ahne, dass in dem Zweck der Zwecke die Bewegung sich schliesse. —

Wenn wir aber die Geschichte in diesem tieferen Sinne erfassen, nicht mehr als eine Sammlung zusammenhangsloser Einzelheiten, als ein bloßes Repertoire von Namen, dann entsteht auch die Möglichkeit, sie um ihrer selbst, um ihrer innern Wahrheit willen, und nicht blos, um sie zu einem Panegyrikus berühmter Männer zu machen oder um den Nationalstolz zu nähren, poetisch und in specie dramatisch zu gestalten, kurz es entsteht, wovon weder Aristoteles noch Lessing eine Ahnung hatte, die Möglichkeit eines historischen Dramas.

Was aber das Wesen und die Aufgabe eines solchen für den dramatischen Dichter unsrer Tage sei, dies ausführlicher darzustellen, müssen wir uns des enge bemessenen Raumes halber auf eine andre Gelegenheit versparen.

<sup>13)</sup> Droysen: Historik § 30.

**DREI ARTIKEL**

**AUS DER**

**DRITTEN AUFLAGE**

**DES**

**PAPE'SCHEN GRIECHISCH-DEUTSCHEN  
WÖRTERBUCHES.**

**VON**

**M. SENGEBUSCH.**



Digitized by Google

# I.

*Ἐὼμεν*, Hom. einmal, Iliad. 19, 402 ἐπεὶ χ' ἐὼμεν πολέμοιο, wenn ich des Kampfes satt sein werde, wenn ich am Kampfe mich gesättigt haben werde, Homerisch plur. statt des sing.; Scholl. ἔτι δαρυντέον τὸ ἐὼμεν· ἔστι γὰρ ἄδην ἔχωμεν, κορεσθῶμεν. Dies Scholium lies't man in Lehrs Herodian mit dem Zusatze *nisi potius Aristonici est* und in Friedländers Aristonicus mit dem Zusatze *nisi potius Herodiani est*. Auf jeden Fall ist die Metalepsis ἄδην ἔχωμεν, κορεσθῶμεν Aristarchisch. Apollon. Lex. Hom. ed. Bekk. p. 80, 28 ἐὼμεν· κορεσθῶμεν· »ἐπεὶ χ' ἐὼμεν πολέμοιο«. Iliad. 13, 315 οἳ μιν ἄδην ἐλώσει καὶ ἐσσύμενον πολέμοιο, Scholl. Didymi. κατ' ἓνα τῶν ὑπομνημάτων οἳ μιν ἄδην ἐάσουσι, ὃ ἔστι κορέσουσιν· καὶ ἐπὶ τοῦ Ποσειδῶνος (Odys. 5, 290) »ἀλλ' ἔτι μὲν μὴν φημι ἄδην ἐλάαν κακότητος« διὰ τῶν δύο  $\overline{\alpha\alpha}$  παρέκειτο ἐάαν. μαρτυρεῖ καὶ τὸ »ἄρειν ἐν Τροίῃ ταχέας χύνας (Iliad. 11, 818)«. οὕτως Ἀρίσταρχος. Die letzten Worte, οὕτως Ἀρίσταρχος, gehören nicht ursprünglich mit dem Vorhergehenden zusammen, sondern sind der Rest eines andern, gleichfalls aus Didymus Werke ausgezogenen Scholiums, welches so ziemlich denselben Inhalt hatte. Scholl. Aristonic. ἡ διπλῆ, ὅτι Ζηνόδοτος ἀγνοήσας τὸ σημαίνόμενον πεποίηκε καὶ ἐσσύμενον πολεμίζειν. ἔστι δὲ τὸ ἄδην ἐλώσειν ἀντὶ τοῦ κορεσθῆναι αὐτὸν ποιήσουσι τοῦ πολέμου, καίπερ προθυμίαν ἔχοντα. Also nach Aristonicus schrieb Aristarch ἄδην ἐλώσει, nach Didymus aber ἄδην ἐάσουσι (oder ἐάσουσι). Hier liegt kein Widerspruch vor; in seiner ersten Ausgabe schrieb Aristarch ἄδην ἐάσουσι, in seiner zweiten ἄδην ἐλώσει. Aristonicus Werk erklärte überall lediglich Aristarchs zweite Ausgabe, Didymus aber, sich auf ἓνα τῶν ὑπομνημάτων berufend, giebt hier Aristarchs erste Ausgabe wieder; ὑπομνήματα hat Aristarch nur zu Aristophanes Ausgabe und zu seiner eigenen ersten Ausgabe geschrieben, nicht zu seiner zweiten, s. Sengebusch Homer. dissert. I p. 27 sqq. In der von Didymus zu Iliad. 13, 315 verglichenen

Digitized by Google



# I.

**Ἐώμεν**, Hom. einmal, Iliad. 19, 402 ἐπεί χ' ἐώμεν πολέμοιο, wenn ich des Kampfes satt sein werde, wenn ich am Kampfe mich gesättigt haben werde, Homerisch plur. statt des sing.; Scholl. ὅτι δαυντέον τὸ ἐώμεν· ἔστι γὰρ ἄδην ἔχωμεν, κορεσθῶμεν. Dies Scholium lies't man in Lehrs Herodian mit dem Zusatze *nisi potius Aristonici est* und in Friedländers Aristonicus mit dem Zusatze *nisi potius Herodiani est*. Auf jeden Fall ist die Metalepsis ἄδην ἔχωμεν, κορεσθῶμεν Aristarchisch. Apollon. Lex. Hom. ed. Bekk. p. 80, 28 ἐώμεν· κορεσθῶμεν· »ἐπεί χ' ἐώμεν πολέμοιο«. Iliad. 13, 315 οἷ μιν ἄδην ἐλώσιν καὶ ἐσσόμενον πολέμοιο, Scholl. Didym. κατ' ἓνα τῶν ὑπομνημάτων οἷ μιν ἄδην ἐάσουσι, ὃ ἔστι κορέσονται· καὶ ἐπὶ τοῦ Ποσειδῶνος (Odys. 5, 290) »ἀλλ' ἔτι μὲν μὴ φημι ἄδην ἐλάαν καχότητος« διὰ τῶν δύο αἰ παρέκειτο ἐάαν. μαρτυρεῖ καὶ τὸ »ἄρσιν ἐν Τροίῃ ταχέας κύνας (Iliad. 11, 818«. οὕτως Ἀρίσταρχος. Die letzten Worte, οὕτως Ἀρίσταρχος, gehören nicht ursprünglich mit dem Vorhergehenden zusammen, sondern sind der Rest eines andern, gleichfalls aus Didymus Werke ausgezogenen Scholiums, welches so ziemlich denselben Inhalt hatte. Scholl. Aristonic. ἡ διπλῆ, ὅτι Ζηνόδοτος ἀγνοήσας τὸ σημαίνονμενον πεποίηκε καὶ ἐσσόμενον πολεμίζειν. ἔστι δὲ τὸ ἄδην ἐλώσιν ἀντὶ τοῦ κορεσθῆναι αὐτὸν ποιήσουσι τοῦ πολέμου, καίπερ προθυμίαν ἔχοντα. Also nach Aristonicus schrieb Aristarch ἄδην ἐλώσιν, nach Didymus aber ἄδην ἐάσουσι (oder ἐάσουσι). Hier liegt kein Widerspruch vor; in seiner ersten Ausgabe schrieb Aristarch ἄδην ἐάσουσι, in seiner zweiten ἄδην ἐλώσιν. Aristonicus Werk erklärte überall lediglich Aristarchs zweite Ausgabe, Didymus aber, sich auf ἓνα τῶν ὑπομνημάτων berufend, giebt hier Aristarchs erste Ausgabe wieder; ὑπομνήματα hat Aristarch nur zu Aristophanes Ausgabe und zu seiner eigenen ersten Ausgabe geschrieben, nicht zu seiner zweiten, s. Sengebusch Homer. dissert. 1 p. 27 sqq. In der von Didymus zu Iliad. 13, 315 verglichenen

Stelle Odys. 5, 290 ist die Sachlage nicht klar; des Didymus Ausdruck, παρέχειτο ἑάαν, klingt so, als habe dort Aristarch zur Zeit seiner ersten Ausgabe die Schreibart ἑάαν gebilligt, aber nicht in den Text zu setzen gewagt, weil ἐλάαν dort besser verbürgt zu sein schien. Doch sind Didymus Worte auch mit der Annahme vereinbar, dass Aristarchs erste Ausgabe Odys. 5, 290 ἑάαν im Texte gehabt habe. — Nach dieser Lage des Thatbestandes erscheint folgende Auffassung als möglich: Aristarch nahm ein Verbum ἑάω (oder ἑάω) an, futur. ἑάσω (oder ἑάσω), Bedeutung »sättigen«, verwandt oder identisch ἄω, ἄσω; von diesem Verbum ἑάω steht Iliad. 13, 315 ganz regelrecht das futur., ἑάσουσιν αὐτὸν πολέμου; Odys. 5, 290 steht der Infin. ἑάαν, entweder praes. in eigener Bedeutung, das indirecte φημί αὐτὸν ἑάαν καχότητος entstanden aus dem directen conjunctiv. hortativ. ἄγς ἑῷ, »lass mich ihn sättigen«, »ich will, ich soll ihn sättigen«, oder mit Enallage des Tempus praes. statt des futur., φημί αὐτὸν ἑάαν = »ich sage, dass ich ihn sättigen werde«, oder futur. attic., Nebenform von ἑάσειν; Iliad. 19, 402 steht das praes. ἑῶμεν mit Enallage des Tempus, wie ἐπὰν ἤκωσιν = ἐπὰν ἀφίγμενοι ὦσιν oder ἐπὰν ἀφίκωνται, und mit Auslassung des Objects, ἐπὰν ἑῶμεν (= ἑάσωμεν) πολέμου = ἐπὰν ἡμᾶς αὐτοὺς ἑῶμεν (= ἑάσωμεν) πολέμου, oder, eben dasselbe anders ausgedrückt, intransitiv, oder, eben dasselbe anders ausgedrückt, mit Enallage des Genus verbi, Activ statt des Passivs, wie ναυστάουσι = ναυστάονται. So werden grade von ἄω »sättigen« anderswo Formen bei Homer gebraucht, Iliad. 21, 70 ἐμὲν χροὸς ἄμεναι = »sich zu sättigen«, 15, 317 λιλαιόμενα χροὸς ἄσαι = »sich zu sättigen«, 23, 457 γόσιο μὲν ἔστι καὶ ἄσαι = »sich zu sättigen«. Ueber Aristarchs Annahmen von Enallage des Tempus und des Genus verbi s. Friedlaender Aristonic. p. 2 sqq. — Ueber die ganze Sache vergleiche man, mit großer Vorsicht, Rottmann Lexil. 2 S. 130, Spitzner Excurs. XXXI und Lehrs Aristarch. ed. 2 p. 331.

## II.

**Τέμενος**, εος, τό, ein ausgesondertes Stück Land, besonders ein Tempelbezirk eines Gottes und ein einem Fürsten von Staats wegen gegebenes, mit seiner Stellung verbundenes Landgut; verwandt τέμνω, schneiden, abschneiden, absondern, ausson-

dern, vgl. Curtius Grundz. d. Griech. Etym. 2. Aufl. S. 200. 448. 625. 659. Iliad. 18, 550 τέμνος βαθυλήιον, var. lect. τέμνος βασιλήιον, Scholl. Aristonic. ὅτι τὸν ἀποταμνημένον τίπον τέμνος λέγει; Iliad. 6, 494 καὶ μὲν οἱ Λύκιοι τέμνος τάμον ἔσχορον ἄλλων, καλὸν φυταλιῆς καὶ ἀρούρης, ὅφρα νέμοιτο, Scholl. Aristonic. ἡ διπλή, ὅτι παρτυμολογεῖ τὸ τέμνος ἀπὸ τοῦ ταμῖν καὶ ἀφορίζαι; Lehrs Aristarch. ed. 2 p. 150. Das Wort ist von Hom. an überall häufig; bei Hom. erscheint es nur in der Form τέμνος, ausgenommen eine einzige Stelle, Odys. 11, 185 σὸν δ' οὐ πῶ τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἔκχλος | Τηλέμαχος ταμένα νέμεται καὶ θαΐτας εἰσας | δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἄνδρ' ἀλεγύνειν. Hierzu Scholl. Aristonic. ταμένη: σεσημειώται τὸ ὄνομα ἀδιαιρέτως ἐξενεχθέν, Scholl. Didym. Ἀριστάρχος ταμένα. Also nach Didymus schrieb Aristarch ταμένα, nach Aristonicus ταμένη, wegen welcher Form der Vers eine Diple trage. Der Widerspruch ist nur scheinbar; in seiner ersten Ausgabe schrieb Aristarch ταμένα, in seiner zweiten ταμένη. Aristonicus erklärte überall lediglich Aristarchs zweite Ausgabe, s. Sengebusch Homer. dissert. 1 p. 34; ob Didymus nicht gewusst habe, dass in Aristarchs zweiter Ausgabe ταμένη stand, ob Didymus ταμένα für die einzige Aristarchische Schreibung gehalten habe, oder ob man das freilich sehr kurze Didymeische Scholium für ein schlechtes, lückenhaftes Excerpt halten müsse, welches den Bericht des Didymus auch über die Hauptsache nur halb wiedergebe: diese Frage soll hier nicht erörtert werden. Indessen lese man aufmerksam Scholl. Odys. 6, 54 Iliad. 2, 423. 21, 363. Die so eben gegebene Erklärung des schwierigen Falles vergleiche man mit den freilich sehr abweichenden Ansichten von Carnuth Aristonic. Odys. 11, 185 und von La Roche Die Homer. Textkritik im Alterth. S. 299, Ausgabe der Odyssee Anm. zu 11, 185. Höchst interessant ist der Fall auch deshalb, weil Homer oft genug αἵτχα, ἄλχα, ἄλχα, ἄνχα, ἄχα, βέλχα, βένχα, γένχα, ἔγχα, ἔθχα, ἐλέγχχα, ἔλχα, ἔπα, ἔρχχα, ἔτχα, ἔχχα, κέρδχα, κήδχα, κήτχα, λαίφχα, λέχχα, μένχα, νείχχα, νέφχα, ὄνείδχα, ὄρχα, ράχχα, ρήγχα, σάχχα, στήθχα, τείχχα, φάχα, φάρχα, χεῖλχα, ψεύδχα sagt, aber niemals αἵτχχ, ἄλχχ, ἄλχχ, ἄνχχ, ἄχχ, βέλχ, βένχχ, γένχ, ἔγχχ, ἔθχχ, ἐλέγχχ, ἔλχχ, ἔπχ, ἔρχχ, ἔτχ, ἔχχ, κέρδχ, κήδχ, κήτχ, λαίφχ, λέχχ, μένχ, νείχχ, νέφχ, ὄνείδχ, ὄρχ, ράχχ, ρήγχ, σάχχ, στήθχ, τείχχ, φάχ, φάρχ, χεῖλχ, ψεύδχ. Sicherlich ist ταμένη ganz gegen die Analogie; diese war aber dem Aristarch ein Hauptgesetz, während sein Gegner Krates umgekehrt der Anomalie huldigte, s. Sengebusch Homer. dissert. 1 p. 59. Indem also Aristarch das analoge ταμένα seiner ersten Ausgabe in



seiner zweiten durch das anomale τεμένη ersetzt, zeigte er, dass er nicht eigensinnig an einmal gefassten Ansichten festhielt, sondern stets bereit blieb Gründen nachzugeben und Irrthümer einzugestehen. — Τέμενος eines Fürsten auch Hom. Iliad. 20, 184. 394. 9, 578. 12, 343 Odyss. 6, 293. 17, 299. — Τέμενος einer Gottheit Iliad. 8, 48. 23, 148 Odyss. 8, 363. — Gen. τεμένους Thuc. 3, 70 φάσκων τέμνειν χάρακας ἐκ τοῦ τε Διὸς τεμένους καὶ τοῦ Ἀλκίονου; τεμένος Alcaeus ap. Cram. An. Ox. 1, 342, 1 (Berz L. G. ed. 2 p. 734), ἀπὸ τῶν εἰς ὅς τὴν τεμένηος παρὰ Ἀλκαίῳ ἅπαξ χρησαμένη; Dat. τεμένει Herodot. 2, 155, Gott; τεμένει Hesiod. Sc. 58, Gott; Gen. τεμένων Plat. Legg. 6, 758 e, Götter; Gesetz bei Demosth. p. 1069, 26, Götter; Dat. τεμένει Herodot. 2, 64, Götter; τεμένεσσι Pind. N. 7, 94, Gott: — τεμένεια Herod. 1, 161, König; τεμένη Hymn. Hom. Ven. 268, ἐστᾶσ' ἡλίβατοι· τεμένη δέ ἐ κικλήσκουσιν | ἀθανάτων; τεμένη Xen. Cyr. 7, 5, 35, Götter. — Lycurg. Leocr. 147 ἀσεβείας δ' ὅτι τοῦ τὰ τεμένη τέμνεσθαι καὶ τοὺς νεῶς κατασκάπτεσθαι τὸ καθ' ἑαυτὸν γέγονεν αἴτιος. — Plat. Legg. 5, 738 c τεμένη δὲ τούτων ἐκάστοις ἐτεμένισαν, Götter. — Iliad. 2, 696 bezeichnet Hom. durch Δῖ-μητρος τέμενος als Namen eine Stadt, Demetrium, s. Scholl. Aristonic. und Nican., Lehrs Aristarch. ed. 2 p. 230; Pind. P. 2, 2 ὦ Συράκοσαι, τέμενος Ἄρεος; P. 12, 27 Καφισίδος ἐν τεμένει, See des Kephisos, der Kopaissee, als Besitz der Nymphe Kephisis; P. 1, 56 Νείλοιο πρὸς πῖον τέμενος Κρονίδα, nach Afrika; Aeschyl. Pers. 365 κνέφας δὲ τέμενος αἰθέρος λάβῃ, den Himmel; Philet. ap. Stob. Flor. 59, 5 ἀνέμων τέμενος, die Luft oder das Meer. — Soph. O. C. 136 Eur. Herc. fur. 1329 Aristoph. Pl. 659.

### III.

*Κνῖσος* oder κνῖσος, τό, Nebenform von ἡ κνῖσα, wie ἡ δίψα, τὸ ὄψος, ἡ πάθη, τὸ πάθος. Der sing. von τὸ κνῖσος wird in einem Schol. Iliad. 2, 423 aus einem nicht genannten Komiker angeführt, τὸ κνῖσος ὅπτων ὁλλύεις τοὺς γείτονας, Meineke Com. Graec. 4 p. 687. Der plural. τὰ κνίσῃ erscheint in Stellen Homers als var. lect. So Iliad. 21, 363 ὥς δὲ λέβης ζεῖ ἄνδρον, ἐπειγόμενος πυρὶ πολλῷ, | κνίσῃν μελδόμενος ἀπαλοτρεφέος σιάλοιο, | πάντοθεν ἀμβολάδην, ὑπὸ δὲ ξύλα κάγκανα κεῖται, ! ὥς τοῦ καλὰ βρέθρα πυρὶ φλέγετο, ζεῖ δ' ὕδωρ. Hierzu giebt es im cod. A folgendes Scholium aus Ariston-



nicus: μελδόμενος: (ἡ διπλῇ,) ὅτι ἀντὶ τοῦ μέλδων, τήκων τὰ κνίση, παθητικὸν ἀντὶ τοῦ ἐνεργητικοῦ. Hiernach also hat Aristarch geschrieben κνίση μελδόμενος, neutr. plur. τὰ κνίση. Dagegen in mehreren aus Didymus ausgezogenen Scholien und Theilen von Scholien wird bezeugt, dass Aristarch κνίσην geschrieben habe; Schol. A κνίσην: οὕτως Ἀρίσταρχος· ἄλλοι δὲ κνίσης; ein anderes, an das Aristoniceische sich anschließendes Schol. A γράφουσι δὲ τινες κνίσην σὺν τῷ ν̄· οὕτως γὰρ καὶ Ἀρίσταρχος, καὶ φησιν, ὅτι ἀντὶ τοῦ τηχόμενος, ὅπερ ἰσοδυναμεῖ τῷ τήκων. κνίσην δὲ πᾶν τὸ πιμελές. Der Widerspruch zwischen Didymus und Aristonicus ist darauf zurückzuführen, dass Aristonicus Angabe sich auf Aristarchs zweite Ausgabe bezieht, Didymus Angabe auf Aristarchs erste Ausgabe. Aristonicus Werk erklärte überall lediglich Aristarchs zweite Ausgabe, s. Sengebusch Homer. dissert. 1 p. 34. Die Worte Aristarchs aber, welche in dem zweiten Didymeischen Scholium A angeführt werden, καὶ φησιν, ὅτι ἀντὶ τοῦ τηχόμενος, ὅπερ ἰσοδυναμεῖ τῷ τήκων. κνίσην δὲ πᾶν τὸ πιμελές, sind unzweifelhaft aus einem ὑπόμνημα Aristarchs geschöpft. Hypomnemata aber hat Aristarch nur zu Aristophanes Ausgabe und zu seiner eigenen ersten Ausgabe geschrieben; seine zweite Ausgabe war von keinen Hypomnematis begleitet, s. Sengebusch Homer. dissert. 1 p. 27. Nun scheint es sicher, dass Didymus, auf Aristarchs ὑπομνήματα sich verlassend, wirklich κνίσην hier für die einzige Aristarchische Lesart hielt. Denn wenn man annehmen wollte, dass Didymus selbst geschrieben habe διχῶς Ἀρίσταρχος, κνίσην καὶ κνίση oder ἐν μὲν τῇ προτέρᾳ τῶν Ἀρισταρχείων ἐγγράπτῳ κνίσην, ἐν δὲ τῇ ἐτέρᾳ κνίση oder dergl., wie könnte man da den Umstand erklären, dass keine einzige der aus Didymus stammenden Nachrichten auch nur eine Spur von der doppelten Lesart enthält, sondern alle sammt und anders behaupten, dass die einzige Aristarchische Lesart κνίσην gewesen sei? Es gehört aber aufser den beiden oben angeführten Scholien A hierher auch der aus Didymus und Aristonicus zusammengeflossene Anfang eines Scholiums B: σὺν τῷ ν̄ Ἀρίσταρχος. τὸ δὲ μελδόμενος ἀντὶ τοῦ τήκων. κνίση δὲ πᾶν τὸ πιμελές. τινὲς δὲ οὐδατέρως ἤκουον, ἵν' ἢ τὰ κνίση, ὡς τὸ »Τηλέμαχος τεμένει νέμεται (Odys. 11, 185); ἀλλ' ἀπὸ παρ' Ὀμήρῳ ἡ κνίσα θηλοχῶς εἴρηται. Bis πιμελές fufst der Verfasser auf Didymus, von da ab bis νέμεται auf Aristonicus. Dass in diesem zweiten auf Aristonicus fufsenden Theile der Darstellung nicht Aristarch als Auctor der Lesart τὰ κνίση genannt wird, sondern statt des Namens ein τινὲς erscheint, kommt ganz einfach daher, weil in Aristonicus Werke hier wie sonst überall Aristarch gar nicht ge-

nannt war. Ob das Citat aus Odys. 11, 185 vom Verfasser des Scholiums selber hinzugethan ist, höchst passend, oder ob das Werk des Aristonicus selbst dies Citat schon enthielt, so dass es aus dem oben vorgelegten Scholium A des Aristonicus durch Schuld eines Epitomators verschwand, lässt sich schwerlich entscheiden. Ein anderes Scholium B fängt so an: οἱ μὲν οὖν διορθοῦντας ῥέουσιν μετὰ τοῦ ὡ γράφειν, κνίστην μελδόμενος, ἀντὶ τοῦ τήκων ἀκούοντας, ἢ ἢ τὴν κνίσαν τήκων. οὐκ εἶχον δὲ παρ' Ὀμήρῳ δεικνύναι οὐδετέρως τὸ κνίσσος λεγόμενον, ἀλλ' αἰεθλукωῶς. Dies ist his τὴν κνίσαν τήκων sicher aus Didymus geflossen; auch der Ausdruck οἱ διορθοῦντες zeigt den Didymus an, dessen Buch Περὶ τῆς Ἀριστάρχειου διορθώσεως betitelt war. Dasselbe Scholium steht, als Auseinandersetzung des Porphyrius bezeichnet, im Cod. Paris. 2679, Cramer An. Paris. 3 p. 28; es ist aber im Paris. länger, indem an das auch im B Stehende sich im Paris. noch eine entstellte Auseinandersetzung anschliesst: δύναιται καὶ οὐδετέρως κνίσσῃ, ὡς ἡ κωμωδία πρὸ κνίδος ὁπτῶς. ἄλλοι δὲ τὸ κνίσος εἰς τοὺς γείτονας (verderbt aus τὸ κνίσος ὁπτῶν ὁλλύσεις τοὺς γείτονας, s. oben), ὁ δὲ ποιητὴς αἰεθлукωῶς τὴν κνίσαν φησὶν κτέ. An dieses Scholium reiht sich dann im Paris. mit ἄλλως ein anderes, auf Aristonicus fußendes, von Didymus Nichts wissendes: ὡς ἀπὸ εὐθείας οὐδετέρας τῶν πληθυντικῶν, ὅτι οὐκ ἔστι παρὰ τὸ τὰ μέλη εἰλεῖν τὸ μελδόμενος, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ ἄλδω, ὅθεν τὸ «μέλε' ἤλδανε», τὸ μελδόμενος παθητικὸν ἀντὶ ἐνεργητικοῦ τοῦ μέλδων, ὃ ἔστι κατὰ τήκων. Das Ende des Porphyrianischen Scholiums mit dem andern, durch ἄλλως angeknüpften findet sich auch im Paris. 2766, Cramer An. Paris. 3 p. 292. Bei Eustath. Iliad. 21, 363 p. 1241, 10 sqq. wird Aristarch nicht genannt; die Lesarten (τῇ) κνίσσῃ und (τὰ) κνίσσῃ werden besprochen, die Lesart κνίστην ist nicht erwähnt; über Didymus lässt sich aus Eustathius Nichts ersehen. Wir haben aber doch über Didymus schon eine Reihe von Zeugnissen, deren Vergleichung es zweifellos zu machen scheint, dass Didymus hier in der That (τὰ) κνίσῃ als Lesart der ἑτέρα nicht kannte, sondern κνίστην für die einzige Aristarchische Lesart hielt. — Iliad. 2, 123 heisst es μηρούς τ' ἐξέταμον κατὰ τε κνίσῃ ἐκάλυψαν | δίπτυχα ποιήσαντες, ἐπ' αὐτῶν δ' ὠμοθέτησαν. Hierzu giebt es folgendes Scholium BL: κατὰ τε κνίσῃ ἐκάλυψαν: Ἀριστάρχος τὰ κνίσῃ οὐδετέρως ἀκούει, καίτοι εἰπὼν οὐδὲν ἀδικίαιστον εἶναι τῶν εἰς ὅς ληγόντων οὐδετέρων παρ' Ὀμήρῳ κατὰ τὸ πληθυντικόν· τείχεα γὰρ καὶ βέεα λέγει. ἀλλ' ὥσπερ τὰ τεμένη ἀδικίαιστος εἶρηκεν, ὡς τὸ «Τηλέμαχος τεμένη νέμαται (Odys. 11, 185)», οὕτω καὶ τὰ κνίσῃ. καὶ ἔστιν ἐν τῇ κωμωδίᾳ τὸ ἐνικόν· «τὸ κνίσσος ὁπτῶν ὁλλύσεις τοὺς γείτονας». πλεονάζει δὲ

Ὅμηρος τῇ θηλυκῇ προσηγορίᾳ. σημαίνει δὲ καὶ τὴν ἀναθυμίασιν τῶν  
 κρεῶν, ὡς ὅταν λέγῃ καὶ τότε με κνίσσης ἀμφύλυθεν ἡδὺς αὐτῇ  
 (Odys. 12, 369) α καὶ κνίσση δ' οὐρανὸν ἔχεν ἐλισσομένη περὶ καπνῷ  
 (Iliad. 1, 347) α. σημαίνει καὶ τὸ λίπος, ὡς ἐπὶ τῶν γαστέρων ἔφη ἐμ-  
 πλείην κνίσσης τε καὶ αἵματος (Odys. 18, 149) α. σημαίνει καὶ τὸν  
 ἐπίπλουν, ὡς ὧδε· κατὰ τε κνίσση ἐκάλυψαν, δίπτυχα ποιήσαντες α.  
 διπλᾶ γὰρ ποιήσαντες τὰ κνίσση, τοὺς μηροὺς ἐπεκάλυψαν. δίπτυχα δὲ  
 αὐτὰ τὰ κνίσση. ἐπεὶ γὰρ δύο οἱ μηροί, τὸν ἐπίπλουν εἰς δύο διελόντες  
 ἑκάτερον αὐτῶν θατέρῳ μέρει τοῦ ἐπίπλου ἐκάλυπτον. Den letzten Theil  
 der Auseinandersetzung von δίπτυχα ποιήσαντες. διπλᾶ γὰρ ab hat  
 Bachmann als besonderes Scholium zu vs. 424. Der erste Theil der  
 höchst lehrreichen Auseinandersetzung besagt deutlich Folgendes:  
 Aristarch schrieb zuerst κνίσση, κατεκάλυψαν κνίσση μηρούς, = »sie  
 umgaben die Knochen mit der Fetthaut«, später jedoch schrieb Ari-  
 starch (τὰ) κνίσση, κατεκάλυψαν τὰ κνίσση = »sie legten die Fetthaut  
 herum«. Aristarch ward zuerst, als er die Lesart (τῇ) κνίσση vorzog,  
 von der Ansicht geleitet, dass Homer den Nom. Acc. Voc. plur. der  
 Neutra auf ὅς sonst nirgends contrahire, also τὰ κνίσση hier eben so  
 wenig gesagt haben werde wie anderswo τὰ τεύχη, τὰ βέλη u. s. w.  
 Diese seine frühere Ansicht (καίτοι αἰπῶν) gab jedoch Aristarch  
 auf, weil er sich überzeugt hatte, dass Odys. 11, 185 die Lesart  
 τεμένη der Lesart τεμένεα vorzuziehen sei. Sobald dies feststand,  
 fiel auch Iliad. 2, 423 der Grund weg, die Lesart (τῇ) κνίσση vor  
 der Lesart (τὰ) κνίσση zu bevorzugen. Abgesehen von diplomatischen  
 Rücksichten, die bei Aristarch überall in erster Linie maßgebend  
 waren, schließt sich das δίπτυχα ποιήσαντες offenbar an (τὰ) κνίσση  
 weit besser an als an (τῇ) κνίσση. Ueber die Construction vergleiche  
 man das Didymeische Scholium A Iliad. 24, 20. 21, welches, nach  
 Bekker ohne Lemma, nach Villoison mit dem Lemma περὶ δ' αἰγίδι  
 πάντα κάλυπτεν χρυσεῖη, also lautet: οὕτως αἰγίδα χρυσεῖν αἰ-  
 Ἀριστάρχου· περὶ ὅλον αὐτὸν ἐκάλυπτε τὴν χρυσεὴν αἰγίδα. καὶ μήποτε  
 Ὅμηρικώτερον· τοιοῦν τοι ἐγὼ νέφος ἀμφικαλύψω χρύσειον (Iliad. 14,  
 343) α. Hieran schließt Bekker aus V die Bemerkung καὶ τόσσων οἱ  
 ἄσιν καθύπερθε καλύψω (Iliad. 24, 324) α. Mit dem Siege der Lesart  
 τεμένη Odys. 11, 185 fiel auch der Grund weg, Iliad. 24, 363 die  
 Lesart κνίσσην vor der Lesart (τὰ) κνίσση zu bevorzugen, welche letz-  
 tere dort eben auch diplomatisch besser beglaubigt gewesen sein  
 wird. Diese drei Stellen stehn in unlösbarem Zusammenhange: in  
 Aristarchs erster Ausgabe stand Odys. 11, 185 τεμένεα, Iliad. 2, 423  
 (τῇ) κνίσση, Iliad. 24, 363 κνίσσην, in Aristarchs zweiter Ausgabe Odys.  
 11, 185 τεμένη, Iliad. 2, 423 und 24, 363 (τὰ) κνίσση. Die Stelle



Iliad. 2, 423 kehrt Iliad. 4, 460 und Odys. 12, 360 wörtlich wieder, und fast wörtlich Odys. 3, 457, ἄφαρ δ' ἐκ μεγάλα τέμνον | πάντα κατὰ μοῖραν, κατὰ τε χνίσση ἐκάλυψαν | δίπτυχα ποιήσαντες, ἐπ' αὐτῶν δ' ὠμοθέτησαν. Ueber diese Parallelstellen scheint es keine hierher gehörige Ueberlieferung zu geben; sie werden in Aristarchs Ausgaben wohl das Schicksal von Iliad. 2, 423 getheilt haben. Was Didymus von Aristarch berichtete, ist auch Iliad. 2, 423 nicht zu erkennen. In Bezug auf Odys. 44, 485 befand er sich, so scheint es, in demselben Irrthume wie Iliad. 24, 363, indem er die Lesart der ersten Aristarchischen Ausgabe für die einzige Aristarchische hielt. Man vergleiche hierüber in diesem Wörterbuche den Artikel τέμνον. Ein anderer ähnlicher Fall ist in diesem Wörterbuche s. v. ἄωμνν erörtert. Ueber die Stellen Iliad. 24, 363. 2, 423 und ihre Lesarten χνίσσην, (τὰ) χνίσση, (τῇ) χνίσση vergleiche man La Roche Homer. Textkritik S. 299, welcher Forscher nicht zu der hier vortragenen Ansicht gelangt ist. Das Aristoniceische Scholium A zu Iliad. 24, 363 erwähnt La Roche gar nicht; er hat offenbar übersehen, dass in diesem Scholium die Aristarchische Lesart (τὰ) χνίσση steckt. Den Stellen des Eustathius, welche La Roche anführt, kann man Iliad. 7, 95 p. 668, 32, Odys. 3, 457 p. 1477, 4 und Odys. 47, 244 p. 1817, 3 hinzufügen. Als Parallelstellen zu Iliad. 2, 423 kennt La Roche nur Odys. 3, 457 und 12, 360; die Stelle Iliad. 4, 460 nennt er nicht.

**NEUERE UNTERSUCHUNGEN**  
**ÜBER**  
**DIE IDENTITÄT**  
**VON**  
**LICHT UND STRAHLENDER WÄRME.**  
**VON**  
**R. FRANZ.**

Am 2. Februar 1842 las Melloni in der Akademie der Wissenschaften zu Neapel eine Abhandlung, die in dem Satze gipfelt: Licht, Wärme und chemische Wirkungen sind Aeusserungen der Aetherundulationen, welche die Sonnenstrahlen ausmachen.<sup>1)</sup> In dem Werke Mellonis *La thermochrôse ou la coloration calorifique* (Naples 1850) sind die ausführlichen Untersuchungen niedergelegt, welche jenen Satz rechtfertigen.

Das Interesse, das die Mellonischen Arbeiten hervorriefen, veranlasste nach der Veröffentlichung der Thermochrôse viele Physiker, die Untersuchungen über strahlende Wärme fortzusetzen und zum Theil die von Melloni aufgestellte Identitätstheorie für Licht und Wärme anzugreifen, zum Theil neue Gründe zu Gunsten derselben den vorhandenen hinzuzufügen.

Die Resultate neuerer Untersuchungen auf dem genannten Gebiet sollen hier kurz zusammengestellt werden.

Wir sind im Stande die Lichtstrahlen in einer Weise aufzufangen, dass sie bei hellem Glanz nur eine geringe Spur von Wärmewirkung zeigen, und andererseits vermögen wir in dem Brennpunct eines sphärischen Spiegels nicht leuchtende Strahlen so zu concentriren, dass sie eine bedeutende Temperaturerhöhung bewirken. Diese beiden Erscheinungen haben die hauptsächlichsten Einwürfe gegen die Identitätstheorie für Licht und Wärme veranlasst.

Melloni verdanken wir die Entdeckung, dass das Wasser, wenn es den vollen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, wesentlich weniger Wärme hindurchlässt, als andere Körper von gleich grosser Durchsichtigkeit, z. B. Steinsalz. Setzt man dem Wasser eine geringe Menge einer Lösung von schwefelsaurem Eisenoxydul hinzu, so wird seine Diathermanität, d. h. seine Fähigkeit Wärmestrahlen den Durchgang zu gestatten, noch bedeutend geringer, ohne dass die Durchstrahlbarkeit für Licht bedeutend abnimmt. Dieser Versuch liess Melloni selbst die Identität von Licht und Wärme anfangs bezwei-

---

1) Poggendorff, *Annalen der Physik* LVII, 300.



feln und gab auch später besonders Veranlassung zu den Angriffen gegen die Identitätstheorie. Soll dieselbe Aetherbewegung, warf man ein, welche unserm Bewusstsein durch Erregung der Netzhaut unseres Auges die Anschauung von Licht einprägt, auch Träger der Wärme sein, so müssen Licht und Wärme stets in gleicher Intensität wahrgenommen werden. Dieser Einwurf veranlaßte vielfache Versuche über die Intensität der Wärme, die von verschiedenen Quellen herrührt. Man verglich dunkle Wärmequellen (etwa einen mit kochendem Wasser gefüllten ausen beruften Blechwürfel) und leuchtende und fand, dass die dunkle Quelle ihre Strahlen durch Steinsalz unvermindert hindurchsandte, während eine zwischen Wärmequelle und Thermoskop gebrachte Wasserschicht die dunklen Strahlen der benutzten Wärmequelle vollkommen absorbierte. Bei leuchtenden Quellen zeigte sich der Mellonische Versuch bestätigt. Es lag die Vermuthung nahe, dass in der leuchtenden Quelle auch dunkle Wärme vorhanden ist, welche, von Wasser absorbiert, die Erscheinung der großen Schwächung veranlasst. Diese Vermuthung veranlasste Untersuchungen über die Wärme von Strahlen verschiedener Brechbarkeit. Man wollte erfahren, ob etwa Strahlen von anderer Brechbarkeit als die leuchtenden existiren, welche nur durch thermoskopische Instrumente wahrnehmbar sind, während sie dem Auge verborgen bleiben. Das einfachste Mittel, das Licht in seine elementaren Strahlen zu zerlegen, bietet das Prisma, und so wurde das Lichtspektrum in Bezug auf die Wärme in seinen verschiedenen Zonen untersucht, in ähnlicher Weise wie es der ältere Herschel gethan hat, der schon in den gebrochenen Sonnenstrahlen dunkle Wärme vorfand.<sup>1)</sup>

Die Beobachtungen Mellonis hatten gezeigt, dass Glas, ähnlich wie Wasser, nicht für alle Wärmestrahlen gleichmäßig diatherman ist, dass es z. B. die Wärme einer schwarzen erwärmten Fläche weniger gut hindurchlässt, als es Steinsalz thut. Daraus ließ sich der Schluss ziehen, dass ein Glasprisma, wiewohl es für optische Zwecke ein guter Spektumbilder ist, für thermische Zwecke nicht genügen würde. Die ersten Versuche über die Wärme der verschiedenen Spektralzonen wurden aber dennoch mit Hilfe von Flintglasprismen angestellt und ergaben die merkwürdige Thatsache, dass das leuchtende Spektrum nicht das Maximum der Wärmewirkung in sich enthält. Das Thermoskop zeigte, dass jenseits des Roth, also jenseits der am wenigsten brechbaren Strahlen, das Maximum der

---

<sup>1)</sup> Gilbert, Ann. VII, 437; X, 74.

Wärmewirkung auftritt. Bei Anwendung eines Steinsalzprismas wurde die Ausdehnung des Wärmespektrums über das Roth hinaus noch viel gröfser gefunden, als bei Benutzung eines Prismas von Flintglas. Mochte nun aber Steinsalz oder Glas das Spektrum hervorrufen, die Vertheilung der Wärme innerhalb des sichtbaren Theiles blieb dieselbe, sobald vollkommen klares Glas oder Steinsalz bei der Untersuchung benutzt wurde.<sup>1)</sup> Melloni, der zuerst den dunkelen Theil des Spektrums auf seine Wärmewirkung untersuchte, hat dabei eine wesentlich gröfsere Ausdehnung desselben über das Roth hinaus beobachtet, als die deutschen Physiker. Aber seine in verschiedenen Abhandlungen<sup>2)</sup> niedergelegten Resultate weichen in Bezug auf die Angabe der Gröfse dieser Ausdehnung und der Intensität in den verschiedenen Zonen wesentlich von einander ab.<sup>3)</sup> Aus diesen Verschiedenheiten ergibt sich, dass noch ein anderer Factor als die brechende Substanz in Rechnung gezogen werden muss, wenn man die in den Sonnenstrahlen enthaltene dunkle Wärme bestimmen will. Vor dem Eintritt in das Prisma haben die Sonnenstrahlen die Atmosphäre zu durchdringen, und in den mit ihr vermengten Bestandtheilen liegt eine stark absorbirende Kraft für die dunkle Wärme. Ein Wasserprisma giebt ein Spektrum, das jenseits des Roth nur wenig Wärme zeigt. Es könnte danach der Wassergehalt der Atmosphäre den Grund zu der Erscheinung geben, dass die Beobachtungen zu verschiedenen Resultaten führen. Ist es dann aber der Wasserdampf, oder sind es die Nebelbläschen oder Wassertropfen, die einen Theil der dunkelen Wärme von der Sonne zur Erdoberfläche zu kommen verhindern? Magnus und Tyndall haben eine grofse Reihe von Versuchen angestellt, um die Durchstrahlbarkeit des Wasserdampfes zu bestimmen.<sup>4)</sup> Die Versuche führten insofern zu keinem Resultat, als Magnus bei allen seinen auf die verschiedenste Weise umgeänderten Versuchen ein früher gefundenes Resultat bestätigt fand, dass nämlich die feuchte Luft sich in Beziehung auf ihre Diathermanität nicht wesentlich von der trockenen Luft unterscheidet und dass nur der zu Nebelbläschen

1) R. Franz, Pgg. Ann. CI, 46; J. Müller, Pgg. Ann. CV, 337.

2) Pgg. Ann. XXXV, 306 u. 7; XXXVII, 486.

3) Pgg. Ann. CXXXIV, 330.

4) Magnus, Pgg. Ann. CXII, 354 und 497; CXIV, 685; Monatsber. der Berliner Akademie 1862 p. 569; Pgg. Ann. CXVIII, 575; CXXVII, 613; CXXX, 207.

Tyndall, Proc. of Roy. Soc. XI, 400; Pgg. Ann. CXIII, 4; CXIV, 682; Phil. Mag. (4) XXIII, 352; XXIV, 270, 337, 422; XXV, 200; XXVI, 30, 44; XXVIII, 31, 488.

Wild, Pgg. Ann. CXXIX, 57.

condensirte Wasserdampf eine bedeutende absorbirende Wirkung auf die durchgehenden Wärmestrahlen ausübt. Tyndall hingegen meint aus seinen Versuchen schliessen zu dürfen, dass die feuchte Luft auch vor der Condensation des Wasserdampfes eine bedeutend grössere absorbirende Kraft besitze als trockene Luft. Magnus schliesst wohl mit Recht, dass auf die Aenderung im Reflexionsvermögen der Röhrenwände (die zu untersuchende Luft wurde der strahlenden Wärme in geschlossenen Röhren ausgesetzt) durch die verdichteten vom Auge nicht wahrnehmbaren Wasserdämpfe die Ursache der Differenz zwischen seinen und Tyndalls Versuchsergebnissen zurückzuführen sei, und dass auch die rauchige, wenig durchsichtige Luft Londons einen Einfluss auf Tyndalls Experimente ausgeübt habe. Auch die Versuche Garibaldis, nach denen der Wasserdampf 94 proc. der dunklen Wärmestrahlen absorbiren soll,<sup>1)</sup> leiden wahrscheinlich an ähnlichen Fehlerquellen, da alle anderen in dieser Beziehung angestellten Versuche dem genannten Resultate widersprechen. Als Ergebnis aller dieser zuletzt genannten Versuche ist festgestellt, dass der zu Nebelbläschen condensirte Wasserdampf eine starke absorbirende Wirkung auf die Wärme der ihn durchdringenden Sonnenstrahlen ausübt, und so einen Grund zu der Verschiedenheit in der Beobachtung des Maximums der Wärme im Spektrum abgiebt. Die von Harrison mitgetheilten Beobachtungen, dass eine deutliche Zunahme der Wärmestrahlung auftritt, wenn die Sonne durch eine dünne weisse Wolke schwach verdeckt wird,<sup>2)</sup> beziehen sich auf die gesammte Wärmestrahlung der Sonne und sind auf Reflexionswirkungen zurückzuführen.

Nach allen Untersuchungen über diesen Gegenstand trifft die Absorption der atmosphärischen Luft hauptsächlich die dunklen Strahlen; werden helle Strahlen von der Luft absorbirt, so nimmt an der Schwächung Licht und Wärme in gleichem Masse Theil. Daher fand Desains,<sup>3)</sup> dass mit der Höhe des Beobachters über der Erdoberfläche mit der Helligkeit der Sonnenstrahlen auch die wärmende Wirkung der Sonne wächst. Bei Beobachtungen auf dem Rigi und in Luzern ergab sich, dass die Wärmestrahlen der Sonne einen Verlust von 17,4 proc. bei Durchstrahlung der 1450 Meter grossen Strecke atmosphärischer Luft erfuhren.

Von allen denen, die sich mit der Untersuchung der Intensi-

---

<sup>1)</sup> Cimento III, 221.

<sup>2)</sup> Phil. Mag. Januar 1870.

<sup>3)</sup> Comptes rendus Nov. 1869.



Verhältnisse beschäftigt haben, ist in den leuchtenden Sonnenstrahlen eine gleiche Absorption für Licht und Wärme bei beliebigen durchstrahlten Medien beobachtet worden. So ist durch Versuche festgestellt, dass ein Flintglas- und ein Steinsalz-Prisma in den hellen Zonen des Spektrums dieselben Wärmeverhältnisse zeigen.<sup>1)</sup> Es ist ferner nachgewiesen, dass Substanzen, welche gewisse farbige Zonen des Spektrums absorbiren, mit den Lichtstrahlen gleichzeitig die Wärmestrahlen auslöschen.<sup>2)</sup> Diejenigen Strahlen des Spektrums, welche nach der Strahlung durch eine bestimmte Lösung am wenigsten Licht vermöge der Farbe der Lösung verloren haben, zeigen auch den geringsten Wärmeverlust im Vergleich zu den übrigen Strahlenbündeln. Die grünlichen Lösungen von schwefelsaurem Eisenoxydul lassen das Minimum des Wärmeverlustes in der grünen Zone des durchstrahlten Spektrums erkennen, also in der Zone, deren Lichtstrahlen auch am wenigsten absorbirt werden. Die dunklen Strahlen und ein großer Theil der rothen und gelben werden absorbirt, daher die von Melloni beobachtete geringe Diathermanität dieser Lösung für Wärme, welche sämtliche Strahlungsgattungen enthält.

Ein wesentlicher Einwurf gegen die Identitätstheorie war die zuerst von Melloni erörterte Frage: Warum sehen wir die dunkle Wärme nicht, wenn wir sie auf dieselben Schwingungen zurückführen, die auf unserer Netzhaut die Empfindung des Leuchtenden erregen? Melloni selbst erklärte diese Erfahrung aus der Unfähigkeit unserer Sehnerven, der langsameren Schwingungsart dunkler Wärmestrahlen sich zu accommodiren. Die ersten Untersuchungen über das Verhalten der optischen Medien des Auges gegen Licht und Wärmestrahlen rühren von Brücke her.<sup>3)</sup> Als Wärmequellen dienten ein erhitzter Eisenblechcylinder und eine Oellampe. Die dunkle Wärme des Eisencylinders wurde durch die *cornea* allein schon absorbirt, auch die Krystalllinse für sich gestattete der Wärme des dunklen Cylinders keinen Durchgang. Zu einem anderen Resultat gelangten Janssen<sup>4)</sup> und Cima.<sup>5)</sup> Bei Janssens Versuchen zeigte sich eine vollständige Uebereinstimmung in der Absorptionskraft einer Schicht Wasser (zwischen Glasplättchen) und einer gleich dicken Schicht des *humor vitreus* oder des *humor aquaeus* oder der

<sup>1)</sup> Programm der Berl. Gymn. 1858.

<sup>2)</sup> Pgg. Ann. CI, 46.

<sup>3)</sup> Pgg. Ann. LXV, 598.

<sup>4)</sup> Ann. de chim. (3) XL, 74.

<sup>5)</sup> Cimento XII, 339.



Krystallinsenmasse oder der *cornea*, es mochte eine dunkle oder eine leuchtende Wärmequelle benutzt werden. Bei späteren Untersuchungen <sup>1)</sup> wurden die durch ein Prisma in ihre einzelnen Farben zerlegten Sonnenstrahlen als Wärmequelle gewählt. Dabei erschien die Absorptionskraft der verschiedenen Medien des Auges der des Wassers sehr ähnlich, nur die Hornhaut und die Krystalllinse absorbirten von den rothen Wärmestrahlen unbedeutend mehr als das Wasser. Aus den angeführten Untersuchungen geht hervor, dass die Medien des Auges nicht vollkommen adiabatherman für dunkle Wärmestrahlen sind, sondern nur in gleicher Weise wie das Wasser einen grossen Theil derselben absorbiren. Indessen steht diese Thatsache der Annahme der Identität von Licht und Wärme nicht entgegen. Wir haben uns nur der oben angeführten von Melloni gegebenen Erklärungsweise anzuschliessen. Ein Analogon bietet der Schall. Nach Savart <sup>2)</sup> ist noch ein Ton hörbar, wenn 8 regelmässige ganze Schwingungen in einer Sekunde das Trommelfell unseres Ohres treffen. Die schwingende Bewegung der Luft ist jedenfalls dieselbe, wenn in regelmässiger Folge eine geringere Anzahl von Schwingungen in gleicher Weise hervorgerufen wird, und doch werden sie von unserm Gehörorgan nicht empfunden.

Wäre unsere Netzhaut so hergerichtet, dass sie auch auf die ultrarothten Strahlen reagirte, so würden wir zunächst eine grössere Ausdehnung des Spektrums wahrnehmen, dann aber auch Körper als durchsichtig erkennen, die uns jetzt als undurchsichtig erscheinen. Nach einer Mittheilung in der Berl. Akad. 14. Okt. 1869 hat Schultz-Sellack gefunden, dass Schwefel, Jod in Auflösungen, Brom und andere Körper einen beträchtlichen Theil der Wärme, welche Kohlenrufs bei 100° ausstrahlt, hindurchlassen. Für die Strahlen von grösserer Wellenlänge als die rothen wären diese Körper durchsichtig, wenn unser Auge diese Strahlen empfinden könnte wie die Lichtstrahlen. Die dann leuchtende berufste Fläche von 100° würde durch die Körper hindurch als leuchtende Fläche sichtbar sein. Wir würden das Maximum der Lichtintensität eines Spektrums nicht mehr im Gelb, sondern jenseits des Roth erblicken und dieses Maximum würde sich vom Morgen zum Mittag verschieben, da die Lage des Maximums der Wärmewirkung sich ändert, je nachdem die Strahlen der Sonne eine grössere oder geringere Schicht der atmosphärischen Dunstblasen durchwandert haben. <sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Franz, Pgg. Ann. CXV, 266.

<sup>2)</sup> Pgg. Ann. XXII, 596.

<sup>3)</sup> Lamansky, Monatsber. der Berl. Akad. Dez. 1871.

Auch Tyndall hat gezeigt, dass das Auge für die dunklen Wärmestrahlen unempfindlich ist.<sup>1)</sup> Er fand, dass die leuchtenden Strahlen von den nichtleuchtenden völlig getrennt werden können, wenn man die Strahlen der Quelle (elektrische Lampe) durch eine Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff leitet. Bei gewisser Dicke absorbiert diese Lösung die leuchtenden Strahlen und lässt die nichtleuchtenden, die jenseits des Roth liegen, frei hindurch. Nachdem die nichtleuchtenden Strahlen in einem Brennpunct gesammelt waren, erglüheten in denselben gebrachte dünne Blätter von geschwärztem Silber, Kupfer und platinirtem Platin sofort. Als die Strahlen durch ein kleines in einem Metallschirm angebrachtes Loch, etwa von der Größe der Pupille, gingen und das Auge so hinter den Schirm gebracht wurde, dass die Strahlen durch die Pupille auf die Netzhaut fielen, wurde nicht nur kein Licht gesehen, sondern die Netzhaut wurde auch nicht merklich durch die Hitze afficirt.

Die erwähnte Erscheinung, dass dunkle Wärmestrahlen einen Körper zum Glühen bringen, dass also Wellen von größerer Wellenlänge in solche von kürzerer umgewandelt werden, wird von Akin<sup>2)</sup> und Tyndall mit der Fluorescenz der Lichtstrahlen verglichen und von Akin Calcescenz, von Tyndall Calorescenz genannt.

Diejenigen Physiker, welche Wärme und Licht auf gleiche Aetherschwingungen von zum Theil verschiedener Wellenlänge zurückzuführen streben, haben die beim Licht nur durch die Undulationstheorie leicht erklärbaren Erscheinungen auch bei der strahlenden Wärme hervorzurufen gesucht und die Beweise für die Undulationstheorie des Lichtes bei der strahlenden Wärme wiederholt. So zeigt sich, dass die Beugung, Interferenz und Polarisation in gleicher Weise beim Licht und bei der Wärme auftritt.

Fizeau und Foucault<sup>3)</sup> haben mit einem Alkoholthermometer und Seebeck<sup>4)</sup> mit Hülfe eines Luftthermometers warme und kalte Stellen, welche den hellen und dunklen der betreffenden Lichtinterferenzen entsprechen, aufgefunden. Die Beugung der Wärmestrahlen wies Knoblauch<sup>5)</sup> mit Hülfe der Thermosäule nach. Später hat Knoblauch die Aufgabe gelöst, die Wärmeinterferenz nach allen den Principien, welche sie überhaupt der Undulationstheorie zufolge zu liefern im Stande sind, nachzuweisen.<sup>6)</sup>

1) Phil. Trans. 4866 p. 4.

2) Phil. Mag. (IV) XXIX, 486.

3) Comptes rendus XXV, 447.

4) Pogg. Ann. LXXVII, 574.

5) Pogg. Ann. LXXIV, 461.

6) Pogg. Ann. CVIII, 610.

. Aber auch die bis dahin dem Licht eigenthümlichen Erscheinungen der Doppelbrechung und der Polarisation sind bei der Wärme in gleichem Sinne nachgewiesen, wie sie beim Licht früher bekannt waren. Diese letzteren Erscheinungen sind für den Nachweis der Identität von Licht und Wärme noch werthvoller, als die Erscheinung der Beugung und Interferenz, da bei den Interferenzerscheinungen die größeren Wellen der dunkelen Strahlen, wenn sie nicht durch Absorption ausgeschieden sind, leicht das Resultat des Versuches trüben können. Die Doppelbrechung der Wärme ist schon von Bérard im Jahre 1842 beobachtet worden, indem er die Temperatur in den beiden Bildern, welche ein Kalkspathprisma erzeugt, untersuchte.<sup>1)</sup> Mehr als 20 Jahre später sind Forbes<sup>2)</sup> und Melloni<sup>3)</sup> auf einem indirekten Wege wieder auf diese Erscheinung durch die Beobachtung geführt worden, dass optisch doppelt brechende Körper, z. B. ein Glimmerblatt, die Polarisation der Wärme in einem gewissen Sinne aufzuheben vermöchten. Auf die einfachste Weise wies Knoblauch die doppelte Brechung an einem Kalkspath in natürlicher Gestalt nach, indem er zeigte, dass die Wärmestrahlen durch die Doppelbrechung in eine feststehende (ordentliche) und eine bewegliche (außerordentliche) Strahlengruppe zerlegt werden.<sup>4)</sup> Ueber die den Lichtintensitäten gleichen Wärmeintensitäten haben außer Knoblauch auch de la Provostaye und Desains beweisende Versuche angestellt.<sup>5)</sup>

. Auch die Polarisation durch Reflexion und einfache Brechung ist für die Wärme in gleicher Weise vorhanden, wie für das Licht.

Dass die Wärme durch Reflexion von Glasspiegeln polarisierbar sei, ist von Bérard<sup>6)</sup> entdeckt und von P. Erman<sup>7)</sup> bestätigt worden. Nach ihnen haben sich Baden-Powell<sup>8)</sup> und Nobili<sup>9)</sup> vergebens bemüht, diese Beobachtungen auf eine befriedigende Weise zu wiederholen. Forbes<sup>10)</sup> ist es später gelungen, die Polarisation der von einem Satz Glimmerplatten reflektirten Wärmestrahlen nachzuweisen, während Knoblauch aus sehr genauen Untersuchungen den

---

<sup>1)</sup> Ann. de chim. LXXV, 316.

<sup>2)</sup> Pgg. Ann. XXXV, 559.

<sup>3)</sup> Pgg. Ann. XLIII, 270.

<sup>4)</sup> Pgg. Ann. LXXIV, 4 und 161.

<sup>5)</sup> Pgg. Ann. LXXVIII, 181.

<sup>6)</sup> Gilb. Ann. XLVI, 383.

<sup>7)</sup> Abh. d. Berl. Akad. 1819 p. 404.

<sup>8)</sup> Pgg. Ann. XXI, 314.

<sup>9)</sup> Pgg. Ann. XXXVI, 521.

<sup>10)</sup> Phil. mag. XII, 558.



Schluss ziehen konnte, dass die Polarisation der Wärme durch Reflexion in demselben Sinne erfolgt wie die des Lichtes.<sup>1)</sup> Bestätigt wurde dies Resultat durch Versuche von de la Provostaye und Desains<sup>2)</sup> und es war nun möglich, den Satz aufzustellen: die Veränderungen, welche die Intensität der polarisirten Wärmestrahlen bei der Reflexion von Glas unter verschiedenen Einfallswinkeln erleidet, sind genau angegeben durch Fresnels Formeln für die Lichtstrahlen, die gleichen Bedingungen unterworfen sind.

Den Nachweis, dass die Wärmestrahlen in gleicher Weise wie die Lichtstrahlen bei einfacher Brechung polarisirt werden, hat Melloni für Glimmer geführt; <sup>3)</sup> Knoblauch hat später gezeigt, dass die Polarisationsebene der vom Glase reflektirten und der von ihm in derselben Ebene gebrochenen Wärmestrahlen einen Winkel von 90° mit einander bilden.<sup>4)</sup> Auch die Gesetze für die Polarisation durch Brechung haben de la Provostaye und Desains übereinstimmend mit den Fresnelschen Gesetzen über die Polarisation des Lichtes gefunden; die bestätigenden Experimente sind in den Ann. de chimie (3) XXX p. 459 beschrieben.<sup>5)</sup> Dieselben Physiker haben auch die Polarisation der dunklen Wärmestrahlen nachgewiesen.<sup>6)</sup> Sie zeigten, dass ebenso wie die von festen und flüssigen glühenden Körpern ausgehenden Lichtstrahlen senkrecht zur Ausstrahlungsebene polarisirt sind, so auch die hellen und dunklen Wärmestrahlen unter gleichen Bedingungen Polarisation zeigen. Magnus hat später durch den Versuch bewiesen, dass auch die bei 100° schief ausgesandten dunklen Wärmestrahlen polarisirt sind.<sup>7)</sup> Mit Anwendung von zwei Nicolschen Prismen wiederholte Tyndall die Versuche über die Polarisation der dunklen Wärme mit Erfolg<sup>8)</sup> und wies auch nach, dass die Wärme unter gleichen Bedingungen wie das Licht Circularpolarisation zeigt. Letztere Erscheinung hatte Forbes schon im Jahre 1836 beobachtet<sup>9)</sup> und gegen Melloni, der damals erklärte, dass die Licht- und Wärmestrahlen aus zwei wesentlich verschiedenen Abänderungen der »Daseinsweise des Aethers« be-

---

<sup>1)</sup> Pgg. Ann. LXXIV, 161.

<sup>2)</sup> Comptes rendus XXIX, 424.

<sup>3)</sup> Pgg. Ann. XLIII, 43.

<sup>4)</sup> Pgg. Ann. LXXIV, 170.

<sup>5)</sup> Pgg. Ann. Ergzb. III, 444.

<sup>6)</sup> Pgg. Ann. CXXXIV, 472.

<sup>7)</sup> Pgg. Ann. CXXXIV, 45.

<sup>8)</sup> Phil. mag. XXXIX, 280.

<sup>9)</sup> Pgg. Ann. XXXVII, 504.

stehen,<sup>1)</sup> den Satz aufgestellt, dass die Wellen der nichtleuchtenden Wärme identisch im Charakter mit den das Licht erzeugenden sind.<sup>2)</sup> Auch die von Biot aufgefundene, von Kundt genau untersuchte Erscheinung der Lichtpolarisation, wenn die Lichtstrahlen durch einen in longitudinale Schwingungen versetzten tönenden Glasstab gegangen sind,<sup>3)</sup> lässt sich nach Desains für die Wärmestrahlen in gleicher Weise erkennen, wie für das Licht.<sup>4)</sup>

Den bekannten Versuch von Faraday, der zeigt, dass die Polarisationsebene des Lichtes durch den Einfluss eines Magneten oder eines elektrischen Stromes gedreht wird, hat Wartmann in Bezug auf die strahlende Wärme wiederholt und ein Resultat beobachtet, das eine in gleicher Weise wie beim Licht erfolgende Drehung der Polarisationsebene der Wärme anzeigt.<sup>5)</sup> Bestätigt wurden diese Versuche durch de la Provostaye und Desains bei Anwendung eines Ruhmkorffschen Apparates.<sup>6)</sup>

Terpenthinöl und Zuckerlösungen bewirken ebenfalls eine Drehung der Polarisationsebene des Lichtes. Provostaye und Desains beobachteten, dass die drehende Kraft des Terpenthinöls für die polarisirte Wärme der Länge der Schicht proportional ist, die der Zuckerlösungen dem Sättigungsgrade; die Drehung erfolgt in demselben Sinne wie bei den Lichtstrahlen.<sup>7)</sup> Dieselben Physiker untersuchten ferner eine Lösung von 34 Theilen Kampher in 69 Theilen Terpenthinöl, da diese Lösung nach Biots Angaben polarisirte Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit um gleiche Größen dreht. Sie fanden das Gesetz auch für die Wärmestrahlen bestätigt.

Brewster und Arago haben nachgewiesen, dass das Licht, das von unserer Atmosphäre zerstreut wird, sich im Zustande der Polarisation befindet; nach Wartmanns Untersuchungen fällt die Polarisationsebene der von der Atmosphäre ausgestrahlten Wärme mit der des atmosphärischen Lichtes zusammen.<sup>8)</sup>

Die von den Fixsternen zu uns gelangende Wärme ist vielfach untersucht und mit dem ausgestrahlten Licht verglichen worden; diese Versuche sprechen ebenfalls für die Identität von Licht und

1) Pgg. Ann. XXXV, 498.

2) Pgg. Ann. XXXV, 505.

3) Pgg. Ann. CXXIII, 541.

4) Comptes rendus LXIII, 678.

5) Arch. des sc. phys. et nat. I, 417.

6) Pgg. Ann. LXXVIII, 571.

7) Pgg. Ann. LXXXII, 414.

8) Arch. des sc. phys. XVIII, 89.

Wärme. Am 13. Januar 1870 theilte Stone der Royal Society mit, dass nach seinen Untersuchungen der Arcturus uns mehr Wärme zusendet als  $\alpha$  lyrae; dass aber fast alle Wärme des Arcturus von der leichtesten Wolke absorbirt wird; es ist danach wahrscheinlich hauptsächlich die intensive Wärme der rothen und dunkeln Strahlen, die vom Arktur zu uns gelangt, worauf auch sein im Vergleich zu  $\alpha$  lyrae rüthliches Licht deutet.

Der Earl of Rosse fand bei Beobachtung der partiellen Mondfinsternis am 14. November 1872, dass Wärme und Licht nahezu wenn nicht vollkommen proportional bei den zur Erde gelangenden Strahlen abnehmen; <sup>1)</sup> schon früher hatte derselbe Gelehrte die Zunahme und Abnahme der strahlenden Wärme, die der Mond uns zusendet, proportional der berechneten Zu- und Abnahme des Lichtes gefunden.

Gegen die bisher festgehaltene Methode, die Vertheilung der Wärme im Spektrum zu bestimmen, nämlich die Angaben eines Thermometers in den verschiedenen gefärbten Abschnitten des Spektrums zu beobachten, ist neuerdings Draper aufgetreten. <sup>2)</sup> Er betont die von Niemand bezweifelte Thatsache, dass die Sonnenstrahlen bei der Brechung durch ein Prisma in den verschiedenen Zonen aus verschieden dicht an einander geschlossenen Elementarstrahlen bestehen müssen. Die stärker gebrochenen Strahlen sind gleichsam verdünnt gegen die weniger stark gebrochenen. Draper nimmt, da nach Angströms Bestimmung die Wellenlänge der Linie  $A$  7604 und die der Linie  $H_2$  3933 Milliontel Millimeter beträgt, denjenigen Strahl als den »optischen Mittelpunkt« des Spektrums an, dessen Wellenlänge 5768 (etwas über der Linie  $D$  liegend) beträgt, und hat dadurch das leuchtende Spektrum allerdings in zwei so zu sagen quantitativ gleiche Theile getheilt. Nach Vereinigung der Strahlen der einen und dann der anderen Hälfte durch Linsen fand Draper gleiche Wärmemengen in beiden Theilen. Diese sehr interessanten Versuche machen aber die bisherigen Untersuchungen über die Vertheilung der Wärme im Spektrum durchaus nicht überflüssig, namentlich da es sich um den Nachweis handelte, dass das Verhältnis der Lichtintensitäten in den verschiedenen Zonen mit denen der Wärme übereinstimmt. Die brechende Kraft des Prismas wirkt aber, wenn auch die leuchtenden und wärmenden Strahlen nicht identisch wären, in gleicher Weise »verdichtend« und »verdünnend« auf die Strahlen von geringer und von gröfserer Brechbarkeit. Auf die dunkelen Strahlen hat Draper zunächst keine Rücksicht genommen.

<sup>1)</sup> Proc. of Roy. Soc. XXI, 143.

<sup>2)</sup> Phil. mag. August 1872.



Es möge hier noch ein anderer Gegner der erwähnten Beobachtungsmethoden genannt werden: Camillo Schramek in Wien, der in seinem Buche »Das Wärmespektrum der Sonne«<sup>1)</sup> die Undulationstheorie für Licht und Wärme und die daraus gezogenen Folgerungen als Irrthümer bezeichnet. Grade aus dem Streben, Licht und Wärme als identisch zu beweisen, und aus der Unmöglichkeit für ihn, sich dunkle Wärmestrahlen vorzustellen, die von der leuchtenden Sonne ausgehen, entspringt bei Schramek die Gegnerschaft gegen die Undulationstheorie. Während erst durch die Annahme, dass Licht und Wärme auf Schwingungen des Aethers beruhen, der Gedanke an die Identität dieser Schwingungen und somit beider Erscheinungen aufgetaucht ist, meint Schramek, dass mit dem Festhalten an der Undulationstheorie die Annahme der Identität zu Grunde gehen müsse.

Die in der vorliegenden Zusammenstellung von Untersuchungen angeführten Thatsachen werden genügen, ein Bild von dem jetzigen Stande der Frage zu geben, ob dieselben Bewegungen der Aethertheilchen, welche die Netzhaut unseres Auges erregen, auch die Wärmeerscheinungen zur Folge haben. Je mehr die Physiker in genaue Untersuchungen sich einliessen, um diese Frage zu beantworten, um so mehr wurden sie, oft gegen ihren Willen, von der Richtigkeit der Identitätstheorie überzeugt. Melloni und Knoblauch, die beide ihre geistige Kraft hauptsächlich den Untersuchungen über strahlende Wärme widmeten, erklärten nach ihren ersten Versuchen und daraus gezogenen Folgerungen, dass Licht und Wärme nicht identisch seien. Durch die feinsten Untersuchungen, die zum Theil angestellt wurden, um diese erste Annahme zu beweisen, gelangten sie beide zu der sicheren Ueberzeugung, dass Licht und Wärme identisch sind. Von der ursprünglichen Quelle aller auf unserer Erde wahrnehmbaren Wärme, der Sonne, gehen die transversalen Aetherschwingungen aus, die wir, nachdem sie durch ein Prisma nach ihrer Brechbarkeit gesondert sind, als Wärme schon in den Strahlen erkennen, deren Wellenlänge zu groß ist, als dass unsere Sehnerven sie empfinden können. Im Roth treten zuerst Strahlen auf, die zu unserem Auge sprechen. Thermoskop und Netzhaut sind im Stande, die leuchtenden Strahlen von einer Gränze des Spektrums bis zur andern zu messen. Versagt endlich das Auge seinen Dienst bei noch größerer Schnelligkeit kürzerer Aetherwellen, als das Violett sie darbietet, dann lässt sich die Kraft der Sonnenstrahlen an den chemischen Wirkungen noch nachweisen.

<sup>1)</sup> Wien 1872.

VITA  
Q. LUTATII Q. F. CATULI.

SCRIPSIT

H. O. SIMON.



Digitized by Google



Uxor<sup>is</sup> carissimae repentina morte cum nuper sic essem animo affectus, vix ut novis curis ad veteres adiunctis muneris scholastici officia et gravissima et difficillima explere posse mihi viderer: non putavi fore ut satis mihi aut otii aut alacritatis relinqueretur ad aliud quodvis novum onus sustinendum. Sed collegii nostri communi, quod cepimus, consilio ne deesse ego viderer, cum mihi ipse prope diffiderem ac de rei conficiendae facultate desperarem, tamen feci, ut stilo arrepto ad scribendum me darem, hoc uno ductus consilio, ut studium meum ipse quoque probarem exiguumque saltem munusculum contributorum ad hoc corollarium ceterorum collegarum doctrina insigne.

Quodcum superiore anno Ciceronis *de oratore* libros primi ordinis discipulis interpretatus essem, Q. Lutatii Catuli, viri et fortissimi et litteratissimi, indolem resque gestas enarrare institui; doctrina enim is non minus, rerum gestarum gloria magis quam ceteri viri, qui disputationi illi Tusculanae interfuerunt, floruisse inter suos videbatur.

---

I. Q. Lutatius Q. f. Catulus eo ipso tempore<sup>1)</sup> natus est, quo Romani litteris Graecis in Italiam translatis primum artium optimarum elegantia imbui coepti sunt. Etenim iam inde ab ineunte secundo saeculo ante Christum natum tot in Italiam homines Graeci in servitutem sunt abducti, ut principes certe civitatis aut gloria clariores aut auctoritate graviores aut humanitate politiores eruditissimos homines Graecos<sup>2)</sup> palam semper secum haberent. Quorum usu et familiaritate cum Graecorum sermo apud Romanos increbrescere coepisset, anno 455<sup>3)</sup> tribus illis philosophis Romam missis

---

<sup>1)</sup> Anno eum 450<sup>o</sup> fore natum esse infra demonstrabimus.

<sup>2)</sup> Cic. de or. II, 454.

<sup>3)</sup> Hoc anno legationem illam venisse Romam, cum saepissime apud veteres ipsa commemoretur, ex hoc uno loco, quod sciam, efficitur (Cic. Academ. prior. II, 437): *Legi apud Clitomachum, cum Carneades et Stoicus Diogenes ad senatum*

factum est, ut mirum quoddam apud Romanos studium oriretur Graecas litteras et artes cognoscendi. Athenienses enim cum Carneadem Academicum, Diogenem Stoicum, Critolaum Peripateticum, tres illius aetatis philosophos nobilissimos, Romam misissent, qui a senatu veniam multae quingentorum talentum, qua ob Oropum devastatam condemnati erant, impetrarent: tanta omnibus, qui quidem iam patrio ac domestico litterarum generi se dedissent, illorum virorum admiratio incessit tantoque illos studio audiverunt, ut iam inde ab eo tempore non solum ipsi ad liberalissima studia atque artes incumberent, sed etiam magistris e Graecia<sup>1)</sup> arcessitis Graecorum politiore et subtiliore ratione pueros omnibus laudatis litteris artibusque instituendos curarent.

Quo novo atque tum quidem inaudito institutionis genere Catulus iam puer usus, cum et adulescens litteratissimorum virorum doctrina imbutus sit, et iuvenis in liberalissimorum hominum familiaritatem<sup>2)</sup> pervenerit, mirum non est, quod Cicero saepissime occasione data perpolitam eius humanitatem atque doctrinam meritis ac debitis laudibus ornat. Neque vero Catulus secutus est multorum illius aetatis virorum eruditissimorum rationem, qui incredibili amore et assiduitate litterarum et artium studiis cum se dedissent, tamen utilitate haud sane contemnenda ducti, ne, quam sibi rei publicae administrandae causa apud populum paraverant, auctoritatem amitterent,<sup>3)</sup> timide quasi ad libidinis scopulum quendam, ut ait Catulus ipse, ad litteras mentem appellebant, quique, cum inter amicos palam profiterentur, pecudis esse, non hominis, cum tantas res Graeci susciperent hominibusque se tradituros pollicerentur, non admovere aurem, tamen probabiliorem civibus, quales tunc quidem erant, rationem suam publicam fore censebant,<sup>4)</sup> si omnino littera-

---

in Capitolio starent, A. Albinum, qui tum P. Scipione et M. Marcello cons. praetor esset, .... iocantem dixisse Carneadi ..., qui consules fuerunt anno 155<sup>o</sup> (vide Fast. Capitolin. a. 155).

<sup>1)</sup> Cic. de or. I, 44. Nam posteaquam imperio omnium gentium constituto diuturnitas pacis otium confirmavit, nemo fere laudis cupidus adulescens non sibi ad dicendum studio omni enitendum putavit. Ac primo quidem totius rationis ignari, qui neque exercitationis ullam vim, neque aliquod praeceptum artis esse arbitrantur, tantum, quantum ingenio et cogitatione potuerunt, consequuntur. Post autem auditis oratoribus Graecis cognitisque eorum litteris adhibitisque doctoribus incredibili quodam nostri homines dicendi studio flagraverunt.

<sup>2)</sup> Antiquissima et nobilissima gente Lutatia ortus, Catulus matris altero matrimonio affinitate cum gente Iulia vetustissima atque clarissima coniunctus erat; cf. quae in pg. 89 disputavi.

<sup>3)</sup> Cic. de or. II, 4 et 153.

<sup>4)</sup> Haud sane male de hac re disputavit Christianus Gerve *Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Ciceros Büchern von den Pflichten*.

rum studiis nunquam operam dedisse putarentur, et, ne civium aut invidiam aut suspicionem subirent, quos palam audire non audebant, eorum voces subauscultando excipiebant. Non igitur hoc ille modo; sed ingenuo et liberali veritatis studio ductus contempta vulgi existimatione,<sup>1)</sup> doctum se et esse et haberi ab omnibus volebat.<sup>2)</sup>

Nec vero semper ad amplectenda litterarum et artium studia exoptato ei otio frui per temporum iniquitatem licebat. Nam et iam inde ab ineunte adulescentia stipendiis, quae debebat, meritis rei publicae, ut homo vere Romanus, operam navavit et infinito rerum forensium et curiae labore et ambitionis occupatione et atrocissimis seditionibus civilibus ac discordiis publicis saepissime a praeclaris studiis avocatus est, tantoque fuit patriae amore incensus, ut rei publicae potius saluti consulere, quam suis consiliis studiisque obsequi mallet. Prima enim adulescentulus meruit stipendia bello Numantino, quo lumen illud Hispaniae extinctum est; vidit bellum servile cruentissimum; vidit atrocissimas Gracchorum contentiones, neque, qua erat virtute, patriae defuisse putandus est, cum optimates coniuratione facta in aciem procederent ad pestem illam, quam vocabant, rei publicae imminentem prohibendam et depellendam; vidit opertum forum cruore et caesorum civium corporibus; vidit aut vi pulsos aut lapidibus percussos principes civitatis; vidit debilitatam atque fractam potestatem magistratuum; vidit iuvenis, ut mediocria praeteream, bellum Iugurthinum et terrorem Cimbrorum et Teutonum. Magistratus idem et summa contentione petivit et singulari diligentia gessit; atque in senatum receptus, dici vix potest, quantum et otii et laboris rei publicae temporibus tribuerit. Sed tamen, cum et temporum iniquitate et urbis ac rei publicae occupatione ad pertractanda litterarum studia impediretur, eum non solum maxima dicendi suavitate et facultate, sed etiam eximia humanitatis ac doctrinae laude inter aequales floruisse constat.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> De hac re infra disputabimus.

<sup>2)</sup> A Cicerone vocatur (or. pro Mur. 36, pro Planc. 12) vir sanctissimus, integerrimus. Abhorret autem a morum sanctitate et simulatio et dissimulatio. Praeterea Catulus compluribus locis in secundo Ciceronis *de oratore* libro, se mirari ostendit, quid sit, quod Antonius cives de studiis suis celaverit.

<sup>3)</sup> Hoc verum esse vel ex iis rebus apparet, quas in libro *de oratore* II et III ad disputationem profert; unde cognoscitur egregiam eum ac paene divinam Graecarum litterarum scientiam habuisse (de or. II, 132). Sed singula explicando persequi longum est. Praeterea facile intellegitur non potuisse Ciceronem in libro illo admiratione omnium uno dignissimo personam Catulo imponere gerendam, si mediocris illius apud aequales existimatio fuisset. Ad res enim, ut semel dicam, et ad veritatem omnis ille sermo accommodatus est.



Antonius<sup>1)</sup> quidem, orator ille clarissimus, quo praestantiorum Cicerone et Crasso exceptis res publica Romana tulit neminem: *Ei non solum nos, inquit, Latini sermonis, sed etiam Gracchi ipsi solent suae linguae subtilitatem elegantiamque concedere.* Atque alio loco idem:<sup>2)</sup> *Sed quid ego, inquit, vetera conquiram, cum mihi liceat praesentibus uti exemplis atque vivis? Quid iucundius auribus nostris unquam accidit huius oratione Catuli? quae est pura sic, ut Latine loqui paene solus videatur, sic autem gravis, ut in singulari dignitate omnis tamen adsit humanitas ac lepos. Quid multa? istum audiens equidem sic iudicare soleo, quidquid aut addideris aut mutaveris aut detraxeris, viliosius et deterius futurum.* Nec tamen eximia ille quadam dicendi vi atque impetu laudem oratoriam sibi paravit, sed vocis suavitate et leni litterarum appellatione bene loquendi famam confecit.<sup>3)</sup> Neque primum is in oratoribus locum obtinuit<sup>4)</sup> — non enim omnibus laudibus ornare, sed quam verissimo adumbrare viri indolem vitamque institui —, sed erat talis, ut si eos audires, qui tum omni dicendi laude cumulabantur, Catulus videretur esse inferior; ipsum autem si audires sine comparatione, non modo contentus esses, sed melius non requireres. Sed cum plerumque in eius orationibus verborum vis atque incitatio desideraretur, tamen cum erat oblata irascendi occasio, interdum maximo eum dicendi ardore maximaque dicacitate usum esse, vel ex eo apparet, quod Caesar, ipsius frater, memoriae prodidit.<sup>5)</sup> Etenim cum Philippus consul<sup>6)</sup> quondam gravissimis in curia ipsa discordiis et contentionibus excitatis Catulum, cognomen eius illudens, interrogaret, quid latraret, furem is se videre respondit. Quo quid cogitari potest vehementius, quid acerbius, quid facetius? Et quoniam ad facetias devenimus, non videntur praetereunda esse, quae idem Iulius Caesar commemoravit. Catulus enim, cum quondam Crassum, oratorem illum perfectum atque absolutum, audisset admiratione eius commotus brevissime, fenum alios, ait, esse oportere.<sup>7)</sup> Idem, cum orator quidam malus in epilogo misericordiam se movisse putaret rogaretque hunc, postquam adsedit, videreturne misericordiam movisse: Ac magnam quidem, inquit;<sup>8)</sup> neminem enim puto esse tam durum, cui non oratio tua miseranda visa sit.

Talis igitur orator fuit Catulus. Qui, ut animum a forensibus

<sup>1)</sup> Cic. de or. II, 28.    <sup>2)</sup> Cic. de or. III, 39.    <sup>3)</sup> Cic. Brut. 239; de off. I, 133.    <sup>4)</sup> Cic. Brut. 134.    <sup>5)</sup> Cic. de orat. II, 220.

<sup>6)</sup> Anno 91<sup>o</sup>; quo tempore ausus est in senatu dicere, videndum sibi esse aliud consilium; illo senatu se rem publicam gerere non posse (Cic. de or. III, 3).

<sup>7)</sup> Cic. de or. II, 238.    <sup>8)</sup> ib. 278.



laboribus atque occupationibus relaxaret atque recrearet, non minus quam dicendi arti poetis operam dedit. Qua in re, non omnino neglectis Latinis, Graecis maxime versibus eum delectatum esse, quem omnibus a pueritia deditum fuisse litteris ac Graecis maxime eruditum supra demonstravimus, non est quod uberius explicem. Nec legisse eum solum, sed etiam exemplis illis praestantissimis animo propositis ipsum carmina fecisse ex lepidissimis illis versibus amatoris apparet, qui sunt apud Ciceronem:<sup>1)</sup>

Constiteram exorientem Auroram forte salutans,

Cum subito a laeva Roscius exoritur.

Pace mihi liceat, caelestes, dicere vestra,

Mortalis visust pulchrior esse deo.

Eiusdem fere generis sunt versus illi, qui exstant apud Gellium:<sup>2)</sup>

Aufugit mi animus; credo, ut solet, ad Theotimum

Devenit. Sic est: perfugium illud habet.

Quid si non interdixem, ne illunc fugitivum

Mitteret ad se intro, sed magis eiceret?

Ibimu' quaesitum, verum, ne ipsi teneamur,

Fôrmodo. Quid ago? Da, Venu', consilium!

Nec mortuorum solum Catulus poetarum versibus legendis delectabatur, sed ad animum relaxandum vivorum quoque velut A. Licinii Archiae,<sup>3)</sup> A. Furii,<sup>4)</sup> aliorum, qui tum versus faciebant, familiaritati se dabat, ut haud sciam an hoc in genere alter sit Scipio vocandus; Laelii certe eum simillimum fuisse Cicero ipse testis est luculentissimus.<sup>5)</sup>

Nec minus historiae studiis idem deditus fuit. Quo in genere in Graecis potissimum legendis acquiescere coactus est; Romanos enim rerum scriptores illa aetate<sup>6)</sup> non satis fuisse arte tinctos nec quicquam perfecisse, quod quidem memoria dignum esset, quis est, qui ignoret. Atque, ut versus ipse fecit, sic etiam in historiam conscribendam magno studio incubuit. Librum enim composuit *de consulatu et de rebus gestis suis*,<sup>7)</sup> in quo molli eum et Xenophonte genere sermonis usum esse Cicero iudicavit. Ac ne in philosophia quidem plane rudem<sup>8)</sup> eum fuisse scimus, Carneadeamque

<sup>1)</sup> Cic. de natura deorum I, 79.

<sup>2)</sup> Gell. noctes Att. XIX, 9.

<sup>3)</sup> Cic.

pro Archia 6. <sup>4)</sup> Cic. Brutus 132.

<sup>5)</sup> Cic. Tuscul. disput. V, 56.

<sup>6)</sup> Cic.

de oratore II, 51 (54).

<sup>7)</sup> Cic. Brutus 132. Veri est simillimum in hoc eum

libro narravisse de lacu Curtio (Varro de lingua Latina IV, pg. 42 ed. Bipont.). Etiam in triumpho illo, quem ipse egit, describendo et in enarrandis rebus anno 100<sup>o</sup> gestis optima ei oblata est eius locus commemorandi occasio. Quem librum quo anno scripserit perum constat; cf. quae infra dixi in pg. 95.

<sup>8)</sup> Cic. Academ. prior. II, 18; de orat. II, 132.

disciplinam maxime esse secutum Catulus, filius ipsius, memoriae prodidit;<sup>1)</sup> nec vero in reconditis huius artis eum habitasse partibus, sed delectationis magis quam eruditionis causa leviter illa doctrina esse imbutum consentaneum est.

Quae cum ita sint, cum multis esset ob rationem publicam olio, tamen in eo omnes fere cives consentiebant, esse eum doctissimum<sup>2)</sup> virum atque litteratissimum.<sup>3)</sup> Nec mirum est igitur, intima cum cum L. Licinio Crasso, viro illo clarissimo, qui ipse quoque egregiam sibi ac prope divinam litterarum scientiam paraverat, consuetudine ac familiaritate fuisse coniunctum,<sup>4)</sup> praesertim cum de re publica quoque moderanda eadem fere, quae ille, senserit. Quo in genere Catulus, cum iam antea semper optimatum causam ac rationem probasset consiliaque sua non multitudinis arbitrio, sed rei publicae salute esse moderanda existimasset, tum eo maxime tempore ab illis stetit, ac ne vitae quidem pericula pro suscepta causa subire dubitavit, cum ad arma res est deducta.<sup>5)</sup> Qua in re ita versatus est, ut nec morum nec verborum asperitate, quae abhorret a viri docti ac vere humani laude, civium animos offenderet. Sed non abiecta animi constantia tantum humanitate penitus in venis ac visceribus inclusa ac recondita profecit, ut iure ob vitae atque naturae comitatem atque facilitatem ab omnibus diligeretur,<sup>6)</sup> itaque se gessit, ut cum praepotens esset, unus de multis esse videretur.<sup>7)</sup> Atque tantum aberat, ut cupiditatis aut avaritiae macula contaminaretur, — quod tum vitium commune erat omnium fere nobilium —, ut contra continentiae nomine publice laudaretur,<sup>8)</sup> tantumque dignitate morumque integritate excellere inter aequales videbatur, ut antiquissimo more diu intermisso<sup>9)</sup> senatus consulto primo ei post hominum memoriam permitteretur, ut Popiliam matrem, feminam praestantissimam, publice in funere laudaret.

## II. Et quoniam de Catuli natura atque indole satis disputavisse

<sup>1)</sup> Cic. Academ. pr. II, 148. <sup>2)</sup> Alterum Laelium Cicero eum vocat (Tuscul. disput. V, 56). <sup>3)</sup> Cic. Brutus 132: Q. Catulus, non antiquo illo more, sed hoc nostro eruditus. Multae litterae, summa non vitae solum atque naturae, sed orationis etiam comitas, incorrupta quaedam Latini sermonis integritas, quae perspicui ex orationibus eius potest. <sup>4)</sup> Cic. de oratore II, 45.

<sup>5)</sup> Vide quae infra demonstravimus in pg. 94. <sup>6)</sup> Cic. Brutus 132. Plut. Mar. XIV, vs. 45 edit. Sententia: «συνάργοντα Κάτων αὐτῷ [Mario dicit] Λουδᾶτιον κατέστησαν, ἄνδρα καὶ τιμώμενον ὑπὸ τῶν δρίστων καὶ τοῖς πολλοῖς οὐκ ἐπὶ χῆρῃ». <sup>7)</sup> Cic. de offic. I, 109. <sup>8)</sup> Cic. Verr. accusat. III, 209.

<sup>9)</sup> Cic. de oratore II, 44: «Cui (Popiliae) primum mulieri hunc honorem in nostra civitate tributum puto. Liv. V, 50: Matronis gratiae actae honosque additus, ut earum sicut virorum post mortem sollemnis laudatio esset.

mihi videor, restat, ut vitam eius resque gestas narrando breviter explicem.

Q. Lutatius, Quinti filius, Catulus e nobilissima gente Lutatia, summa in familia oriundus, Popilia<sup>1)</sup> natus est, matrona honestissima, anno fere 150<sup>o</sup> ante Christum natum. Etenim cum anno 107<sup>o</sup> primum consulatum petiverit<sup>2)</sup> cumque per legem Villiam annalem non ante quadragesimum tertium aetatis annum illo magistratu fungi ei licuerit, fieri non potest, ut post annum 150<sup>um</sup> natum eum esse existimemus. Quo accedit, quod anno 94<sup>o</sup>, cum sermoni illi clarissimo Tusculano intererat, iam senex fuisse a Cicerone traditur:<sup>3)</sup> ergo facere non possumus, quin anno 150<sup>o</sup> eum natum esse statuamus.<sup>4)</sup> Fratrem habuit, cum Popilia mater novum<sup>5)</sup> cum L. Iulio Caesare matrimonium iunxisset, C. Iulium Caesarem Strabonem,<sup>6)</sup> qui item vir clarissimus factus est. Ex pueris ubi excessit, toga virili sumpta Serviliam<sup>7)</sup> Catulus uxorem duxit, quam Q. Servilii, Cn. filii, Caepionis filiam fuisse conicio. Ex qua duos genuit liberos, Q. Lutatium Catulum,<sup>8)</sup> sui simillimum,<sup>9)</sup> a quo eximia semper pietate cultus et amatus est, et Lutatiam filiam, quae postquam adolevit, Q. Hortensio, oratori illi clarissimo, nupsit.<sup>10)</sup> -

Hoc igitur fere modo, ut in insequenti pagina feci, Catulorum domus videtur esse describenda. Neque vero satis saepe ante oculos poni potest, quam firma illa aetate inter nobiles coniunctio et communitas necessitudinis atque propinquitatis vinculo intercesserit.

Horum igitur virorum et propinquitate et affinitate multum adiutus Catulus cum ad rem publicam capessendam accessisset, aeditate<sup>11)</sup> anno 112<sup>o</sup> functus, anno 109<sup>o</sup> praetor est creatus. Quo in magistratu quae provincia ei obvenerit ignoramus, sed cum postea Gallia ei decreta sit, cum iam maximum periculum rei publicae immineret viroque illic opus esset locorum quam peritissimo, dubitari

<sup>1)</sup> Cic. de or. II, 44.    <sup>2)</sup> Cic. pro Plancio 12; cf. Fast. Capit. anni 106.

<sup>3)</sup> Cic. de or. II, 42. Epist. ad Atticum XIII, 49, 4. Hoc quoque loco senex Catulus vocatur.    <sup>4)</sup> Cic. Calo m. 20: *Apud Lacedaemonios quidem ii, qui amplissimum magistratum gerunt, ut sunt, sic etiam nominantur senes.* Atque notum est, Lacedaemonios non ante sexagesimum aetatis annum in senatum esse lectos. Itaque

et si ad 94 numerum 60, et ad 107 si 43 addideris, summam 150 confeceris, quo anno Catulus natus est.    <sup>5)</sup> Popiliam post Catulum L. Iulio nupsisse Caiumque Strabonem fratrem fuisse natu minorem ex eo apparet, quod Cicero (ad Atticum XIII, 49, 4), cum de anno 94<sup>o</sup> narrat, Catulum nominatim senem vocat, de Strabonis aetate nihil omnino dicit.    <sup>6)</sup> Cic. de oratore II, 42.

<sup>7)</sup> Cic. Verr. accus. II, 24.    <sup>8)</sup> Qui fuit consul anno 78<sup>o</sup>, censor anno 65<sup>o</sup> (cf. Fast. Capit. ann. 78 et 65).    <sup>9)</sup> Sall. hist. I, pag. 482; III, 244 (ed. Gerl. min.).    <sup>10)</sup> Cic. de oratore III, 228.    <sup>11)</sup> Sic legis Villiae annalis ratione habita statuo; anno enim 107<sup>o</sup> primum consulatum petivit; vide paulo infra pag. 91.





vix potest, quin etiam tum eandem acceperit provinciam regendam atque adversus Germanorum repentinam incursionem tuendam. Tantamque in eo munere integritatem<sup>1)</sup> et continentiam praestitit, ut exspectato legitimo consulatus tempore hunc magistratum anno 107<sup>o</sup> petere posse suo sibi iure videretur. Sed cum eodem anno Q. Servilius Caepio consulatum peteret, uxoris frater, ne nimis Serviliorum et Lutatorum potentia cresceret, a multis etiam optimatibus parum strenue adiutus ipse repulsam<sup>2)</sup> tulit. Atque cum Servilius ille sublatis e fano Apollinis Tolosani pecuniis et signis gravissimaque a Germanis clade accepta maiestatem nominis Romani minuisse<sup>3)</sup> videretur, — ut fieri solet — causa inimicis praebita iterum<sup>4)</sup> anno 106<sup>o</sup> et tertium anno 105<sup>o</sup> a competitoribus neque dignitate neque genere illustribus superatus est honoreque deiectus. Ad quam repulsae causam alia quaedam mihi videtur accedere haudquaquam levior. Veri enim est simillimum, Catulum anno 106<sup>o</sup> Q. Servilio, uxoris fratre, in ferenda lege Servilia iudiciaria fortissime et acerrime adiuto, qua iudicia ordini senatorio aut omnino reddebantur<sup>5)</sup> aut certe cum equitibus et senatoribus communicabantur, cum perlata lege Sempronia iudiciaria equites soli res iudicavissent, et popularium et equitum iram in se contraxisse vehementissimam. Verum utut haec res se habet, hoc constat, anno 104<sup>o</sup> consulatum eum omnino non petivisse, quod, ut equidem suspicor, cum legi Domitiae de sacerdotiis<sup>6)</sup> eo anno latae nimis acriter restitisset, ipse sentiebat, quanto pere civium a se voluntatem abalienavisset. Etenim si hoc anno Catulus consulatum petivisset, apertum est, Ciceronem, cum tres eius repulsas uno<sup>7)</sup> loco enumeraverit, quartam quoque fuisse commemoraturum.

Tandem anno 103<sup>o</sup>, cum gravissimum iam Galliae provinciae atque Italiae ipsi periculum a Germanis imminere videretur, Catulus, cum esset vir fortissimus reiue militaris et locorum, in quibus bellum gerendum erat, peritissimus, consulatum adeptus est, quem anno 102<sup>o</sup> cum C. Mario, quartum consule, gessit.<sup>8)</sup> Quo anno cum omnia ad bellum administrandum diligentissime paravisset remque frumentariam expeditivisset, hostium incursionem sic sustinere insti-

<sup>1)</sup> Maximam integritatis laudem iam anno 106<sup>o</sup> sibi pepererat. Cic. pro Murena 36. Cic. Verr. accus. III, 209. <sup>2)</sup> Cic. pro Plancio 12. Festi Capitol. anni 106. <sup>3)</sup> Quo nomine Caepio postea damnatus exsul Smyrnae vixit. Cic. pro Balbo 28. <sup>4)</sup> Cic. pro Murena 36. <sup>5)</sup> Tac. ann. XII, 60. <sup>6)</sup> Sueton. Ner. 2: *Atavus eius [Neronis], Cn. Domitius, in tribunatu pontificibus offensior, quod alium quam se in patriis sui locum cooptassent, ius sacerdotum subrogandorum a collegiis ad populum transtulit.* <sup>7)</sup> Cic. pro Plancio 12. <sup>8)</sup> Festi Capitol. anni 103.

tuit, ut, cum Cimbri dicerentur relictis in Gallia Narbonensi, quibuscum ad illud tempus bellum una gesserant, Teutonibus longo circuitu facto Romanos inopinantes oppressuri esse, occupatis quam plurimis Alpium angustiis callibusque impetum illorum defenderet. Quibus in negotiis et hoc et postero anno L. Corneli Sullae consilio et opera usus est utilissima, quem, cum Mario is, in cuius exercitu legationem obtinuerat, in suspicionem venisset, sibi ipse legaverat.<sup>1)</sup> Nuntio autem allato Cimbros per Noricum<sup>2)</sup> advenire cum non iam omnibus ad omnes casus angustiis occupatis diduci ut antea ac distineri copias opus esse intellexisset, non suspicatus fore ut hieme hostes advenirent, praesidiis omnibus deductis legiones ad Veronam in hibernis collocavit. Quibus rebus administratis anno 102<sup>o</sup> iam exeunte Gallia provincia ei prorogata est.<sup>3)</sup>

Sed cum Cimbri praeter spem paulo post ipsa hieme ex Alpibus Tridentinis<sup>4)</sup> descendissent, evocatis ex hibernis militibus castra in dextra Athesis<sup>5)</sup> parte posuit. Quibus factis et omnia vada, quibus transiri posse flumen videbatur, utrimque firmissimis praesidiis munivit, et pontem idoneo loco<sup>6)</sup> in Athesi fecit, ut custodiis illis, quas in sinistra parte collocaverat, auxilium ferre posset, si hostes per angustias, quae montibus efficiuntur prope ad flumen ipsum accedentibus, perrumpere conarentur. Quod consilium documento esse potest, quanta in Catulo belli gerendi scientia quantusque usus fuerit. Sed longe aliter, atque speraverat, res evenit. Nam hostes, non minore usi rei militaris prudentia, non tentatis quas supra commemoravi angustiis, pontem conspicati, aggere, ingentibus saxis, arborum truncis in flumen coniectis alveum adeo constrinxerunt, ut rapidissimo aquae cursu maximae ac gravissimae saxorum moles ratibus impositae tigna pontis concuterent et labefactarent. Qua re obstupefacti simulque hostium et audacia et corporum magnitudine et oculorum atrocitate perterriti milites Romani non auditis Catuli cohortationibus ponte castrisque relictis fuga salutem petiverunt. Qua fuga ii milites, qui trans flumen ad tuenda vada in praesidiis relictii erant, cum ponte discisso undique oppugnarentur salute desperata Cimbris se dedere coacti sunt. Hac clado accepta Lutatius, ut ani-

<sup>1)</sup> Plut. Sulla 4: «Κάτλη, τῇ συνάρχοντι τοῦ Μαρίου, προσέειπεν ἑαυτὸν [Sulla]». <sup>2)</sup> Plut. Mar. 15: «Τῶν δὲ βαρβάρων διελόντων σφᾶς αὐτοὺς οἱ Κίμβροι μὲν ἔλαχον διὰ Νωρικῶν ἀνῶθεν ἐπὶ Κάτλον χωρεῖν καὶ τὴν παράδον ἐκείνην διελθεῖν». <sup>3)</sup> Vell. II, 42. Liv. Epit. 68. <sup>4)</sup> Flor. III, 3, 11. <sup>5)</sup> Plut. Mar. 23.

<sup>6)</sup> In superiore fluminis parte Catulus castra et pontem fecit longe supra Veronam ad Vennum vicum, ubi montes flumen cingunt angustiasque efficiunt. Inde ex montibus Athesis in planitiem prorumpit.

mos suorum reficeret et confirmaret, trans Padum se recepit. Quod detrimentum militum ignavia acceptum ut resarciret, postero anno fortunae beneficio quodam singulari ei contigit.<sup>1)</sup>

Nam C. Marius Teutonibus ad Aquas Sextias caesis ac fugatis legiones suas<sup>2)</sup> cum Catuli exercitu iunxit. Quo facto, ut suis militibus aequum ad pugnandum locum daret, exercitum in campis Raudiis, qui sunt prope Vercellas, ita instruxit,<sup>3)</sup> ut Catuli legiones mediam aciem tenerent, ipse cornibus praeesset, atque eo id consilio fecit, ut manipulis laxatis ipse a cornibus hostium aciem circumveniret, Catulus locum teneret hostiumque impetum exciperet<sup>4)</sup> et retardaret. Sed praeter spem expectationemque omnium recta via Cimbri ingenti cuneo facto in mediam aciem, cui Catulus praeeerat, citato et effuso cursu irruerunt, ut hoc loco Romanorum ordines perrumperent,<sup>5)</sup> tantaque, cum acies concurrissent, vis pulveris excitata est, ut Marius via deceptus, serius, cum iam Catulus victoria potitus esset, longo circuitu in pugnam ipsam procederet. Item cohortes illae, quae in altero cornu instructae erant, cum barbari omnem equitatum sinistro cornu obiecissent, diutius retentae atque impeditae, spe serius signa in hostes intulerunt. Itaque Mariani conficere illi quidem victoriam potuerunt, victoria ipsa potiri non potuerunt, id quod Lutatianis contigit legionibus. Etenim Cimbri, postquam fortissime aliquamdiu pugnaverunt, re in meridianum tempus producta, cum essent frigoris patientissimi, caloris vi<sup>6)</sup> ac mo-

<sup>1)</sup> Haec res demonstrat, quam perperam Plutarchus de Catuli indole (Plut. Sulla 4) iudicaverit. Qui enim poterimus segnem aut inertem eum vocare, qui sexagesimo aetatis anno (cf. pg. 93) ad rem publicam defendendam arma cepit. Est illud quidem virtutes alterius ornando alterius laudi oblectare. <sup>2)</sup> Praeerat autem Marius 22000, Catulus 20300 militibus. <sup>3)</sup> Plut. Mar. 25. Marius enim, quod ipse consul erat, Catulus imperio prorogato proconsul erat, coniuncto exercitu summam imperii tenuit. <sup>4)</sup> Plut. Mar. 25: «Τηρήσαντες οὖν τὸν ὁρισμένον χρόνον ἀντιπαράτασσαντο, Κάτλος μὲν ἔχων διαμυρίους καὶ τριακισίους στρατιώτας· οἱ δὲ Μάρκου δισχιλίοι μὲν ἐπὶ τρισμυρίοις ἐγένοντο· περιέσχον δὲ τὸν Κάτλον ἐν μέσῳ νεμηθέντες εἰς ἐκτέρον κέρας, ὥς Σύλλας, ἡγωνισμένος ἐκείνην τὴν μάχην, γέγραψε. Καὶ φησι τὸν Μάρκον ὀλίγοντα τοῖς ἀπὸ τοῦ Μάρκου καὶ κατὰ κέρας συμπεσεῖν τὰς φάλαγγας, ὥπως ἴδιος ἡ νίκη τῶν ἐκείνου στρατιωτῶν γένοιτο καὶ μὴ μετάσχη τοῦ ἀγῶνος ὁ Κάτλος μηδὲ προσμιζέει τοῖς πολεμίοις, ... οὕτω διαστήσαι τὰς δυνάμεις».

<sup>5)</sup> Quod Sulla, quem Plutarchus potissimum sequitur auctorem (Plut. Sulla 23), hunc cuneum quattuor fere milia passuum quoque versus patuisse memoriae prodit, modum ac veritatem longe transire videtur. «Τοῖς δὲ Κίμβροις, inquit Plutarchus, τὸ μὲν πρῶτον ... προΐκει βάθος ἰσὺν τῷ μετὰ πῦρ ποιομένῳ· ἐκίστη γὰρ ἐπέσχε πλευρὰ σταλίους τριῶντα τῆς παρατάξεως».

<sup>6)</sup> Commissa enim est haec pugna a. d. III. Cal. Sext. Plut. Mar. 26, vs. 25: «... αἶτι δὲ καὶ μετὰ τροπὰς θεῖρους τῆς μάχης γενομένης, ὥς ἀγνοοῖ Ῥωμαῖοι πρὸ τριῶν ἡμερῶν τῆς νοσηνίας τοῦ οὖν μὲν Λύγοβόστου, τότε δὲ Σεξιτίλου μηνός».



lestius debilitati ac fracti paulatim pedem referre, tum desperata salute terga vertere, postremo, cum etiam Mariani eorum aciem ab utroque cornu vehementer premerent, undique caesi vel abiectis armis signisque militaribus fugae se mandare.

Itaque signa, quae sunt capta, in Catuli praetorium omnia relata, quod is esset, non Marius victoriam adeptus. Atque cum gravissima de ea re inter utrumque exercitum esset contentio orta, milites legatis Parmensibus, qui forte in castris aderant, arbitris sunt usi, qui circumducti, ut causam cognoscere, maximam interfectorum Cimbrorum partem Lutatianis pilis perforatam invenerunt; Catulus enim suarum pilis legionum nomen suum inusserat. Tanta autem praeda est facta tantusque Germanorum numerus captus<sup>1)</sup> (sexaginta milia fuisse traduntur), ut sectione universae praedae vendita Catulus inde et aedem Fortunae<sup>2)</sup>, quam initio pugnae voverat, et porticum<sup>3)</sup> in Palatino colle aedificare posset, quae postea a Clodio una cum Ciceronis domo diruta est. Atque cum nemo fere esset, quin intellexeret, utriusque viri et consilio et opera hostium copias esse deletas: ex senatus consulto Marius cum Catulo proconsule ex bello Transalpino et Cisalpino triumphavit. Cuius honori ac dignitati cum vetus ille imperator invideret, ortum est illud odium, quod diu celatum ac tectum postremo perniciiei Catulo fuit.

Anno 100<sup>o</sup> cum Saturninus et Glaucia, cives illi perniciosissimi, periculosissimam ad senatus auctoritatem infringendam excitassent seditionem, senatus consulto facto,<sup>4)</sup> operam darent consules, ut imperium populi Romani maiestasque conservaretur, cum hi eos, qui rem publicam salvam esse vellent, se sequi iussissent: tum Catulus<sup>5)</sup> ne punctum quidem temporis dubitavit, quod consilium sequeretur, sed armis captis in aciem adversus seditiosos cives prodiit nominisque auctoritate pro virili parte effecit, ut improborum hominum seditio restingeretur. Hoc fere tempore Catulus videtur librum illum

<sup>1)</sup> De interfectorum militum numero nolo equidem quærere, cum rerum scriptores tanta sint in varietate ac dissensione, ut verum inveniri non posse appareat (Vell. II, 42: *Caesa aut capta amplius centum milia*. Liv. epil. 68: *Caesa traduntur hostium centum quadraginta milia*. Flor. III, 3, 44: *Milia ad sexaginta ceciderunt*. Plut. Mar. 27, vs. 48 centum viginti milia caesa esse tradit). <sup>2)</sup> Cic. Verr. accusat. IV, 426; Varro de re rust. III, 5, 42. <sup>3)</sup> Cic. pro Caelio 78; pro domo 102: *Eius [M. Flacci] domus eversa et publicata; in qua porticum post aliquanto Q. Catulus de manubiis Cimbricis fecit*. Epist. ad Quint. fr. 3, 4, 44; Valer. Maz. 6, 3, 4. <sup>4)</sup> Cic. pro Rabir. 20. <sup>5)</sup> Cic. Phil. 8, 43: *Omnes illo die Scauri, Metelli, Claudii, Catuli, Scaevolae, Crassi arma sumpserunt*. Pro Rabir. 21: *Cum Q. Catulus omnesque, qui tum erant consulares, pro salute communi arma cepissent: quid tandem C. Rabirium facere convenit?* Ibid. 26.



de consulatu et de rebus gestis suis scripsisse, quem supra commemoravi.<sup>1)</sup> Etenim ut ante annum 102<sup>o</sup> scribi illos commentarios non potuisse apparet, quippe quo anno consulatu functus sit, ita statim post seditionem illam Saturnini compressam intellectis consiliis illis Marii perniciosissimis veri simile est compositos. Maxime enim eius intererat, quam primum et doceri cives de Marii invidia et malignitate, qua ipsum insectari non desistebat, et commendari iis suam optimationumque quam semper secutus erat rei publicae moderandae rationem, praesertim cum modo nobilibus contigisset, ut atrocissima clade popularium principes seditione illa profligata afficerent. Quo in negotio et res gestas suas augendi et ornandi populariumque consiliis obtrectandi tam bene Catulus functus est, ut, cum iam inde a victoria illa Raudia, ut supra demonstravimus, non nimis a Mario diligeretur, tum libro illo conscripto gravissimum in se illius viri odium converteret. Ac si coniectura opus esset ad celebrandas Catuli laudes debitas ac meritas, dicerem ego, magna hunc librum ex parte effecisse, ut paulo post Marius, cum iam omnibus patere sua consilia sentiret, in Asiam se conferret.<sup>2)</sup>

Atque anno 91<sup>o</sup> cum in ipso senatu de legibus Livii gravissimae contentiones atque altercationes essent ortae, nihil cunctatus ab iis stetit, qui, ut Crassus, Antonius, alii, Philippi consulis, hominis vehementissimi, consiliis resistebant. Non enim veri simile est futurum fuisse, ut, si alia consilia atque illi viri probasset, eo ipso tempore in Crassi Tusculanum cum fratre veniret ab eoque tam benigne exciperetur.<sup>3)</sup>

Postremum, iam sexaginta fere annos natus,<sup>4)</sup> qua aetate eum non solum senectus, sed etiam leges pugnare prohibebant, rei publicae egregiam navavit operam bello sociali,<sup>5)</sup> quo in bello, sicut ipse Sullae quondam in bello Cimbrico opera fortissima ac fidelissima usus erat, a Sulla legationem accepit, atque haud scio an uni ex iis legionibus praefuerit, quibus Sulla Marianis propulsatis urbem ipsam cepit. Utut se res habet, hoc constat aemulationem illam<sup>6)</sup> dignitatis et gloriae veterem iam bello Cimbrico<sup>7)</sup> ortam, legationis

<sup>1)</sup> V. pg. 87. <sup>2)</sup> Cf. quae Plut. (Mar. 81) de ea re narravit. <sup>3)</sup> Ante Idus Septembres cf. Cic. de or. III, 2; II, 12. A. d. III. Id. Sept. in Crassi Tusculano versatus est, quo die sermo ille de oratore habitus est (cf. Cic. de or. III, 6). <sup>4)</sup> Cf. pg. 89. <sup>5)</sup> Cic. pro Font. 33. <sup>6)</sup> App. bell. civ. I, 74: οὐ παρεβλήθησαν ἀπὸ τοῦ Μάρκου ... Λουτατίου Κἀτλου ... ἀναστὰς ἐς αὐτὸν (Μάρκιον) καὶ πικροτάτῃ περὶ τὴν ἐξέλασιν γενομένη. Certum est, Marii apud Catulum caritatem non tantam fuisse, ut huius consilia adiuvare urbemque defendere quam Sullae causam, qui iam tum optimationum princeps et erat et habebatur, sequi mallet ad persequendas et ulciscendas hominum inimicissimorum iniurias. <sup>7)</sup> Cf. pg. 94.

huius postremae recenti odio cumulatam esse. Itaque Marius, cum victor Romam rediisset, necessariis Catuli non incolumem fortunam, sed exilium et fugam deprecantibus, non semel respondit, sed saepius: »Moriatur«. <sup>1)</sup> Quo nuntio allato Catulus, cum quid sibi immineret iam haud ignoraret, cubiculo inclusus carbonum ardentium vapore ac fumo extinctus <sup>2)</sup> est anno 87<sup>o</sup> exeunte.

Sic crudelissime interiit vir ille humanissimus et fortissimus, qui et doctrina in primis illius aetatis hominibus est habitus et rebus strenue gestis rei publicae salutis, quantum poterat, consuluit.

Scripsi Berolini Nonis Februariis

a. MDCCCLXXIV.

<sup>1)</sup> Cic. Tuscul. V, 36; Brut. 307; de nat. de. III, 80; de or. III, 9. <sup>2)</sup> Plut. Mar. 44, vs. 30. Paulo aliter, non veri similis rem narrant App. bell. civ. 1, 74: »Κάτλος δ' ἐν οὐκλήματι νεοχρίστων τε καὶ ἔτι ὑγρῶ καίων ἀνδραγας ἐκὼν ἀπὸ πύργου«. Valer. Max. 9, 12, 4. Vell. 2, 22; longe aliter Florus 3, 24, 13: *Catulus se ignis haustu ludibrio hostium exemit.*

ÜBER

**SCHWINGUNGEN VERBUNDENER PENDEL.**

VON

**W. DUMAS.**



Der Wunsch, in den akustischen Lehrstunden bei Besprechung der Schwebungen auf Pendelschwingungen von ab- und zunehmender Amplitude vergleichend Bezug nehmen zu können, veranlasste mich vor etwa 40 Jahren nach passenden Pendelcombinationen zu suchen. Die von Savart 1839 bei Untersuchung des Ursprungs der Stüfse angewandte T-förmige Verbindung zweier Stahlstäbe mit zwei an den Enden des einen wagrechten Stabes auf Schneiden aufgehängten Linsenpendeln war mir nicht einfach genug, weder in Betreff der praktischen Herstellung, noch, weil dabei elastische Kräfte und die Schwerkraft zusammenwirkten, in der theoretischen Betrachtung. Noch weniger konnte ich die gegenseitige Einwirkung zweier Pendeluhrn verwerthen, wie sie hundert Jahre früher Ellicot durch Einklemmen eines Stabes zwischen die Gehäuse zu Stande gebracht hatte, so interessant auch die Abwechselung zwischen Stillstand und Bewegung der ganzen Uhrwerke sein mag. Als völlig zweckentsprechend zeigte sich dagegen bald die Anordnung, dass mehrere Pendel, um auf einander störend einzuwirken, an einem andern Pendel aufgehängt wurden. Da die Bewegungen eines solchen Systems den auf Betrachtung kleiner Schwingungen gegründeten Formeln sich eben so genau anpassen, wie ein einzelnes einfaches Pendel der gewöhnlichen Pendelformel, und da in besonderen Fällen auch die Formeln für die entstehenden Perioden äußerst einfach waren, so hielt ich am 4. November 1867 in der hiesigen physikalischen Gesellschaft einen Vortrag über den Gegenstand und zeigte dabei die Richtigkeit der abgeleiteten Formeln an einer Vorrichtung, in welcher leichte, an der hölzernen Stange eines mehrere Kilogramm schweren Secundenpendels verschiebbare Querstäbe als Träger von ein bis drei leichteren oder schwereren Pendeln dienten. Die im 22. Jahrgange der Fortschritte der Physik darüber enthaltene kurze Angabe veranlasste Herrn Professor Emsmann, über ähnliche von ihm beobachtete Phänomene im 439. Bande von Pogendorffs Annalen eine Mittheilung zu machen, die mit den Worten schließt: »Die Theorie dieser Bewegungen ist mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden, da man große Schwingungen braucht.« — Da seitdem keinerlei Berichtigung dieser den Thatsachen nicht entsprechenden Ansicht erschienen ist, so benutze ich diese Gele-

genheit zur Veröffentlichung einiger auf den genannten Gegenstand bezüglichen Betrachtungen.

§. 4. An beliebigen  $n$  Punkten eines ebenen Pendels mit fester Drehungsaxe, des Hauptpendels, seien beliebig viele andere Nebenpendel aufgehängt. Die Schwingungen aller Pendel geschehen in derselben Vertikalebene, deren Punkte auf ein Axensystem  $\xi, v$  mit vertikal abwärts gerichteter  $\xi$ -Axe bezogen werden. Die Differentialgleichungen der Bewegung aller Pendel folgen dann aus der allgemeinen Formel

$$\int \left[ \left( \frac{d^2 \xi}{dt^2} - g \right) d\xi + \frac{d^2 v}{dt^2} dv \right] dm = 0,$$

in welcher die Integration sich auf alle Massenelemente  $dm$  erstreckt. Sei ferner mit jedem einzelnen Pendel ein Axensystem fest verbunden, dessen Anfang in dem entsprechenden Aufhängepunkte liege, und seien  $x, y$  die unveränderlichen Coordinaten der Massenelemente  $dm$  des Hauptpendels und  $dm_1, dm_2 \dots$  der Nebenpendel in Bezug auf diese neuen Axen,  $a_1$  und  $b_1, a_2$  und  $b_2, \dots$  die der Aufhängepunkte der Nebenpendel in Bezug auf die im Hauptpendel festen Axen; seien endlich  $\Phi, \varphi_1, \varphi_2 \dots$  die Abweichungen der neuen  $x$ -Axen von der Vertikalen: so hat man in dem obigen Integral, soweit es sich auf das Hauptpendel bezieht,

$$\begin{aligned} \xi &= x \cos \Phi - y \sin \Phi, \\ v &= x \sin \Phi + y \cos \Phi, \end{aligned}$$

und in den auf die Nebenpendel bezüglichen Theilen

$$\begin{aligned} \xi &= x \cos \varphi_i - y \sin \varphi_i + a_i \cos \Phi - b_i \sin \Phi, \\ v &= x \sin \varphi_i + y \cos \varphi_i + a_i \sin \Phi + b_i \cos \Phi \end{aligned}$$

zu substituiren und darauf die in  $\delta\Phi, \delta\varphi_1, \delta\varphi_2 \dots$  multiplicirten Glieder einzeln gleich Null zu setzen. Wählt man die neuen Axen so, dass sie im Gleichgewichtszustande des Systems den alten parallel sind, legt man also die  $x$ -Axe des Hauptpendels durch den Schwerpunkt des in den Aufhängepunkten der Nebenpendel mit den Massen  $m_1, m_2 \dots$  der letzteren belasteten Pendels, die  $x$ -Axen der Nebenpendel durch deren Schwerpunkte, so vereinfachen sich die entstehenden Ausdrücke durch Fortfallen der in  $\int y dm + \sum b_i dm_i$  und in  $\int y dm_i$  multiplicirten Glieder, und es ergibt sich als Factor von  $\delta\Phi$

$$\begin{aligned} &\frac{d^2 \Phi}{dt^2} \int ((x^2 + y^2) dm + \sum (a_i^2 + b_i^2) dm_i) + g \sin \Phi \int (x dm + \sum a_i dm_i) \\ &+ \sum \left( a_i \frac{d^2 \varphi_i}{dt^2} + b_i \left( \frac{d\varphi_i}{dt} \right)^2 \right) \cos (\Phi - \varphi_i) \int x dm_i \\ &- \sum \left( b_i \frac{d^2 \varphi_i}{dt^2} - a_i \left( \frac{d\varphi_i}{dt} \right)^2 \right) \sin (\Phi - \varphi_i) \int x dm_i, \end{aligned}$$

als Factor von  $\delta\varphi_i$

$$\begin{aligned} & \frac{d^2\varphi_i}{dt^2} \int (x^2 + y^2) dm_i + g \sin \varphi_i \int x dm_i \\ & + \left( a_i \frac{d^2\varphi}{dt^2} - b_i \left( \frac{d\varphi}{dt} \right)^2 \right) \cos (\Phi - \varphi_i) \int x dm_i \\ & - \left( b_i \frac{d^2\varphi}{dt^2} + a_i \left( \frac{d\varphi}{dt} \right)^2 \right) \sin (\Phi - \varphi_i) \int x dm_i. \end{aligned}$$

Die Summationen beziehen sich auf sämtliche Nebenpendel.

Es sollen nun die Schwingungen aller Pendel so klein sein, dass man die Quadrate und Producte der Amplituden und Geschwindigkeiten vernachlässigen kann. Dadurch fallen in den beiden obigen Ausdrücken die letzten Glieder und die zweiten Theile der vorhergehenden Glieder fort. Bezeichnet man ferner die Trägheitsmomente mit  $MR^2$ ,  $m_1 r_1^2$ ,  $m_2 r_2^2 \dots$ , die Abstände der Schwerpunkte von den Aufhängenpunkten mit  $S$ ,  $s_1$ ,  $s_2 \dots$ , beim Hauptpendel unter Einschluss der in ihren Aufhängenpunkten concentrirten Nebenpendelmassen, so dass also

$$\begin{aligned} MR^2 &= \int (x^2 + y^2) dm + \sum m_i (a_i^2 + b_i^2), & m_i r_i &= \int (x^2 + y^2) dm_i, \\ MS &= \int x dm + \sum m_i a_i, & m_i s_i &= \int x dm_i, \end{aligned}$$

so nehmen die Differentialgleichungen der Bewegung folgende einfache Form an:

$$\begin{aligned} MR^2 \frac{d^2\Phi}{dt^2} + MSg\Phi + \sum m_i s_i a_i \frac{d^2\varphi_i}{dt^2} &= 0, \\ m_i r_i^2 \frac{d^2\varphi_i}{dt^2} + m_i s_i g\varphi_i + m_i s_i a_i \frac{d^2\Phi}{dt^2} &= 0, \end{aligned}$$

oder auch, wenn  $L$ ,  $l_1$ ,  $l_2 \dots$  die Längen der einfachen Pendel sind, welche gleiche Schwingungsdauern mit dem Hauptpendel, die genannte Belastung eingeschlossen, und mit den einzelnen Nebenpendeln haben,

$$\left. \begin{aligned} L \frac{d^2\Phi}{dt^2} + g\Phi + \sum \frac{m_i s_i a_i}{MS} \cdot \frac{d^2\varphi_i}{dt^2} &= 0, \\ l_i \frac{d^2\varphi_i}{dt^2} + g\varphi_i + a_i \frac{d^2\Phi}{dt^2} &= 0. \end{aligned} \right\} \dots \dots \dots (1.)$$

§. 2. Um aus diesen Gleichungen zunächst die Schwingungsdauern der einfach pendelartigen Bewegungen zu finden, deren das System fähig ist, substituirt man, indem unter  $\lambda$  die correspondirende Pendellänge verstanden werde,

$$\begin{aligned} \Phi &= P \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \alpha \right), \\ \varphi_i &= p_i \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \alpha \right). \end{aligned}$$

Es ergeben sich dann die Bedingungsbedingungen

$$\left. \begin{aligned} \lambda - L P - \sum \frac{m_i a_i^2}{MS} p_i &= 0, \\ \lambda - l_i p_i - a_i P &= 0, \end{aligned} \right\} \dots\dots\dots (2.)$$

und aus diesen durch Elimination der Verhältnisse  $p_i:P$  die zur Bestimmung der  $\lambda$  dienende Gleichung

$$\lambda - L - \sum \frac{m_i a_i^2 s_i}{MS} \cdot \frac{1}{\lambda - l_i} = 0,$$

welche sich, wenn zur Abkürzung

$$\frac{m_i a_i^2 s_i}{MS l_i} = \mu_i, \quad L - \sum \mu_i = \mu$$

gesetzt wird, leicht auf die Form

$$\frac{\mu}{\lambda} + \frac{\mu_1}{\lambda - l_1} + \frac{\mu_2}{\lambda - l_2} \dots - 1 = 0 \dots\dots\dots (3.)$$

bringen lässt.

Setzt man zunächst voraus, dass  $MS > 0$  ist, so sind nicht allein sämtliche  $\mu_i$ , sondern auch die Gröfse  $\mu$  positiv; denn da bei jedem zusammengesetzten Pendel  $\frac{s}{l} < 1$  ist, so ist  $\mu_i$  kleiner als das in  $L$  enthaltene Glied  $\frac{m_i(a_i^2 + b_i^2)}{MS}$ . Nur in dem einen Falle, dass die Masse des Hauptpendels gleich Null ist, dass alle  $b_i = 0$ , also die Aufhängepunkte aller Nebenpendel in einer Geraden liegen, und dass diese letzteren sämtlich einfache Pendel sind, kann der Werth von  $\mu$  auf Null herabsinken. Hieraus folgt, dass die Gleichung (3.) nur positive Wurzeln besitzt. Diese sind im Allgemeinen unter sich und von den Gröfßen  $l$  verschieden. Bezeichnet man sie mit  $\lambda, \lambda', \lambda'' \dots$  und nimmt an, dass die Gröfßen  $l_1, l_2, l_3 \dots$  eine steigende Reihe bilden, die Nebenpendel also nach zunehmender Schwingungsdauer geordnet sind, so liegen die  $n+1$  Wurzeln  $\lambda$  in den durch das Schema

$$0, \lambda, l_1, \lambda', l_2, \lambda'' \dots \dots \lambda^{(n-1)}, l_n, \lambda^{(n)}, \infty$$

angegebenen Intervallen. Sind irgend zwei  $l$  einander gleich, z. B.  $l_1 = l_2$ , so ist eine Wurzel, hier  $\lambda'$ , ihnen gleich, die Gleichung (3.) reducirt sich durch Vereinigung der entsprechenden zwei Glieder, und die  $n$  Wurzeln der reducirten Gleichung

$$\frac{\mu}{\lambda} + \frac{\mu_1 + \mu_2}{\lambda - l_1} + \frac{\mu_3}{\lambda - l_3} \dots + \frac{\mu_n}{\lambda - l_n} - 1 = 0$$

sind wieder unter sich und von den  $l$  verschieden. Gleichung (3.) kann also nur dann gleiche Wurzeln haben, wenn mehr als zwei aufeinander folgende  $l$  einander gleich sind, und zwar ist die Anzahl der zu einer solchen Gruppe gehörigen gleichen Wurzeln stets um 1 geringer als die der gleichen Gröfßen  $l$ .



Hieraus ist ersichtlich, dass im Allgemeinen  $n+1$  verschiedene einfach pendelartige Schwingungen möglich sind. Welche Amplituden man den einzelnen Pendeln zu Anfang der Bewegung mittheilen muss, um irgend eine dieser einfachen Schwingungsformen zu verwirklichen, ergiebt sich, sobald der Werth von  $\lambda$  gefunden ist, aus den Formeln (2.) Es geht aus denselben zunächst hervor, dass, wenn im Falle der Gleichheit einiger  $l$  die diesen entsprechende Schwingungsform hergestellt werden soll, alle andern Pendel in Ruhe bleiben müssen, zwischen den Amplituden der gleichen Pendel aber nur die eine Bedingung

$$\sum m_i a_i s_i p_i = 0$$

besteht, so dass man diese Amplituden bis auf eine willkürlich wählen kann. Ferner zeigen dieselben Formeln, dass, wenn die  $a$  positiv sind, d. h. wenn die Aufhängpunkte der Nebenpendel tiefer als die Drehungsaxe des Hauptpendels liegen, alle Nebenpendel von kürzerer als der zu erzielenden Schwingungsdauer in gleichem Sinne mit dem Hauptpendel schwingen müssen, alle andern im entgegengesetzten Sinne. Sind einige der  $a$  negativ, so verhalten sich die entsprechenden Pendel umgekehrt.

Im letzteren Falle ist es möglich, dass die Gröfse  $MS$  Null oder negativ wird. Wenn  $MS=0$ , so tritt an die Stelle der ersten Gleichung in (2.) die Gleichung

$$MR^2 P + \sum m_i a_i s_i p_i = 0,$$

und zur Bestimmung der Wurzeln  $\lambda, \lambda' \dots \lambda^{(n-1)}$  dient die Gleichung

$$\frac{m_1 a_1^2 s_1}{\lambda - l_1} + \frac{m_2 a_2^2 s_2}{\lambda - l_2} \dots + \frac{m_n a_n^2 s_n}{\lambda - l_n} + MR^2 = 0,$$

welche, wie die ursprüngliche in (3.), nur reelle Wurzeln besitzt. Die kleinste dieser Wurzeln ist aber positiv, Null oder negativ, je nachdem  $MR^2$  gröfser, eben so grofs oder kleiner als  $\sum m_i a_i \frac{s_i}{l_i}$  ist. Die Wurzel  $\lambda^{(n)}$  ist unendlich grofs, alle übrigen,  $\lambda', \lambda'' \dots \lambda^{(n-1)}$ , sind positiv, wie früher. Wenn  $MS < 0$ , so liegen die  $n$  Wurzeln  $\lambda, \lambda' \dots \lambda^{(n-1)}$  in denselben Intervallen, wie früher, die Wurzel  $\lambda^{(n)}$  aber ist stets negativ.

Hiernach sind auch, wenn  $MS < 0$ , einfach pendelartige Schwingungen möglich. Da aber die kleinste Abweichung des Anfangszustandes von den zur Entstehung dieser Schwingungen geforderten Bedingungen ein Auftreten der den negativen Wurzeln entsprechenden Glieder nach sich zieht, so können die Schwingungen nicht dauernd klein bleiben, wie zur Aufstellung der Differentialgleichungen

gen (1.) vorausgesetzt worden ist. Es soll also fernerhin unter  $MS$  immer eine positive GröÙe verstanden werden.

§. 3. Ist ein willkürlicher Anfangszustand gegeben, ist etwa für  $t=0$

$$\begin{aligned}\Phi &= \Psi, & \frac{d\Phi}{dt} &= \Omega, \\ \varphi_i &= \psi_i, & \frac{d\varphi_i}{dt} &= \omega_i,\end{aligned}$$

so hat man für  $\Phi$  und  $\varphi_i$   $(n+1)$ -gliedrige Summen,

$$\Phi = P \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \alpha \right) + P' \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} + \alpha' \right) + \dots,$$

$$\varphi_i = p_i \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \alpha \right) + p_i' \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} + \alpha' \right) + \dots,$$

zu setzen und die  $2n+2$  Constanten aus den Gleichungen

$$\left. \begin{aligned} P \cos \alpha + P' \cos \alpha' + \dots &= \Psi, \\ p_i \cos \alpha + p_i' \cos \alpha' + \dots &= \psi_i, \\ P \sqrt{\frac{g}{\lambda}} \sin \alpha + P' \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \sin \alpha' + \dots &= -\Omega, \\ p_i \sqrt{\frac{g}{\lambda}} \sin \alpha + p_i' \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \sin \alpha' + \dots &= -\omega_i \end{aligned} \right\} \dots \quad (4.)$$

zu bestimmen. Die Auflösung dieser Gleichungen wird durch die Bemerkung absolvirt, dass zufolge der Form der Gleichung (3.) zwischen den GröÙen  $P, p_i$  folgende Beziehungen bestehen:

$$\begin{aligned} MSP^2 + \sum m_i s_i p_i^2 &= MSP^2 \cdot \frac{(\lambda-\lambda')(\lambda-\lambda'') \dots}{(\lambda-l_1)(\lambda-l_2) \dots} = MSP^2 \cdot \frac{1}{K}, \\ MSPP' + \sum m_i s_i p_i p_i' &= 0, \end{aligned}$$

in deren erster für  $P, p_i, \lambda$  irgend eine andere Gruppe solcher Werthe gesetzt werden darf, während die zweite für irgend zwei verschiedene dieser Gruppen gilt. Es folgt danach aus den Gleichungen (4.) sofort, dass

$$MSP^2 \cos \alpha = K (MSP^2 \Psi + \sum m_i s_i p_i \psi_i),$$

$$MSP^2 \sin \alpha = -K \sqrt{\frac{\lambda}{g}} (MSP \Omega + \sum m_i s_i p_i \omega_i),$$

und nach Division durch  $MSP$  und Substitution der aus (2.) bekannten Verhältnisse  $\frac{p_i}{P} = \frac{a_i}{\lambda-l_i}$ , dass

$$\left. \begin{aligned} P \cos \alpha &= K \left( \Psi + \sum \frac{\mu_i}{\lambda-l_i} \cdot \frac{l_i \psi_i}{a_i} \right), \\ P \sin \alpha &= -K \sqrt{\frac{\lambda}{g}} \left( \Omega + \sum \frac{\mu_i}{\lambda-l_i} \cdot \frac{l_i \omega_i}{a_i} \right). \end{aligned} \right\} \dots \quad (5.)$$

Die Werthe von  $P' \cos \alpha'$  und  $P' \sin \alpha'$  erhält man hieraus durch Veränderung von  $\lambda$  in  $\lambda'$ , also von  $K = \frac{(\lambda-l_1)(\lambda-l_2) \dots}{(\lambda-\lambda')(\lambda-\lambda'') \dots}$  in  $K' = \frac{(\lambda'-l_1)(\lambda'-l_2) \dots}{(\lambda'-\lambda)(\lambda'-\lambda'') \dots}$ ,

und ähnlich alle übrigen  $P$  und  $\alpha$ , die der  $p$  aber vermittelt der bekannten Verhältnisse.

Sind mehrere  $l$  einander gleich, so liefern die Gleichungen (5.) nicht die Werthe aller Constanten. Ist z. B.  $l_1 = l_2 = l_3$ , also auch  $= \lambda' = \lambda''$ , so erhält man die Werthe von  $P$ ,  $P'''$ ,  $P''$  ... und die der entsprechenden  $p_i$ ,  $p_i'''$ ,  $p_i''$  ... wie im allgemeinen Falle,  $P'$  und  $P''$ ,  $p_i'$  und  $p_i'''$ ,  $p_i'$  und  $p_i''$ , ... werden sämmtlich gleich Null, die übrigen Constanten, nämlich  $p_1'$ ,  $p_1''$ ,  $p_2'$ ,  $p_2''$ ,  $p_3'$ ,  $p_3''$ ,  $\alpha'$ ,  $\alpha''$  bleiben aber unbestimmt. In diesem Falle erhält man direct aus den Gleichungen (4.) diejenigen Verbindungen,  $p_1' \cos \alpha' + p_1'' \cos \alpha''$ ,  $p_2' \cos \alpha' + p_2'' \cos \alpha''$  u. s. w., in welchen die fraglichen Constanten in den Ausdrücken für  $\varphi_1$ ,  $\varphi_2$  und  $\varphi_3$  vorkommen.

§. 4. Statt die Bewegung eines gegebenen Pendelsystems zu untersuchen, kann man sich die umgekehrte Aufgabe stellen, ein solches zu construiren, welches eine bestimmte Schwingungsform darzustellen vermag. Es ist dann eine der Größen  $\Phi$ ,  $\varphi_1$ ,  $\varphi_2$  ... als Function der Zeit bekannt, also alle  $\lambda$ ,  $\alpha$  und eine Gruppe der  $P$  oder  $p_i$ , und die Unbestimmtheit der Aufgabe erlaubt außerdem alle  $l_i$ ,  $s_i$ ,  $a_i$  und  $b_i$  innerhalb gewisser Grenzen willkürlich anzunehmen, wodurch der bekannten Verhältnisse wegen alle  $P$  und  $p_i$  gegeben sind. Es erübrigt also nur die Bestimmung der Verhältnisse der Massen, sowie des Trägheitsmomentes und Schwerpunktsabstandes des Hauptpendels, welche letzteren beiden ohne Einschluss der Nebenpendelmassen mit  $mr^2$  und  $s$  bezeichnet werden mögen. Jene Verhältnisse findet man, indem man die in Bezug auf die  $\mu_i$  linearen Gleichungen

$$\frac{\mu}{\lambda} + \frac{\mu_1}{\lambda - l_1} + \frac{\mu_2}{\lambda - l_2} \dots = 1$$

$$\frac{\mu}{\lambda'} + \frac{\mu_1}{\lambda' - l_1} + \frac{\mu_2}{\lambda' - l_2} \dots = 1$$

$$\frac{\mu}{\lambda''} + \frac{\mu_1}{\lambda'' - l_1} + \frac{\mu_2}{\lambda'' - l_2} \dots = 1$$

...

auflöst. Denn aus der Bedeutung der  $\mu_i$  folgt sofort, dass

$$\frac{m_i a_i}{MS} = \frac{\mu_i l_i}{a_i s_i}, \quad \frac{ms}{MS} = 1 - \sum \frac{\mu_i l_i}{a_i s_i};$$

und da mit den  $\mu_i$  auch  $L$  oder  $\frac{mr^2 + \sum m_i (a_i^2 + b_i^2)}{ms + \sum m_i a_i} = \mu + \sum \mu_i$  bekannt ist, findet man weiter

$$\frac{mr^2}{MS} = \mu - \sum \mu_i \left( \frac{l_i}{s_i} \left( 1 + \frac{b_i^2}{a_i^2} \right) - 1 \right),$$

womit die Aufgabe gelöst ist. Nimmt man beispielsweise an, dass

sämmtliche Pendel einfache seien, also  $l_i = s_i$ ,  $r = s$ , dass ferner alle  $b_i = 0$  und  $a_i = s$ , mithin  $S = s$ , so ergibt sich aus den obigen 3 Formeln, dass

$$m : m_1 : m_2 \dots = \mu : \mu_1 : \mu_2 \dots, \quad s = \mu + \Sigma \mu_i.$$

Die willkürliche Wahl von  $s$  ist durch die Forderung, dass das Hauptpendel ein einfaches sei, aufgehoben. Die Auflösung der zur Bestimmung der  $\mu_i$  dienenden Gleichungen ist wieder durch die besondere Form erleichtert. Die allgemeinen Resultate sind nämlich

$$\begin{aligned} \mu &= \frac{\lambda \lambda' \lambda'' \dots}{l_1 l_2 \dots} \\ \mu_1 &= \frac{(\lambda - l_1) (\lambda' - l_1) (\lambda'' - l_1) \dots}{-l_1 (l_2 - l_1) \dots}, \\ \mu_2 &= \frac{(\lambda - l_2) (\lambda' - l_2) (\lambda'' - l_2) \dots}{-l_2 (l_1 - l_2) \dots}, \\ &\dots \dots \dots \end{aligned}$$

und da die Summe dieser Ausdrücke die einfache Form

$$\mu + \Sigma \mu_i = \lambda - l_1 + \lambda' - l_2 + \lambda'' \dots + \lambda^{(n)}$$

hat, so sind in dem zuletzt angenommenen Falle alle in Betracht kommenden Größen durch die willkürlich gewählten explicite ausgedrückt.

§. 5. Hiermit sind die wesentlichen Fragen, welche sich auf die allgemeine Aufgabe beziehen, erledigt, und es mag noch die Untersuchung einiger specieller Fälle folgen, zunächst eines nur aus dem Hauptpendel und einem Nebenpendel zusammengesetzten Systemes. Gleichung (3.) reducirt sich für diesen Fall auf drei Glieder,

$$\frac{\mu}{\lambda} + \frac{\mu_1}{\lambda - l_1} - 1 = 0,$$

und es folgt daraus

$$\lambda = \frac{1}{2} (l_1 + \mu + \mu_1) \pm \frac{1}{2} \sqrt{(l_1 + \mu + \mu_1)^2 - 4\mu l_1}.$$

Nimmt man an, dass das Hauptpendel ein einfaches mit der Länge  $l$ , der Masse  $m$ , das Nebenpendel ein einfaches mit der Länge  $L$ , der Masse  $M$ , und dass  $a_1 = l$  sei, so wird

$$\lambda = \frac{1}{2} (L + l) \pm \frac{1}{2} \sqrt{(L + l)^2 - \frac{4Llm}{M+m}},$$

was sich leicht umformen lässt in

$$\lambda = \frac{2mLl}{Lm + LM + lm + lM \mp \sqrt{(ml + ML + Ml - mL)^2 + 4LLmM}}.$$

Dies ist die Formel, welche für die Länge des einfachen mit dem gegebenen System isochron schwingenden Pendels von Daniel Bernoulli in der Abhandlung »*Theoremata de oscillationibus corporum filo flexili connexorum et calenae verticaliter suspensae*« Comm. Ac.



Sc. Imp. Petr. VI. 1732. 1733. gegeben ist. Ebendasselbst findet man das Verhältniß der Abstände der Massen  $M$ ,  $m$  von ihren Ruhepunkten, wie es bei den einfach pendelartigen Schwingungen stattfindet, nämlich

$2Ml : mL - ml + ML + Ml \pm \sqrt{\{4mMLL + (ml + ML + Ml - mL)^2\}}$ , in genauer Uebereinstimmung mit den in (2.) gegebenen Formeln, wenn man bemerkt, dass der Abstand der Masse des einfachen Nebenpendels von ihrer Ruhelage durch  $a_1\Phi + l_1\varphi_1$  gegeben ist. Man kann daher aus den Bernoulli'schen Formeln zu den jetzt unter Wiederaufnahme der früheren Bezeichnungen zu entwickelnden Folgerungen gelangen.

Die für den Fall, dass die Anfangsgeschwindigkeiten Null seien, geltenden Ausdrücke

$$\Phi = P \cos t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + P' \cos t \sqrt{\frac{g}{\lambda'}},$$

$$\varphi_1 = p_1 \cos t \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + p_1' \cos t \sqrt{\frac{g}{\lambda'}}$$

lassen sich umformen in

$$\Phi = Q \cos \left( \frac{1}{2} t \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right) + \eta \right),$$

$$\varphi_1 = q_1 \cos \left( \frac{1}{2} t \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right) + \eta_1 \right),$$

wenn man  $Q$ ,  $\eta$ ,  $q_1$ ,  $\eta_1$  durch die Gleichungen

$$Q \cos \eta = (P + P') \cos \frac{1}{2} t \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} - \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right),$$

$$Q \sin \eta = (P - P') \sin \frac{1}{2} t \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} - \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right)$$

und zwei ähnliche für  $q_1$ ,  $\eta_1$  definiert. Man betrachtet dann die Bewegung als einfach pendelartig mit veränderlichen Amplituden  $Q$ ,  $q_1$ , und wegen der Veränderung von  $\eta$ ,  $\eta_1$  mit allmählich sich verschiebender Phase. Die Dauer der Periode dieser Aenderungen ist

$$T = 4\pi : \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} - \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right),$$

(halb so groß, wenn man nur die Amplituden berücksichtigt), die mittlere Dauer einer einzelnen Schwingung

$$T = 4\pi : \left( \sqrt{\frac{g}{\lambda}} + \sqrt{\frac{g}{\lambda'}} \right),$$

die Anzahl der Schwingungen in einer Periode

$$N = \frac{T}{T} = \frac{\sqrt{\lambda'} + \sqrt{\lambda}}{\sqrt{\lambda'} - \sqrt{\lambda}}.$$

Drückt man statt durch  $\lambda$ ,  $\lambda'$  die Größen  $T$  und  $N$  durch die Con-

stanten  $\mu$ ,  $\mu_1$ ,  $l_1$  und  $L = \mu + \mu_1$  aus, so erkennt man leicht, dass in Bezug auf  $l_1$  oder die Schwingungsdauer des Nebenpendels  $T$  ein Maximum ist, wenn  $l_1\mu = L^2$ , und dass dieses Maximum  $\frac{1}{2}\pi\sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \sqrt{\frac{\mu}{\mu_1}}$ , der zugehörige Werth von  $N$  aber  $\sqrt{\left(\frac{\mu}{\mu_1} + 1\right)}$ ; dass ferner in derselben Beziehung  $N$  ein Maximum ist, wenn  $l_1 = L$ , und dass dieses Maximum  $\sqrt{\frac{\mu}{\mu_1} + 1}$ , der zugehörige Werth von  $T$  endlich  $\frac{1}{2}\pi\sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \sqrt{\frac{\mu}{\mu_1}} \cdot \sqrt{\left(1 + \frac{1}{2}\sqrt{\frac{\mu}{\mu + \mu_1}}\right)}$ . Beide Maximalwerthe werden um so größer, je kleiner  $\mu_1:\mu$  ist, und gleichzeitig wird der Unterschied der für  $l_1$  angegebenen Werthe um so kleiner. Nimmt man  $\mu_1:\mu$  so klein, dass man nur die Glieder niedrigster Ordnung behalten darf, so ergibt sich

$$l_1 = L = \mu, \quad T = \frac{1}{2}\pi\sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \sqrt{\frac{\mu}{\mu_1}}, \quad N = 2\sqrt{\frac{\mu}{\mu_1}}.$$

Ist das Nebenpendel ein einfaches, so ist

$$\sqrt{\frac{\mu}{\mu_1}} = \frac{r}{a_1} \sqrt{\frac{m}{m_1}}.$$

Wenn also beide Pendel gleiche Schwingungsdauer und das Nebenpendel eine viel kleinere Masse als das Hauptpendel hat, so ist die Periodenlänge umgekehrt proportional der Quadratwurzel aus der kleinern Masse und der ersten Potenz des vertikalen Abstandes beider Aufhängepunkte.

Die veränderlichen Amplituden  $Q$ ,  $q_1$  stehen in einer einfachen Beziehung, welche man findet, wenn man die Ausdrücke ihrer Quadrate mit  $MS$  und  $m_1s_1$  multiplicirt und bei der Addition die Gleichung  $MSPP' + m_1s_1p_1p_1' = 0$  berücksichtigt. Es ergibt sich so

$$MSQ^2 + m_1s_1q_1^2 = \text{Const.},$$

eine der Verallgemeinerung leicht fähige Formel, welche offenbar nichts Anderes als den Satz von der Erhaltung der lebendigen Kraft ausspricht.

Die Veränderung der einzelnen Amplituden wird natürlich am leichtesten beobachtet, wenn man als Anfangszustand nur die Ablenkung eines der beiden Pendel annimmt. Ist dies das Hauptpendel, so gelten für die Maxima und Minima der Amplituden die Formeln

$$\begin{aligned} P + P' &= \Psi, & p_1 + p_1' &= 0, \\ P - P' &= \Psi \cdot \frac{l_1 - L}{l_1' - l_1}, & p_1 - p_1' &= -\Psi \cdot \frac{2a_1}{l_1' - l_1}. \end{aligned}$$

Ist das Nebenpendel das ursprünglich abgelenkte, so ist

$$P + P' = 0, \quad p_1 + p_1' = \psi_1, \\ P - P' = -\psi_1 \cdot \frac{2a_1}{\lambda' - \lambda} \cdot \frac{m_1 s_1}{MS}, \quad p_1 - p_1' = \psi \cdot \frac{L - l_1}{\lambda' - \lambda}.$$

Man sieht hieraus, dass das Verhältniß der Maximal- und Minimalamplitude des zuerst abgelenkten Pendels in beiden Fällen dem absoluten Werthe nach dasselbe ist, und dass das Minimum sich auf Null reducirt, das anfänglich erregte Pendel also nach dem ersten Viertel der Periode ganz zur Ruhe kommt, wenn dieselbe Bedingung  $L = l_1$  erfüllt ist, unter welcher die Anzahl der Schwingungen einer Periode ihr Maximum hat. In diesem besondern Falle ist auch das Verhältniß der Maximalamplituden beider Pendel dasselbe, welches der letzteren auch zuerst abgelenkt werde. Denn da in diesem Falle  $\frac{2a_1}{\lambda' - \lambda} = \sqrt{\frac{MS}{m_1 s_1}}$  ist, so verhält sich sowohl  $P + P' : p_1 - p_1'$ , als auch  $P - P' : p_1 + p_1'$  wie  $\sqrt{m_1 s_1} : \sqrt{MS}$ .

Um deutlicher sehen zu lassen, in welchem Maße die Länge der Periode  $T$  und die Maxima und Minima sich ändern, wenn  $l_1 : L$  in der Nähe der Einheit variirt, mag folgendes Täfelchen dienen, in welchem für zwei einfache Pendel und die Annahme  $a_1 = L$ ,  $\mu : \mu_1 = 400$  die Zeit  $T$ , als Einheit die Schwingungsdauer des Hauptpendels (hin und her) angesehen, so wie das Maximum  $A$  oder  $B$  des anfänglich ruhenden Neben- oder Hauptpendels und das Minimum  $C$  des zuerst abgelenkten Pendels, als Einheit die ursprüngliche Ablenkung genommen, zusammengestellt sind:

$l_1 : L$	$T$	$A$	$B$	$C$
0,80	15,44	9,43	0,048	0,943
0,90	26,80	44,52	0,033	0,726
0,95	35,12	48,28	0,043	0,457
0,98	38,99	49,83	0,048	0,498
1,00	39,99	20,02	0,050	0,000
1,02	39,42	49,45	0,049	0,194
1,05	36,37	47,56	0,046	0,439
1,10	29,63	43,84	0,038	0,694
1,20	20,44	8,77	0,026	0,877

§. 6. Der zweite näher zu betrachtende Fall sei der, dass das Hauptpendel mit beliebig vielen Nebenpendeln von derselben Schwingungsdauer belastet ist, deren Gesamtmasse gegen die des ersteren sehr klein ist. Unter den Wurzeln der Gleichung (3.) sind dann  $n - 1$  gleiche,

$$\lambda' = \lambda'' = \lambda''' \dots \lambda^{(n-1)} = L,$$

und aus der quadratischen Gleichung, in welche Gl. (4.) übergeht, ergeben sich für die beiden übrigen die Werthe

$$\lambda^{(n)} = L + \sqrt{L \cdot \Sigma \mu} = L(1+x),$$

$$\lambda = L - \sqrt{L \cdot \Sigma \mu} = L(1-x),$$

wo  $x$  zur Abkürzung für die kleine GröÙe  $\sqrt{\Sigma \mu : L}$  gesetzt ist. Die Kleinheit der Unterschiede je zweier der drei Wurzelwerthe bewirkt, dass im Allgemeinen die Bewegungen als pendelartig mit veränderlichen Amplituden erscheinen, für welche letzteren natürlich wieder der Satz

$$MSQ^2 + \Sigma(m_i s_i q_i^2) = \text{Const.}$$

gilt. Die Formeln zur Bestimmung der Coefficienten  $P$  aus dem Anfangszustande, bei dem von Anfangsgeschwindigkeiten abgesehen werde, gehen diesmal

$$P^{(n)} = \frac{1}{2} \Psi + \frac{1}{2x} \Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i},$$

$$P = \frac{1}{2} \Psi - \frac{1}{2x} \Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i},$$

$$P' = P'' \dots = P^{(n-1)} = 0,$$

$$p_1^{(n)} = \frac{a_1}{2xL} \Psi + \frac{a_1}{2x^2L} \Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i},$$

$$p_1 = -\frac{a_1}{2xL} \Psi + \frac{a_1}{2x^2L} \Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i},$$

$$p_1' + p_1'' \dots + p_1^{(n-1)} = \psi_1 - \frac{a_1}{x^2L} \Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i},$$

nebst ähnlichen Ausdrücken für die übrigen  $p$ . Um eine der einfachen Schwingungsformen zu erhalten, muss man daher die anfänglichen Ablenkungen entweder so wählen, dass

$$\Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i} = \Psi = 0,$$

in welchem Falle das Hauptpendel in Ruhe bleibt, und die Nebenpendel unabhängig von einander sich bewegen, oder so, dass  $\Psi$  nicht Null, und

$$\Sigma \frac{\mu_i \psi_i}{a_i} = \pm x \Psi.$$

Im letzteren Falle zeigt das Hauptpendel einfache Schwingungen von der Dauer

$$2\pi \sqrt{\frac{L}{g}} \cdot (1 \pm \frac{1}{2}x - \frac{1}{8}x^2 \pm \frac{1}{16}x^3 \dots);$$

die Nebenpendel aber können nur dann sämmtlich in übereinstimmender Weise schwingen, wenn

$$\psi_1 : \psi_2 : \psi_3 \dots = a_1 : a_2 : a_3 \dots,$$

während andernfalls wenigstens ein Theil Schwingungen von veränderlicher Amplitude ausführen muss, deren Periode



$$2\pi \sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \frac{1}{x} (1 \pm \frac{1}{2}x - \frac{1}{16}x^2 \pm \frac{1}{32}x^3 \dots).$$

Die nächst einfache Bewegungsform entsteht, wenn nur das Hauptpendel zu Anfang abgelenkt wird. Alle Pendel machen dann Schwingungen von veränderlicher Gröfse mit der Periode

$$2\pi \sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \frac{2}{x} (1 - \frac{1}{8}x^2 - \frac{1}{128}x^4 \dots),$$

und die Amplitudenmaxima  $\frac{a_i \psi_i}{xL}$  der Nebenpendel verhalten sich unter einander wie die vertikalen Abstände ihrer Aufhängepunkte von dem des Hauptpendels.

Wählt man die Anfangsablenkungen einiger Nebenpendel beliebig, etwa  $\psi_1, \psi_2, \psi_3$ , alle andern gleich Null, so bleibt die Bewegung des Hauptpendels eben so einfach wie vorher und wird, wenn man zur Abkürzung

$$\delta = \sqrt{\frac{g}{\lambda}} - \sqrt{\frac{g}{\lambda^{(n)}}} = \sqrt{\frac{g}{L}} \cdot x (1 + \frac{1}{8}x^2 \dots),$$

$$\varepsilon = \sqrt{\frac{g}{\lambda}} - 2\sqrt{\frac{g}{L}} + \sqrt{\frac{g}{\lambda^{(n)}}} = \sqrt{\frac{g}{L}} \cdot \frac{1}{4}x^2 (1 + \frac{1}{8}x^2 \dots),$$

setzt, durch

$$\Phi = \frac{1}{x} \sum \frac{\mu_i \psi_i}{a_i} \cdot \sin \left( t \sqrt{\frac{g}{L}} + \frac{1}{4}t\varepsilon \right) \sin \frac{1}{2}t\delta$$

ausgedrückt. Für eins der ursprünglich abgelenkten Pendel ergibt sich, wenn man noch  $\frac{a_1}{\psi_1 \sum \mu} \cdot \sum \frac{\mu_i \psi_i}{a_i}$  mit  $x_1$  bezeichnet,

$$\varphi_1 = \psi_1 \left\{ x_1 \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{L}} + \frac{1}{4}t\varepsilon \right) \cos \frac{1}{2}t\delta + (1 - x_1) \cos t \sqrt{\frac{g}{L}} \right\},$$

eine Bewegung, welche, da  $\varepsilon$  viel kleiner als  $x$  ist, zwei Perioden zeigen muss, eine kleinere,

$$T = \frac{4\pi}{\delta} = 2\pi \sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \frac{2}{x} (1 - \frac{1}{8}x^2 \dots),$$

die auch in der Bewegung des Hauptpendels erscheint, und eine gröfsere,

$$\Theta = \frac{4\pi}{\varepsilon} = 2\pi \sqrt{\frac{L}{g}} \cdot \frac{8}{3x^2} (1 - \frac{1}{8}x^2 \dots).$$

Während einer der letzteren ändern sich allmählich die Grenzen, zwischen denen während einer Periode  $T$  die Amplitude auf eine noch von dem besondern Werthe von  $x_1$  abhängige Art variirt. Für das zweite und dritte Pendel gelten gleiche Formeln, in denen nur  $x_1$  durch zwei ähnliche Gröfsen  $x_2, x_3$  ersetzt ist; für die ursprünglich ruhenden noch etwas einfachere,

$$\varphi_i = \frac{a_i}{\sum \mu} \cdot \sum \frac{\mu_i \psi_i}{a_i} \cdot \left\{ \cos \left( t \sqrt{\frac{g}{L}} + \frac{1}{4}t\varepsilon \right) \cos \frac{1}{2}t\delta - \cos t \sqrt{\frac{g}{L}} \right\},$$

aus denen ersichtlich ist, dass die gleichzeitig stattfindenden Amplitu-

den aller dieser Pendel wieder den Abständen  $a_i$  proportional sind. Durch passende Wahl der Verhältnisse  $\psi_1 : \psi_2 : \psi_3$  kann man zwei der Größen  $z$  beliebige Werthe ertheilen und dann die dritte aus der Gleichung  $\sum \frac{\mu_i}{z_i} = \sum \mu$  bestimmen. Wählt man etwa  $z_1 = 1$ , so wird die Bewegung des ersten Pendels unabhängig von der Periode  $\Theta$ , und wählt man ein  $z = \frac{1}{2}$ , so gleicht die Bewegung des entsprechenden Pendels der der anfänglich ruhenden Pendel, ohne in der Phase mit der letzteren übereinzustimmen.

Sind alle Pendel einfache Secundenpendel, alle  $a$  gleich, die  $b=0$  und alle  $m_i = m_1$  und klein genug gegen  $m$ , um nur die ersten Glieder nöthig zu machen, so ergeben sich die Perioden

$$T = \frac{4L}{a} \sqrt{\frac{m}{nm_1}} \text{ Sek.}, \quad \Theta = \frac{16L^2}{3a^2} \cdot \frac{m}{nm_1} \text{ Sek.}$$

Ist beispielsweise  $m = 50$  Kgr.,  $m_1 = 0,4$  Kgr.,  $n = 3$ ,  $a = L \sqrt{\frac{5}{7}}$ , so wird  $T = 2$  Min.,  $\Theta = 80$  Min.; und wenn  $\psi_1 = 2^\circ 5'$ ,  $\psi_2 = 5^\circ$ ,  $\psi_3 = \Psi = 0$ , angenommen werden, so müssen das Hauptpendel und das erste Nebenpendel, für welches letztere  $z_1 = 1$  ist, in je 30 Sek. vom Minimum  $0$  zum Maximum  $0^\circ 2'$ , bez. vom Maximum  $2^\circ 5'$  zum Minimum  $0$ , und umgekehrt, übergeben; das zweite Nebenpendel, für welches  $z_2 = \frac{1}{2}$ , und das dritte, anfänglich ruhende Pendel gehen in den ersten Minuten vom Maximum  $5^\circ$  zum Minimum  $0^\circ$ , bez. von  $0^\circ$  zu  $5^\circ$  über, um nach 20 Minuten in je 30 Sek. zwischen den Grenzen  $3^\circ 5'$  und  $2^\circ 5'$  zu variiren, und nach 40 Minuten sich zu verhalten wie zu Anfang.

§. 7. Schliesslich werde noch der leichten praktischen Herstellung des besonders einfachen Falles gedacht, in welchem die Masse des Hauptpendels gleich Null ist. Es ist dazu nur nöthig an zwei gleichen Paaren von Fäden einen recht leichten Stab so aufzuhängen, dass derselbe in seiner Längsrichtung schwingen kann, und an diesem dann die möglichst schweren Nebenpendel. Die Länge der erstern Fäden ist die des Hauptpendels, und durch Verkürzung derselben lässt sich die Periode in der Bewegung der andern Pendel beliebig verlängern. Aendert man die Einrichtung dahin ab, dass zwischen zwei gleich hoch an möglichst biegsamen Fäden aufgehängte Pendel von nahe gleicher Schwingungsdauer ein leichter Querstab, dessen Länge der Entfernung der Aufhängepunkte gleich ist, befestigt wird, so ist damit gewissermassen der Eingangs erwähnte Ellicot'sche Versuch in seiner größten Vereinfachung verwirklicht, und zwar so, dass die entwickelten Formeln eine unmittelbare Anwendung darauf gestatten. Weniger direct ist dies mit jeder andern bifilaren Aufhängung der Fall, von deren Betrachtung daher, ebenso wie von der combinirten Torsionsschwingungen und anderer Modificationen Abstand genommen werde.

**ÜBER**  
**VERGLEICHUNGEN**  
**IN DER ENGLISCHEN SPRACHE.**

**VON**

**A. HOPPE.**

Ein am 25. März 1873 in der »Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen« von Herrn Dr. Bandow gehaltener Vortrag, in dem derselbe etwa 60 »formelhaft gewordene Vergleichen« mittheilte, hat die Veranlassung geboten, den Gegenstand im Lauf der Lektüre weiter zu verfolgen. Um denselben erschöpfend zu behandeln, würde eine umfassende Durchforschung der englischen Literatur nothwendig sein; um vorläufig eine Grundlage zu gewinnen, schien es genügend, eine Anzahl von Büchern aus den letzten drei Jahrhunderten, von der Bibelübersetzung und Shakespere abwärts, für diesen Zweck zu lesen, und namentlich den Sprachgebrauch der Gegenwart durch Beobachtung an möglichst vielen Schriftstellern festzustellen. Die Hoffnung, dass die Aufgabe sich innerhalb der Grenzen, die diese damals schon in Aussicht genommene Publikation gestattet, würde bewältigen lassen, hat sich nicht erfüllt; da sich einerseits herausstellte, dass die Betrachtung nicht bei den ihrer Natur nach überraschenden Vergleichen, wie 'as plain as a pikestaff' (C. U. F. p. 268\*), 'as dead as a door-nail' (Sh. 6 Hb IV, 40; cf. Sh. 4 Hb, V, 3) u. dgl. stehen bleiben

\*) Abkürzungen der Buchertitel. (T = Tauchnitz Edition.)

A. Anteros, by the Author of 'Guy Livingstone' (T.) — A. H. (Author of 'John Halifax'), *Agatha's Husband*, London, Chapman & Hall, 1858. — A. V. G. I *The Adventures*, und II *The Further Adventures of Mr. Verdant Green* by Culbert Bede, Lond. 1856. — B. *The Holy Bible* (Authorized Version). — B. A. F. Miss Braddon, *Aurora Floyd* (T.) — B. A. P. William Black, *The Strange Adventures of a Phaeton*. (T.) — B. D. S. Miss Braddon, *Dead-Sea Fruit* (T.) — B. G. E. Shirley Brooks, *the Gordian Knot*, London, Bentley 1860. — B. O. W. Gertrude Winn, or *Our Nation's Curse*, by Nellie Brook, Lond. 1863. — B. H. D. Miss Braddon, *Henry Dunbar* (T.) — B. M. D. end. Willy Darrell (T.). — B. M. K. Sir Edw. Bulwer Lytton, *My Novel* (T.). — B. P. id. *Felham* (T.). — B. R. G. Miss Braddon, *Rupert Godwin* (T.). — C. B. B. Susanna Centlivre, *The Busy-Body*. — C. B. S. ead. *A Bold Stroke for a Wife*. — C. D. D. Congress, *The Double Dealer*. — C. F. L. Cumberland, *The Fashionable Lover*. — C. J. W. G. Colman, *The Jealous Wife*. — C. Sk. *Sketches from Cambridge*, by a Don, Lond. & Camb., Macmillan & Co. 1865. — C. U. F. *Cometh up as a Flower* (T.). — C. W. I. Cumberland, *The West-Indian*. — C. W. W. Congress, *The Way of the World*. — D. Bl. H. Ch. Dickens, *Black House* (T.). — D. C. id. *Copperfield* (T.). — D. C. C. id. *A Christmas Carol* (T.). — D. C. H. id. *The Cricket on the Hearth* (T.). — D. L. D. id. *Little Dorrit* (T.). — D. M. Ch. id. *Martin Chuzzlewit* (T.). — D. M. F. id. *Our Mutual Friend* (T.). — D. N. T. *Lucia a Talis*, repr. from *Household W.* (T.). — D. O. S. id. *The Old Curiosity Shop*, Dickens Edit. Lond. 1867. — D. O. T. id. *Oliver Twist* (T.). — D. P. C. id. *The Posthumous Papers of the Pickwick Club* (T.). — D. Sk. id. *Sketches* (T.). — E. A. B. George Eliot, *Adam Bede* (T.). — E. M. ead. *Middlemarch* (Berl. Asher). — E. M. F. ead. *The Mill on the Floss* (T.). — F. O. B. L. Farjeon





kann, sondern viel weiter ausgedehnt werden muss; andererseits das so schon reiche Material durch umfangreiche Beiträge sich vermehrte, die Herr Hermann Kindt in Neustrelitz, ein vorzüglicher Kenner englischer Sprache und Literatur, zur Verfügung stellte, die aber leider nur zum sehr geringen Theil hier verwerthet werden konnten.

Ob die englische Sprache mehr als etwa die deutsche, französische, italienische zu Vergleichen neigt, würde sich erst beurtheilen lassen, wenn genügende Sammlungen aus allen diesen Sprachen vorlägen. Dass eine grofse Neigung vorhanden ist, dieselben anzuwenden, wird jeder fühlen, der über die Prosa des wissenschaftlichen, geschäftlichen und höheren Konversationsstyls hinaus die Literatur kennen gelernt hat. Vergleichen anzuwenden, ist der Sprache des Volkes aller Zungen gleich natürlich und nothwendig, wie der der Poesie, weil beide nicht sowol danach streben, sich dem Verstande durch Begriffe klar zu machen, als vielmehr der Phantasie lebendige und greifbare Bilder vorzuführen, also ihrer Ausdrucksweise so viel wie möglich sinnliche Anschaulichkeit zu geben. Die eigenthümliche Art und Weise einer Handlung oder Eigenschaft, oder ihre besondere Stärke darzustellen (denn dieses beides bezweckt die grofse Mehrzahl der Vergleichen), ist die

---

*Grif* (Lond. Tinsley Br. 1871). — F. J. M. *id.* *Joshua Marvel* (Lond. Tinsley Br. 1872). — F. L. D. *John Forster, The Life of Ch. Dickens* (T.). — F. T. J. Henry Fielding, *The History of Tom Jones, Lond. 1750.* — G. B. T. Garrick, *Bon Ton, or High Life above Stairs.* — G. C. M. *id.* *The Claudestine Marriage.* — O. G. M. Oliver Goldsmith, *The Good-Natured Man.* — O. L. Guy Livingstone (T.). — G. M. (Auth. of 'One and Twenty') *Grandmother's Money, Lond. Hurst & Blackett, 1850.* — G. N. S. Mrs. Gaskell, *North a. South* (T.). — G. St. C. Ol. Goldsmith, *She Swoops to Conquer.* — H. E. V. Oliver Wendell Holmes, *Elsie Venner* (Lond. Routledge, Warne & R. 1861). — J. O. J. Douglas Jerrold, *St. Giles & St. James* (T.). — J. M. C. *id.* *Men of Character* (T.). — J. E. B. *id.* *Retired from Business, a Comedy.* — K. W. S. Richard B. Kimball, *Was He Successful?* (T.). — L. C. A. Sophia Lee, *The Chapter of Accidents.* — L. H. L. Ch. Lever, *Harry Lorrequer* (T.). — L. D. D. *id.* *Davenport Dunn* (T.). — L. S. C. Lady Theresen Lewis, *The New-Attached Couple, Lond. R. Bentley, 1860.* — M. f. P. *The Member for Puris, by Trois-Etoiles* (T.). — M. M. W. Ch. Macklin, *The Man of the World.* — N. & Q. *Notes and Queries.* — R. C. J. Charles Reade, *Christie Johnstone* (T.). — R. D. A. Buffani, *D. Antonio.* — R. L. *id.* *Lucinia* (T.). — R. L. L. Ch. Reade, *Lore Me Little &c.* (T.). — R. R. (Anon.) *Red as a Rose is She* (T.). — S. B. P. G. Aug. Sala, *The Baddington Priory &c. Leipzig. A. Dürr, 1861.* — Sc. Sir Walter Scott (ed. Berlin, Schlesinger) *A. The Abbot; M. The Monastery; G. M. Guy Mannering; M. L. The Heart of Mid-Lothian; O. M. Old Mortality; Q. D. Quentin Durward.* — Sh. *Shakespeare* (für die einzelnen Stücke die Abkürzungen nach der Bezeichnung der Ausg. von Nic. Delius). — Sher. *The Dram. Works of Rich. Br. Sheridan* (T.). — S. L. Engl. *Dictsch. Supplement-Lexikon v. A. Hoppe, Berl. 1871.* — Sl. D. *The slang Dictionary, London 1864.* — S. Sh. B. Shand, *Shooting the Rapids* (Berl. Asher). — St. S. J. Lawrence Sterne, *A Sentimental Journey, London, H. D. Symonds, 1793.* — St. T. S. *id.* *Tristram Shandy* (St. Works, Dublin 1779, v. I—III). — Sw. G. (Auth. of *Guy Rive*) *Sword and Corn* (T.). — T. Br. Tom Brown's *School Days*, ed. Ricld. Leipzig. Tauchn. 1863. — T. B. T. Auth. Trollope, *Barchester Towers* (Lond. Longman, Brown &c. 1859). — T. D. T. *id.* *Doctor Thorne* (T.). — Th. A. P. Thackeray, *The Adventures of Philip* (T.). — Th. L. W. *id.* *Lovel the Widower* (T.). — Th. N. *id.* *The Newcomes* (T.). — Th. V. F. *id.* *Vanity Fair* (T.). — Th. Vi. *id.* *The Virginians* (T.). — T. H. L. *The Rev. James Townley, High Life below Stairs.* — T. O. F. Auth. Trollope, *Orley Farm* (T.). — T. W. *id.* *The Warden* (Lond. Longman, Green &c. 1859). — W. C. M. Wilkie Collins, *The Moonstone* (T.). — W. C. W. *id.* *The Woman in White.* — Y. C. Edmund Yates, *Coutlawry* (T.). — Y. N. F. *id.* *Nobody's Fortune.*

Einführung eines bestimmten allbekannten Urbildes sowol viel bequemer für den Ausdruck, als viel fasslicher für das Verständnis.<sup>1)</sup> Das tausendfältige Farbenspiel der Dichterphantasie bei einem Volke durch das Medium der Beobachtung und Sammlung auf beschränktem Raum zu einem Gesamtbilde zu fixieren, würde eine gewaltige Aufgabe sein. Wol aber müsste sich der Schatz von typischen Bildern, die ein Volk als kurrente Münze passieren lässt, in nicht allzugroßer Ausdehnung zusammenfassen lassen.

Das »Formelhafte« bei den Vergleichen entsteht eben dadurch, dass dem Bewusstsein des Redenden, wenn er die Art und Weise oder den Grad der Stärke einer Handlung, einer Eigenschaft darstellen will, sofort ein bestimmtes Bild vorschweht. Die Fixierung desselben zu einer festen Phrase oder »Formel« ist nicht überall gleich weit gediehen: oft schwankt der Gebrauch zwischen Bildern aus ähnlichen oder verwandten Gebieten; oft ist er so bestimmt, dass bei Anwendung des Bildes kaum mehr an dessen eigentliche Bedeutung gedacht wird; oft wird ein fast nichtssagender Ausdruck lediglich als Nothbehelf für das Bedürfnis angewandt, sich eines Bildes zu bedienen, so dass solche Vergleichen ganz gleich abgegriffnen Münzen kursieren, die nur konventionell einen Werth haben, ohne dass man recht vermag ihr ursprüngliches Gepräge zu erkennen.

Die Sprache der höheren Prosa hält sich aus dem angegebenen Grunde von der Anwendung der Vergleichen möglichst frei. Selbst im '*Spectator*' finden sich auffallend wenig Vergleichen (auf hundert Seiten etwa sechs oder sieben, von denen nur die Minderzahl populär ist), in *Dr. Johnson's 'Rasselas'* sind verhältnismässig wenige, und meist solche, die gelehrte Berechnung und Ueberlegung verrathen. *Congreve*, ein Meister in elegantem Ausdruck, zeichnet sich durch Menge und Schönheit geistreicher, aber nicht populärer, Vergleichen aus, und einzelne seiner Charaktere (z. B. in '*the Double Dealer*', '*the Way of the World*') haben

---

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. einen Ausdruck, wie das weiterhin besprochne '*Ellen is like a lake; Minnie is like the sea.*' *Dr. Johnson* sagt (*The Idler*, No. 34, Dec. 9. 1758): To illustrate one thing by its resemblance to another has always been the most popular and efficacious art of instruction. There is, indeed, no other method of teaching that of which any one is ignorant, but by means of something already known; and a mind so enlarged by contemplation and inquiry, that it has always many objects within its view, will seldom be long without some near or familiar image, through which an easy transition may be made to truth more distant and obscure.

geradezu die Aufgabe, in Erfindung und Anwendung derselben ihren Witz zu zeigen. In gleicher Weise lässt *Bulwer* häufig seinen Scharfsinn glänzen. *Sterne* liebt es, durch Einführung ganz populärer Vergleichen in philosophierende Betrachtung einen eigenthümlichen Kontrast herzustellen; *Fielding* gefällt sich darin, seine Vergleichen zu umfangreichen Gleichnissen oft bis zu seitenlanger Ausdehnung auszuspinnen und bis in die Details auszumalen. Bei *Walter Scott* sind namentlich die Reden der so vielfach auftretenden Bewohner des Nordens voll von Vergleichen, die wol meist dem Volke abgelauscht sind. Die Romanschriftsteller der Gegenwart, namentlich die Humoristen, sind sehr reich in Anwendung derselben; *Dickens* sowol wie *Thackeray* benutzen sie sehr wirksam, um häufig recht komische Effekte hervorzubringen; *Douglas Jerrold* ist eine wahre Fundgrube für wirklich volkstümliche Vergleichen, die stets glücklich zu dem Ton des Ganzen passen. Von Büchern neusten Datums zeichnet sich u. A. "*The Member for Paris, by Trois-Etoiles*" durch Erfindung neuer und geistreiche Anwendung alter aus; einzelne Bücher, wie das anonyme "*Cometh up as a Flower*" gehen in der Menge wie in der Art der Anwendung von Vergleichen über das passende Maß hinaus.

1. Die *feine* Konversation perhorresciert die Anwendung von Vergleichen so gut wie die von Sprichwörtern. Den billigen Witz, der sich durch sie erzielen lässt, verspottet *Beatrice* gegenüber *Benedict* (Sh. M. A. II, 4): *Ben*. "When I know the gentleman, I 'll tell him what you say." *Beat*. "Do, do: he 'll but break a comparison or two on me; which, peradventure, not marked, or laughed at, strikes him into melancholy" &c. In eben dem Stücke weist *Dogberry* die Anwendung der gemeinen Vergleichsformel "I am as honest as any man living" mit "Comparisons are odorous" zurück, womit er eine schon zu Sh's Zeit alte Phrase<sup>1)</sup> entstellt, die man heut zu Tage zu demselben Zwecke noch oft anwendet. Nichts desto weniger bricht die Lust an ihnen stets wieder durch, und nicht bloß geistreiche Spiele wie *Sheridan's* Vergleich des getauften Juden mit dem leeren Blatte zwischen dem alten und neuen Testament [B. M. N. III, p. 42: "he was on good terms with both

<sup>1)</sup> Darüber N. a. Q. Jan. 30, 1867 p. 116: If *Servus de Lincoy* be right, the phrase is older than *Cervantes*, *Shakespeare*, *Donne*, and *Ariosto*. He says, in his excellent work '*Le Livre des Proverbes Français*', v. I. p. 276, that already in a MS. collection of proverbs of the 13<sup>th</sup> century, he found these phrases:

'Comparaisons sont haineuses.'

'Comparaison n'est pas raison.'



Jew and Christian; and being neither one nor the other, resembled (to use Sheridan's incomparable simile) the blank page between the Old and New Testament], sondern auch die seit Jahrhunderten gebrauchten werden mit Vorliebe immer wieder hervorgeholt und variiert. Selbst ein gelehrter Stylist wie Dr. Johnson, wenn er sagt (*Rasselas* ch. 29): '... which might wear away their dissimilarities by long cohabitation, as *soft bodies*, by *continual attrition*, conform their surfaces to each other'; oder (ib. ch. 42): 'the world which you figure to yourself smooth and *quiet as a lake* in the valley, you will find a *sea* foaming with tempests, and boiling with whirlpools: you will be sometimes overwhelmed by the waves of violence, and sometimes dashed against the rocks of treachery' — giebt nur umschreibend den Sinn der volksthümlichen Phrasen 'they have *shaken well together like rough pebbles*' (oder wie es Sterne ausdrückt [St. S. J. I p. 70] '... by a continual higgling with customers of all ranks and sizes, from morning to night, like so many *rough pebbles* shook long together in a bag, by amicable collisions, they have worn down their asperities and sharp angles, and not only become round and smooth, but will receive, some of them, a polish like a brilliant') — '*as quiet as a lake*' (F. J. M. p. 92: Ellen's mild face—peaceful *as a lake*. — Sc. O. M. III, p. 79: [the field] as placid and *quiet as* the surface of a summer *lake*. — S. Sh. R. I, p. 65: a face that could sleep as *calm as* a mountain *pool*. — Sc. M. L. III p. 464: as *little disturbed* as if it had been an *inland lake*) — '*as mad as the sea*' (Sh. H. IV, 4; C. J. W. II, 2: wild and ungovernable *as the sea* or the wind, und hundertfältig sonst. Beides F. J. M. p. 82: Ellen is *like a lake*; Minnie is *like the sea*.) — St. S. J. II p. 420: "The English, like ancient *medals*, kept inore apart, and, passing but few people's hands, preserve the *first sharpnesses* which the fine hand of nature has given them—they are not so pleasant to feel — but in return the legend is so visible that at the first look you see whose image and superscription they bear" — findet doch auch sein Widerspiel in dem volksthümlichen: '*as smooth as a bad shilling*.'

Die Liebe zu Vergleichen, und die Verlegenheit, treffende zu finden, sind denn auch immer und immer wieder Gegenstand der Darstellung gewesen von Sterne bis Dickens. (St. T. S. I, p. 116: "We might . . . demolish 'em town by town as fast as —" "Trim," quoth my uncle Toby, "say no more." — ib. II, p. 57: "There is not a moment's time to dress you, Sir," cried Susannah — "the child is as black in the face as my" — "As your what?"



said my father; for, like all orators, he was a dear searcher into comparisons . . . "There 's no time," cried S., "the child 's as black as my shoe." — Th. A. P. I, p. 296: Miss Charlotte was as fresh pink and white as — what shall we say? — as the freshest strawberries mingled with the nicest cream. — D. C. I, p. 486: he stands up to you like—like—why, I don't know what he *don't* stand up to you like. — ib. III, p. 450: 'Why we have not been idle, Sir. Missis Gummidge has worked like a — I don't know what Missis Gummidge ain't worked like,' said Mr. Peggotty, looking at her, at a loss for a sufficiently approving simile. — B. A. P. I, p. 23: "he is worse, I think, when he closes his lips and tries to give himself an intellectual look, like—like—like what, Bell?" "Like a calf posing itself, and trying to look like a red deer." — Das stele Bedürfnis und die vorwiegende Neigung, in Vergleichen zu sprechen findet dann Ausdruck in den mannichfachen, an sich oft bedeutungslosen Nothbehelfen, die doch in Schrift und Druck nur zum Theil niedergelegt worden sind, und über welche unten noch weiter zu handeln ist.

II. Eine möglichst vollständige Zusammenstellung der regelmäßig wiederkehrenden Vergleichen wird schon an und für sich wegen der Feststellung des Sprachgebrauchs wünschenswerth sein; man wird 1) daraus erkennen, wie weit diese Erscheinung sich erstreckt, über welche in der Grammatik nichts gesagt werden kann, und im Lexikon nur einzelne verstreute Notizen sich finden. Ferner aber wird es 2) interessant sein' zu beobachten, welche Wesen und Erscheinungen die Sprache als typische Bilder für die verschiedenen Thätigkeiten und Eigenschaften nimmt, und wie sie sich von den Sprachen andrer Völker darin unterscheidet. Es wird sich auch 3) ergeben, welche Schattierungen der Begriffe durch den Zusatz dieser oder jener Vergleichung ausgedrückt werden, und endlich wird vielleicht 4) Vergleichung und Analogie zur Aufklärung manches noch dunkel erscheinenden Ausdrucks beitragen können.

1. Was den ersten Punkt betrifft, so müssen über die Menge der umlaufenden Vergleichen und die Häufigkeit ihres Vorkommens hier wenige Andeutungen genügen. Für »weise, klug, scharfsinnig, schlaue« finden sich folgende Bilder: der Fuchs, das Frettchen, das Wiesel, die Schlange, der Geier, der Adler, der Kiebitz<sup>1)</sup>;

<sup>1)</sup> Sh. M. M. I, 5: with maids to seem the lapwing &c, vgl. Sh. C. E. IV, 2: Far from her nest the lapwing cries away. Nares dazu: *Massinger's "Old Law"* IV, 2: Has the lapwing's cunning. . . That cries most when she's farthest from her nest. Der Vergleich, obgleich hier nicht weiter zu belegen, lebt noch im Volke.

die Nadel (die Lanzette oder ähnliche scharfe Instrumente); ein Buch; der Teufel (namentlich mit seinen Spitznamen Old Scratch, Old Nick); der Feldherr; der Richter; der Christ<sup>1)</sup>; für »dumm, beschränkt, einfältig, gedankenlos«: die Thiere des Feldes; das Pferd; der Esel (ass und donkey); die Kuh; der Ochs; das Schaf; das Schwein; der Hund; die Gans; der Staar; die Dohle; die Taube; die Möwe; die Eule; die Schnepfe (woodcock und snipe); der Karpfen; der Käfer; der Klotz; der Block; der Stein; der Säugling; der Knabe; der Schuljunge; der Narr; der Holländer; der Mann im Monde.<sup>2)</sup> Für Langsamkeit kommen wenige, doch oft wiederholte Bilder vor: die Schnecke (snail und slug); der Wurm; die Schildkröte; der Leichenzug; das Blei; desto mehr für Schnelligkeit: der Gedanke; der Blitz; der Donnerkeil; das Licht; der Sonnenstrahl; der Wind; der Sturm; die Windsbraut; das Quecksilber; das Feuer (spec. das griechische Feuer); der Pfeil; der Schuss; die Kanonenkugel; der Ball; der Wasserfall; der Vogel;

<sup>1)</sup> In Stellen wie J. M. C. II, p. 475: 'I had rather starve as a decent Christian' &c. ist zwar nur die buchstäbliche Bed. zu finden; in Sh. 4 Ha, V, 5 ff, *like a Christian*, thou hadst truly borne . . . intelligence »wie es Deine Pflicht war.« Da aber der Christ als der wahre Mensch angesehen wird, so geht schon Sh. H. III, 2: players . . . that neither having the accent of christians, nor the gait of christians &c. in die Bed. »vernünftiger Mensch« über. Aehnlich Sh. T. N. I, 2: sometimes I have no more wit than a christian, or an ordinary man. So noch heut. D. M. Ch. II, p. 139: You must take your passage *like a Christian*; at least, as *like a Christian* as a fore-cabin passenger can (= like a gentleman); B. A. F. I, p. 152: go out on the moors, and get an appetite for his dinner, *like a chr.*; F. L. D. I, p. 262: therefore dine at half-past five, *like a Christian*; F. T. J. I, p. 11: it (the foundling) does not smell *like a Christian* »nach nichts Gutem«. Dann aber heisst die Phrase von Thieren »wie ein Mensch«, und bezeichnet namentlich ihre Klugheit; T. H. L. II, 1: (cats) sometimes sneeze for all the world *like a Christian*; J. G. J. I, p. 222: his (the dog's) face was as full of sense as any *Christian's*; Sc. G. M. II, p. 17: he (the horse) has mair sense than many a *Christian*; D. O. S. p. 257: (the pony) knows what you say to him as well as a *Christian* does; D. C. H. p. 59: Boxer gave occasion to more good-natured recognitions . . . than half a dozen *Christians* could have done. In Sh. T. G. III, 1: "She has more qualities than a water-spaniel, which is much in a bare *Christian*" wird das Verbaltnis komisch umgekehrt.

<sup>2)</sup> 'the man in the moon' scheint das Bild für den zu sein, der gar nicht weifs, was um ihn, in der Welt, vorgeht, oder von dem man gar nichts weifs. G. G. M. V, 1: whose daughter she is, I know no more than the man in the moon; St. T. S. II, p. 184: Now, could the man in the moon be told, that a man in the earth had wrote a chapter &c.: B. A. P. I, p. 52: she took no more notice of his son than if he had been in the moon; R. L. I, p. 220: What do you, what can you know of this man and his respectability? no more than of the man in the moon; D. O. S. p. 84: (he persuaded her) to be his travelling companion; whereto, he knows no more than the man in the moon.

der Adler; der Habicht; die Taube; die Schwalbe; die wilde Ente; der Strauß; der Hase; der Jagdhund; die Post; das Postpferd; die Eisenbahn; das Augenblinzeln; der Laternenanzünder; der Hund mit dem Kessel am Schwanz<sup>1)</sup>. Natürlich sind diese Vergleichen nicht alle gleich populär; die meisten aber kommen recht oft vor. Manche Begriffe sind weniger zahlreich als eigenthümlich illustriert. Für »Trunkenheit« findet sich Sh. T. S. Ind. sc. 4: *how like a swine he lies*; cf. Sh. A. W. IV, 3: *swine-drunk* und Sh. M. I, 7: *when in swinish sleep their drenched natures lie*; Sh. H. I, 4: *with swinish phrase soil our addition*; jetzt oft 'as drunk as a pig', und 'as drunk as David's sow (Sl. D.)'; T. H. L. I, 3: 'as drunk as two bears' und 'ye drunken bears'; am häufigsten 'as drunk as a fish' (C. W. W. IV, 4; vgl. 'to drink like a fish' G. B. T. II, 4; B. M. D. p. 207; J. G. J. I, p. 300); 'drunk as a lord', C. J. W. I, 4 (vgl. Sh. 6 IIb I, 4: *still revelling, like lords, till all be gone*; Wash. Irving, Sketch B. p. 475, T: *feudal hospitalities and lordly wassailings*), dass. B. G. W. p. 467; *as drunk as a piper*, T. H. L. II, 4; *he will drink like a Dane*, C. W. W. III, 4 (vielleicht mit Erinnerung an Hamlet's Tadel der Sitte I, 4); A. V. G. I, p. 75: *you were as drunk as a besom*, erinnert an B. G. K. p. 473: *he went home to his wife in a state of mops and brooms* (wortüber *Household Words* No. 183 Weiteres geben); *as drunk as a wheelbarrow*, hier nicht zu belegen. Außerdem sind Bilder für das Trinken der Sand (Sc. Q. D. II, p. 95: *a thirst as eternal as a sandbank in Arabia*); der Schwamm (Sh. M. V. I, 2: *I will do anything, ere I will be married to a sponge*); die Drangtonne (S. B. P. I, p. 75: *he emptied them as if he had been a waste-butt turned into a churchwarden*). — Für den Stolz findet sich sehr häufig 'as proud as a peacock' (Sh. T. C. III, 3: *he stalks up and down like a peacock*; Sh. 6 Ha III, 3: *Let frantic Talbot triumph for a while, And like a peacock sweep along his tail, We'll pull his plumes &c.*; A. H. p. 132: *young women who are as proud as peacocks*). Variationen J. G. J. I, p. 43: *he's as proud as a peacock with a Sunday tail* (zu dem Gedanken vgl. Sh. T. C. I, 4: *she would be as fair on Friday, as Helen is on Sunday*: Sonntags putzt

<sup>1)</sup> D. Sk. p. 370: *the evanishment of the hero . . . could only be equalled by that of a furtive dog with a considerable kettle at his tail*; vgl. *Rhoda Broughton, "Nancy"*, II. p. 342 (T.): *A. is as sulky and shamofaced as a dog with a tin kettle tied to his tail*. Es ist bei den engl. Buben eine beliebte Thierquälerel, Hunden, Katzen u. dgl. Dinge, die sie durch Lärm erschrecken, z. B. auch Feuerwerkskörper, die sie dann anzünden, an den Schwanz zu binden.



man sich) und J. M. C. II, p. 77: *proud as a peacock with two tails*. (Eigenthümlicher Weise wird N. a. Q. July 3, 1869 p. 20 'as proud as a dog with two tails' erwähnt; auch ib. June 5, 1869 p. 529 'as proud as a dog with side-pockets' und 'the pride of a cobbler's dog', ersteres als in Westmoreland, letzteres als im Norden Englands heimisch.) Daneben dann höhnisch der Hahn auf dem Misthaufen und der Truthahn (Sc. M. L. III, p. 112: *uplifted as a midden cock upon pattens*; T. B. T. p. 329: *they swelled into madam's drawing-room like so many turkey-cocks*). — Gleich häufig 'as proud as Lucifer' (B. D. S. I, p. 232; ib. II, p. 100; B. R. G. I, p. 89; ib. p. 251, vgl. Sh. 8 H. III, 2: *And when he falls, he falls like Lucifer*, wozu Delius citirt *the Mirrour for Magistrates* (1587): *my pride, for which offence fell Lucifer from the skies*); "the devil" erscheint so nie. Daneben G. C. M. II, 4: *haughtier and prouder than Satan himself*. Dann Th. V. F. III, p. 118: *as proud as a lord* (vgl. B. R. G. I, p. 132: *proud-like as if he'd been a prince of the royal family*; ib. p. 252: *she gives herself the airs of a Russian Empress*); J. M. C. I, p. 192: *proud as a mermaid*; D. C. III, 244: *as proud as Punch*; ausserdem hört man 'as proud as a farthing-candle'; 'as proud as sixpence.'

2. Die typischen Bilder der englischen Sprache stimmen natürlich mit denen anderer Sprachen vielfach überein: der Löwe steht für Stärke und Tapferkeit, sein Gebrüll für eine furchtbare Stimme; der Tiger für rasende Wuth und Blutdurst; der Wolf für den Hunger; das Pferd für eine starke Konstitution; die Kirchenmaus für Armut; der Blitz und der Gedanke für Schnelligkeit, u. s. w. Dass aber das Frettchen für stechenden und scharfen Blick, das Wiesel für Vorsicht und Wachsamkeit, die Kuh für Ungeschick, ihr Wiederkauen für stilles Nachdenken, die Katze, ausser der Falschheit, für geschicktes, stilles Bewegen, für Schwäche, andrerseits für Melancholie, das Meer für Reichthum und unbändige Gewalt, das Wasser für Falschheit und Unbeständigkeit, der Stahl für Treue, der Esel für Hartnäckigkeit, das Schwein für Eigensinn und Trunkenheit (nicht für Schmutz), der Hase für Verrücktheit, Tollheit als Bilder dienen, ist uns mehr oder weniger fremd. Der Esel entbehrt des moralischen Beisatzes, den das Schimpfwort bei uns hat, er bezeichnet nur Dummheit (wodurch Hamlet's 'What an ass am I!' — II, 2 — uns erträglicher erscheint); das Schaf bezeichnet nicht Dummheit, sondern Geduld, ertragende Sanftmuth und Schüchternheit. Dass Wachs für Verschwiegenheit, die Gurke und das Erz für verschiedene Arten der Unverschämtheit, das Pferd



für Uebelkeit und Neigung zum Uebergeben stehen können, erscheint auf den ersten Blick gewiss dem Deutschen befremdend.

3. Dass Begriffe durch den bloßen Zusatz einer Vergleichung eine ganz andere Färbung erhalten, ja dass die betreffenden Wörter dadurch ganz verschiedenen Grundbegriffen zugetheilt werden, lässt sich an wenigen Beispielen zeigen. Man vergleiche '*as quiet as a lamb*' (Sh. J. IV, 4; Th. V. F. II, p. 97; B. A. P. II, p. 43); *as quiet as a mouse* (Th. A. P. II, 264); (he lies) *as quiet as a partridge* (between two turnip ridges, C. U. F. p. 252); *as quiet as an old cow* (C. U. F. p. 187); (the field lay) *as . . . quiet as the surface of a summer lake* (Sc. O. M. III, p. 79); vgl. (a face that could sleep) *calm as a mountain pool* (S. Sh. R. I, p. 65); *as calm as a quaker* (Th. V. F. I, p. 60); *as calm as fate* (Th. L. W. p. 234); *noiseless, in a nunlike calm . . .* (ib. p. 264); *calm, tranquil as a stone* (J. G. J. I, p. 218); *so calm, . . . so statue-like* (ib. p. 245). Es lässt sich leicht erkennen, dass dem '*quiet*' und '*calm*' durch die zugefügten Vergleichungen ganz verschiedene Bedeutungen gegeben werden. Man kann wol sagen '*muscles as hard as iron, as nails*'; '*iron sinews*' (R. D. A. p. 268; A. V. G. II, p. 17); '*hands as hard as horn*' (Sc. M. L. I, p. 168); '*slabs as hard as the nether millstone*' (S. B. P. II, p. 2); aber '*hands hard as the nether millstone*', '*muscles as hard as horn*', '*slabs as hard as nails*' würde man nicht passend sagen. Bei den Farben werden durch Vergleichungen die Schattierungen bezeichnet. *red as blood* (Sh. 6 Hb. II, 4; Th. V. F. II, p. 67) bedeutet einfach die tiefe Farbe; *as red as a rose* wird vornehmlich von der Röthe der Gesundheit oder der zarten Erregung auf den Wangen gesagt. *roses in . . . cheeks*, Sh. T. G. IV, 4; *cheek-roses* Sh. M. M. I, 5, vgl. Sh. M. N. I, 4, u. '*like red rose on briar*', ib. III, 4; '*rosier than briar roses*' A. V. G. II, p. 45; *the velvet cheeks deepen to the hue of a dog-rose's heart*, C. U. F. p. 119; *the red of a bramble rose in my cheek*, Sc. M. I, p. 113; *blushing like a cabbage rose* B. H. D. I, p. 243, p. 65; *blushing rosy red* F. J. M. p. 173; Sc. M. II, p. 6 auch *cherry cheeks* (doch häufiger *cherry lips*, wie R. L. II, p. 153; daneben *rosy lipped* Sh. O. IV, 2 u. F. J. M. p. 198; *lips like double rosebuds* Sc. M. III, p. 60). Von der Verschämtheit '*blushing like a girl*' F. J. M. p. 58; S. Sh. R. II, p. 310; R. L. II, p. 131; dasselbe tief und in hohem Grade ist '*red as a peony*' Th. N. I, p. 16; F. G. p. 289; von Scham und Freude '*blushing scarlet betwixt joy and shame*' Sc. M. III, p. 61; St. T. S. I, p. 115; von Verlegenheit *scarlet* St. S. J. I, p. 26 (daneben '*as fire*' R. L. I, p. 92 u. 94, u. '*as a burning coal*' ib. I, p. 238,

und scherzhaft *beetroot red* Th. L. W. p. 154); *as scarlet* am häufigsten von Aeger und Wuth, wie Th. V. F. I, p. 373; R. L. I, p. 102; J. G. J. II, p. 204; scherzhaft dafür '*as a turkey cock*' Th. L. W. p. 246; F. G. p. 144; vgl. '*a cheek growing as red as the wattles of any cock*', C. U. F. p. 123. Von hoher Erregung auch '*like crimson*' Sc. O. M. I, p. 30; Sc. M. L. III, p. 153. — '*as red as carrots*' dient speziell zur Bezeichnung rothen Haares. Sher. p. 12: Gauge the exciseman has taken to his *carrots*; F. J. M. p. 58: a *carrot-haired* cat; C. U. F. p. 24: oh those carrot locks! — Bemerkenswerth ist auch, dass sich '*black as death*' (J. M. C. I, p. 30) neben '*pale as death*' (W. C. M. I, p. 128) und '*white as death*' (B. D. S. II, p. 278); '*blacker than thunder*' (B. A. F. I, p. 246) neben '*to look like white thunder*' (ib. I, 274) und manches Aehnliche findet.

4. Schliesslich wird eine vergleichende Zusammenstellung über seltsame Dinge Licht zu verbreiten suchen, wie C. U. F. p. 234: some dance hoppily like *parched peas* (vgl. S. Sh. R. II, p. 66: he hopped about like a *parched pea* on a shovel, und Sc. M. L. III, p. 83: Mrs. G. fidgetted about her shop like a *pea* (to use a vulgar simile) upon one of her own tobacco-pipes; oder B. P. p. 393: I made them as nimble as *cows in a cage*; oder '*as jealous as a hairdresser*' (wozu N. a. Q. Sept. 25, 1869 p. 267 *«aussi jaloux . . . que deux coiffeurs»* aus *«La Bataille des Batailles»* par C. Langlois, Paris 1724 anführt); G. M. I, p. 444: if he talked till a *blue moon* &c.; — Sh. 4 Ha, II, 4: we steal as in a castle, *cock-sure* — worüber auch Nares nichts zu sagen weiss als: '*the origin of this phrase is not very clear*'; oder '*as mad as a hatter*' (T. Br. p. 208, . . . as *two hatters* C. U. F. p. 84), welche letzteren sehr üblich sind. Auf die bei den populärsten Vergleichen sehr häufige Alliteration genügt es mit einem Worte aufmerksam zu machen.

III. Besonders eigenthümlich ist den englischen Vergleichen, was man die Vertauschung der Bedeutungen nennen kann, wodurch das gemeinschaftliche Prädikat dem Gegenstande selbst in einer anderen Bedeutung zukommt, als dem Bilde. 1) Am gewöhnlichsten ist es, dass es für den Gegenstand selbst in der Übertragenen, für das Bild in der eigentlichen Bedeutung gilt. Wir sprechen auch von *«einem Herzen so hart wie Kiesel oder Felsen»*; doch gehört dann solcher Ausdruck mehr der poetischen oder erhabnen Sprache an; oder er ist scherzhaft, *«grob wie Bohnenstroh»*, *«lang wie der Tag vor Johannie»*. Im Englischen dient die Vertauschung zwar auch oft dem komischen Effekt, ist aber so gewöhnlich, dass ein Ausdruck wie '*I am as young as a younger man*' (F. J. M.

p. 58) und 'he was not quite so *young* as he used to be' (T. D. T. II, p. 158), worin das erste *young* die übertragene Bedeutung »kräftig, kräftig« hat, ganz regelmässig ist. (Eine Anzahl Beispiele s. S. L. unter *young*). — B. P. p. 412 'he 's an old offender, whose conscience is as *hard* as a *brickbat*' liegt uns wegen des geläufigen »verhärteten Gewissens« noch nahe; desto mehr fällt auf D. N. T. II, p. 7: she could look at you as *hard* (unverwandt) as *nails*, and petrify you almost. (Vgl. G. N. S. p. 432: Thornton's as *dour* as a *door-nail*. [Jamieson: *dour*, hard, inflexible.] — A. I, p. 484: as *hard* as *nails*, and as *tough* as *pin-wire*. — A. V. G. II, p. 47: my gum, Billy, you're as *hard* as *nails* [von den Muskeln]). — Erträglich ist uns F. T. J. III, p. 25: he attempted to sully the *lily-white* character of Sophia; ib. IV, p. 412: the sweetest air is not *purer*, the limpid *stream* not *clearer* than her honour; vgl. Sh. 6 Hb III, 4: the purest spring is not so free from mud, as I am clear from treason; — S. Sh. R. II, p. 164: his *brow* was as *black* (düster, unheilverkündend) as a *thundercloud*; vgl. Th. A. P. II, p. 53: his Royal Highness looked as *black* as *thunder*; allenfalls R. C. J. p. 493: the nets came in as *black* as *ink*; — aber unerträglich wäre uns Sh. T. G. III, 4: (*news*) as *black* as *ink*. — 'As *fast* as the *church*' ist uns in Erinnerung an den Bibelspruch 'thou art Peter, and upon this *rock* I will build my *church*, and the gates of hell shall not prevail against it' (B. Matth. XVI, 18), wol fasslich; aber höchst verwunderlich 'they are as *fast* as a *church*': sie sind so fest im Schlaf (T. H. L. I, 3); vgl. D. M. Ch. II, p. 78: he fell out of one nod into another, until at last he ceased to nod at all, and was as *fast* as the *church* itself. So sagt man auch 'as *fast* as a *top*', weil 'the *top* sleeps' die Bezeichnung für das Stillstehen des Kreisels in der schnellsten Bewegung ist. Macmill. Mag. Nov. 1864 p. 8: he was as *fast* off as a *top*. — G. N. S. p. 487: Do you go to bed and *sleep* like a *top*. — L. S. C. p. 230: he *slept* like a *top*. — C. U. F. p. 7: and there I 'll sleep as *sound* as a *top*. — Fremd ist uns auch das tausendfach vorkommende Bild scharfer Instrumente für Verstandesschärfe. B. M. N. III, p. 42: he was as *sharp* as a *needle*; B. R. G. II, p. 12: she 's a very old woman, and as *sharp* as a *needle*; Th. V. F. III, p. 230: epigrams as *sharp* as *razors*. Vom scharfen Blick E. M. II, p. 268: opening his eyes narrowly with a *knife-edged* look at Dorothea; vom Aeußeren J. G. J. I, p. 55: you might *thread* a *needle* with his head; it looks so *sharp*. Gleiches gilt von allen folgenden. Sh. 4 Ha I, 3: my condition, which has been *smooth* as *oil*, *soft* as *young* down. D. O. S. p. 252:



the town 's as *flat* (schal, uninteressant) as the surface of a *Dutch oven*. — M. f. P. II, p. 473: morally *flat* as a *biffin*. — Sc. M. L. II, p. 233: she 's a Scotchwoman, and as *flat* (grade heraus) as the *fens of Holland*. — M. f. P. I, p. 422: my affair is as *plain* as a *millboard*; J. G. J. II, p. 252: My meaning is . . . *plain* as a *halter*; D. P. C. II, p. 497: as *plain* as *Salisbury* (d. h. die bekannte Ebene bei S.); Sh. C. E. II, 2: a rule as *plain* as the *plain bald pate* of father Time himself; C. U. F. p. 268: I wrote it as *plain* as a *pikestaff* — und viele andere Vergleiche mit *plain*. — Zu dem im S. L. angeführten 'she cut me as *dead as a stone*' vgl. D. M. Ch. II, p. 299: he acknowledged her departure with so cold a curtesy that it was hardly visible, and cut Tom *dead*. — R. L. L. p. 404: a terrible girl, come there to burn and destroy David, remaining *cool* (unbefangen) as a *cucumber*; Th. L. W. p. 270: Lord G. was a brave man, and as *cool* (ruhig) as a *cucumber* under fire; M. f. P. I, p. 154: in the midst of them all, as cool as a *cucumber*, Mr. P. bustled forward. — Zu 'close as *wax*' (verschwiegen) im S. L. vgl. C. F. L. III, 2: but you mun be as *close* as *wax*; S. Sb. R. II, p. 348: Dacre was as *close* as *wax* — zu 'as cross as *two sticks*' (ib.) D. M. Ch. II, p. 53: We got out of bed back'ards, I think, for we 're as *cross* (verdriflslich) as *two sticks* — zu 'right as a *trivet*' (S. L. unter *trivet*) D. M. Ch. II, p. 44: He 's all *right* (ihm ist wohl) now — *right* as a *trivet*; Sc. M. L. I, p. 24: "The country may be said to have a sad heart" — "Right (richtig bemerkt) as my *glove*". — K. W. S. p. 43: you are honest too — *straight* (ehrllich) as a *shingle*. — E. M. F. I, p. 248: Pivart was "as *thick* (eng befreundet) as *mud*" with Wakem. — Sc. A. ch. 27: her voice was as *sweet* as *syrup*; cf. R. C. J. p. 473: the dog's voice . . . *sweet* . . . as *honey*. — Y. C. I, p. 70: She rode as *rusty* (verdriflslich) as a *nail*, when I said I wished she could sing. — M. f. P. I, p. 229: we all get on together *swimmingly* (glatt, nach Wunsch), like *beans* in a pot. — ib. II, p. 306: this after-dinner speech . . . ought to be *short* and *sweet* like a *burned almond* (*short* für letzteres »brücklig, knusprig«). — Y. N. F. II, p. 32: He 'll be *down* on me (herfallen) like a thousand *bricks*. — D. Sk. p. 27: I was as *seedy* (schäbig) as a cheap *cucumber*. — J. G. J. I, p. 38: (it 's a bad world) base and *brassy* (gefühllos) as a bad *shilling*. — In ib. I, p. 57: 'that little head of his is as full of *wasps* (Schrullen, Kniffe) as July' geht die Vertauschung das Substantiv an; in folgenden das Verbum: to *do* one *brown* (braten — betrügen, s. S. L.). — W. C. M. I, p. 466: you



*draw* (ausholen) me like a *badger*; D. C. III, p. 82: you're so *insinuating* that you *draw* me like a *corkscrew*.

2) Seltner ist die Vertauschung der eigentlichen Bedeutung für die Sache mit der Übertragenen für das Bild. F. T. J. III, p. 167: twenty witnesses swore that the person was as *mad* as a *March hare*; and twenty others, that he was . . . in his senses. — St. T. S. II, p. 9: 't (a nose) is as *soft* as a *flute* (vgl. J. G. J. I, p. 87: his words were *soft*, as though breathed by a *flute*). — Sh. M. N. III, 2: fog as *black* as *Acheron*. — J. G. J. I, p. 43: a black foot-man, *black* as *guilt*. — J. M. C. II, p. 81: hair and whiskers *black* as *death*. — ib. p. 30: her eyes were *black* as *death*. — Th. L. W. p. 234: her Ladyship's man stood as *calm* as *fate*.

3) An andren Stellen sind beide Bedeutungen sinnlich, oder beide übertragen, doch aber von einander verschieden. Sh. L. L. IV, 3: o paradox, *black* as the *badge of hell*. — Sh. H. III, 4: o bosom! *black* as *death*! — ib. III, 3: that his soul may be damned, and *black* as *hell*. — St. T. S. III, p. 195: a story . . . as *false* as *hell*. — Sher. p. 27: (she is) as *healthy* as the *German Spa*. — C. W. W. III, 4: why, brother, you may be as *short* (kurz angebunden) as a *Shrewsbury cake*. — W. C. M. I, p. 143: his face was as *sharp* as a *hatchet*. — C. U. F. p. 324: (a crape veil) *black* and *thick* as a *December night*. — Th. A. P. II, p. 94: two challenges, and dearest Mac as *hot* as *pepper*. — St. T. S. III, p. 62: my remarks through France, which were as *full* of wit as an *egg* is *full* of meat (s. S. L. unter *egg*). — B. A. P. I, p. 302: Unless he has as many *lives* as *Plutarch*, he can't escape. — J. R. B. I, 4: come here with a character as *sound* as a *new saucepan*, and in no time it's as *full of holes* as a *cullender* (letztes gehört zu 1). — F. L. D. IV, p. 198: I'm *getting on* like a *house a-fire* in point of health — eine beliebt gewordne Strafsenphrase, von der unaufhaltsam fortschreitenden Gewalt des Feuers hergenommen, die ib. I, p. 158, dann auch D. L. D. IV, p. 282 (he is making out his case *like a house a-fire*) und A. V. G. II, p. 92 (when once it does go, it goes beautiful, *like a house a-fire*) wiederkehrt.

4) Eine Anzahl solcher Vertauschungen beruht endlich auf einem Missverständnis des Wortes oder Sinnes, auf einem absichtlichen Wortspiel oder einer logischen Verwirrung. In D. C. III, p. 97: 'the old scholar . . . is as *blind* as a *brickbat*' ist 'as *blind* as a *bat*' (wie in R. L. I, p. 165) mit 'as *hard* as a *brickbat*' (wie in B. P. p. 112) zusammengeworfen. In L. H. L. I, p. 218: 'you're as *safe* as a *churchmouse*' kreuzen sich das oben erwähnte 'as *fast*

(safe) as the church' und 'as poor as a churchmouse' (z. B. Th. V. F. I, p. 323); in Sw. G. p. 24: 'deaf as the nether millstone to one's entreaties' das biblische 'as hard as a piece of the nether millstone' (B. Job, XLI, 24) mit 'stone-deaf' (wie J. M. C. I, p. 3); in B. A. F. II, p. 94: 'My poor little Magpie always cries if she hears of anything of this kind; and Lofthouse is as big as a baby' die Vorstellung eines tüchtigen dicken Jungen (*big baby*) mit 'as helpless, as innocent as a baby' (W. C. W. II, p. 74; W. C. M. I, p. 123). Das auffallendste Beispiel einer Verwechslung blofs nach dem Klange ist wol Sh. M. A. II, 4: the count is neither sad, nor sick, nor merry, nor well; but civil, count, civil as an orange; blofs wegen der Aehnlichkeit mit dem Namen 'Seville orange'. Dass die Vergleichung weiter verbreitet sein musste, zeigt die von Delius beigebrachte Stelle aus einem Nashe'schen Pamphlet von 1592: for the order of my life, it is as civil as an orange. — Eine Verwechslung oder ein absichtliches Spiel muss auch liegen in Sh. R. III, 4: thy head hath been beaten as addle as an egg, wo doch wenigstens 'as an addle egg' stehen müsste; gewiss in Sh. W. T. IV, 3: he hath points (Nesteln — knifflige Punkte) more than all the lawyers in Bohemia can learnedly handle. Ein Wortspiel ist beabsichtigt in St. T. S. III, p. 22: I never draw (zeichne) more, or rather may I draw like a draught-horse. Ein bekannter "bull" ist das bei R. R. II, p. 498 aufgenommene: "We cannot be in two places at once, like a bird." — Eine Verwechslung muss auch bei dem von Shakespere (Sh. M. A. III, 2) bis auf die Gegenwart (C. Sk. p. 26) üblichen 'to be as sound as a bell' vorliegen. Bei einigem Nachdenken wird wol jeder Engländer sagen, die Vergleichung komme daher, dass 'a cracked bell does not sound'; aber eben in diesem vorschwebenden 'to sound' scheint der Gedanke an ein imaginäres Adjektiv 'sound', 'klingende', zu liegen. Gradezu ausgesprochen ist dies in Sh. M. M. I, 2, wo auf 'I am sound' erwiedert wird: "Nay, as one would say, healthy; but so sound as things that are hollow: thy bones are hollow; impiety has made a feast of thee" — mit Anspielung auf eine schlimme Krankheit; dann findet sich *sound* öfter grade von Stimme und Ton gesagt, wie in dem schon oben citierten R. C. J. p. 473: the dog's voice was not powerful, but sweet and sound as honey dropping from the comb, und Sh. T. N. I, 4: Diana's lip is not more smooth and rubious: thy small pipe is as the maiden's organ, shrill and sound; und in Sh. M. A. III, 2 selbst "he hath a heart as sound as a bell, and his tongue is the clapper; for what his heart thinks,

his tongue speaks" hört man doch auch nur das Klingen der Glocke, wie auch in der von *Steevens* beigebrachten Parallele "As the fool thinketh, So the bell clinketh." — Endlich gehört hierher die alte Formel 'as merry as the day is long' (in dieser Form *Sh. J. IV, 4* u. *Sh. M. A. II, 4*; *L. C. A. II, 4*; mit *happy W. C. W. II, p. 458*; *Th. A. P. II, p. 470*; *B. D. S. II, p. 448*; *D. M. Ch. II, p. 433*; *F. J. M. p. 360*; mit *happier than B. A. F. I, p. 19*; mit *gay T. W. p. 405*; mit 'the week' für 'the day' *D. C. III, p. 79*; mit 'the summer day' *B. D. S. I, p. 93*), in der die Länge der Zeit mit der Stärke der Empfindung unlogisch in Vergleich gestellt wird.

IV. Ungemein häufig sind die gradbezeichnenden Formeln, die sich im Ganzen auf wenige Grundformen zurückführen lassen:

1) Formeln, die auf die Form »so — wie möglich« zurückzuführen sind. *D. C. III, p. 362*: we were as happy as possible. Für *possible* tritt (ohne Subjekt) a) 'can be' ein *C. D. D. I, 4*: 't'other bottle would have been too powerful for me — as sure as can be, it would. — *ib. IV, 4*: as sure as can be, this is all his doing. — *ib. II, 4*: you must strive as much as can be against it. — *D. C. II, p. 379*: we went in, as happy and loving as could be. — *D. C. H. p. 73*: twenty points where I'm as wrong as can be. — *D. O. S. p. 42*: you're as rich as can be. — *R. D. A. p. 300*: we were as miserable as could be. — *Th. N. II, p. 428*: Rosey is as good a little creature as can be. — *D. Sk. p. 255*: which made it all as pleasant and lively as could be. — b) *can be* mit dem Subjekt des Hauptsatzes. *D. C. I, p. 76*: my mother was as far off as she could be; mit ergänztem Verb *D. O. S. p. 433*: get this shutter closed as quick as you can; verstärkt *ib. p. 84*: having cried as much as I possibly could; mit *ever* *D. O. S. p. 427*: to sleep as long as ever you can. — c) mit eignem Subjekt oder neuem Verb *F. L. D. I, p. 284*: perfectly good-tempered . . . as people can be. — *D. C. II, p. 378*: a bedstead which looked as like a bookcase as a bedstead could. — *ib. p. 36*: he's as like her, as he can look at me out of his two eyes. — *Sh. L. L. IV, 3*: as true we are as flesh and blood can be. — *Sh. A. Y. III, 2*: though he go as softly as foot can fall. — *C. J. W. II, 4*: (a horse) as little beholden to the ground as any horse that ever went over the turf upon four legs. — *St. T. S. II, p. 44*: he rode on as slowly as one foot of the mule could follow another. — *C. U. F. p. 322*: as good a gentleman as ever trod shoeleather. — Die vergleichenden Sätze in



den letzten Beispielen sind nur Umschreibungen für die einfachen Begriffe 'to live' u. dgl., und die von allen Schriftstellern dazu erfundenen Variationen sind unendlich (vgl. 2. e.). — *d*) *can be* mit dem vorhergehenden Adjektiv als Subjekt. D. C. II, p. 252: Mr. B. was 'as bad as bad could be.' — ib. III, p. 418: we are as well-to-do as well could be. — ib. p. 474: he never said a wured to me as warn't as dootiful as dootiful could be. — F. L. D. III, p. 429 (a view) quiet as quiet can be. — W. C. M. I, p. 94: they came back as grave as grave could be — und so an vielen Stellen. *e*) provinziell ist die Auslassung des 'can be' in der Form unter *d*), wie T. O. F. II, p. 245: he 's as cross as cross. — E. M. II, p. 217: you made a fine fuss with him when he came. You were as proud as proud. Natürlich ist die Auslassung des zweiten Gliedes, wie Sher. p. 40: you look as hearty . . . . In Yorkshire üblich ist die Form D. C. II, p. 216: the crisp slices came off the gridiron hot and hot, in der die Vergleichsform nicht mehr hervortritt. (Die Form 'as well as can be expected' ist beiläufig seit langer Zeit stehend für das Befinden von Wöchnerinnen; so St. T. S. II, p. 54 u. 59; Sc. G. M. I, p. 24; D. Sk. p. 47.) *f*) für 'can be' treten andre Hilfsverba oder andre Wendungen ein. Sh. M. N. I, 2: a proper man as one shall see in a summer day (über den Fortfall des ersten *as* s. unten). — Sc. Q. D. I, p. 18: Beat him . . . as near to death as a Christian man should belabour another. — Sh. T. C. I, 3: mylady . . . (was) as chaste As may be in the world. — F. L. D. III, p. 273: I prefer that you should come as fresh as may be. — D. O. S. p. 93: a pony looking as obstinate as pony might. — W. C. M. II, p. 236: "Plain again?" "As plain as need be." — Th. N. I, p. 458: he 'll do as little work as need be. — D. C. H. p. 446: as stout a meal as man need eat. — F. L. D. III, p. 424: the day is as grey and cloudy as you please. — B. R. G. I, p. 431: In he walks . . . as cool as you please. (Die beiden letzten Formen sehr häufig). — D. Bl. H. I, p. 189: as long as ever you like. — St. T. S. II, p. 60: you gentry with grave beards — look as grave as you will. — Sh. M. W. I, 4: It is that fery person for all the 'orld; as just as you will desire. — Sh. 4 Hb II, 4: your pulsidge beats as extraordinarily as heart would desire. — ib. I, 4: as good (news) as heart can wish. — R. D. A. p. 304: we were as well off as heart could wish. — B. M. D. p. 58: as pretty a girl as you 'd care to see. — D. C. III, p. 44: in the back kitchen I raved as became me.

2) Formeln, die auf die Grundform *so* — wie nur



jemals zurückzuführen sind. a) im verkürzten Satz. D. C. H. p. 37: the weather is still as bad as ever. — Th. A. P. I, p. 259: it's as fine a night as ever. — D. Sk. p. 435: the chairs are ranged . . . as regularly as ever. Mit andrem Ausdruck wie D. C. III, p. 277: he showed his dastardly nature . . . as much as at any time of his mean life. — b) dafür ein Komparativ mit *than*. D. C. H. p. 37: weather worse than ever. — J. M. C. II, p. 443: he looked more than ever like his fiddle. — c) dafür *as never*. D. O. S. p. 344: sobbing as never woman sobbed before. — D. Sk. p. 465: where the birds sang as he has never heard them since. — d) mit *ever* im vollständigen Satz. Byron, *A Pastorale*: But now I so cross and so peevish am grown, So strangely uneasy as ever was known. — F. T. J. II, p. 46: I'll lick thee as well as ever wast licked in thy life. — Th. Vi. IV, p. 54: I kissed her as heartily as ever I kissed in my life. — e) für das einfache D. C. II, p. 76 'she is as good a girl as ever was' — Sh. T. C. I, 2: "Hector's a gallant man." "As may be in the world." — Th. A. P. II, p. 429: "as intrepid a little jobber as ever lived" — eine Menge Umschreibungen, bei denen der Vergleichungssatz eine dem besprochenen Subjekt eigenthümliche Eigenschaft ausdrückt. Sh. 4 Ha I, 2: as true-bred cowards as ever turned back. — Sh. A. Y. II, 4: as true a lover as ever sighed upon a midnight pillow. — Sh. M. V. III, 4: as lying a gossip as ever knapped ginger. — St. T. S. I, p. 422: as curious a dissertation as ever was engendered in the womb of speculation. — Sc. Q. D. I, p. 36: as good horsemen as ever put a plated shoe into a steel stirrup. — Sc. M. I, p. 29: as thorough gossips as ever wagged a tongue. — M. M. W. I, 4: you are as good a preacher as ever went into a pulpit. — Th. N. I, p. 83: Newcome's table is about as good a one as any I ever put my legs under. — D. N. T. II, p. 6: no better master ever sat in pig-skin. — D. Sk. p. 383: a prayer . . . as fervent . . . as mortal ever breathed. — In Variationen dafür sind die Schriftsteller unerschöpflich (s. 4. c.). Besonders häufig Umschreibungen mit *to hear*, *to see*, *to know* oder einem Ersatz dafür. F. T. J. II, p. 436: as fine a man as ever he saw. — Th. N. I, p. 205: as fine a boy as ever I saw. (Dabei braucht das Volk seit alter Zeit stehend das Pritsens; Sh. 4 Ha II, 4: he doth it like one of these harlotry players as ever I see. — B. R. G. I, p. 432: as black as any thunderstorm I ever see. — D. Sk. p. 31: a lady as white as ever I see any one in my days.) — F. J. M. p. 64: she was as pretty a lass as ever I set eyes on. — R. C. J. p. 442:

as big a lee as *ever I heard*. — Sc. M. L. II, p. 56: a minister, as gude a man . . . as *ever ye heard* claver in a pulpit. — Häufig der Zusatz wie in C. J. W. III, 4: as pretty boys as you 'll wish to *clap your eyes upon of a summer's day* (so C. D. D. III, 1; W. C. M. I, p. 23; Th. N. I, p. 204; Sh. M. N. I, 2). — D. C. I, p. 432: such a flutler as I had *never known* before — und viele gleichbedeutende Phrasen wie D. M. Ch. I, p. 403: one of the most beautiful girls the *sun ever shone upon*. — f) Eigenthümlich ist die Auslassung des *as* im ersten Gliede. Sh. M. W. I, 4: *an honest . . . fellow as ever servant shall come in house withal*; ib. *an honest maid as ever broke bread*. — ib. III, 4: *a cowardly knave as you would desire to be acquainted withal*. — Sh. M. A. III, 5: *an honest soul . . . as ever broke bread*. — Sh. Co. II, 1: *a brace of unmeriting . . . magistrates as any in Rome*. — M. M. W. I, 4: he is a sweet-tempered gentleman — *as ever lived*. — C. J. W. II, 2: a very sensible, modest, agreeable, young lady *as ever I saw*. Dies scheint der gegenwärtigen Sprache nicht so geläufig zu sein. — g) Der in der Formel *as* — *as ever* liegende Sinn wird oft durch die Form '*if ever*' ausgedrückt. Sh. A. Y. II, 5: *If ever I thank any man, I 'll thank you*. — D. C. H. p. 86: *if ever little foot were made for dancing, hers was*. — D. C. I, p. 282: *if anything was certain under the sun, it was certain &c.* — ib. III, p. 486: I was in earnest, *if ever woman was*. — D. C. C. p. 78: he knew how to keep Christmas well, *if any man alive possessed the knowledge*. — h) der Sinn von '*as ever lived*' u. dgl. wird kurz durch substantivische Ausdrücke gegeben, in denen die Vergleichung versteckt liegt. D. C. C. p. 26: we 're to have the merriest time *in all the world*. — D. O. S. p. 298: he put the question not *the clearest in the world*. — C. J. W. III, 1: the luckiest thought *in nature*. — ib.: every use *in nature*. — D. C. I, p. 422: as ignorant a set as any schoolboys *in existence*. — J. M. C. II, p. 39: I was the greatest liar *on two legs*. — D. O. S. p. 300: one of the greatest scoundrels *unhung*. — Weiterhin liegen Formeln wie C. B. B. I, 4: witty *to a miracle*. — Sher. p. 35: your father is wrath *to a degree* (s. S. L.). — W. C. M. I, p. 324: high-minded and generous *to a fault*. — D. C. H. p. 60: a charming portrait framed *to admiration*. — E. A. B. II, p. 7: calculated *to a nicety*. — D. C. C. p. 39: chimneys . . . blazing away *to their dear hearts' content &c.*

3) Formeln nach der Grundform *so* — wie irgend<sup>a</sup>; besonders mit Zusatz des Bezirks oder Bereichs des Vorkommens. St.

T. S. I, p. 245: I hate perpetuities *as much as any man alive*. — ib. p. 82: my father had as nice a sense of shame *as any man whatever*. — D. C. II, p. 86: D. was as young *as any of them*. — Th. A. P. I, p. 311: you 're about as fond of a great man as any fellow *I ever knew*. — Th. N. I, p. 72: I am as little proud as *any man in the world*. — G. St. C. II, 1: there 's not a more bitter cantankerous toad *in all Christendom*. — Sh. M. W. I, 1: as tall a man of his hands as *any between this and his head*. — ib. I, 2: I shall as soon quarrel as *any man in England*. — F. T. J. III, p. 111: as virtuous a lady as *ever set foot on English ground*. — Th. A. P. II, p. 110: as good a judge of sprats as *any man in London*. — Negativ D. C. I, p. 282: where it was to go he knew *no more than any body else*. — D. C. H. p. 100: there 's *nothing half so true* about me as she is.

4) Außerdem wird die Intensität durch eine angenommene Nichtwirklichkeit ausgedrückt, wie Sc. G. M. I, p. 6: *yelping as if he would have barked his heart out*. — W. C. M. I, p. 231: my heart leaping *as if it was to leap out of me*. — D. O. S. p. 96: he nodded to him *as if he would have nodded his head off*. — D. O. S. p. 267: dashing aside all obstructions *as though they were running for their lives*; was dann verkürzt ganz formelhaft wird. D. C. I, p. 72: I sitting on my bed, reading *as if for life*. Ebenso F. L. D. III, p. 233: Mazeppa was played in three acts without an H in it, *as if for a wager*. — Populär ist auch der Vergleich »wie ich«, »wie du«, »wie ein anderer«. Sh. T. G. II, 1: I know him *as myself*. — ib. IV, 1: "Doest thou know her?" "Almost as well *as I do myself*." — Th. A. P. II, p. 285: both are as innocent . . . *as you and I are*. — T. B. T. p. 328: all the quality was dressed just *as you and I be*. — St. T. S. I, p. 66: he knew *as well as you* that the legislature assumed a power over surnames. — ib. II, p. 43: he had gone directly to heaven, for he was *as innocent as your honour*. — F. T. J. I, p. 6: *as good* a sort of woman, Madam, *as you would wish to know*. — Sh. M. W. I, 1: I know Anne's mind *as well as another does*. — F. T. J. III, p. 166: I believe I am *as good* a man *as he*. — ib. p. 169: it is always a maxim with me, that one man's money is *as good as another's*; wozu der bekannte "hull" zu vergleichen: "One man 's *as good as another*; in fact, rather better."

V. Da Wörter, wie »sehr, außerordentlich« u. dgl. lediglich dem Verstande die Aufgabe stellen, sich den hohen Grad zu denken, ohne der sinnlichen Vorstellung irgend welchen Anhalt



zu geben, das Bedürfnis aber, den Grad zu bezeichnen, fortdauernd hervortritt, so erklärt sich, dass das Volk jene Wörter nur selten gebraucht, und dass neben der großen Zahl der angeführten Formeln dafür mehr abgeblasste Phrasen und anscheinend ganz sinnlose Ausdrücke existieren als für andre Vorstellungen. Zunächst dienen diesem Zweck die Formeln »wie der Teufel« und »wie toll«.

a) Der Teufel erscheint in Vergleichen natürlich 1) als der »Vater der Sünden«, wie Sc. M. L. I, p. 184: *liable to as foul backslidings as the offspring of Belial*. Dann 2) als Bild der Klugheit, die mit dem Guten nicht Hand in Hand geht; so in den landläufigen Phrasen '*as deep as the devil*'; '*as crafty as Old Nick*.' F. T. J. I, p. 48: *he must have had the insight of the Devil &c.* — ib. III, p. 182: *he hath the cunning of the devil himself*. — Sc. A. ch. IV: *all are alike engines invented by the devil himself* (Waffen). 3) Es wird damit das, namentlich von Ansehen, Fürchterliche, Widerwärtige verglichen. Sh. 4 Ha I, 3: *he durst as well have met the devil alone as Owen Glendower for an enemy*. — Sc. Q. D. II, p. 180: *yonder boar and his brood look more like devils than men*. — Sc. O. M. I, p. 82: *Milnwood has as close a grasp as the devil himself*. — 4) daher dann das Verhasste: Sh. 5 H. III, 3: *impious war . . . like to the prince of fiends*. — *Homilies, against Wilful Rebellion* (bei Trench, *Select Glossary*): *Where most rebellions and rebels be, there is the express similitude of hell, and the rebels themselves are the very figures of fiends and devils; and their captain, the ungracious pattern of Lucifer and Satan, the prince of darkness*. — Sh. 4 Ha, IV, 2: *such a commodity of warm slaves as had us lief hear the devil as a drum*. — F. L. D. II, p. 196: *Englishmen who, when they have been located here, are worse than the devil in his blackest painting*. — 5) überhaupt das Unangenehme: Th. V. F. II, p. 131: *you've got a devil of a temper*. — G. L. p. 68: *the chestnut's devil is thoroughly roused by this time*. — Sc. O. M. I, p. 91: (a cutlet) *as tough as if the devil's dam had hatched it*. — St. T. S. I, p. 122: *here a Devil of a rap at the door snapped my father's definition in two*. — Dazu die Phrase '*to play the devil, the dickens, Old Nick, Old Gooseberry*' u. s. w. Zu den Beispielen von *Sterne* abwärts im S. L. vgl. F. L. D. II, p. 50: *I have let all the prisoners out of Newgate, burnt down Lord Mansfield's, and played the very devil*; ib. p. 163: *the journey . . . would play the very devil with Kate*. — 6) Ferner Gewalt und heftige Bewegung. Sh. O. III, 4: *the cannon, When it . . ., like the devil, from his very arm, Puff'd his own*



brother. — Sh. 5 H. III, 7: they will . . . fight like devils. — St. S. J. I, p. 54: the fellow . . . set off clattering *like a thousand devils*. — St. T. S. I, p. 47: scouring and scampering it away *like so many devils*. — ib. III, p. 44: I am pursued myself *like a hundred devils*. — L. C. A. I, 4: I am driven to town *as if the devil* was at my heels. — C. B. S. I, 4: call'd a coach, leaped into it, and drove away *like the devil*. — W. Scott, *the Pirate* III, p. 183: they are busy *as the devil* in a gale of wind. — F. J. M. p. 76: leaping *like so many devils*. — R. C. J. p. 283: yon lassie doesna come alongside him *deevilish* quick. — F. L. D. II, p. 86: they were rushing down every hill and mountain's side, and tearing *like devils* across the path. So verliert sich die eigentliche Bedeutung, und 7) wird 'like the devil' (*deuced* &c.) blofse Steigerungsformel. Sh. 5 H. V, 7: though he be as good a gentleman as the devil is. — Sh. 4 Hb, II, 4: he will foil *like any devil*. — G. G. M. IV, 4: (a letter) in the genuine incendiary spelling, and as *cramp* as the devil. — D. Sk. p. 440: I had driven home in an easterly wind, and caught a *devil* of a face-ache. — Th. V. F. II, p. 244: posting will cost a *dooce* of a lot of money. — T. D. T. II, p. 320: your father's property got into a *deuce* of a mess. — A. V. G. II, p. 95: I must read *like the doose*. Verstärkung: D. Bl. H. II, p. 98: a *devil-and-all* of a scrape it is. — D. O. T. p. 459: I needn't take this *devil-and-all* of a trouble to explain matters. — D. Sk. p. 460: I think she 'd be *devilish* glad to get married out of hand. — Th. V. F. III, p. 63: Rawdon was glad, *deuced* glad. — Th. L. W. p. 218: I dare say you have *doocid* had dinners at your house. — C. U. F. p. 486: the mare is the *devil* to pull.

b) 'Like a madman' ist 1) zunächst Bezeichnung tobenden, unbändigen Rasens, meist bei *to rave*. F. T. J. I, p. 490: Tom *raved like a madman*, beat his breast, tore his hair &c. — G. B. T. I, 2: he 'll *rave like a madman*. — C. J. W. V, 4: you *rave like a man in Bedlam*. — F. G. p. 456: running, *raving, like one demented*. — Von außerordentlich auffallender Erscheinung G. G. M. IV, 4: he looks *as if he was broke loose from Bedlam*. — 2) Dann von leidenschaftlich aufgeregtem Betragen und Aufsersichsein, meist von der Aeußerung von Zorn und wüthenden Geberden. F. T. J. III, p. 442: Jones after having played the part of a *madman* for many minutes, came . . . to himself again. — Th. A. P. II, p. 267: demeaning himself *like a madman*. — J. M. C. I, p. 483: "Keep off, or I 'll murder you,"

roared the man, and Jack started, *as from a maniac*. — *ib.* p. 184: and the man dashed his fist against his skull, *like one frantic*. — Th. V. F. III, p. 259: he was *like a madman* last night (vor Wuth). — Th. A. P. II, p. 327: he swore *like a frantic child*. Von Schmerz und Weinen Sh. T. G. II, 3: O that she could speak now, *like a wood woman*. — B. P. p. XIX: weeping and muttering over it *like a madman*. — F. L. D. III, p. 146: the children all crying . . . *like mad creatures*. — Vom Leidenschaftlichen überhaupt F. G. p. 240: he's been drinking *like mad*. — J. G. J. II, p. 61: dancing in his shirt about the room *like a frantic Indian* (wozu vgl. Sc. M. L. II, p. 183: . . . darted her knife at him with the revengeful dexterity of a *wild Indian*. — F. L. D. II, p. 195: *Indians* in quickness of eye and gesture). — Dann aber auch von leidenschaftlicher Aeußerung der Freude: D. C. C. p. 30: during the whole of this time Scrooge had acted *like a man out of his wits*. — D. C. II, p. 83: Mrs. G. in the background, clapping her hands *like a mad woman*. — F. L. D. III, p. 61 (vom Vergnügen nach gethaner Arbeit): and when it was done, let himself loose *like a madman*. — 3) Bloß von gewaltsamer, heftiger, schneller Bewegung. St. T. S. I, p. 6: away they go clattering *like hey-go-mad*. — *ib.* I, p. 195: the whole piece (of music) must have been played off . . . *like mad*. — *ib.* p. 236: All of a sudden the sluices shall break out, and take a fit running again *like fury*. — *ib.* II, p. 70: now riding *like a madcap*. — C. W. I. IV, 1: now you are tilting and driving *like a Bedlamite*. — Sc. M. I, p. XXXIII: they just danced *like mad*. — J. M. C. II, p. 38: to see half-a-crown dance *like mad* in a sugar-basin. — Sc. G. M. I, p. 72: there was Dominie Sampson, gaun rampaging about, *like mad*, seeking for them. — D. C. I, p. 232: he rattled away, *as if* he, my box, the cart, and the donkey, were equally *mad*. — D. O. S. p. 61: flying out of the house *like a Bedlamite*. — R. C. J. p. 227: he made for the spirit-shop *like a madman*. — F. J. M. p. 76: they scampered off *like madmen*. — C. U. F. p. 326: he runs along *like a mad dog*. — D. C. III, p. 321: the ship rolled *like a desperate creature driven mad*. — F. L. D. II, p. 99: the fishing boats are dancing *like mad*. 4) So schwächt sich die Bedeutung bis zum ganz Formelhaften ab. F. L. D. II, p. 124: beginning to shake hands *like madmen*. — *ib.* p. 280: a practicable fireplace, blazing away *like mad*. — D. Sk. p. 28: grinning *like mad*.

c) Wie bei diesen Phrasen das allmähliche Verblässen der eigentlichen Bedeutung bis zu einer bloßen Form für die Steigerung verfolgt ist, so lässt sich dasselbe noch bei manchen vereinzelt beobachten. Sh. 4 IIa II, 1: 'Peas and beans are *as dank* here as a *dog*' erinnert durchaus an unser »Hundekälte«, und Ausdrücke wie 'to lead one a *dog* of a life' (*Macm. Mag.* May 1861, p. 53); 'for such a beautiful creature . . . it's *dog-cheap*' (J. G. J. II, p. 304); 'you'll lie like *dogs*' (Sh. T. III, 2); 'he might have escaped *dog-free*' (Sc. Q. D. III, p. 156) zeigen, dass des *Rev. Mr. Barry* Konjektur bei *Collier* 'dank as a dock' unnütz ist. Ebenso wenig eigentliche Bedeutung hat St. T. S. I, p. 9: she knew no more than her *backside* what my father meant. Auch bei der oben erwähnten Vergleichung '*as proud as sixpence*' (in D. O. T. p. 100: we would have made you as *smart as sixpence*) dürfte sich selten jemand des Ursprungs bewusst sein, der darin liegen mag, dass *sixpence* das kleinste Silberstück ist. Man sagt wol: '*sixpence is so proud, it won't speak to fourpence*'; doch steht allerdings T. B. T. p. 329: all sitting as *grand as ninepence* in madam's drawing-room; cf. D. M. F. I, p. 151: you and me leaning back inside (the carriage), as *grand as ninepence* — wofür die Erklärung nicht passt. Eine analoge Vergleichung hat schon *Ben Jonson* im *Alchymist* I, 1: that look as big as five-and-fifty and flush. — '*like nothing*' ist ein natürlicher Ausdruck für Kleines und Unbedeutendes. St. T. S. II, p. 147: from Whitsuntide to within three weeks of Christmas, 't is not long — 't is *like nothing*. — D. Sk. p. 247: all these were *as nothing*, when compared with his musical friends. Ganz bedeutungslos aber ist es J. G. J. I, p. 291: didn't she hug me *like nothing*! Man kann damit Sachen vergleichen wie Sh. M. A. IV, 1: (it is) as strange as the thing I know not. — D. C. III, p. 12: I felt as if I had said I *don't know what*. — D. Sk. p. 226: joking away *like anything*. — ib. p. 112: throwing the young lady about as if she was *nobody*. — Von selbst klar ist D. C. C. p. 53: he could growl away in the bass *like a good one* — wozu eine Anzahl Beispiele im S. L. unter *good*, 2. — Vgl. dazu J. G. J. II, p. 235: when I awoke, I was as poor as *goodness*, wozu die bedeutungslose Entstellung '*goodness knows*' (Th. L. W. p. 189), 'thank *goodness*' (Th. V. F. III, p. 25) Anlass gegeben hat. — Zu B. R. G. I, p. 301: Esther Vanberg was at the theatre — "*dressed to death*", as her "intimate enemies remarked, sind '*dead against, dead level, deadly necessary,*



her *dead image*, a *dead bargain*' (S. L. *dead*) zu vergleichen, in denen *dead* lediglich zum Steigerungswort geworden ist. — D. L. D. I, p. 93: Played it (the piano) *like one o'clock*; pounding away — sleeping — swearing, &c. *like one o'clock* (s. S. L. *one*, 7.) ist eine Vertauschung nach dem bloßen Klange (s. o.) für »wie nur einer«, '*like one*'; wozu ein Analogon D. O. S. p. 65: he's *such a one* to sing, I can tell you, und ib. p. 264: Miss Sally is *such a one-er* for that; andre Beispiele (you are *a winner* for botling the swipes &c.) s. in S. L. — Zu 'flaring away *like winkin*', '*sobbing like winkin*' (D. Sk. p. 252 u. 384, vgl. d. S. L.) ist die eigentliche Bedeutung: (schnell) wie ein Augenblinzeln, die aber bei den angeführten Phrasen vergessen ist. Man vergleiche H. E. V. p. 36: he delivered two or three blows straight as rulers and *swift as winks*. — Bei 'they hate each other, they cry *like blazes*' (s. S. L.) liegt einerseits zu Grunde, dass die Feuerflamme etwas Reissendes, Gewaltiges ist, dann auch dass '*gone to blazes*' für '*gone to hell*' steht, also '*like blazes*' nichts andres ist, als '*like the devil*'; daher der Fluch D. O. T. p. 94: what *the blazes* is in the wind now? — Für D. Sk. p. 439: out flies the fare *like bricks*, und T. D. T. I, p. 85: when I get back to Cambridge, I'll read *like bricks*, ist es der Scherz eines klassisch Gebildeten im *Slang Dictionary*, an den ἀνὴρ τερπάζωνος des Simonides zu denken; denn in 'you're a good old brick to be serious' und 'I say, what a brick your mother is' (s. S. L.) ist *brick* zwar »ein prächtiger Kerl«, aber der Grund wird doch wol in der sprichwörtlichen Härte des Ziegels zu suchen sein (B. P. p. 442: he's an old offender, whose heart is as hard as a *brickbat*; D. M. Ch. I, p. 446: the easy-chair, which she indignantly declared was '*harder than a brick-badger*'; D. C. III, p. 390: *bricks* and mortar are more like a lady's hand). Ein gleicher Grund hat sich für 'you grind away for a month *like beans*' (s. S. L.), welches das Sl. D. einfach für ein Synonym von '*like bricks*' erklärt, nicht finden lassen, wenn nicht vielleicht in dem bereits angeführten 'we got on together *swimmingly, like beans in a pot*' (M. f. P. I, p. 229) ein Anhalt zu finden ist. Eben so wenig klar ist das direkt dem Volksmunde entnommene 'when I'm hard up, I knows as how I must work, and then I goes at it *like sticks a breaking*' (s. S. L.); denn B. Zechar. XI, 7, 10, 14 (And I took unto me two *staves*; the one I called Beauty, and the other I called Bands . . . And I took my *staff*, even Beauty, and cut it asunder, that I might break my covenant which I had



made with all the people . . . Then I *cut asunder* mine other *staff*, even Bands, that I might *break* the brotherhood between Judah and Israel) ist doch wol zu weit hergeholt (vgl. N. a. Q. Dec. 1859). — »Rauch ist alles ird'sche Wesen« ist uns geläufig genug, und B. *Isai*. LI, 9: 'for the heavens shall vanish away *like smoke*' giebt eine populäre Vorstellung; sie ist zur reinen Formel geworden in D. Bl. H. I, p. 204: his brandy-balls go off *like smoke*; G. L. p. 4: to take it out of 'em *like smoke*; — I was taking money *like smoke* &c. (s. S. L.). — Der Donner ist etwas Gewaltiges; ein furchtbarer Ton wird hundertfach mit ihm verglichen (Sc. Q. D. I, p. 125: exclaiming in a voice *like thunder*; B. A. P. I, p. 56: for with a crash *like thunder* . . . the young Lieutenant struck the first chords of "Prinz Eugen"); daher heisst 'thundering, large, extra-sized' (Sl. D.): 'I had a *thundering* mind to let fly at him'; 'we have been *thundering* lucky' (s. S. L.). — Das dem gewöhnlichen Verständnis ganz unklare 'Mr. T. made it ten minutes past twelve — as near as a *toucher*' (D. M. F. III, p. 226) erklärt sich aus 'a *near touch*' = 'it is *touch* and go', man entrann der Gefahr mit genauer Noth (s. S. L. unter *touch*, v., *touch*, s. und *toucher*). — D. N. T. II, p. 7: 'her eyes were too clear and cold for my money' ist aus 'Astley's for my money' — 'mignonette's everybody's money' als etwas, das seinen Preis werth ist und überhaupt »für mich« im S. L. durch Beispiele genügend erklärt.

VI. Es ist schliesslich noch auf eine Anzahl von Phrasen aufmerksam zu machen, die nur die Form der Vergleichung an sich tragen, und für die wir einfache Wörter setzen, wie D. M. Ch. II, p. 154: it's very nearly as long as it's broad, »es ist einerleis« (dafür auch: it's *six to the half-a-dozen*, oder wie W. C. M. I, p. 16: we are *six* of one, and *half-a-dozen* of the other; auch it's *much* of a *muchness* between them). — *Macm. Mag.* Nov. 1861 p. 15: he has given her as good as she brought — »hat es ihr ganz gehörig gegeben«; vgl. T. D. T. I, p. 329: the lady got quite as much as she gave. — Dann die Wendungen, wo 'as much as . . . do' »höchstens, kaum« bedeutet, wie F. L. D. I, p. 263: it is as much as I can do to keep moving at all — »ich kann mich kaum bewegen«. — D. O. S. p. 133: it's as much as I can do to see the pips on the cards. — D. C. III, p. 14: his hands in his coat-pockets, into which it was as much as he could do to get them. — ib. I, p. 232: it was as much as I could do to keep pace with the

donkey. — In andrer Form D. Bl. H. I, p. 266: if old Mr. T. knows there is such a place, it's *as much as he does*, d. h. »er kennt kaum den Ort.« — if there was 6 d. profit got out of that, it would be almost *as much as it would* (s. S. L. unter *as*): »es würde kaum so viel . . .« Dann B. P. p. 439: it's *as much as* the parson's life is worth to stay here after daybreak: »er darf es bei seinem Leben nicht«. — Am einfachsten die Formel Th. A. P. I, p. 121: I think you owe him *as much as that*, »das wenigstens.« Mit der Negation »nicht einmal«. Sh. T. N. I, 3: I wouldn't *so much as* make water but in a sink-a-pace. — D. C. H. p. 118: I have *not so much as* a cricket on my hearth. — D. C. I, p. 182: I wouldn't *so much as* give it another thought. — ib. II, p. 69: he *never* led me to suppose anything of the kind, by *so much as* the vibration of one of his eyelashes. — D. Sk. p. 26: *without so much as* an old newspaper to look at. — R. D. A. p. 342: to hear the prisoners abused *without so much as* wincing. — Das zweite Glied wird dann vielfach ausgelassen: D. C. H. p. 99: I heard *as much* last night. — D. Sk. p. 357: he said to me *as much* in confidence. — J. M. C. I, p. 296: he has written *as much* to you — worin *as much* wenig mehr als ein betontes »das« ist. — Dasselbe bei 'well': W. C. M. I, p. 267: I might *as well* have whistled jigs to a milestone. — Bulwer, Night a. M. p. 12 (T.): it may be *as well* to send me an examined register of the copy — wo man 'as this, as what you do now' zu ergänzen hat; deutsch »Sie können ja auch . . .« — und mit einem rein formellen 'as not' als zweitem Gliede: D. C. C. p. 70: it's just *as likely as not*. — Cornhill Mag. May 1861 p. 517: Lady M. had compared the round globe to a mitey cheese, and had *as lief as not* it were eaten (»es wäre ihr ganz recht«). — D. O. S. p. 34: they deceive you *as often as not* (»oft genug«) u. s. w. — Auf einer gleichen Auslassung beruht das ungemein häufige 'so much', 'so many' wie 'is every fortification *so much* money thrown away?' (s. d. S. L.). — D. C. H. p. 44: the common people . . . had just *so many* matches . . . for their arms and legs. — D. C. C. p. 37: the crisp leaves of holly, mistletoe, and ivy, reflected back the light, as if *so many* little mirrors had been scattered there — »lauter fortgeworfnes Geld; lauter Spiegel.« — Endlich steht nur, weil man in *rather*, recht, ziemlich, immer den Comparativ fühlt, tausendfach das ganz bedeutungslose 'than otherwise' als zweites Glied. D. O. T. p. VI: In the Beggar's Opera the thieves are represented as leading a life

*rather to be envied than otherwise.* — Th. V. F. II, p. 83: *she liked Amelia rather than otherwise.* — T. O. F. II, p. 47: *we shall be rather pleased than otherwise, if &c.* (s. S. L.)

Der Nachweis, wie die verschiedenen Begriffe in der Sprache durch mehr oder weniger regelmässig wiederkehrende Bilder illustriert werden, muss einer andren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

---



**BEITRÄGE**

**ZUR**

**KRITIK DER TROSTSCHRIFT PLUTARCHS  
AN APOLLONIUS.**

**VON**

**M. DINSE.**

Zwei Gesichtspunkte sind es, nach denen die Kritik mit dem Παρὰμυθητικὸς πρὸς Ἀπολλώνιον des Plutarch sich beschäftigen kann, die Beschaffenheit seines überlieferten Textes und die Frage nach der Autorschaft desselben, ob er Plutarch zum Verfasser habe, oder, wie so manche seiner nicht-biographischen Arbeiten, ihm untergeschoben ist. Was den Text betrifft, so theilt die Consolatio den verderbten Zustand desselben mit einer nicht geringen Zahl der moralischen Schriften Plutarchs, und ist auch die Corruption nicht so durchgehend wie z. B. im Eroticus, in den beiden Abhandlungen περὶ σαρκοφαγίας, in gewissen Partien der Symposiaca, wo sie den Kritiker wahrhaft in Verzweiflung bringen kann, so weist ihre Ueberlieferung doch eine erhebliche Anzahl Stellen auf, welche zu gründlicher Erwägung einladen und einer, wenn auch nur annähernden Wiederherstellung harren. Bezüglich der Frage nach der Aechtheit dieser Schrift hat bekanntlich Rich. Volkmann — nachdem Bense-ler wegen ihrer Verstöße gegen die Hiatuslehre bereits früher das Verdammungsurtheil ausgesprochen — zuerst in der *commentatio de consol. ad Apoll. Pseudoplutarchea*, die er 1867 den in Halle versammelten Philologen überreichte, und zwei Jahre später in seinem Werke »Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch« I 429 fgg., unter ausführlicher Begründung seiner Ansicht, sich dahin entschieden, dass die Consolatio »weder nach Seiten ihres Inhalts noch ihrer Darstellung sich empfehle, vielmehr in beider Hinsicht so vieles auffallende und befremdliche enthalte, dass man nicht umhin könne, sie dem Plutarch abzusprechen«. Er legt sie denn auch S. 445 »einem mittelmässigen Schriftsteller der sophistischen Zeit« bei. Glaube ich mich nun den von Volkmann gegen die plutarchische Urheberschaft erhobenen Gründen durchaus nicht verschließen zu dürfen, erkenne auch ich mancherlei »Auffallendes und Befremdliches« im Inhalt und in der Form dieser Schrift an (ich erinnere z. B. an die cüriose Erzählung von dem Tode des Theramenes p. 405, an die reiche Zahl von ἀπαξ εἰρημένα, vor Allem

an die Ueberfülle und Ausdehnung der Citate aus Dichtern und Prosaikern, für Volkmann das Hauptmoment zu seiner Verurtheilung) — der Gesamteindruck der Schrift, im Einzelnen das Auftreten gewisser nur dem Plutarch eigenthümlicher Wendungen, Verbindungen und Bilder, rücksichtlich der Citate Wiederkehr der hier gebotenen in anderen, untrüglich ächten Schriften — diese und andre Dinge machen es mir trotz der Abweichungen durchaus unzweifelhaft, dass wir in dem Trostschriften an Apollonius ein ächtes Werk Plutarchs besitzen.

Ein überzeugender Beweis dafür, ob eine Schrift Plutarchs ächt oder unächt sei, lässt sich nicht, wie etwa bei einer platonischen oder aristotelischen, durch eine Darlegung und Zergliederung des Inhalts führen. Der geforderte Beweis kann sich fast allein auf Beobachtung und Prüfung des Stils und der Sprache stützen. Stellt sich bei einer, wegen ihrer Widersprüche im Inhalt mit dem in ächten Schriften Plutarchs Gesagten rücksichtlich ihrer Aechtheit angezweifelte Schrift Plutarchs heraus, dass sie sich aus demselben Gedanken- und Wortvorrath, einschließlich des Citatenschatzes, den wir aus seinen ächten Schriften, vor Allem auch aus seinen Biographien, satksam kennen, versorgt, so ist, trotz etwaiger Widersprüche im Inhalt, der Verdacht gegen dieselbe unbegründet.

Je mehr es uns nun gelingen wird, die Schäden, an denen der Text der Consolatio mit der Mehrzahl der moralischen Schriften leidet, zu beseitigen und ihm möglichst zu Reinheit und Ursprünglichkeit zu verhelfen, desto leichter dürfte sich nachher die Beantwortung der Frage nach ihrer Aechtheit gestalten. Indem wir daher den zweiten Gesichtspunkt, dessen oben für die Untersuchung dieser Schrift gedacht wurde, für jetzt fallen lassen und auf eine spätere Besprechung verschieben, wenden wir uns zur Kritik des Textes.

Diese Kritik wird hauptsächlich ins Auge zu fassen und als ihren Ausgangspunkt diejenige Textgestalt anzusehen haben, welche unser Werk im ersten Bande der neuen von Hercher übernommenen Ausgabe der sämtlichen moralischen Schriften Plutarchs (Leipzig. Teubn. 1872) erhalten hat. Diese Ausgabe führt nicht bloß das *ex recensione* auf dem Titel, sondern darf in der That als eine neue Bearbeitung des Textes gelten. Ihr gegenüber muss man die beiden vorangehenden, die Wytenbachsche und Dübnersche, als Vertreterinnen der Vulgate bezeichnen, welche, wie bekannt, in den drei, aus Henr. Stephanus' Ausgabe von 1572 hervorgegangenen, Folio-Drucken vor uns liegt. Denn was Wytenbach, dessen schwache

Seite bekanntermassen die Kritik, die weitaus stärkste die Erklärung ist, für die Verbesserung der Vulgate nach Handschriften (von denen, besonders den *Parisini*, er Collationen sich hatte fertigen lassen) versucht hat, versteckt sich in der *annotatio critica* und noch häufiger im erklärenden Commentar, von den Ergebnissen seiner Kritik, einer eklektischen und inconsequenten, ist im Texte seiner Ausgabe Nichts zu merken. Dübners Ausgabe in der Didotschen Sammlung muss als ein entschiedener Fortschritt gegen Wytttenbach gelten, aber, so sehr auch im Einzelnen Altes und Unhaltbares nach Handschriften, auch bei ihm besonders nach den Pariser, wie nach den Vorschlägen der Kritiker beseitigt ist, im Grofsen und Ganzen ist sie eine Wiedergabe der Vulgate.

Was nun die Herchersche Recension betrifft, so werden wir in der *Praefatio* wegen des handschriftlichen Materials, nach dem sie besorgt ist, auf die bevorstehende gröfsere Edition des Herausgebers vertröstet, doch erfahren wir jetzt schon so viel, dass für den ersten Band dieser kleineren, der auch die *consolatio* enthält, in erster Linie *Paris. 1956* maafsgebend gewesen ist. Dem gegenüber möchte ich mir eine Bemerkung nicht versagen. Ich glaube beobachtet zu haben, dass die Lesarten des genannten Codex an mehreren Stellen unserer Schrift mit denen des Turnebus (des älttern Freundes des Henr. Stephanus) übereinstimmen. Der Ursprung und Werth der letzteren ist zweifelhaft; dass sie, wie die des Bongarsius und Vulcobius, wofern sie überhaupt aus Codices stammen, auf interpolirten Handschriften beruhen müssen, wird, so viel ich weiss, allgemein angenommen. Sollten die *lectiones Turnebianae* vielleicht auf *Paris. 1956* zurückgehen und Dübner doch Recht gethan haben, diesen von Hercher bevorzugten Codex als einen interpolirten und desshalb für die Feststellung des Textes schädlichen zu verwerfen?

Im neuen Hercherschen Texte der *Consolatio*, wie auch der andern Schriften dieses Bandes, finden wir ferner an gewissen Stellen Athetesen, Umstellungen, überhaupt Veränderungen gegen die früheren Ausgaben vorgenommen, ohne dass in der *annotatio critica* dieselben als solche bezeichnet, ihr Ursprung und die alte Lesart angegeben wäre. Es liegt offenbar im Interesse der Sache, über alle Neuerungen vom Herausgeber selbst die nöthige Auskunft zu erhalten, und erscheint daher der Wunsch gerechtfertigt, dass Hercher bei Besorgung der folgenden Bände auf Vollständigkeit in den Angaben auch bei dieser kleineren Ausgabe Bedacht nehmen möge.



Indem wir zum Einzelnen uns wenden, bemerken wir, dass wir zugleich nach Dübner und Hercher citiren: die ersten Zahlen geben Seiten und Zeilen des Dübnerschen, die eingeklammerten die des Hercherschen Textes an.

Consol. ad Ap. cap. 1. καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον.

An dem zweiten Satze der Einleitung unserer Schrift 121,30 (233, 6) fgg. τότε μὲν οὖν ὑπὸ τὸν τῆς τελευταίας καιρὸν ἐντυγχάνειν σοι καὶ παρακαλεῖν ἀνθρωπίνως φέρειν τὸ συμβεβηκὸς ἀνόικειον ἦν, παρειμένον τό τε σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν ὑπὸ τῆς παραλόγου συμφορᾶς, καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον — hatte bisher kein Herausgeber Anstofs genommen; Hercher ändert nicht blos παρειμένον in παρειμένῳ, sondern tilgt auch die Schlussworte καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον und setzt sie unter den Text. Auch Turnebus soll nach Ausweis der *Variae lectiones* am Schlusse der Folioausgaben den Dativ statt des Accusativ gelesen haben, aber der erstere verräth sich als Interpolation. Es schien unzulässig, παρειμένον auf ἐντυγχάνειν zu beziehen, man übersah aber, dass das dazwischentretende παρακαλεῖν, welches den Accusativ verlangt, sich leicht sein *σε* aus σοι supplirt und dass das Participium dem Casus des zweiten Prädicats angepasst ist, nicht aber über dieses hinweg auf das erste bezogen werden kann. Zur Athetese der Schlussworte καὶ σ. δ' ἦν ἀναγκαῖον hat Hercher vermuthlich — denn Angabe der Gründe fehlt — die Verbindung der Partikeln καὶ — δέ bestimmt, wie es scheint aber auch die Erwägung, dass diese Worte unpassend sind und den Zusammenhang stören. Vergleicht man aber Xen. Anab. I, 4. 2 Κύρον μεταπέμπεται ἀπὸ τῆς ἀρχῆς, ἧς αὐτὸν σατράπην ἐποίησε, καὶ στρατηγὸν δὲ αὐτὸν ἀπέδειξε, d. h. und hatte ihn sogar zum Oberfeldherrn ernannt; ebend. I, 8. 2 ἔνθα δὲ πολὺς ταραχος ἐγένετο· αὐτίκα γὰρ ἐδόχουν οἱ Ἕλληνες, καὶ πάντες δὲ, ἀτάκτοις σφίσι ἐπιπεσεῖσθαι: es glaubten die Griechen, vielmehr Alle, d. h. auch die mit ihnen vereinigten Perser, dass die persische Armee über sie herfallen werde; ferner ebend. V, 9. 23, Cyrop. I, 4. 2, V, 4. 29, Dem. Phil. III, 70 τί ποιῶμεν; πάλοι τις ἡδέως ἂν ἐρωτήσων κάθηται. ἐγὼ νῆ Δεῖ ἐρῶ, καὶ γράψω δέ, ὥστε ἂν βούλησθε χειροτονήσετε; und Plutarch selbst, ausser der Stelle unten 130, 18 (249, 29), Cleom. 9 τιμῶσι (Λακεδαιμόνιοι) τὸν Φόβον οὐχ ὥςπερ οὓς ἀποτρέπονται δαίμονας ἡγούμενοι βλαβερόν, ἀλλὰ τὴν πολιτείαν μάλιστα συνέχεσθαι φόβῳ νομίζοντες (folgt eine Bemerkung über die Schnurrhärte) καὶ τὴν ἀνδρείαν δὲ μοι δοκοῦσιν οὐκ ἀφοβίαν ἀλλὰ φόβον

φόγου . . . οἱ παλαιοὶ νομίζειν, d: h. die Lacedämonier ehren die Furcht als das geeignetste Mittel zur Erhaltung des Staates, und sogar die Tapferkeit scheinen die Alten für Furcht vor Tadel zu halten — Stellen, welche zeigen, dass die Partikeln καὶ — δέ, durch ein betontes Wort getrennt, einen neuen, aber dem vorangehenden entgegengesetzten Gedanken einleiten, so überzeugt man sich, dass sie auch hier durchaus an ihrer Stelle sind und dass der Schlussatz nicht bloß nicht entbehrlich, sondern sogar nothwendig ist. Uebrigens hat schon Wytttenbach im Ind. verbb. p. 442, wenn er unsre Stelle citirend kurz *immo, atque adeo* hinzufügt, auf das Richtige hingewiesen, Schömann zur Stelle des Cleomenes, Seidler zu Eur. Elect. 1112 (1117) den erwähnten Gebrauch von καὶ — δέ erläutert. — Plutarch sagt also dem Apollonius: unmittelbar nach dem Tode mich an dich zu wenden und dich zu trösten, wäre unpassend gewesen, da du geistig und körperlich von dem unerwarteten Schlage aufgelöst warst, und es war vielmehr [sogar] nothwendig, [dir] mein stilles Beileid zu bezeigen (folgt eine Vergleichung mit den Aerzten). Nachdem aber die Alles mildernde Zeit über das Ereignis hingegangen ist, halte ich es für gut u. s. w. Es ergibt sich hieraus, dass der Satz καὶ συμ. δ' ἦν ἀναγκαῖον von dem Vorangehenden nicht durch eine stärkere Interpunction getrennt werden kann, wie noch bei Dübner geschehen ist, und dass zu Τότε μὲν οὖν . . . ἀνολύκειον ἦν . . . καὶ συμπαθεῖν δ' ἦν ἀναγκαῖον die Worte ἐπειδὴ οὖν καὶ χρόνος . . . ἐγγέγονε 121, 40 (233, 15) den Gegensatz bilden. So lautet an dieser letztern Stelle die gewöhnliche Lesart. Das ungehörige οὖν — ungehörig, weil es nicht den Gegensatz einleiten kann — veranlasste schon Reiske (animadv. ad gr. auct. II 161) ἐπεὶ δὲ νῦν χρόνος vorzuschlagen, indem er zugleich das störende καὶ beseitigte. Hercher schreibt ἐπειδὴ δὲ καὶ χρόνος; ich halte νῦν nicht für unbedingt erforderlich und meine, dass, wenn ἐπειδὴ δὲ χρόνος nicht ausreicht, vielleicht ἐπειδὴ μέντοι χρόνος zu ändern ist.

c. 22. οἱ χαίρους ἄνδρες τῶν ἀμεινόνων.

Die Besprechung einer andern von Hercher vorgenommenen Athetese, der wir 135, 8 (259, 4) begegnen, mag sich hier sogleich anschließen, weil sie mit der, wie wir denken, eben widerlegten in so fern Aehnlichkeit hat, als auch bei ihr die Partikeln καὶ — δέ im Spiele sind und es sich auch hier darum handelt, ob gewisse bis vor Herchers Ausgabe im Texte stehende Worte als entbehrlich

oder unpassend aus demselben zu entfernen sind. Dieser lautet nach der Vulgate: γυναῖκες γὰρ ἀνδρῶν φιλοπενθέστεραι εἰσι [ἀνδρῶν εἰσι φ. bei Hercher] καὶ οἱ βάρβαροι τῶν Ἑλλήνων καὶ οἱ χεῖρους ἄνδρες τῶν ἀμεινόνων καὶ αὐτῶν δὲ τῶν βαρβάρων οὐχ οἱ γενναιότατοι πτλ. Dafür liest man jetzt in der Teubnerschen Ausgabe ... καὶ οἱ β. τῶν Ἑλλήνων καὶ αὐτῶν τῶν βαρβάρων οὐχ οἱ γενναιότατοι, während das Uebrige οἱ χεῖρους ἄ. τῶν ἀμεινόνων καὶ .. δὲ in die Anmerkungen verwiesen ist. Sehe ich mich nach Gründen um, welche Hercher veranlasst haben können, die genannten Worte als Zusatz von fremder Hand zu streichen, so will es scheinen, als wenn auch hier wie oben das Zusammentreffen von καὶ und δὲ den Ausschlag gegeben hat. Denn dass das Bestreben, seinen Schriftsteller möglichst bündig und einfach reden zu lassen und seine Rede alles dessen zu entkleiden, was (freilich nach subjectivem Gefühl) ohne Einbuße am Verständnis auch entbehrt werden kann — wie ich denn gestehe, viel lieber das καὶ αὐτῶν τῶν βαρβάρων näher an Ἑλλήνων gerückt und nicht durch das wenig geistreiche καὶ οἱ χεῖρους ἄνδρες τῶν ἀμεινόνων davon getrennt zu sehen — dass ein solches Streben einen Kritiker wie Hercher leiten könne und hier geleitet habe, möchte ich nicht annehmen. Und doch wird dies beinahe wahrscheinlich, wenn man vergleicht, wie er 141, 51 (271, 22) die Ueberlieferung behandelt.

c. 33. προσαγγελία ἀμφοτέρων τῶν υἱέων.

Hier wird erzählt, wie heroisch Perikles sich auf die Nachricht von dem Tode seiner beiden Söhne Paralos und Xanthippos benommen habe, und die mit Περιχλέα δὲ .... πυθόμενον, ἀμφοτέρους αὐτοῦ τοὺς υἱοὺς μετπλαχέναι τὸν βίον begonnene Periode durch ὥς φησι Πρωταγόρας εἰπὼν οὕτως, worauf ein langes Citat aus Protagoras bis zu dem Worte ἀμχανίην folgt, unterbrochen, hinter dem Citat aber mit den Worten τοῦτον γὰρ εὐθὺς μετὰ τὴν προσαγγελίαν ἀμφοτέρων τῶν υἱέων .... δημηγορεῖν fortgefahren. Jeder Unbefangene sieht, dass der ursprünglich mit Περιχλέα δὲ anhebende, von παρειλήφαμεν abhängige *accusativus c. infinit.* in Folge der Einschachtelung des Protagoreischen Fragments aufgegeben, sein Subject mit τοῦτον wieder aufgenommen, der Inhalt von πυθόμενον ἀμφοτέρους αὐτοῦ τοὺς υἱοὺς μετπλαχέναι τὸν βίον aber durch εὐθὺς μετὰ τὴν προσαγγελίαν ἀμφοτέρων τῶν υἱέων recapitulirt wird. Auch dass γὰρ statt δὲ nach τοῦτον eintritt, beweist dies Aufgeben des ursprünglich beabsichtigten Zusammenhangs; denn γὰρ setzt der



Autor mit Anknüpfung an den letzten, unmittelbar voranstehenden Satz des Protagoras, unbekümmert darum, dass er oben mit Anknüpfung an den dort vorausgehenden Satz Παρικλέα δέ gesagt hat. — Horcher nun verfährt durchaus summarisch: er schließt Alles von ὡς φησι Πρωταγόρας bis ἀμηχανίην in Klammern und wirft τοῦτον γὰρ εὐθὺς μετὰ τὴν προσαγγελίαν ἀμφοτέρων τῶν υἱέων aus dem Text heraus, wie es scheint nach seinem subjectiven Ermessen, dass diese Worte, wenn auch vielleicht erklärbar, für das, was der Autor sagen wolle und müsse, entbehrlich seien. Oder sollte etwa der objective Genetiv ἀμφοτέρων τῶν υἱέων bei προσαγγελία [das Wort auch Num. XV, 44 Sint.] Grund zur Athetese gewesen sein? Doch wenn Thuc. I, 64. 1 ἤλθε δὲ καὶ τοῖς Ἀθηναίοις εὐθὺς ἡ ἀγγελία τῶν πόλεων ὅτι ἀφυστάσιν, oder IX, 45. 1 ἐς τὰς Ἀθήνας ταχὺ ἀγγελία τῆς Χίου (d. i. über Chios) ἀφικνεῖται und Xen. Mem. II, 7. 43 οὐ λέγεις αὐτοῖς τὸν τοῦ κυνὸς λόγον steht, wie möchte man sich wohl über προσαγγελία τῶν υἱέων wundern? Daher ist denn auch Reiskes Vermuthung (Animadvn. II 466) »*post προσαγγελίαν videtur τοῦ θανάτου deesse*« als unnütz abzulehnen.

#### c. 10. δυσανιῶν. μήποτε.

127, 43 (244, 7) τί γὰρ τὸ χαλεπὸν ἐστὶ καὶ τὸ δυσανιῶν [καὶ] ἐν τῇ τεθνάναι; τὰ γὰρ τοῦ θανάτου μήποτε καὶ λίαν ὄντα ἡμῖν συνήθη καὶ συμφυῇ πάλιν οὐκ οἶδ' ὅπως δυσαλγῇ δοκεῖ εἶναι. Hier kann ich mich fürs Erste mit dem Participium δυσανιῶν, wofür Paris. 1675 ἀνιῶν bietet, nicht befreunden, einmal, weil Plutarch bei Zusammenstellung von zwei und drei Synonymis, wie er sie bekanntlich ausnehmend liebt, nicht ein Adjectivum und Participium, sondern Bestandtheile aus gleichen Wörterklassen zu wählen pflegt, dann aber, weil mir das Verbum δυσανιάω, welches die Wörterbücher nur aus unsrer Stelle kennen, verdächtig erscheint. Ich vermute daher, dass τὸ χαλεπὸν ἐστὶ καὶ δυσάντητον oder δυσάτον, vielleicht — mit Rücksicht auf die Variante des Par. 1675 — καὶ ἀνιάρων zu schreiben ist. τὰ τῆς ψυχῆς ἀχθεῖνὰ πάθη καὶ δυσάντητα begegnen uns 144, 36 (274, 5). δυσάτος findet sich zwar bei Plutarch selbst nicht, wohl aber bei seinem steten Vorbilde Plato, und zwar gerade in Verbindung mit χαλεπός, Ges. V 734 (p. 379, 49 Bekk.) τὰ τῶν ἄλλων χαλεπὰ καὶ δυσάτα ἢ καὶ τὸ παράπαν ἀνάτα ἀδικήματα οὐκ ἔστιν ἄλλως ἐκφυγεῖν, vgl. auch ebend. XI, 916 (236, 7 Bekk.) νόημα μακρὸν καὶ δυσάτον κατὰ τὸ σῶμα ἢ κατὰ τὴν διάνοιαν. Für ἀνιάρων bedarf es der Nachweisungen nicht. — Die zweite Corruptel



unsrer Stelle steckt in μήποτε: Bekannt ist der spätre, schon bei Aristoteles beginnende, Gebrauch dieses Wortes, demzufolge es, mit Bonitz Index Arist. p. 464 unt. μή zu sprechen, *mon praegresso verbo, unde interrogatio suspensa sit, cum indicativo conjunctum dubitanter et modestius affirmantis est*, und gewöhnlich *«möglichlicherweise, vielleicht»* zu übersetzen ist. So in unsrer Consolatio 129, 4 (247, 16) εἴ γε μὴν ἀποδημία προσείκειν ὁ θάνατος, οὐδ' οὕτως ἐστὶ κακὸν μήποτε δὲ τοῦναντίον ἀγαθόν, wo die Ausgaben, auch noch die Herchersche, fälschlich nach κακὸν stark interponiren. Athen. VII 324 D τὴν τρίτην φησὶν Ἀριστοτέλης τρις τίτταιν τοῦ ἔτους . . . μήποτ' οὖν ἐντεῦθεν ἐστὶ καὶ τὸ τῆς ὀνομασίας. Aristot. eth. Nic. X, 4 (170, 13 Bekk.) δεῖν (λέγουσι) εἰς τοῦναντίον ἄγειν . . . μήποτε δὲ οὐ καλῶς τοῦτο λέγεται. Andere aristotelische Beispiele bei Bonitz a. a. O. Indess dieser Gebrauch hilft für die gegenwärtige Stelle nichts, die nur den Sinn haben kann, dass, weil uns Menschen der Gedanke an den Tod von unserer Geburt an durchaus geläufig ist, uns auch sein Eintritt nicht besondere Schmerzen bereiten kann. Man erwartet also für μήποτε entweder ein zu τὰ τοῦ θανάτου gehörendes Substantiv im Neutrum des Pluralis — wo dann καὶ vor λαν als *etiam* zu fassen wäre — oder ein dem συνήθη und συμφυῇ synonymes Adjectiv, gleichfalls im Neutrum Pluralis, so dass τὰ τοῦ θανάτου einen Begriff für sich bildet, oder endlich ein dem ὄντα paralleles Participium. Rathlos, was hier die Wahrheit ist oder ihr zunächst kommt, greife ich noch zu der Vermuthung, dass μήποτε, durch dessen Wegfall weder Sinn noch Zusammenhang in irgend welcher Beziehung alterirt würde, einfach aus dem Texte zu streichen ist. Derselben Maafsregel scheint auch das vor ἐν τῇ τεθνάναι stehende καὶ verfallen zu müssen. Schon Reiske forderte die Beseitigung dieses καὶ, und Hercher hat sie ausgeführt. Vielleicht aber ist, mit Umstellung der Partikel, τί γὰρ καὶ χαλεπὸν καὶ κτλ. zu schreiben.

### c. 13. ἀδούλωτον.

Der 129, 5 (247, 17) in den Ausgaben vor Dübner mit den Worten τὸ γὰρ μὴ δεδουλῶσθαι σαρκὶ καὶ τοῖς πάθεσι ταύτης διάγειν beginnende Satz verlangte, um nicht anakoluthisch zu verlaufen, eine Verbesserung J. C. Orelli, welcher bemerkte (*Spicil. crit.* an der Ausgabe der Consolatio von Usteri Turic. 1830, p. 120), dass der Fehler in δεδουλῶσθαι stecke, schrieb dafür δεδουλωμένον, was auch Hercher in den Text gesetzt hat. Mir will die Dübnersche Emen-

dation, von der ich nicht weiß, ob sie aus Handschriften oder von dem Herausgeber selbst herrührt, τὸ γὰρ ἀδούλωτον, mehr zusagen, weil Plutarch ἀδούλωτος auch sonst gebraucht. Romul. VII heisst es ἔνορῶν (Numitor) τῷ προσώπῳ (des Remus) τὸ θαρραλέον καὶ ἰταμόν τῆς ψυχῆς ἀδούλωτον καὶ ἀπαθὲς ὑπὸ τῶν παρόντων. Amator. 754 B ἀνδρὶ . . . . προσήκει . . . . ἑαυτὸν ἐγκρατεῖα καὶ φρονήσει . . . . ἶσον παρέχειν καὶ ἀδούλωτον.

#### c. 14. Εὐθύνοος.

Von den Versuchen, die erste Zeile des über Euthynooos gegebenen Orakelspruchs 130, 53 (251, 5) wiederherzustellen, müssen die drei Reiskischen (Animm. II p. 163) ebenso als misslungen bezeichnet werden, obwohl der von ihm zuerst gegebene ἡ που νήπιος εἰ σὺ καὶ ἡλίθιοι φρένες ἀνδρῶν dem Richtigen noch am Nächsten kommt, wie der von Davis ἡ που νήπια 'Ηλύσι' ἡλίθιοι φρένες ἀνδρῶν, welchen Wytttenbach zur Aufnahme empfahl. Dieses Einverständnis legt vielmehr deutlich Zeugnis ab von Wytttenbachs mangelhafter Kenntniss der Metrik, von der sich auch sonst Proben in seinem Commentar finden. Auch der Vorschlag von Hercher ἡ που νηπιέσιν ἀλούουσιν φρένες ἀνδρῶν wird zwar dem geforderten Sinn und Metrum durchaus gerecht, empfiehlt sich aber nicht so durch seine Wahrscheinlichkeit wie der von Gust. Wolff zu Porphyrr. de phil. ex orac. hauriend. p. 92: ἡ που νήπια εἰσι καὶ ἡλίθιοι φρένες ἀνδρῶν. — Im dritten Verse desselben Orakels lässt sich gegen die von demselben Wolff, wie die *varr. lectt.* angehen aber schon früher von Turnebus vorgenommene Veränderung des οὔτε in οὐδέ, welche Hercher acceptirt, nichts einwenden, gegen die des οὐκ ἦν γάρ aber in οὐ γὰρ ἔην, die der letztre gleichfalls für gut befunden hat gleich in den Text zu setzen, glauben wir, wie im Vorangehenden schon einige Male geschehen ist, bemerken zu müssen, dass wir uns von ihrer Nothwendigkeit nicht überzeugen können.

#### c. 15. Tautologien.

134, 8 (251, 13) fgg. scheidet Hercher zunächst nach καχόν ἐστίν das ὁ θάνατος der früheren Ausgaben aus, dessen Wiederholung nach den Anfangsworten εἰ γε μὴν ὁ θάνατος allerdings einem aufmerksamen Leser nicht erforderlich erscheinen wird; gewaltsamer aber erscheint es, wenn mit Hercher die auf φροντίδος folgende ganze Periode ὥσπερ γὰρ οὐτ' ἀγαθὸν ἡμῖν ἔπεστιν οὕτως οὐδὲ καχόν

demselben Verfahren zum Opfer fallen soll, ohne dass die handschriftliche Ueberlieferung dafür irgend einen Anhalt bietet. Aber auch der logische Zusammenhang nicht. Nachdem der Autor an der Hand der Sokratischen Lehre in der Apologie die beiden ersten Annahmen rücksichtlich des Todes besprochen hat, kommt er auf die dritte und letzte: »wenn der Tod *τελεία τις φθορά καὶ διάλυσις τοῦ τε σώματος καὶ τῆς ψυχῆς* ist, tritt ihm zufolge Gefühllosigkeit und Freiheit von Trauer und Sorge ein. Denn wie es da kein Gutes mehr für uns giebt, ebenso auch kein Böses; denn das Seiende und Bestehende unterliegt zwar wie dem Guten, so auch dem Bösen; was aber nicht mehr ist und besteht, hat an keinem von Beidem Theil.« Jeder sieht, dass der in den Worten *ὥσπερ γὰρ οὐτ' . . . οὐδὲ κακόν* enthaltene Gedanke in dem Satzsatz *περὶ τὸ μὴ ὄν ἀλλ' ἡρμένον ἐκ τῶν ὄντων οὐδέτερον* [nicht *οὐδ' ἕτερον*, wie Hercher, auf Wyllenbach zurückgehend, schreibt] *τούτων ὑπάρχει* wiederkehrt, wird aber bei vorsichtiger Kritik auf diese Beobachtung nicht gleich die Berechtigung gründen, einen von beiden Sätzen aus dem Text zu streichen. Man kennt Plutarchs breite und redselige Manier und wird gerade bei ihm am allerwenigsten an Wiederholungen solcher Art Anstoß nehmen dürfen, sich vielmehr hüten müssen, die Breite seiner Darlegung auf das dem subjectiven Gefühl gebührlich scheinende Maass beschneiden zu wollen. Mit demselben Rechte könnte man im Folgenden 134, 17 (254, 21) die Worte *καθάπερ τὰ πρὸ ἡμῶν οὐδὲν ἦν πρὸς ἡμᾶς οὕτως οὐδὲ τὰ μεθ' ἡμᾶς ἔσται πρὸς ἡμᾶς* als unnütze Tautologie beseitigen, denn sie wiederholen in der That nur den Gedanken der unmittelbar vorausgehenden Worte *ὥσπερ οὐδὲν ἡμῖν ἦν πρὸ τῆς γενέσεως οὔτε ἀγαθὸν οὔτε κακόν, οὕτως οὐδὲ μετὰ τὴν τελευτήν*. Ja nach Anführung der beiden Dichterstellen kehrt derselbe Gedanke sogar zum dritten Male wieder; oder ist es etwa ein neuer Gedanke, wenn der Autor sagt: *ἡ γὰρ αὐτὴ κατὰσταίς ἐστι τῇ πρὸ τῆς γενέσεως ἢ μετὰ τὴν τελευτήν*?

#### c. 17. ἐν βραχεὶ φορᾶς.

133, 6 (255, 40) gebraucht Plutarch, nachdem er darauf hingewiesen, dass es beim Leben mehr auf die *εὐχαιρία* als auf die *εὐγρηρία* ankomme, die Vergleichung: *καὶ γὰρ ἄριστα φυτῶν (scil. ἐστὶ) τὰ πλείστον καρπὸν ἐν βραχεὶ φορᾶς ποιούμενα, καὶ ζῶων, ἀφ' ὧν ἐν οὐ πολλῷ χρόνῳ πολλὴν πρὸς τὸν βίον ὠφέλειαν ἔχομεν*. So lauten die Worte noch bei Dübner, Hercher emendirt und setzt in den



Text τὰ πλείστην καρπῶν ἐν βραχεῖ φoρὰν ποιούμενα, und entledigt sich auf diese Weise des, wie zugegeben ist, auf den ersten Blick auffälligen Ausdrucks ἐν βραχεῖ φoρὰς. Ich glaube indess auch hier Hercher gegenüber die Vulgate gegen unberechtigte Neuerungen in Schutz nehmen zu müssen. Zunächst ist es die Stellung von φoρὰν, was mir an der Hercherschen Aenderung missfällt; natürlicher wäre es zu sagen φυτῶν ἄριστα (ἔστι) τὰ πλείστην καρπῶν φoρὰν ἐν βραχεῖ ποιούμενα. Aber ich glaube, ohne den erwähnten Punkt besonders urgiren zu wollen, dass ein zweiter, viel mehr überzeugender Grund sich gegen Hercher anführen lässt, dem ich erst eine Bemerkung über die Bedeutung von φoρὰ vorausschicken möchte. φoρὰ kann entweder activisch Hervorbringen, Früchtetragen, Fruchtbarkeit, oder passivisch reichlicher Ertrag, Fülle heissen. In der ersteren Bedeutung gebraucht es Aristoteles, wenn er von δένδρων und ἐλαιῶν φoρὰ, von φoρὰ ἀραχνίων, βατράχων spricht (die Stellen bei Bonitz Ind. Arist. p. 830 oben). Ebenso sagt Plato, Staat VIII, 546 A: οὐ μόνον φυτοῖς ἐγγελοῖς ἀλλὰ καὶ ἐν ἐπιγελοῖς ζῴσις φoρὰ καὶ ἀφορία ψυχῆς τε καὶ σωμάτων γίγνεται, und »Hervorbringung, Fruchtbarkeit« bedeutet φoρὰ auch in unserer Stelle. Nun ist aber zweitens [τὸ] βραχὺ φoρὰς nichts weiter als eine Umschreibung für [ἡ] βραχεῖα φoρὰ, eine Umschreibung, die sich bei Plutarch außerordentlich oft findet. Die Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Behauptung gewinnt man, wenn man nur folgende Beispiele vergleicht: τὸ φιλόσκητον καὶ πεφροντικὸς τῆς σωτηρίας de sol. an. 983 B, τὰ λεπτὰ τῶν ἐνισχομένων τοῖς ὁδοῦσι σαρκῶν ebend. 980 E, Ἐπικούροσ τὰ γὰθὸν ἐν τῇ βαθυτάτῃ τῆς ἡσυχίας . . . τιθέμενος c. princ. phil. esse diss. 778 C, οἱ χαρίεντες . . . διὰ τοῦ πιθανοῦ μᾶλλον ἢ βιαστικοῦ τῶν ἀποδείξεων ἄγουσι τὸν λόγον Symposs. I 614 C. Denn ἐν τῇ βαθυτάτῃ τῆς ἡσυχίας ist offenbar gleichbedeutend mit ἐν τῇ βαθυτάτῃ ἡσυχίᾳ, und τὰ λεπτὰ τῶν σαρκῶν dasselbe wie αἱ λεπταὶ σάρκες (dünne Fleischstücke). Die überlieferte Lesart unserer Stelle beruht also auf einer Eigentümlichkeit des Plutarcheischen Stiles und ist nicht anzufechten, die Herchersche Emendation dagegen verwischt, dem Streben zu Liebe, den Schriftsteller nichts der gewöhnlichen Redeweise Widersprechendes sagen zu lassen, den individuellen Charakter des Autors.



## c. 17. πάντως ἄν.

133, 21 (255, 26). Hat Hercher gegen die frühere Interpuncti-  
onsweise, welche das zu dieser großen, bei ἐπεὶ καὶ τῶν ζώων  
ἐκείνων (33, 13 (255, 17) beginnenden Periode gehörende Frage-  
zeichen unberechtigt hinter ἐνῆν setzte, weil so nicht einzusehen  
war, warum der Satz mit ὥστε von der Frage ausgeschlossen sein  
sollte, richtig nach εὐδαιμονίζεσθαι gesetzt: so muß ich dagegen die  
Wiederherstellung des ἄν zwischen πάντως und εὐδαιμονίζεσθαι, das  
Hercher tilgen zu müssen glaube, fordern. ὥστε τὰ διημερεύσαντα  
πάντως ἄν εὐδαιμονίζεσθαι, aus dem *optat. potentialis* entstanden, soll  
im Gegensatz zu den Worten (ὥστε) τὰ πρὸ μέσης τῆς ἡμέρας ἐκλεί-  
ποντα θρήνους παρέχειν, welche den Erfolg als bestimmt hinstellen,  
nur die Möglichkeit desselben angeben. πάντως ἄν auch 135, 52  
(260, 19), 136, 1 (260, 22), 136, 33 (261, 22).

## c. 24. μέτριον, μέτρον.

136, 35 (261, 24) und 137, 2 (262, 17) geben die Ausgaben  
vor Dübner an beiden Stellen πέρα τοῦ φυσικοῦ καὶ μετρίου, Dübner  
an der zweiten πέρα τοῦ φυσικοῦ μετρίου, Hercher an beiden πέρα  
τοῦ φυσικοῦ μέτρου, und zwar an der ersten unter Angabe der bis-  
herigen Lesart, an der andern stillschweigend. Ist es wahrschein-  
lich, dass sich der Autor in seiner Ausdrucksweise gleich ge-  
blieben ist, und hat die Herchersche Aenderung nicht bloß den  
allgemeinen, sondern auch, wenn man 122, 10 (234, 16) (τὸ ἀλγεῖν)  
φυσικὴν ἔχει τὴν ἀρχὴν τῆς λύπης vergleicht, speciell den Sprachge-  
brauch dieser Schrift auf ihrer Seite, so weiß ich doch nicht, ob  
nicht bei der sonstigen Vorliebe Plutarchs für die Verwendung der  
Neutra der Adjectiva an Stelle der Substantiva das πέρα τοῦ φυσι-  
κοῦ καὶ μετρίου — selbstverständlich an beiden Stellen — aufrecht  
zu erhalten ist. Eine Parallele bietet Aristoteles de part. ann. 1, 5.  
Man müsse, sagt der Philosoph, μὴ δυσχεραίνειν παιδικῶς τὴν περὶ  
τῶν ἀτιμωτέρων ζώων ἐπίσκεψιν, und schließt dann προλεῖν δεῖ μὴ  
δυσωπούμενον, ὡς ἐν ἅπασιν ὄντος τινὸς φυσικοῦ καὶ καλοῦ.

## c. 25. ὁ ἐπικλωσθεὶς τῆς ζωῆς βίος.

136, 49. 50 (262, 11. 12. 13) sagt unser Autor ἀνάγκη, τοὺς εἰληχότας τὸν θνητὸν βίον ὑπομένειν, ἕως ἂν ἐκπλήσῃσι τὸν ἐπικλωσθέντα τῆς ζωῆς βίον. Hercher meinte βίον in μίτον (Faden) emendiren zu müssen. So sehr diese Aenderung den Scharfsinn ihres Urhebers verräth und so einschmeichelnd sie auf den ersten Blick ist, so glaube ich doch ihrer Verlockung zur Beseitigung der bisherigen Lesart βίον widerstehen zu müssen. Nahm Hercher offenbar Anstoß an der Verbindung τὸν ἐπικλωσθέντα τῆς ζωῆς βίον, so nehme ich ihn bei seiner Emendation an dem Ausdruck ἐκπιμπλάναι τῆς ζωῆς μίτον. Zu sagen ἐκπιμπλάναι τὸν βίον halte ich für unzweifelhaft, aber ἐκπιμπλάναι τὸν μίτον, den Faden ausfüllen, für unmöglich. Dass es ferner mit ὁ ἐπικλωσθεὶς βίος seine Richtigkeit hat, zeigt de audd. poett. 26, 28 (50, 3) οὐ γὰρ ἀπλῶς εἶπε πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπὸ θεῶν ἐπικελῶσθαι λυπηρὸν βίον. Mag hier immerhin der besagte Ausdruck durch die Erörterung über das homerische ὧς γὰρ ἐπεκλώσαντο θεοὶ δειλοῖσι βροτοῖσι veranlasst sein, an der Thatsache, dass Plutarch so spricht, wird dadurch nichts geändert. Aber auch ὁ ζωῆς βίος ist nicht so unerhört, wie Hercher anzunehmen scheint, denn auch der Verfasser der Epinomis sagt 982 A (355, 12 Bekk.) ἧ γὰρ ἀνώλεθρον ... ἕκαστον αὐτῶν εἶναι καὶ θεῖον τὸ παράπαν ..., ἧ τινα μακράωνα βίον ἔχειν ἱκανὸν ἐκάστω ζωῆς. Mit Vertauschung ihrer Rollen finden sich beide Nomina neben einander bei Plato im Timäus p. 44 C (49, 7 Bekk.): ἂν μὲν ... ξυνεπιλαμπάνηται τις ὀρθῇ τροφῇ παιδεύσεως, ὁλόκληρος ... γίγνεται (ἄνθρωπος), καταμελήσας δέ, χωλὴν τοῦ βίου διαπορευθεὶς ζωὴν, ἀτελεῆς ... εἰς Αἴδου πάλιν ἔρχεται, wo Stallbaum (p. 190) diese Verbindung bespricht und angiebt, dass Henr. Stephanus die Lesart ζωὴν gegen ὁδόν, was Proclus dafür las, durch unsre Stelle der Consolatio geschützt habe. — Unerwähnt sei schliesslich nicht, dass der folgende Relativsatz ὃν ἔδωκεν ἡμῖν ἡ φύσις κτλ. mit seinem ἔδωκε sich unbedenklich einem vorangehenden βίον anreihen kann, schwerlich aber mit μίτον sich verträgt. Es muss also hiernach bei der Lesart βίον verbleiben.

## c. 26. καίτοι γε. δηλαδὴ. εἰωθός.

137, 13 (263, 1) fgg. belehrt Plutarch den Apollonius τὸ δὴ ἀτελεύτητον νομίζειν τὸ πάνθος ἀνοίας ἐστὶν ἐσχάτης, καίτοι γε ὁρῶντας, ὥς καὶ οἱ βαρυλυπότατοι .... πραότατοι πολλάκις γίγνονται. Bei

Hercher ist καίτοι γε aus dem Texte verschwunden und dafür καὶ ταῦθ' zu lesen. Hätte der Herausgeber, der sich der Bekanntschaft gerade mit den späteren griechischen Autoren und ihrer Sprache rühmen darf, sich an den nachclassischen Gebrauch von καίτοι und καίτοι γε erinnert, er würde sicher die Aenderung unterlassen haben. Nach diesem Gebrauche, der bei Aristoteles beginnt, können καίτοι und καίτοι γε in der Bedeutung »obgleich«, genau wie καίπερ, auch zum Participium und zum Genetivus absolutus treten, während die Sprache der classischen Periode sie nur bei selbständigen Sätzen gestattet. Einige Beispiele zur Erläuterung. p. 125, 51 (241, 26) unserer Schrift heisst es ὁ δὲ μετὰ τοῦτον (Ἵμῃρον) καὶ τῇ δόξῃ καὶ τῇ χρόνῳ καίτοι τῶν Μουσῶν ἀναγορεύων ἑαυτὸν μαθητὴν Ἡσίοδος, καὶ οὗτος ... ἀποφαίνει, wo es Hercher nicht beanstandet hat. — praec. conj. 140 F (321, 24 Herch.) ὥσπερ τὸ χρᾶμα καίτοι ὕδατος μετέχον πλείονος οἶνον καλοῦμεν, οὕτω κτλ. — de Stoic. rep. 1038 F τὸ μὲν λέγειν αὐτὸν (Χρύσιππον), .... αὖξασθαι τὰς ἀρετὰς καὶ διαβαίνειν, ἀφίγημι, μὴ δόξω τῶν ὀνομάτων ἐπιλαμβάνεσθαι, καίτοι πικρῶς ἐν τῇ γένει τούτῳ καὶ Πλάτωνα ... τοῦ Χρυσίππου δάκνοντος. — Arrian. an. I, 5. 7 οἱ πολέμιοι .... ὥρμητο μὲν ὡς δεξόμενοι εἰς χεῖρας τοὺς Μακεδόνας, ὁμοῦ δὲ γενομένων ἐξέλιπον καίτοι καρτερὰ ὄντα τὰ κατελιγμένα χωρία. Zahlreiche Beispiele aus Aristoteles giebt Bonitz im Ind. Arist. p. 358. — Plutarch sagt also dem Apollonius: »dass wir (man), obgleich wir sehen (man sieht), dass auch die Traurigsten und Betrübtesten oft durch die Zeit sehr ruhig werden und bei denselben Grabmälern, bei denen sie in Zerknirschung verweilten, glänzende Gelage veranstalten, gleichwohl die Trauer für endlos halten (hält), ist Zeichen von äusserstem Unverstande.« Der Einwand, dass dann καίτοι γε ὀρῶντας hinter νομίζειν oder τὸ πένθος stehen müsste, nicht hinter ἀνοίας ἐστὶν ἐσχάτης, widerlegt sich dadurch, dass bei der Ausdehnung, welche der Autor der von ὀρῶντας abgängigen Periode ὡς .... γίγνονται .... καὶ ... συνίστανται ... gegeben hat, der nur aus drei Wörtern bestehende Nachsatz ἀνοίας ἐστὶν ἐσχάτης zu weit ans Ende gerathen wäre, und dadurch er selbst an dem beabsichtigten Nachdruck, die gesammte Periode aber an der nöthigen Uebersicht und Abrundung verloren hätte.

Die Darlegung schliesst damit, es sei wahnsinnig τὸ οὕτως ὑπολαμβάνειν παράμονον ἔχειν τὸ πένθος. Gleich darauf 137, 21 (263, 8) heisst es ἀλλ' εἰ λογιζοιθ' ὅτι (τὸ πένθος) παύσεται τινος γενομένου, προσαναλογίσαιτ' ἂν χρόνου δηλαδὴ τι ποιήσαντος, Worte, deren Sinn durchaus klar ist. »Ueberlegten die Menschen, dass die Trauer aufhören wird, wenn etwas geschieht, so würden sie zugleich erwä-



gen, dass nur die Zeit hier helfend eintreten kann. Aber es will mir hart scheinen, dass die Worte χρόνου δηλαδὴ τι ποιήσαντος so unvermittelt neben προσαναλογίζαιντ' ἄν treten sollen. Ich vermuthe daher, dass, wenn nicht τι παύσεται, doch gewiss ὅτι, mit Supplirung von παύσεται, zwischen προσαναλογίζαιντ' ἄν und χρόνου δηλαδὴ einzufügen ist. Diese Conjectur scheint sich durch grössere Einfachheit zu empfehlen, als die von Orelli (Spicil. p. 120), welcher entweder προσαναλογίζαιντ' ἄν χρόνου. Δηλαδὴ τί ποιήσαντος; — τὸ μὲν γὰρ κτλ., oder προσαναλ. ἄν χρόνου. χρόνου δηλαδὴ τί ποιήσαντος; beide Male mit fragendem τί schreiben wollte. Denn weder will hier der plötzliche Eintritt einer directen Frage passen, noch entspricht bei der ersten Conjectur die Stellung von δηλαδὴ dem sonstigen Sprachgebrauche. Für diesen verweise ich rücksichtlich Plutarchs auf Crass. XXII, 32 Sint. ὑμεῖς διὰ Καμπανίας ὁδεύειν οἴσθε κτήνας καὶνάματα καὶ λούτρα δηλαδὴ καὶ πανδοκεῖα ποθοῦντες; wo δηλαδὴ zwar auch in der Frage steht, man aber nicht übersehen darf, dass der ganze Satz die Form einer ironischen Frage hat. — Symposs. II prooem. (762, 4 Duebn.) τῶν εἰς τὰ δεῖπνα . . . παρασκευαζομένων . . . τὰ μὲν ἀναγκαίαν ἔχει τάξιν, ὥσπερ οἶνος . . . καὶ στρωματὰ δηλαδὴ καὶ τράπεζαι, τὰ δ' ἐπεισόδια γέγονεν.

Wir können dieses Capitel unserer Trostschrift nicht verlassen, ohne die unmittelbar folgenden Worte 137, 23 (263, 40) noch zu berühren. Plutarch hatte also gesagt, die Zeit müsse offenbar und selbstverständlich (δηλαδὴ) als Arzt der Trauer eintreten. Denn, deducirt er weiter, das Factum, dass der Betrauerte todt sei, könne selbst ein Gott nicht ungeschehen machen (τὸ γὰρ γεγενημένον οὐδὲ θεῶν δύνατόν ἐστι ποιᾶν ἀγένητον, wo Hercher mit Recht das überlieferte μὲν zwischen τό und γὰρ tilgt). Hierauf fährt er fort: οὐκοῦν τὸ νῦν παρ' ἁλπίδα συμβεβηκὸς καὶ παρὰ τὴν ἡμετέραν δόξαν ἔδειξε τὸ εἰωθὸς περὶ πολλοὺς γίνεσθαι δι' αὐτῶν τῶν ἔργων, will also sagen, auch dieser unerwartete Tod des jungen Sohnes sei nichts Ungewöhnliches, wie Apollonius behauptet hatte, sondern liefere einen Beitrag für eine gewöhnliche und alltägliche Erfahrung, nämlich die, dass vielen Eltern Kinder frühzeitig sterben, deren Leben sie gern verlängert gesehen hätten. Diese Erfahrung aber dem untröstlichen Apollonius eindringlich zu beweisen und so seine Trauer zu mildern, sei nur die Zeit im Stande, indem sie ihm Fälle vorführe, wo Väter, gleich wie er, ihre Söhne durch einen ἄωρος θάνατος verloren hätten. — So suche ich das οὐκοῦν an der Spitze des Satzes zu erklären, leugne aber nicht, dass diese Partikel, wie die Schlussworte δι' αὐτῶν τῶν ἔργων, mir bedenklich erscheinen und dass



möglicherweise die ganze Stelle von μεμνηότος οὖν ἐστὶ an eine ärgere Zerrüttung, als es scheint, durch die Abschreiber erlitten hat. Dagegen kann über τὸ εἰωθὸς περὶ πολλοὺς γίνεσθαι ein Zweifel, wie ihn Wyttienbach äußerte, ob diese Worte Subject oder Object seien, nicht vorhanden sein, da sie offenbar Accusativus zu εἰδείτε sind. Den gleichen Gebrauch von εἶωθα haben wir 121, 10 (233, 15) χρόνος ὁ πάντα πεκαίνειν εἰωθώς, 139, 34 (267, 12) παρὰ τὴν ἄνοιαν τῶν εἰωθότων ἐν τῇ βίῃ συμβαίνειν, Plato Gess. XI p. 236, 2 Bkk. τῶν περὶ τὰ τοιαῦτα ἐγκλημάτων εἰωθότων γίνεσθαι χάριν, Porphyrg. ad Marc. 2 (p. 194, 10 Nck.) οὐδὲν παρῆται τῶν εἰς τὸ δρᾶμα συμβαίνειν εἰωθότων.

c. 32. μηδὲ τὸ ἀλγοῦν ἀποθεραπεύειν.

141, 34 (270, 29) stand bisher in allen Texten μηδὲ τὸ ἀλγοῦν τῆς ψυχῆς ἀποθεραπεύειν, bei Hercher lautet es jetzt dafür δι' ὧν δεῖ τὸ ἀλγοῦν τῆς ψ. ἀποθεραπεύειν, was, wie Wyttienbach p. 782 der Animadvv. angiebt, die Lesart des Paris. 1956 ist. Zur Entscheidung der Frage, ob das Herchersche Verfahren, dem Paris. zu folgen, Billigung verdient, oder die Vulgate zu schützen ist, scheint ein Blick auf die ganze 141, 24 (270, 22) mit καλὸν δὲ καὶ μεμνησθαι beginnende Periode nothwendig. Diese verläuft, wie ich glaube, so: καλὸν . . . [ἡμᾶς] μεμνησθαι τῶν λόγων, οἷς . . . ἐχρησάμεθα . . . παραμυθούμενοι καὶ πειθόντες . . . κοινῶς φέρειν . . . καὶ ἀνθρωπίνως, καὶ μὴ δύνασθαι τοῖς μὲν ἄλλοις ἐπαρκεῖν . . . ἑαυτοῖς δὲ τὴν τούτων ὑπόμνησιν μηδὲν ὄφελος εἶναι μηδὲ ἀποθεραπεύειν τὸ ἀλγοῦν τῆς ψυχῆς παιωνίοις λόγου φαρμάκοις: angemessen ist es auch, dass wir der Worte eingedenk sind, deren wir uns, naturgemäß, gegen Verwandte und Freunde, wenn sie in ähnlicher Lage waren, bedienten, indem wir [sie] trösteten und ermunterten, die gemeinsamen Zufälle des Lebens gemeinsam und die menschlichen menschlich zu tragen, und dass wir nicht den Anderen zwar zur Kummerlosigkeit zu verhelfen vermögen, für uns selbst aber die Erinnerung an diese [Worte] kein Vortheil ist, und wir den Gram des Herzens nicht durch heilsame Mittel der Rede stillen.« Nämlich καὶ vor μὴ verbindet μεμνησθαι und μὴ δύνασθαι; ἑαυτοῖς steht entweder, wie oft bei Spätern, für ἡμῖν αὐτοῖς, oder zur Bezeichnung einer allgemeinen Person, wie das deutsche »Einem«; τούτων bezieht sich auf τῶν λόγων zurück und μηδὲ ἀποθεραπεύειν reiht sich dem καλὸν . . . μὴ δύνασθαι an. Störend ist hierbei nur der Subjectswechsel, eine Härte, die bei Plutarch minder anstößig ist und vielleicht dadurch gemildert wird, dass τὴν τούτων ὑπόμνησιν als Subject auch zu μὴ δύνασθαι ἐπαρ-

καὶν bezogen werden muß, während natürlich bei μηδὲ ἀποθεραπεύειν wieder ἡμᾶς als Subject zu denken ist. Abgesehen aber von diesem Wechsel kann, wenn anders wir die Periode richtig construiert haben, kein Zweifel darüber sein, dass die Lesart des Paris. 1956 δι' ὧν δεῖ ἀποθεραπεύειν sich als Interpolation von der Hand dessen erweist, der, ohne sich den Gedankengang des Ganzen zu vergegenwärtigen, an der Negation μηδέ Anstoß nahm und in der Meinung, der Schriftsteller wolle das ἀποθεραπεύειν und nicht das μὴ ἀποθεραπεύειν empfehlen, diese Veränderung vornahm. Denn wie verträgt sich hierbei δι' ὧν mit dem instrumentalis παιωνίους λόγου φαρμάχοις? welche Beziehung soll bei dieser Lesart τούτων haben? τῶν λόγων (wie wir thun) zu ergänzen, ist nicht möglich, weil kein Vernünftiger sagen kann μηδὲν ὀφελός ἐστιν ἢ τούτων τῶν λόγων ὑπόμνησις, δι' ὧν δεῖ ἀποθεραπεύειν παιωνίους λόγου φαρμάχοις. Es kommt dazu, dass δεῖ sich wenig empfiehlt, wenn es gleich darauf ὡς πάντων μᾶλλον ἢ ἀλυπίας ἀναβολὴν δεῖ ποιῆσθαι heisst. Darf man sich freilich in dieser Schrift über Wiederholungen desselben Wortes innerhalb eines gemessenen Umfanges nicht wundern, so scheint mir doch gerade bei unserer Stelle das unmittelbar folgende δεῖ gegen die Lesart δι' ὧν δεῖ ins Gewicht zu fallen. Uebrigens äussert sich in Bezug auf diese letztere schon Wytttenbach zweifelnd, wenn er von ihr *nec spernam nec desiderem* sagt.

### c. 30. ὅρα τὸ ἐξῆς.

140, 49 (268, 20) fgg. wird der Verwirrung, welche durch die Abschreiber in den Text gebracht worden ist, nach meiner Ansicht allein durch das sehr einfache Mittel abgeholfen und eine richtige Gedankenfolge geschaffen, wenn der Vers μῦθος τρύλγματος πολλοῖσιν ἐπὶ χτεάτεσσιν aus Il. I 482 (nicht 492 wie Hercher angiebt) an die beiden vorausgehenden ebenfalls homerischen Citate Ψ 222/3 und P 37 unmittelbar herangezogen, die Worte Plutarchs καὶ ταῦτα μὲν οὕτω δῆλον εἰ δικαίως ὀδύρεται also um eine Zeile tiefer gerückt werden, das unglückliche ἀλλ' ὅρα τὸ ἐξῆς aber, das die ganze Confusion veranlasst zu haben scheint, aus dem Texte gestrichen wird. Diese Worte verrathen sich sofort als Werk eines Interpolators, sie sind vielleicht die ironische Randbemerkung eines verständigen Lesers, der darin seiner Verwunderung über den Cento des Citats Ausdruck gab, sie fehlen überdies nach Wytttenbachs Angabe, Animm. p. 777, in den beiden Paris. 1671. 1672 und in drei anderen von ihm verglichenen Handschriften. Schreibt man also nunmehr die ganze Stelle: πᾶσα πρόφασις ἰκάνη πρὸς τὸ τὰς λύπας καὶ τοὺς θρήνους

συνεγείρειν. ταῦτα δ' ἐκίνησαν οἱ ποιηταὶ καὶ μάλιστα τούτων ὁ πρῶτος Ὅμηρος λέγων

ὥς δὲ πατὴρ οὗ παιδὸς ὀδύρεται ὅστέα καίων  
 νυμφίου, ὅς τε θανὼν δειλοὺς ἀνάχτηε τοκῆας  
 ἄρρητον δὲ τοκεῦσι γόον καὶ πένθος ἔθηκε,  
 μόνος, τηλύγετος, πολλοῖσιν ἐπὶ κτεάτεσσι...

καὶ ταῦτα μὲν οὕπω ὅγλον εἰ δικαίως ὀδύρεται· τίς γὰρ οἶδεν εἰ ὁ θεὸς κτλ., so ist Alles in schönster Ordnung. Zu εἰ δικαίως ὀδύρεται ist πατὴρ des ersten Verses Subject, und für τίς γὰρ οἶδεν lässt sich keine bessere Beziehung wünschen, als auf ταῦτα οὕπω ὅγλον εἰ δικαίως ὀδύρεται. Dass unser Autor auf den zu ὥς δὲ πατὴρ ὀδύρεται gehörenden Nachsatz mit ὥς verzichtet, das vierzeilige Citat also ohne Schluss bleibt, bedarf kaum der Erinnerung, weil Jeder sieht, dass es ihm nur auf die den Vater und Sohn betreffenden Worte des homerischen Dichters ankommt.

Wenn Dübner das dritte Citat nebst den Worten ἄλλ' ὅρα τὸ ἐξῆς einklammert, um anzudeuten, dass Beides nicht in den Text gehört, so führt er damit nur aus, was Usteri p. 90 seiner Ausgabe als Vermuthung hinstellte, dass das eine wie das andere Zusatz eines Interpolators sei. Meiner Meinung nach lässt sich dies aber nur von ἀλλ' ὅρα τὸ ἐξῆς behaupten. Von welcher Ansicht über diese Stelle Hercher ausgeht, wenn er das zweite Citat ἄρρητον δὲ κτλ. eliminirt, sonst aber die Vulgate mit ihrem ἀλλ' ὅρα τὸ ἐξῆς beibehält, kann ich nicht erkennen.

Mit der eben besprochenen Stelle sind wir bereits in den Bereich der in der Consolatio so überaus zahlreich vertretenen Anführungen aus Dichtern gerathen, wiewohl es unsre Absicht ist, diese und sonstige Citate aus der Umkleidung der Plutarchischen Darstellung herausgelöst zusammenhängend in einem besondern Abschnitte der Prüfung zu unterwerfen.

Die hier gegebenen Beiträge dürfen aber vielleicht als Beweis dafür dienen, dass, da die Aussicht, die Herstellung der moralischen Schriften Plutarchs auf Handschriften zu bauen, sich immer mehr als illusorisch zu erweisen scheint, fast allein durch eine allseitige Erforschung und stets präsente Kenntniss seines Sprachgebrauchs und seiner Vorbilder ein sichres Resultat in plutarchischer Kritik erreicht werden kann.



**BEITRÄGE**  
**ZUR**  
**ERKLÄRUNG UND KRITIK DES SOPHOKLES.**  
**VON**  
**LUDWIG BELLERMANN.**

Der Chorgesang, der hier näher betrachtet werden soll, steht an einem der wichtigsten Wendepunkte des Dramas: Der Kampf, von dem Oedipus vorausblickend sagte: οὐ σμικρός, οὐκ, ἄγων ὅδε, ist beendet; alle Versuche der Thebaner sind abgeschlagen; Kreons Gewalt hat ebensowenig vermocht als die Reuethränen des Polyneikes. Da hebt der Chor an:

Νέα τὰδε νεόθεν ἦλθέ μοι  
βαρύποτμα κακὰ παρ' ἁλαοῦ ξένου,  
εἴ τι μοῖρα μὴ κιχάνει.

Gleich diese ersten Worte bieten dem Verständniß Schwierigkeiten: Es fragt sich zunächst, welches die νέα κακὰ sind, die jetzt neuerdings von Seiten des blinden Fremdlings den Chor betroffen haben. Die am meisten verbreitete Erklärung, wonach der Chor, ergriffen von der erschütternden Scene mit Polyneikes, fürchte, dass aus dem von Oedipus ausgesprochenen Fluche Unheil für das Land entstehen könne, entspricht nicht genügend dem Zusammenhange und noch weniger den Worten. Denn erstens hat der Chor während der vorübergehenden Scene selbst keineswegs Mitgefühl mit Polyneikes gezeigt, er hat vielmehr, nachdem dieser seine Lage in glänzender und ergreifender Rede dargelegt, höchst kühl zum Oedipus bemerkt:

τὸν ἄνδρα τοῦ πέμψαντος οὐνέχ', Οἰδίπους,  
εἰπὼν ὅποια ξύμφορ' ἔκπεμψαι πάλιν.

Es ist also augenscheinlich, dass er einen andern Ausgang der Scene als den wirklich eintretenden nicht im mindesten erwartet hat. Mehr Mitgefühl spricht sich allerdings in den Worten aus, die er nach dem Vaterfluch an den verzweifelnden Sohn richtet:

Πολύνεικες, οὔτε ταῖς παρελθούσαις ὁδοῖς  
 ἐυνήδομαι σοι, νῦν τ' ἔθ' ὡς τάχος πάλιν.

Aber auch hier ist er offenbar weit entfernt, erschüttert zu sein. Zweitens aber, wenn man selbst meint, die Scene könne nicht ohne tiefen Eindruck an den Choreuten vorübergegangen sein, so ist doch gar nicht abzusehen, woher sie glauben sollen, dass der Fluch des Oedipus für sie, für Attika, Unheil bringen könne: sie haben wiederholt gehört, dass Oedipus im Tode dem frommen Athen Heil, den Thebanern aber, insonderheit seinen eigenen Söhnen, Fluch und Verderben bringen werde; wie ist es denkbar, dass sie in diesem Fluch jetzt für sich selbst eine Gefahr erblicken? Es kommt dazu, dass die Berechtigung des Aorists ἤλθε nur mit Zwang zu erklären ist, wenn ausgedrückt werden soll, dass ein neues Uebel für bevorstehend gehalten wird. Denn will man erwidern, der Chor bezeichne den Fluch selbst, der doch der Vergangenheit angehört, als ein κακόν, da aus ihm (seiner Vorstellung nach) ihm Uebel erwachsen würden, so könnte jedenfalls dieser längst erwartete, mit allen bisherigen Kämpfen aus völlig gleicher Quelle stammende Fluch nicht als νέα νεόθεν bezeichnet werden. Aus diesen Gründen wird man versuchen müssen, unter den neuen, von neuer Seite her genahnten Uebeln etwas anderes, wirklich jetzt eben eingetretenes zu verstehen.

Zuvor aber sehen wir noch die dritte Zeile nach der bisherigen Erklärung an. Hier werden die Schwierigkeiten noch größer, indem sich eine grammatische Unmöglichkeit zeigt: εἴ τι μοῖρα μὴ κυχάνει soll z. B. nach Naucks Anmerkung bedeuten: »es sei denn, dass eine Schicksalsfügung eintritt«, oder: »wofern nicht etwa ihn sein Ende erreicht, wie Hom. νῦν με μοῖρα κυχάνει.« Ganz gut dem Sinne nach; aber können die griechischen Worte dies bedeuten? Ein solcher, nothwendig die Zukunft bezeichnender Gedanke kann auf keine Weise durch εἴ mit dem Indic. Präs. ausgedrückt werden, es müsste bei diesem Sinne nothwendig heißen εἴ μὴ μοῖρα κυχᾷται. Es würde diesem Futurum auch nicht etwa der Aorist ἤλθε des Hauptsatzes widersprechen (abgesehen von den oben angegebenen Schwierigkeiten), es könnte recht wohl gesagt werden: hier sind neue Uebel entstanden, wenn nicht eine Götterfügung sie demnächst löst (denn in diesem Falle sind sie gar nicht gekommen, nämlich nicht als Uebel); so steht z. B. OT. 843 ein Hauptsatz im Indic. Aoristi bedingt durch einen Indic. Fut.: εἰ λείπει τὸν αὐτὸν ἀριθμόν, οὐκ ἔγωγ' ἔκτανον. Bei einer derartigen Gedankenverbin-



dung, wo das bedingende Ereignis noch zu erwarten steht (sei es auch in noch so naher Zukunft), im Bedingungssatze den Indicativ Präs. zu setzen, ist deutsch, aber nicht griechisch. Dass jedoch Nauck wirklich den Satz in diesem futurischen Sinne nimmt, geht ausser dem Zusammenhange auch aus seiner Umschreibung des Inhalts der ganzen Strophe hervor: »Da treffen mich von neuem unerwartete schlimme Begegnisse, die vom Oedipus ausgehen, wenn nicht etwa eine göttliche Fügung eintritt. Das aber wird geschehen, denn die Verheissungen der Götter erfüllt die Zeit früher oder später gewiss.« — Das Präsens könnte nur eine bereits eingetretene Handlung bezeichnen, wie dies z. B. OC. 878 der Fall ist: ὅσον λῆμ' ἔχων ἀφίκου, ἐν', εἰ τὰδε δοκεῖς τελεῖν; d. h. mit welcher schamloser Stirn bist du hierher gekommen, wenn es wahr ist (wie ich aus deinem Benehmen schliessen muss); dass du dies zu vollenden denkst. An manchen Stellen findet das scheinbar abweichende Präsens seine Erklärung in einer Modification des durch das Verbum bezeichneten Begriffs. Wenn z. B. Sokrates (Gorgias 513<sup>c</sup>) zum Kallikles abschliessend sagt: Alles dies verhält sich nun so wie ich gesagt habe, εἰ μὴ τι σὺ ἄλλο λέγεις, ὃ φῶλη κεφαλὴ, so kann dies nicht bedeuten: wenn du nichts anderes sagst; denn dies sagen würde nothwendig noch zu erwarten stehen, also Futurum sein müssen; sondern es heisst: wenn du nicht anders darüber denkst, nicht anderer Meinung bist. Ein solches Zeitverhältnis also muss auch hier nothwendig zwischen dem Haupt- und Bedingungssatz obwalten, es muss heissen: schlimme Dinge sind mir gekommen, wenn nicht die gegenwärtigen Ereignisse bereits des Oedipus Endschiedsal sind. Hier ist es nun offenbar, dass dies unmöglich auf die Scene mit Polyneikes gehen kann; vielmehr ist auch aus diesem Grunde etwas anderes, wirklich schon eingetretenes nothwendig.

Deshalb scheint es unzweifelhaft, dass sich dieser ganze Anfang des Chors bereits auf das schon herannahende Gewitter, auf den schon leise grollenden Donner bezieht, eine Auffassung, die früher einmal von Elmsley ausgesprochen worden, dann aber, nachdem G. Hermann ihr sehr entschieden entgegengetreten war, fast gänzlich verschwunden ist; unter den neueren Erklärern finde ich nur, dass Blaydes, jedoch ohne seine Ansicht zu begründen, sich dahin ausspricht, dass der Chor in Bestürzung gerathe über die Blitze und Donner, welche man sich unmittelbar nach 446 beginnend zu denken habe. Mit dieser Annahme verschwindet jede Schwierigkeit: Nach Polyneikes Abgange sind die Hemmnisse, die dem Ziele

des Dramas, dem geweihsagten Tode des Oedipus sich entgegenstellten, sämmtlich und endgiltig beseitigt, es ist daher durchaus angemessen, dass sofort sich jene Zeichen zu bewahrheiten anfangen. Der Chor hört plötzlich ein leises beginnendes Donnern, das er sogleich für ein Götterzeichen hält. Hätte er des Oedipus Worte 94 f. gehört:

σημεῖα δ' ἥξειν τῶνδ' ἐμοὶ παρηγγύα  
ἢ σεισμὸν ἢ βροντὴν τιν' ἢ Διὸς σέλας,

so würde er sofort wissen, woran er ist. So aber ist sein erster Gedanke, der Gott zürne, und er sagt daher: Dieser Donner hier, den ich eben vernahm, ist mir offenbar als ein vom Oedipus ausgehendes neues Uebel (im Gegensatz zu den früheren, den Kämpfen u. s. w.) von neuer Seite her (nämlich von den Göttern) gekommen. Aber schnell besinnt er sich, dass ja Oedipus immer davon gesprochen hat, hier werde ihn sein Tod ereilen; daher fährt er fort: wenn es nicht etwa sein Todesschicksal ist, das mit diesem Donner jetzt auf ihn hereinbricht. So sind die νέα νεόθεν ἐλθόντα κατὰ erklärt, so ist das Präsens χιγχάνει in seinem vollen Rechte.

Was gegen diese Auffassung eingewandt werden kann, sind lediglich die Schlussworte der Strophe ἔκτυπεν αἰθρήν, ὦ Ζεῦ, die durchaus den ersten Donnerschlag bezeichnen sollen. Doch stehen bei unbefangener Ueherlegung in der That diese Worte in keinerlei Widerspruch zu der obigen Annahme. Denn der Donner ist anfänglich schwächer zu denken, so dass er zwar den Chor mit Bestürzung erfüllt, ihm aber doch noch gestattet seine Betrachtungen anzustellen und fortzuführen, bis ihn dann die mächtigen Schläge veranlassen, seine ganze Aufmerksamkeit der furchtbaren Erscheinung zuzuwenden. Eine solche Steigerung ist ebensowohl der Natur als der dramatischen Wirkung am angemessensten; nichts würde ungeschickter und dramatisch unwirksamer sein als ein urplötzlich losbrechender heftiger Donnerschlag, der Zuschauer würde nichts empfinden als »das armselige Vergnügen einer Ueberraschung«, <sup>1)</sup> während das leise Grollen die Gemüther ängstlich spannt und für den folgenden grossen Effect vorbereitet. Auch wende man nicht ein, wenn dem so wäre, so hätte es der Dichter in den anfänglichen Worten bereits unzweideutig aussprechen müssen. Das Drama gehört auf die Bühne: Wenn die athenischen Zuschauer vor Beginn des Chors einen Donner erdröhnen hörten, so werden sie wohl in

<sup>1)</sup> Lessing, Dramaturgie 48.

den Worten des Chors die Bestätigung, dass dem so sei, nicht vermisst haben.

Nachdem so der Zusammenhang unseres Chorgesanges mit dem Voraufgehenden dargelegt ist, wende ich mich zur Besprechung des Einzelnen.

Die ersten drei Zeilen sind in der Strophe nach Sinn und Metrum ohne Bedenken, sie sind daher auch meist nicht um ihrer selbst willen geändert worden, sondern wegen der Uebereinstimmung mit der Gegenstrophe. Denn wenn Nauck vorschlägt *νέα τάδε νεόθεν ἤλυθεν* (statt *ἤλθε μοι*), so kam es ihm wohl weniger auf den Wegfall des Pronomens *μοι* an (vgl. seine Erklärung zu d. St.) als auf Einführung der von ihm besonders gern angebrachten Form *ἤλυθεν*. — In der Gegenstrophe aber hat die zweite Zeile zwei kurze Silben mehr:

ἴδε, μάλα μέγας ἐρείπεται  
 κτύπος ἄφατος ὅδε διόβολος, ἐς δ' ἄκραν  
 δεῖμ' ὑπῆλθε κρατὸς φόβαν.

Es fragt sich, ob in der Strophe zwei Silben zu wenig sind, oder hier zwei zu viel: dem Sinne nach verständlich sind beide Stellen, einen möglichen Rhythmus geben ebenfalls beide Formen, denn in der Strophe hätten wir einen trochäischen Vers *βαρύποτμα καχὰ παρ' ἀλαοῦ ξένου*:  $\sim \sim \sim \sim \sim \sim - \sim - 2$ ), in der Gegenstrophe einen dochmischen Dimeter:  $\sim \sim \sim \sim \sim \sim | \sim \sim - \sim -$ . Bei der ersten Annahme bewegt sich die Strophe bis zur vorletzten Zeile in rein iambisch trochäischen Versen, bei der zweiten träte der dochmische Rhythmus, den wir zum Schluss haben, auch im Anfang schon auf. Lässt sich sonach aus inneren Gründen schwer eine Entscheidung treffen, so muss ein äusseres Kennzeichen unrichtiger oder unsicherer Ueberlieferung willkommen sein. Ein solches ist in der That vorhanden. Denn Dindorf berichtet, dass die Worte *μάλα μέγας* im La nicht von dem ursprünglichen Schreiber der Handschrift, sondern von dem sogenannten Diorthotes herrühren, ferner dass sie *in litura* stehen und zwar auf dem Raume von nur fünf Buchstaben, woraus Dindorf den naheliegenden Schluss zieht, es habe ursprünglich blofs *μέγας* dort gestanden. Hierauf gestützt vermuthe ich, dass der erste Abschreiber das Wort *κτύπος*, das den Anfang der ersten Zeile bildete, durch

2) Auffallend ist daher die Bemerkung von Gräbner (Progr. Gymn. Burg 1870, S. IX): *strophae versui numerus certus non subiectus est*.



ein leichterkklärliches Versehen an den Anfang der zweiten Zeile herabgerückt hat, und dass der Diorthotes, dem die Kürze des ersten Verses auffiel, den Ausfall so gut er konnte durch μάλα ersetzte.<sup>3)</sup> Dies angenommen, haben wir die in jeder Beziehung befriedigende, mit der unveränderten Strophe genau stimmende Form:

κτύπος, ἴδε, μέγας ἐρείπεται  
ἄφατος ὅδε διόβολος, ἐς δ' ἄκραν.

Hiernach halte ich weder Hermanns Wiederholung des νέα im Anfang des zweiten Verses der Strophe, die den Begriff »neu« zum drittenmal einführt (worin ihm mehrere wie Dindorf, Bergk, Campbell folgen) für zulässig, noch die anderen, durchweg gewaltsameren Aenderungen, die man bei Hartung, Nauck, Blaydes u. A. findet.<sup>4)</sup>

Auch die vierte Zeile ist in der Strophe sicher: μάτην γὰρ οὐδὲν ἀξίωμα δαιμόνων ἔχω φράσαι. Gegenstrophe: ἔπηξα θυμόν· οὐρανία γὰρ ἀστραπή φλέγει πάλιν, dem Sinne nach untadelhaft, aber mit fehlerhaftem Metrum. Denn weder ist hier der Anapäst möglich, wie es Lobeck zu Ai. 706 behauptete, noch kann man, wie Reisig wollte, οὐρανία per synizesin als Kretikus lesen. Dagegen schlug Hermann οὐράνια vor, welches *adverbii loco* stehen soll. Richtiger bezeichnet man es als einen Accus. der Inhalts, wie das Euripideische (Troad. 549) ἵππον οὐράνια βρέμοντα. Ich verstehe also ἀστραπή φλέγει οὐράνια im Sinne von ἀστρ. φλέγει οὐράνιον φῶς. »Der Blitz flammt himmlisches Licht.« Zu vergleichen ist Ai. 673 τῇ λευκοπώλῃ φέγγος ἡμέρᾳ φλέγειν, das auf die Wendung ἡ ἡμέρα φλέγει φέγγος führt; ähnlich heisst es Eurip. Phoen. 926 ὧ λάμπουσα πέτρα πυρὸς δικόρουφον σέλας. Hiermit ist das erforderliche Metrum gewonnen.

Schlimmer steht es mit den folgenden zwei Zeilen der Strophe, die in der überlieferten Form schlechterdings keinen Sinn geben:

ὀρᾷ, ὀρᾷ ταῦτ' αἰεὶ χρόνος, ἐπεὶ μὲν ἔτερα,  
τὰ δὲ παρ' ἡμᾶρ αὐθις αὖξων ἄνω.

<sup>3)</sup> Dies Wort fehlt auch, wie Dindorf bemerkt, in dem Citat unserer Stelle bei Eustathius zu Il. H 479.

<sup>4)</sup> Dass κτύπος an den Anfang der Strophe gehört, hat auch Nauck vermuthet. Aber indem er auch ἴδε aus der zweiten in die erste Zeile heraufnimmt, ἴδε ganz hinauswirft und die Worte ἄφατος und διόβολος umstellt, entfernt er sich allzuweit von der Ueberlieferung. Vielleicht scheute er sich, ἴδε nachzustellen. Doch halte ich diese Stellung, obwohl ich sie nicht direct nachweisen kann, für unbedenklich.



(Dass statt τὰ δὲ παρ' ἡμῶν die Handschrift sinnlos τὰ δὲ πῆματ' giebt, ist ohne Bedeutung; schon Canter hat das Richtige aus den Scholien hergestellt.) Der Zusammenhang ist klar: Oben war gesagt: keine Bestimmung der Götter bleibt ohne Erfolg; daher heisst es jetzt weiter: »Auf diese blickt unverwandt die Zeit, d. h. die Bestimmungen der Götter bringt sie zur Ausführung. Ganz gegen den Sinn ist hiernach Dindorfs vielfach aufgenommene Conjectur ὅρᾳ πάντ' ἀεὶ χρόνος. Er behauptet, es sei unklar, worauf sich ταῦτα beziehen solle. Offenbar geht es auf die θεῶν ἀξιώματα, und wenn Nauck sagt, dies sei dem Sinne der Stelle nicht ganz angemessen, da ὅρᾳ hier »eine Beaufsichtigung, ein Ueberwachen bezeichne und man daher anstatt der Forderungen der Götter die menschlichen Angelegenheiten als Object erwarten müsse, d. h. πάντα statt ταῦτα, so braucht man die Worte »Beaufsichtigung« u. s. w. nur in dem Sinne zu fassen: für etwas Sorge tragen, es gleichsam immer im Auge behalten, um den durch den Zusammenhang geforderten Gedanken zu haben: Der Dichter will nicht sagen, für Alles sorgt immer die Zeit, sondern, für die Götterbeschlüsse. Dass ὁ πάντ' ὅρᾳ χρόνος u. dgl. geläufige Wendungen sind, bedurfte kaum der Anführungen Dindorfs.<sup>5)</sup> Zu der Bedeutung von ὅρᾳ (etwas in Obhut nehmen) vgl. Phil. 843 ἀλλὰ, τέχνον, τάδε μὲν θεὸς ὄψεται.

Aber die Hauptschwierigkeit erhebt sich im Folgenden: ὅρᾳ, ὅρᾳ ταῦτ' ἀεὶ χρόνος, ἐπεὶ μὲν ἕτερα, τὰ δὲ παρ' ἡμῶν αὐτὸς αὖθις αὖθις ἄνω. Was den Sinn betrifft, so sind unter τὰ δὲ wiederum die ἀξιώματα δαιμόνων zu verstehen. Nicht möchte ich (wie z. B. Hartung, Nauck, Dindorf, die oben πάντα vorziehen) den ganz allgemeinen Gedanken hineinlegen: einiges bringt die Zeit früher, anderes später zur Ausführung. Hierbei wird παρ' ἡμῶν ungenau erklärt »nach Verlauf eines Tages« (Nauck), oder »diesen Tag vorbei, nach Verlauf dieses Tages« (Arndt).<sup>6)</sup> Weder liegt der Begriff dieses Tages darin, noch drückt παρὰ ein zeitliches Spätersein aus. Vielmehr bezeichnet es ein Erstrecken über einen Zeitraum hin, so παρὰ βίπνον, παρὰ πάντα τὸν χρόνον u. dgl. Hieraus entwickelt sich bei

<sup>5)</sup> Anderer Meinung ist Mähly (Der Oed. Kol. des Soph. Basel 1868, S. 89): indem er die Frage aufwirft: »Was soll das Prädicat ὅρᾳ von der Zeit?« behauptet er, »schon hier stecke ein Fehler«, und glaubt schliesslich mit folgender Aenderung »der Hand des Dichters ziemlich nahe gekommen zu sein«:

ὅρᾳ χρόνον παγκρατεῖ θεὸς ἀρετῇ μὲν ἕτερα.

<sup>6)</sup> Beiträge zur Kritik des Sophokleischen Textes. Gymn. Progr. Neuhrandenburg 1862. S. 13.

den Begriffen der regelmässig wiederkehrenden Zeitabschnitte eine distributive Bedeutung. Den Uebergang zeigen Stellen wie Demosth. 8, 70: οἱ τῆς παρ' ἡμέραν χάριτος τὰ μέγιστα τῆς πόλεως ἀπολωλέκότες um der Gunst willen, die einen Tag währt, um der täglich wechselnden Volksgunst willen. Noch deutlicher Demosth. 23, 182, wo der Redner sagt, wenn die Verhältnisse so blieben, so könne Kersobleptes jeden Tag nach dem Chersones gehen: παρ' ἡμέραν ἔξουσιν αὐτῷ βαδίζειν ἐπὶ χερρόνησον ἀσφαλῶς. So heisst es Aristot. 571<sup>a</sup> 21 von gewissen schnell wachsenden Fischen παρ' ἡμέραν πολὺ ἐπιδήλως αὐξοῦνται,<sup>1)</sup> während eines Tages, d. h. im Verlauf jedes einzelnen Tages, von Tag zu Tag. So verstehe ich auch Ai. 475 τί γὰρ παρ' ἡμαρ ἡμέρα τέρπειν ἔχει; welche Freude enthält der Tag (hier allgemein, wie *dies*, das Leben) während je eines Tages, d. h. in seinem täglichen Verlauf. — Dies auf unsere Stelle angewandt, so hebt sich das Ganze aus der allzublassen Allgemeinheit heraus und erhält einen anschaulichen, der Situation angepassten Gedanken: die Zeit nimmt die Göttersprüche in Obacht, indem sie anderes zwar vereitelt, diese dagegen von Tag zu Tag zur Vollendung führt.

Dies der Sinn. Aber die Worte ἐπεὶ μὲν ἔτρα geben weder Construction noch Gedanken. Denn mit Hermanns höchst gekünstelter, auf allerhand unmöglichen Ellipsen beruhender Erklärung wird sich wohl niemand zufrieden geben. Ebensowenig kann Spengels Versuch genügen (Philol. 49, 448), der ἐπεὶ μὲν ἔτρα τὰδε verbindet, «da dies wieder neue Uebel sind», und alles übrige unverändert lässt. Dass hier wirklich eine Verderbnis vorliegt, ist wohl nicht zu bezweifeln, und dass der Fehler in ἐπεὶ steckt, unschwer zu sehen. Aber ehe wir es unternehmen, eine etwaige Heilung zu versuchen, ist nothwendig, die Gegenstrophe zu betrachten, des Metrums wegen. Dort ist überliefert:

τί μὲν ἀφήσει τέλος; δέδεια τόδ'· οὐ γὰρ ἄλιον  
ἀφορμᾷ ποτ', οὐκ ἄνευ συμφορᾶς.

Dass in La δέδεια statt δέδια steht, ist ohne Belang; bedenklicher erscheint vielleicht, dass statt ἀφήσει ursprünglich dort ἀφῆς (oder ἀφ' ἧς) stand; doch ist einerseits in La selbst ἀφήσει darüber geschrieben, wie es scheint von derselben Hand, andererseits bestätigen alle übrigen Handschriften diese Lesart, sodass auch hier an der Sicherheit der Ueberlieferung nicht gezweifelt werden kann.

<sup>1)</sup> Vgl. Bonitz, index Aristotelicus unter παρά.

Man hat übersetzt (Subject ist ἀστραπή): *quemnam emittet finem?* Etwas auffallend ist dabei allerdings, dass bloß gefragt wird, welches Ende der Blitz entsenden werde; man sollte erwarten: was wird er uns zu senden. Daher schreibt Hartung ἐφήσει.<sup>5)</sup> Doch halte ich ἀφ. wenigstens für möglich. Weitere Aenderungen sind jedenfalls unnöthig. Naucks τί μάν, τί φήσω τέλος (εἰπεῖν ἔξω, also: was werde ich als das Ende zu bezeichnen haben) ist zu wenig natürlich, um einleuchtend zu sein; noch weniger annehmbar ist βέλος für τέλος, womit Meineke das Richtige gefunden zu haben meinte, nachdem Blaydes schon einige Jahre früher dasselbe Wort in den Text gesetzt hatte: dem widerstrebt völlig das Futurum ἐφήσει. Uebrigens haben alle diese Aenderungen auf das Metrum des Verses keinen Einfluss. Dies aber stimmt mit der Ueberlieferung der Strophe nicht völlig, indem sich entsprechen würden;

◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — | ◡ ◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ —  
 ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ — | ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Nun ist es diesen beiden Versen seltsam gegangen: Zuerst änderte Triklinius den Gegenstrophenvers nach dem Metrum der (von ihm für möglich gehaltenen) Strophe, indem er statt τὸδ' ein bloßes δ' einsetzte; dann wurde aus andern Gründen in der Strophe statt ἐπεὶ das Part. σπρέπων oder τρέπων geschrieben (Hartung, Nauck), wodurch sich das Metrum so umgestaltete:

◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ — | ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ —

wiedermusste die Gegenstrophe mit, und so entstand aus δέδιχα δ' neuerdings δέδοιχα δ'. Dass bei solchem Hin- und Herzerren der Strophe und Gegenstrophe die Wahrscheinlichkeit, das Echte zu treffen, sich gänzlich in Nebel auflöst, leuchtet ein. Der einzig sichere Weg wird sein, sich zu fragen (da die Strophe bestimmt verdorben ist), ob an der Gegenstrophe für sich etwas auszusetzen sei. Diese Frage muss ganz entschieden verneint werden: Die Construction ist verständlich, das von Trikl. verbannte τόδε ist nicht nur unanstößig, sondern viel brauchbarer als das eingefügte δέ: »Welches Ende wird es nehmen? Dies fürchte ich«, minder natürlich: »ich fürchte aber«. Dies haben auch mehrere Herausgeber gefühlt, indem sie wie z. B. Blaydes statt δ' jetzt γ' schreiben, ein Zeichen, dass die adversative Partikel hier nicht am Platze scheint.

<sup>5)</sup> Hartung 1851. Denselben Vorschlag macht L. Peters, Gymn. Progr. Heiligenstadt 1869, S. 22: »probabilius mihi videor conjicere scribendum ἐφήσει.«



Das Metrum endlich ist ein durchaus geläufiges, ein iambischer Tetrameter mit Katalexis (Syncope) an der 2. und 6. Stelle. Sonach haben wir nicht den mindesten Grund etwas zu ändern, sondern werden den Fehler ausschliesslich in der wunden Stelle der Strophe suchen. Hier behauptet nun Hartung, dass die Scholien die richtige Lesart bieten, nämlich τρέπων (wofür er dann auch στρέφων vorschlägt). Doch kann ich ihm nicht beipflichten: der Scholiast giebt τρέπων nur als eine von ihm hineingelegte Erklärung. Seine Worte sind: Μάτην γὰρ οὐδέν. Οἷον οὐδέν ἐστιν μάταιον ὑπὸ θεῶν ἀξιώθεν πραχθῆναι· ἀλλ' ὃ ἂν γίνηται ὑπὸ θεῶν, τοῦτο καλῶς γίνεται· τὸ δὲ ἐξῆς· μάτην γὰρ οὐδέν ἀξίωμα δαιμόνων ἔχω φράσαι, ἐπειδὴ ὁρᾷ ταῦτ' αἰὲ χρόνος, ἔτερα μὲν αὖξων ἄνω, τὰ δὲ παρ' ἡμᾶρ αὖθις (ὃ ἐστὶν εἰς τὸ ἔμπαλιν) τρέπων τὰ ἥδη αὐξηθέντα. Mit Recht bemerkt hierüber Arndt (s. Anm. 6): »Er will nicht einfach den Sinn angeben, sondern auch die Construction (τὸ ἐξῆς) nachweisen. Indem er nun sagt, die Construction sei ἐπειδὴ ὁρᾷ ταῦτ' αἰὲ χρόνος, so ist offenbar, dass er das ἐπεὶ, wofür er ἐπειδὴ setzt, für nachgestellt ansah und mit ὁρᾷ verband; das μὲν aber bezog er ganz sprachwidrig auf ἔτερα und machte dies ebenso sprachwidrig von αὖξων ἄνω abhängig; αὖθις aber nahm er in dem Sinn: zurück, in entgegengesetzter Richtung: das eine fördernd (αὖξων ἄνω), das andere wieder zurückfördernd d. i. rückgängig machend oder, wie er dafür erklärend sagt, εἰς τὸ ἔμπαλιν τρέπων τὰ ἥδη αὐξηθέντα. Er las also keineswegs τρέπων oder στρέφων für ἐπεὶ.« Ich stimme dem völlig bei, kann mich jedoch mit Arndts eigener Vermuthung nicht befreunden. Er schreibt ἐπ' ἡμᾶρ ἔτερα und übersetzt: »Die Zeit, welche auf einen Tag zwar ein anderes (als die ἀξιώματα), dieses aber am andern Tage herauf-fördert.« Was mir hiergegen zu sprechen scheint (abgesehen davon, dass dann doch wieder in der Gegenstrophe τόδε in δέ verwandelt werden müsste), ist einmal die Nebeneinanderstellung und scharfe Entgegensetzung der Ausdrücke ἐπ' ἡμᾶρ und παρ' ἡμᾶρ, sodann die oben besprochenen Bedenken gegen παρ' ἡμᾶρ in dieser Bedeutung (wozu noch kommt, dass so genaue Zeitbestimmungen »auf einen Tag« und »am andern Tage« dem Zusammenhange zuwider sind, denn offenbar vergehen oft Monate und Jahre, ehe der hier bezeichnete Wechsel eintritt); endlich drittens ist das μὲν im ersten Gliede trotz Arndts Verweisungen nach meinem Dafürhalten schlechterdings unentbehrlich. Soll aber das μὲν vor ἔτερα seine Stelle behalten (wie es muss, wenn wir nicht unkritisch über Noth ändern wollen), so ist nothwendig ein dem αὖξων entsprechendes Wort einzufügen. Klar ist, dass das zu findende Wort folgende Eigenschaften haben muss,

wenn es allen Ansprüchen genügen soll: 1) es muss ein Part. Präs. sein, 2) es muss dem Sinne nach dem αὔξων entgegengesetzt sein, etwa vereiteln, hemmen, 3) es muss prosodisch einen Anapäst bilden, und zwar vocalisch anlautend wegen der Endsilbe von χρόνος, die kurz bleiben muss, 4) endlich muss es sich den überlieferten Buchstaben ἐπί möglichst anschließen. Allen diesen Bedingungen entspricht, soviel ich sehen kann, nur ein griechisches Wort, dies aber auch ganz vollkommen, so dass ich mich nicht bedenke zu schreiben:

ὁρᾷ, ὁρᾷ ταῦτ' ἀεὶ χρόνος, ἐπέχων μὲν ἕτερα κτλ.

Es schaut, es schaut auf die Götterbeschlüsse immer die Zeit, indem sie anderes zwar hemmt, diese aber von Tag zu Tag zur Wirklichkeit emporführt.<sup>9)</sup> — Die Bedeutung von ἐπέχειν hemmen, zurückhalten ist bekannt vgl. Ai. 50, 847. El. 517. OC. 1432. Phil. 349, 881. (Hesychius und Thomas Mag. erklären das Wort durch κωλύειν). Genau in dem hier geforderten Sinne (etwas nicht zur Ausführung, zur Erscheinung kommen lassen) steht es z. B. Eur. Phoen. 866 Ἐπεικλέους μὲν οὖνεκ' ἂν κλήσας στόμα χρησμούς ἐπέσχον, sich würde die Orakelsprüche zurückgehalten, nicht ausgesprochen haben.<sup>a</sup> Aehnlich Eur. Hec. 895 τὸν δὲ τῆς νεοσφαγοῦς Πολυξένης ἐπίσχεας, Ἀγάμεμνον, τάρον. Thuc. 5, 63, 3 wollen die Lacedämonier den König Agis bestrafen, er soll eine Geldsumme zahlen und sie wollen sein Haus niederreißen lassen; auf seine Bitte jedoch lassen sie sich erweichen: καὶ τὴν μὲν ζημίαν καὶ τὴν κατασκαφὴν ἐπέσχον, νόμον δὲ ἔθεντο κτλ. d. h. die Strafe zwar hemmten sie, ließen sie nicht zur Ausführung kommen. Thuc. 5, 46, 1. Dem. 21, 84. Xen. Mem. 3, 6, 10.

So glebt die Stelle den angemessensten Zusammenhang und eine klare Construction. An der scheinbar so zerrütteten Ueberlieferung aber ist (wenn wir ei und e gleichsetzen) kein Buchstabe geändert, sondern nur eine durch das Metrum der Gegenstrophe geforderte Silbe (χων) ergänzend hinzugefügt worden.<sup>10)</sup> — Hiermit sind die Bedenken in dem ersten Strophenpaare beendet.

Mehrfach ungünstiger ist der Zustand des zweiten Strophen-

<sup>9)</sup> Erst während des Druckes sehe ich, dass dieselbe Vermuthung ἐπέχων bereits von Wecklein, ars Soph. em. S. 38 aufgestellt ist.

<sup>10)</sup> Ich glaube daher der Mühe überhoben zu sein, die zahlreichen, durchweg viel gewaltsameren, von andern Seiten aufgestellten Emendationen zu besprechen. Wenn die Worte der Ueberlieferung so zugerichtet werden, wie z. B. von Löbbach (Zeitschr. f. Gym. W. 1862, S. 744):

χρόνος, ἄνω μὲν ἔτρα  
αὔξων, τὰ δὲ παρ' ἡμᾶρ αὐθις κείτω,

so gehört in der That ein wunderbarer Glaube dazu, sich einzureden, dass dies nun gerade zufällig des Sophokles Worte sein sollen.

paares. Zwar die Strophe ist völlig ohne Anstoss bis auf 1482 ἐναισίῳ δὲ συντύχοιμι, wofür Cobet (Nov. lect. 201) ἐναισίῳ δὲ σοῦ τύχοιμι geschrieben hat, eine Emendation, die zu den wenigen wirklich zweifellosen gehört. Aber sehr schlimm steht es in der Gegenstrophe. Die Ueberlieferung lautet:

ὦ παῖ, βᾶθι, βᾶθ', εἰτ' ἄκραν  
ἐπιγύαλον  
ἐνάλιῳ Ποσειδαωνίῳ θεῷ τυγχάνεις  
βούβυτον ἐστὶν ἀγίζων, ἰκοῦ.

Dies muss nach der Strophe folgendes Metrum füllen:

υ - υ - υ - υ - | υ - - υ -  
υ υ υ υ υ  
υ υ - υ - | υ υ - υ -  
υ υ - υ - | υ - - υ -

Am zweckmässigsten verfährt hier Dindorf: er nimmt Seidlers Verdoppelung des ὦ auf und gestaltet mit Hermann die folgenden Worte so: εἰτ' ἄκρον ἐπὶ γύαλον, welche Worte offenbar dem strophischen Dochmius διαπρύσιος ὄτοβος entsprechen. Vergleicht man weiter, so fehlt zwischen dem zweiten βᾶθ' und εἰτ' ἄκραν gerade der Baum eines Dochmius<sup>11)</sup>, während das τυγχάνεις nach θεῷ überschüssig steht. Nun ist ausserdem ersichtlich, dass wir mit dem einen εἰτε nichts anfangen können, und dass das Particip ἀγίζων ein Verbum finitum braucht. Daher stellt Dindorf die Vermuthung auf, der oben bezeichnete Dochmius habe mit εἰτε angefangen und vielleicht mit κυρεῖς geschlossen; letzteres sei durch ein beigeschriebenes τυγχάνεις glossirt gewesen, welches nach Ausfall des ersten in den Text gekommen sei. Dies ist scharfsinnig erdacht, localisirt jedenfalls das Uebel und bietet die Möglichkeit, mit Einfügung eines einzigen Wortes eine Stelle zu heilen, an der auf den ersten Blick beinahe nichts gesund schien. Will man sich also nach einer brauchbaren Ergänzung umsehen, so muss erstens der Zusammenhang und zweitens die Wahrscheinlichkeit der Entstehung des überlieferten Textes berücksichtigt werden. Der Chor ruft dem Theseus: komm herbei, sei es dass du auf der Höhe dem Poseidon opferst — was kann das andere sei es enthalten haben? Nothwendig eine Ortsbestimmung, aber natürlich die Bezeichnung eines nahe gelegenen Ortes (nicht etwa der Stadt), da der Chor sonst nicht hoffen könnte, den König

<sup>11)</sup> Dass hier eine Lücke ist, hat zuerst ausgesprochen Reiske, *Animadversiones ad Sophoclem* 1753, S. 35.



zu errufen. Es könnte etwa geheissen haben: Komm herbei, sei es dass du noch hier auf dem Felde<sup>12)</sup> weilst, sei es u. s. w., also:

ὦ τοῦ παῖ, βᾶθι, βᾶθ', εἴτ' ἀγροῖς κυρεῖς  
εἴτ' ἄκρον ἐπὶ γύαλον.

Zugleich wird die Entstehung der Verderbnis hierdurch äusserst anschaulich.<sup>13)</sup> Denn dass der Blick eines Abschreibers durch die fast gleichen Anfänge εἴτ' ἀγρο und εἴτ' ἄκρο leicht getäuscht werden konnte, leuchtet ein. So kam das κυρεῖς in Wegfall, und es bedarf kaum Dindorfs Annahme, dass es durch τυγχάνει glossirt war: wer das Part. ἄλζων vorfand, war beinahe gezwungen, das Wort hinzuzufügen. Sinn und Konstruktion dieses Vorschlages bietet hoffentlich keine Schwierigkeit; man vergleiche El. 313 (vom Aegisthos): νῦν δ' ἀγροῖσι τυγχάνει, wo ganz ebenso die Präposition der Ortsbestimmung und das Part. ὦν fehlt. Dass gerade κυρεῖν vielfach (öfter als τυγχάνειν) ohne Part. steht, bedarf keines Nachweises (vgl. Ai. 314, 984. Ph. 23; 899 u. a.).

In dem übrigen Texte dieser ersten Zeilen bedürfen nur einige Punkte noch einer kurzen Besprechung.

1. Die Verbindung ἄκρον γύαλον ist als unmöglich angefochten worden, namentlich wird von Const. Matthiae (Quaest. Soph. 1832, S. 158 ff.) ausgeführt, γύαλον bedeute Thal oder Schlucht, ἄκρος hoch, daher sei es widersinnig, diese Begriffe, *quae natura sua disiuncta sunt*, zu verbinden. Um dies zu entscheiden, müssen wir zuerst den Gebrauch des Wortes γύαλον betrachten. Bei Homer erscheint es bekanntlich nur in der Verbindung θώρηκος γύαλον z. B. E, 99 καὶ βάλ' ἐπαίσσοντα τυχὼν κατὰ δεξιὸν ὦμον θώρηκος γύαλον, Hier wie an den übrigen Stellen ist augenscheinlich nicht eine concave, sondern eine convexe Stelle des Panzers gemeint, eine Wölbung, nicht eine Höhlung. Und wenn der Scholiast erläutert τὸ περὶ τὸν

<sup>12)</sup> Auch Meineke hat bei sonst anderer Textgestaltung schon an ἀγρόθεν gedacht.

<sup>13)</sup> Dies kann man von keinem der übrigen Verbesserungsversuche behaupten. Ueber Vorschläge wie z. B. der von Karl Schenkl (Philol. 17, 241)

ὦ τοῦ παῖ βᾶθι βᾶθ'. εἴ γ' ἀκρῶν  
ἐπὶ γύαλον ἐλθὼν  
ἐναλίψ σε μὲν ᾧ θεῷ τυγχάνει

ist das Anm. 8 Gesagte zu wiederholen. Noch weniger empfiehlt sich die Conjectur Mählys (s. Anm. 4): βᾶθι, βᾶθ', ἐδν τυγχάνης ἐτ' ἄκρον κτλ., die auf Unkenntnis der Bedeutung des Wörtchens ἐδν beruht.

ῶμον κοῖλον τοῦ θώρακος μέρος, so braucht er κοῖλος ungenau, indem er an die Panzerhöhlung denkt, in der die Schulter sich befindet, während aber doch die Stelle, die getroffen wird, nur die äussere d. h. convexe Seite sein kann.<sup>14)</sup> Es scheint hiernach, dass ursprünglich nicht sowohl der hohle Raum als die begränzende Wölbung durch das Wort bezeichnet wurde, wobei dann je nach dem Standpunkte der Begriff des Concaven oder des Convexen sich ergibt. Diese Auffassung findet eine Bestätigung in den folgenden Worten des Etym. magn., die zugleich lehren, dass γύαλον und ἄκρον doch nicht so ganz unvereinbare Dinge gewesen sein müssen. Dort heisst es 243, 10 γύαλα: τὰ ἄκρα καὶ τὰ τέρματα d. h. das äusserste, das einen Raum abschliessende. — Es würde also an sich nicht als unmöglich erscheinen, dass das Wort an unserer Stelle die Wölbung, den Rücken einer Höhe bezeichnete, auf dem man sich den Altar des Gottes zu denken hätte. Dennoch möchte ich mich einer solchen Ansicht nicht anschliessen, da der sonst nachweisbare Sprachgebrauch dem widerspricht: Phil. 1081 ὃ κοίλας πέτρας γύαλον. Hesiod. Theog. 499 γυάλοις ὑπο Παρνηροῖο. Pind. Pyth. 8, 63 Πυθῶνος ἐν γυάλοις, Nem. 10, 56 ἐν γυάλοις Θεράπνας (Boeckh: *Pythonis in vallibus, in concavis Therapnae*). Aesch. Suppl. 550. Eurip. Hel. 189. Iph. Taur. 1236, Ion 76, überall in der Bedeutung Thal oder Schlucht. Ausserdem steht es von der Höhlung eines Bechers Eur. Iph. Aul. 1052 χρυσεῖσιν ἐκ κρατήρων γυάλοις, und endlich braucht es Euripides wiederholt, um den Tempel des Apollo zu Delphi zu bezeichnen, so Phoen. 237, wozu der Scholiast bemerkt: μερόμυαλα γύαλα Φοίβου λέγει τὸν ἐν Δελφοῖς τοῦ θεοῦ ναόν. — γύαλα δὲ κυρίως αἱ τῶν ὀρῶν κοιλότητες. Ebenso Andr. 1093 θεοῦ χρυσοῦ γέμοντα γύαλα. Ion 220 γυάλων ὑπερβῆναι βηλόν, 234 μεθεῖσαν δεσπόται με θεοῦ γύαλα εἰσιδεῖν, 245 πάντες γύαλα λεύσσοντες θεοῦ χαίρουσιν. In diesen Stellen ist das Innere des Heiligthums, die Tempelhalle gemeint. Sonach ist die Bedeutung Hügel oder Höhe höchst unwahrscheinlich. Aber ist denn eine solche Bedeutung wegen des Adjectivs ἄκρον wirklich erforderlich? Trach. 436 steht πρὸς τοῦ κατ' ἄκρον Οἰταῖον ναπὸς Διὸς καταστράπτοντος d. h. »der im hohen Thale des Oeta donnert.« Das Thal wird hoch genannt, weil es von hohen, abschüssigen Abhängen umgeben ist;<sup>15)</sup> ganz ebenso Eur. Cycl. 293 Μαλέας ἄκροι

<sup>14)</sup> Die umgekehrte Verlauschung haben wir Od. λ., 243 πορφύρεον δ' ἄρα κῆμα περιεσπῆθη, ὅρρει ἴσον, κυρτωθὲν, κρόψεν δὲ θεὸν θνητὴν τε γυναῖκα. Hier ist eine concave, im Innern hohlen Raum gehende Woge gemeint; κρόψος aber ist sonst in feststehendem Gegensatz convex, κοῖλος concav.

<sup>15)</sup> Ganz grundlos ist also Blaydes Aenderung κατ' ἄκρον Οἰταῖον πᾶγον.

κευθμῶνες »Maleas steile Buchten.« Und nicht anders würde hier ἄκρον γόαλον ein »hohes Thal« der ringsum liegenden Berge bezeichnen, im Gegensatz zu den vorhergenannten Feldern ἄγροί, die auf der unmittelbar Kolonos begrenzenden Ebene zu denken sind.

2) Was die Präposition ἐπὶ mit dem Acc. betrifft, so genügen zur Erklärung nicht solche Stellen, in denen eine Bewegung über einen Ort hin bezeichnet wird, wie πλέων ἐπὶ οἶνοπα πόντον, γαῖαν ἐπὶ πνέει τε καὶ ἔρπει, ξένην ἐπ' αἶαν λυπρὸν ἀντλήσει βίον Eur. Hipp. 898, denn eine solche Bewegung ist hier eben nicht vorhanden. Sondern es hat dem Dichter ein Verbum, das eine Richtung bezeichnet, vorgeschwebt: als er nach der nächst gelegenen Oertlichkeit (εἰτ' ἄγροϊς κυρεῖς) das etwas entferntere ἄκρον γόαλον nennen wollte, hatte er ein ἐκθών oder dgl. im Sinne, statt dessen er nachher gleich die dort stattfindende Thätigkeit nennt, vgl. Thuc. 7, 37, 3 καὶ οἱ μὲν ἐπὶ τὰ τεῖχη — ἀντιπαρετάσσοντο, wo man in ähnlicher Weise etwa ἀναβάντες zu denken hat. Vgl. darüber auch Matthiae a. a. O. S. 161 f, dessen Beispiele jedoch die Sache nicht völlig treffen.

3) Endlich muss in der dritten Zeile statt Ποσειδωνίῳ, um dem Metrum zu genügen, Ποσειδαονίῳ geschrieben werden. Ahrens, im Philol. 23, 26 hat es wahrscheinlich gemacht, dass die Genitivform Ποσειδάωνος die ursprüngliche ist: die Epiker waren durch den Vers gezwungen, die vorletzte Silbe zu verlängern und dies wurde nachher von den Lyrikern beibehalten; an der Verkürzung ist daher hier kein Anstoss zu nehmen. Ebenso wenig ist die Verbindung Ποσειδαονίος θεός irgend bedenklich. Warum sie »wie ein Glossem aussehen« soll (Nauck), ist nicht ersichtlich. Wie aber gar Hartung die *ad absurdum* führen sollende Frage aufwerfen konnte, »ob man je von einem Zeusischen Gott oder einer Aphrodisischen Göttin gehört habe«, das ist Angesichts des schon von Elmsley citirten Βαχχεῖος θεός völlig unbegreiflich.

Im übrigen ist der Text dieses Strophenpaars in Ordnung, bis auf die letzte Zeile, wo ἄϊσσ' ὦναξ überliefert ist, während die Strophe Ζεῷ ἄνα σὺ φωνῶ einen Trochäus mehr bietet. Triklinius hat σπεῦσον, ἄϊσσ' ὦναξ geschrieben, was lange Zeit allgemeine Geltung hatte. *Id cur recentiores critici vel damnaverint, cum neque ineptum sit, nec sciamus non esse ex codicibus sumptum, vel posthabuerint deterioribus coniecturis, non assequor.* So Hermann, und wenn auch das *ex codicibus sumptum* gewiss nicht zutrifft, so muss man ihm wenigstens so weit Recht geben, dass die große Menge der hier versuchsweise eingesetzten Worte alle nicht im mindesten mehr Wahrscheinlichkeit



bieten als jenes Triklinianische. Denn wird Jemand glauben, dass Meineke (ἄισον, ἔλθ', ὤναξ) oder Heimsoeth (ὡς τάχος, ἄισ', ὤναξ) oder Gleditsch (Θηρεῖν, ἄισ', ὤναξ) wirklich (zufällig) das Echte getroffen haben? Was diese und viele ähnliche Vorschläge, die man leicht vermehren könnte, insgesamt unbrauchbar macht, ist dies, dass aus ihnen die Entstehung unserer Lücke in keiner Weise erklärbar wird. Kann man dies nicht erreichen, so bleibe man ruhig bei Triklins σπεῦσον, das dann jedenfalls das *jus primae possessionis* für sich hat. Zweitens aber haben die sämtlichen bisherigen Vermuthungen den Mangel, dass sie bloße Tautologien zu ἄισον sind oder jedenfalls höchst entbehrliche Begriffe (z. B. den Namen Θηρεῖν) herbeibringen. Und doch kann das Ueberlieferte eine Ergänzung sehr wohl brauchen. Denn ἄισον hat an sich keineswegs die Bedeutung heraneilen, sondern es bezeichnet bloß die schnelle, stürmende Bewegung, wie βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων ἄεσα. Soll eine Richtung oder ein Ziel ausgedrückt werden, so steht es dabei: δεῦρ' ἦξα OC. 891, κατ' ἵχνο; ἄισον Ai. 32, οὐ δ' ἐκτὸς ἦξας πρὸς τὴν El. 1402. Etwas derartiges würde auch hier erwünscht sein, also eile hierher, eile näher; so bietet sich sehr natürlich dar: ἄισον ἄισ' ὤναξ. Hier lehrt sofort der Augenschein, wie nahe ein Auslassen des ersten Wortes lag, und denkt man sich die Worte gar ohne Trennung, am besten mit gleichem Zeichen für ο und ω geschrieben, also ΑΣΣΟΝΑΙΣΣΟΝΑΞ, so muss man gestehen, es würde fast unbegreiflich sein, wenn der Fehler, dem wir unsere Ueberlieferung verdanken, nicht gemacht worden wäre.

## II. οὐ μὴ.

Die Verbindung οὐ μὴ, welche die bestimmte Erwartung, dass etwas nicht geschehen werde, bezeichnet, wird durch einen dem Sprechenden vorschwebenden Ausdruck der Furcht oder Besorgnis erklärt,<sup>16)</sup> also οὐ μὴ ἔλθωσιν es ist nicht zu fürchten, dass sie

<sup>16)</sup> Unrichtig wäre die Vorstellung, dass die Verbindung durch Weglassen eines solchen Ausdruckes erst entstanden sei. Es kommt hier nur darauf an, dass das μὴ in οὐ μὴ und nach den Verbis timendi dieselbe Bedeutung hat. In Betreff der Ellipse stimme ich mit Aken überein (Grundzüge der Lehre vom Tempus und Modus. 1864, S. 33): »Eine Ellipse ist insoweit unabweisbar, als οὐ einem Satze außerhalb des mit μὴ angehört. Dies kann ferner nur die eines Vb. met. sein; denn ein solches liegt im Gedanken, auch wo μὴ nach andern Ausdrücken folgt, und wo ein Satz mit μὴ scheinbar selbständig steht. Dagegen ist die Weglassung eines bestimmten Vb. met. nicht zu statuiren; wäre ein bestimmtes ins Bewusstsein getreten, so wäre es auch gesetzl.«

kommen werden, d. h. sie werden sicherlich nicht kommen. Es ist deshalb von Wichtigkeit, wie man das  $\mu\eta$  nach den Wörtern des Fürchtens überhaupt auffasst, da die Entscheidung hierüber für manche der hierhergehörigen Fragen nicht ohne Bedeutung ist.

Ich halte in diesem Punkte an der altherkömmlichen Erklärungsweise fest, wonach das  $\mu\eta$  in solchen Sätzen die prohibitive Partikel ist, da der Begriff des Fürchtens den Gedanken eines abwehrenden (negativen) Begehrens oder Wünschens in sich schließt. Eine andere Auffassung hat besonders in neuester Zeit einen sehr entschiedenen Verfechter gefunden: Raphael Kühner in der 2. Auflage seiner ausführlichen Grammatik, einem durch die Fülle des verarbeiteten Stoffes wahrhaft staunenswerthen Buche, das jedem Freunde griechischer Grammatik unentbehrlich ist, behauptet (II. Theil, S. 1037), die natürlichste und einfachste Erklärung sowohl des lateinischen *ne* als des griechischen  $\mu\eta$  nach den genannten Ausdrücken sei ohne Zweifel die, dass man dieselben für Fragewörter mit der Bedeutung ob nicht halte. Er geht also nicht auf die prohibitive Bedeutung zurück, sondern nimmt eine interrogative an, wie er dies S. 773 noch deutlicher erklärt: »Dies  $\mu\eta$  darf man nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als eine Konjunktion ansehen, sondern es ist ohne Zweifel Fragwort, ob nicht *num*, als:  $\delta\acute{\epsilon}\delta\omicron\iota\chi\alpha\ \mu\eta\ \acute{\alpha}\pi\omicron\theta\acute{\alpha}\nu\eta$  ich bin besorgt, ob er nicht sterbe.« Ob dies deutsch richtig gesprochen ist, mag auf sich beruhen; es kommt hier nur auf die sachliche Berechtigung dieser Auffassung an, zunächst also auf die von Kühner selbst angegebenen Gründe, deren in seinen Ausführungen vornehmlich zwei hervortreten. Denn dass er die bisherige Erklärungsweise als zu künstlich bezeichnet, ist eine subjective Meinung, über die andere anders denken können. Vergleicht man Wendungen wie das deutsche: »dass du nur nicht fällst!« »dass ihm nur nichts Böses widerfährt!« so ist hier offenbar eine Warnung ausgesprochen, also ein prohibitives Element vorhanden; und von da zu einem abhängigen Satze: »meine Furcht ist, dass ihm nur ja kein Uebel widerfahre«, scheint mir ein sehr leichter, ein fast unmerklicher Schritt. — Schwerer wiegen die beiden andern Gründe, wenn anders sie mit den thatsächlichen Verhältnissen übereinstimmen.

1) Den Hauptgrund für seine Annahme findet Kühner darin, »dass dieses  $\mu\eta$  alle Konstruktionen mit den übrigen Fragwörtern gemeinsam hat, was der Fall nicht sein würde, wenn der Grieche dasselbe als Finalkonjunktion aufgefasst hätte.« Diese Worte mögen zunächst recht bestechend klingen; sie stehen aber, sobald man genauer zusieht, in einem Widerspruch mit den Thatsachen, der die

in ihnen ausgesprochene Behauptung als unbegreiflich erscheinen lässt. — Eine bloße Schiefheit des Ausdrucks mag es sein, dass von den Constructionen der Fragwörter gesprochen wird; nicht das Fragewort bedingt den Modus, sondern die Natur des Satzes. Oder wird Jemand behaupten, in  $\pi\omicron\iota\ \phi\acute{\upsilon}\gamma\omega$ ;  $\pi\acute{\omega}\varsigma\ \epsilon\acute{\iota}\pi\omega$ ; sei der Coniunctiv von  $\pi\omicron\iota$  oder von  $\pi\acute{\omega}\varsigma$  regiert? Aber abgesehen davon, was soll es heißen, dass das  $\mu\eta$  „alle Konstruktionen“ der übrigen Fragewörter theilt? Von den Fragesätzen, directen und indirecten, stehen im Coniunctiv nur die dubitativen (deliberativen), und es kann sein, dass gerade dies für die Kühner'sche Ansicht ein Beweggrund gewesen ist, denn es soll in dem sogenannten Fragesatz mit  $\mu\eta$  ebenfalls etwas zweifelndes liegen. Aber die Uebereinstimmung beruht durchaus auf Täuschung. Der Coniunctiv steht in Fragen nur dann, wenn sie einen Zweifel des Subjects über einen zu fassenden Entschluss enthalten, daher directe Fragen dieser Art nur in der 1. Person vorkommen ( $\pi\omicron\iota\ \phi\acute{\upsilon}\gamma\omega$ );, indirecte immer das Subject ihres übergeordneten Satzes haben ( $\acute{\alpha}\rho\omicron\epsilon\iota\varsigma$ ,  $\tau\acute{\iota}\ \varphi\eta\varsigma$ ,  $\omicron\upsilon\chi\ \iota\varsigma\alpha\sigma\iota\nu$ ,  $\delta\ \tau\iota\ \delta\rho\acute{\omega}\sigma\iota\nu$ ), Ausnahmen hiervon sind nur scheinbar. Aber auf  $\varphi\omicron\beta\omicron\upsilon\mu\alpha\iota$ ,  $\mu\eta\ \epsilon\lambda\theta\omega\sigma\iota\nu$   $\omicron\iota\ \pi\omicron\lambda\acute{\epsilon}\mu\iota\omicron\iota$  ist ein solches dubitatives Verhältniss augenscheinlich unanwendbar, und der Coniunctiv ist daher,  $\mu\eta$  als Fragewort gefasst, grammatisch schlechterdings unerklärbar, während er sich aus der prohibitiven Bedeutung der Partikel nach umfassendster Analogie sofort von selbst ergibt.

Es ist dies der Punkt, der ganz allein ausreicht, die Kühner'sche Auffassung zu widerlegen. Denn dass an sich nach einem Ausdruck der Furcht oder Besorgnis oft eine indirekte Frage möglich ist, wird ja durchaus nicht bestritten; sagt man doch auch im Lateinischen z. B. *istic quid agatur magnopere timeo* (Cic. ad Att. 3, 8), *haec quemadmodum explicari possint. timeo* (Cic. ad fam. 14, 40), und ähnlich im Deutschen. Aber für das Griechische ist in derartigen Sätzen der Coniunctiv eine Unmöglichkeit. Bestätigt wird dies durch alle wirklichen indirecten Fragesätze nach *verbis timendi*, die in der That nicht gerade selten sind: keiner von ihnen hat den Coniunctiv (außer wenn sie dubitativ sind). Hierher gehören nicht die Sätze mit  $\delta\pi\omega\varsigma\ \mu\eta$ , denn diese sind ebenfalls Absichtsätze, wie ihr völlig gleicher Charakter zeigt z. B. Eur. Hipp. 518  $\delta\acute{\epsilon}\delta\omicron\iota\chi'$ ,  $\delta\pi\omega\varsigma\ \mu\omicron\iota\ \mu\eta\ \lambda\acute{\iota}\alpha\nu\ \varphi\alpha\nu\eta\ \sigma\omicron\varphi\acute{\eta}$ .<sup>17)</sup> Auch sonst ist ja in Absichtsätzen

<sup>17)</sup> Sehr häufig ist diese Construction nach den *Verbis cavendi* ( $\varphi\omicron\lambda\acute{\alpha}\tau\tau\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\sigma\omicron\varphi\epsilon\iota\nu$ ,  $\delta\rho\acute{\alpha}\nu$  u. dhn.). seltener nach denen des Fürchtens, wie der obige Satz. Obgleich die meisten der hierhergehörigen Sätze bereits von Fr. Beller-



μή und ὅπως μή gleichbedeutend. — Dagegen giebt es eine ziemliche Anzahl hierhergehöriger Sätze mit den verschiedensten indirecten Fragewörtern, so mit εἰ z. B. Eur. Andr. 64 ἤχω φόβον μὲν, εἰ τις ὁσποτῶν αἰσθῆσται. Heracl. 791 φόβος γάρ, εἰ μοι ζῶσιν οὓς ἐγὼ θέλω.<sup>18)</sup> Soph. Trach. 476. 666. Eur. Med. 488. Heracl. 644. Aristoph. Eccl. 584. X. Cyr. 6, 1, 47. Dem. 19, 289. 24, 29. Ebenso mit ὅπως (πῶς): Eur. Iph. T. 994 τὴν θεὸν ὅπως λάθω, δέδοικα, dubitativ, daher der Conjunctiv, ganz wie οὐκ ἔχω, ὅπως εἶπω. Heracl. 249. Aristoph. Plut. 200. X. Cyr. 4, 5, 49. Mit ὅστις, τίς, τίς, ὅποι: Eur. Or. 1324. X. An. 7, 4, 1. Hell. 6, 1, 44. Plat. Theaet. 193<sup>c</sup>. Lys. 206<sup>a</sup>. Charm. 166<sup>a</sup>. Hipp. mai. 496<sup>a</sup>.

Sonach kann man in dem Umstande, dass der Conjunctiv sowohl in Fragesätzen (dubit.), als auch in Sätzen mit μή steht, nicht irgend eine Uebereinstimmung erblicken. Und doch ist dies der einzige Modus, von dem man bei einer solchen Vergleichung vernünftigerweise reden kann. Denn dass der Optativ in beiderlei Sätzen eintreten kann, nämlich bei Abhängigkeit von historischem Tempus, kann gewiss noch weniger angeführt werden, da ja diese Erscheinung allen indirecten Sätzen gemeinsam ist. Was endlich den Indicativ betrifft, so ist zwar wiederum wahr: es giebt Fragesätze im Indicativ, und es giebt auch Sätze mit μή im Indicativ. Aber in Fragesätzen steht (abgesehen von den dubit.) immer und nothwendig dieser Modus, während er nach dem μή der Verba timendi nur in bestimmten Fällen sich findet, die eine besondere Modification des Gedankens enthalten. Sage ich φοβοῦμαι μή ἔλθω—

manu (de graeca verborum timendi structura, Progr. des Berl. Gymn. 1833), sowie von Kühner (S. 1043) aufgeführt sind, so werde ich doch hier und im Folgenden zur Bequemlichkeit des Lesers alle mir bekannten Stellen namhaft machen: Soph. OT. 1074. Eur. Hipp. 518. Aristoph. Equ. 412. Plat. Euthyphr. 4<sup>e</sup>. Phaed. 84<sup>b</sup>. Symp. 193<sup>a</sup>. Thuc. 6, 43, 4 (nach κατασπονθήναι). X. Mem. 2, 9, 2. Dem. 9, 75. Isocr. 7, 22. Alle diese Sätze haben entweder den Conj. (nach Prät. auch Opt.) oder das Futurum, ebenso die nach den Verbis cavendi. Krügers Bemerkung (Gramm. 54, 8, 11): »meist mit dem Indicativ des Futurs« ist wohl unrichtig.

<sup>18)</sup> Will man derartige Sätze mit εἰ in die gewöhnliche Form der Sätze nach den Verb. timendi verwandeln, so tritt ein Unterschied hervor, indem z. B. das erste der obigen Beispiele durch φοβοῦμαι μή, das zweite durch φοβοῦμαι μή ὃ wiederzugeben wäre. Dies kommt daher, weil es wirkliche Fragesätze sind, in denen deshalb der Ausdruck noch ein unbestimmter ist; der Satz: »ich bin in Sorge, da ich nicht weifs, ob mich Jemand sehen wird«, kann die Furcht nach beiden Seiten bezeichnen; denn wer fragt, entscheidet nicht. Daher es auch im Deutschen zweideutig gesprochen ist: »ich bin in Sorge, ob mich Jemand sehen wird.« — Auch dieser Umstand spricht bei den stets bestimmt negierten Sätzen mit μή sehr gegen die Auffassung als Fragesätze.

σιν, so ist das εἰλεῖν selbst Gegenstand meiner Furcht; wenn dagegen Odysseus ausruft δαίδω, μὴ δὴ πάντα θεὰ νημερτέα εἶπεν, so ist das εἶπεν der Göttin wirkliche Thatsache, und seine Furcht. geht nur dahin, dass ihre Worte wahr sein möchten; es ist also der ganze Satz ein abgekürzter Ausdruck für δαίδω, μὴ ἀλγυῖ ἦ, ἃ εἶπεν ἡ θεά. Wenn Sokrates Phileb. 13<sup>a</sup> sagt φοβοῦμαι, μὴ τινὰς ἡδονὰς ἡδοναῖς εὐρήσομεν ἐναντίας, so will er das Finden der ἡδοναῖ überhaupt als bestimmte Thatsache der Zukunft bezeichnen, zugleich aber die Furcht aussprechen, dass einige derselben vielleicht widersprechend sein könnten, also vollständig: φοβοῦμαι, μὴ τινὰς ἡδοναῖ ἐναντίαί ὦσιν, ὧν εὐρήσομεν. Ebenso ist Plat. Theaet. 145<sup>b</sup> μὴ παίζων ἔλεγεν das λέγειν Thatsache. — Allerdings ist diese Erklärungsart nicht auf alle Beispiele anwendbar (die man sehr vollständig bei Bellermann a. a. O. und bei Kühner findet), sondern es giebt eine zweite Klasse von Sätzen, in denen ein Verbum im Indicativ wirklich selbst Gegenstand der Furcht ist, z. B. Plat. Charm. 163<sup>a</sup> Τί γὰρ χωλύει; ἔφη. Οὐδὲν ἔμμεγε, ἦν δ' ἐγω· ἀλλ' ὅρα, μὴ ἐκείνων χωλύει. Xen. Cyr. 4, 4, 48 ὅρα, μὴ πολλῶν χειρῶν δεήσει. In solchen Fällen ist das Verhältniss zwischen dem regierenden und dem abhängigen Satze als gelockert anzusehen: weil das gesürchtete Ereignis als sicher bezeichnet werden soll, so nimmt der Satz den Modus einer directen Behauptung an. Dass diese Constructionsart wirklich nur dann eintritt, wenn der Sprechende den Inhalt des mit μὴ eingeleiteten Satzes als seine eigene Meinung oder Erwartung bezeichnen will, bestätigt sich noch durch eine doppelte Beobachtung: denn einmal finden sich solche Indicativsätze nicht nach negiertem Hauptverbum,<sup>10)</sup> sodann aber haben sie sämmtlich als übergeordneten Satz entweder eine erste Person oder besonders häufig einen Imperativ wie ὅρα, σκόπει (χρὴ ὁρᾶν), wobei das Ganze nur eine urbane Form der Behauptung ist.

Ist also der Gebrauch des Indicativs in den Sätzen mit μὴ nach Verbis timendi an ganz bestimmte Fälle gebunden, während er in wirklichen Fragesätzen durchaus herrscht, so ist es sehr seltsam zu behaupten, dass hierin irgend eine Analogie liege. — Der ganze Versuch, die Sätze mit μὴ als fragend nachzuweisen auf Grund der Uebereinstimmung ihrer Constructionen mit denen der übrigen Fragesätze, hat sich somit als misslungen herausgestellt.

2. Zweitens aber behauptet Kühner, man könne um so weni-

<sup>10)</sup> Vgl. Fr. Bellermann a. a. O. S. 48, wo auch über die spärlichen Ausnahmefälle und ihre Begründung gehandelt wird.

ger an einen ursprünglichen Absichtssatz denken, als das griechische μή überhaupt niemals (wie das lateinische ne) als Finalconjunction gebraucht werde (S. 1037): »denn will der Grieche eine negative Absicht wirklich ausdrücken, so gebraucht er die Finalconjunctionen in Verbindung mit μή: ἵνα, ὥς, ὅπως μή.« Was aus dieser Behauptung zu machen sei, wird manchem Leser zunächst unklar sein; denn nichts scheint einleuchtender, als dass z. B. II. A, 592 ἀπόσιχα, μή σε νοήσῃ Ἥρῃ oder M, 103 Ζεὺς χῆρας ἄμυνεν παιδὸς τοῦ, μή νηυσὶν ἔπι πρύμνησι δαμαίῃ der Dichter »eine negative Absicht wirklich ausdrücken will«. Wie Kühner die außerordentlich große Anzahl solcher Sätze auffasst, erfahren wir S. 1042, Anm. 4: »Sowie die interrogativen εἰ und εἰάν nach Verben, die irgend eine Handlung ausdrücken, stehen, und alsdann der Begriff von σκοπεῖν u. dgl. hinzuzudenken ist; ebenso ist dies der Fall bei μή, so dass das interrogative μή die Bedeutung einer negativen Finalconjunction anzunehmen scheint. Z, 265, μή μοι οἶνον ἄειρε, μή μ' ἀπογυιώσῃς, μένος δ' ἀλκῆς τε λάθωμαι hole mir keinen Wein, da ich besorgt bin, ob du mich nicht schwächst.« Wenn man selbst von der außerordentlichen Umständlichkeit einer solchen Entwicklung absieht, ist denn der auf diese Weise mühsam gewonnene Gedanke nun wirklich der richtige? Sobald ich sage: »ob du mich nicht schwächst,« so mag ich vorher nennen oder ergänzen welches Wort ich will, es bleibt ein Gedanke des Ueberlegens, nicht des Wollens. Dies ist aber gerade das Charakteristische an den derartigen Sätzen mit μή, dass das sprechende oder handelnde Subject etwas verhindern will; eine bloße Frage »ob nicht« kann hierfür nicht genügen und kann auch niemals unvermerkt in die prohibitive Bedeutung übergehen, da dies wesentlich verschiedene Vorstellungen sind. Sehr treffend sagt Kvičala (Zeitschr. f. öst. G. W. 1856 S. 745), dass im Gegensatze zu οὐ, welches »der Verstandesthätigkeit des Lügners angehöre, μή auf der Willensthätigkeit der Abwehr beruhe«. Weil die Kühner'sche Ansicht diese ursprünglich prohibitive Kraft in μή verkennt, steht sie mit dem augenscheinlichen Charakter so vieler Stellen in einem höchst seltsamen Widerspruch. Aber nicht bloß dies, sondern ein ganz bestimmter logischer Fehler tritt in der Gleichstellung dieser negativen Absichtssätze und der interrogativen Sätze mit εἰ und εἰάν hervor.

Den Sätzen mit εἰ und εἰάν liegt immer die Vorstellung zu Grunde, dass die Handlung des Hauptsatzes als ein Versuch zur Verwirklichung des im Nebensatz enthaltenen Gedankens betrachtet wird, z. B. Y, 172 γλαυκιδίων ἰθὺς φέρεται μέναι (λέων), ἤν·τινα



πέφνη. Α, 420 εἰμ' αὐτῇ πρὸς Ὀλύμπον, αἱ κε πίθεται Ζεὺς. Α, 798 τεύχεα καλὰ δότω, αἱ χέ σε τῷ ἰσκοντες ἀπόσχονται πολέμοιο Τρῶες. Hier giebt jedesmal der Zusammenhang an die Hand, dass der eine Fall, dessen Verwirklichung versucht werden soll, auch der gewünschte ist. Daher stehen solche Sätze in der That Absichtssätzen sehr nahe. Wenn der Löwe anstürmt zu versuchen, ob er einen tödten könne, so ist es klar, dass er anstürmt, um ihn zu tödten, und wenn Α, 290 steht ἰδὺς ἐλαύνετε μώνυχας ἵππους ἰφθίμων Δαναῶν, ἵν' ὑπέρτερον εὖχος ἄρησθε, so hätte es unter Umständen auch heißen können αἱ κεῖν ὑπέρτερον εὖχος ἄρησθε. Dies ist so natürlich, dass sich wohl in den meisten Sprachen dieselbe Ausdrucksweise findet. Auch deutsch sagen wir statt: »lass uns eilen, damit wir unsern Freund noch treffen« mit einiger Lebhaftigkeit ganz ge-  
läufig: »lass uns eilen, ob wir ihn vielleicht noch treffen.« Aber erstens kann man in beiden Sprachen keineswegs immer so sprechen, sondern nur, wenn mehr die Möglichkeit der Erreichung als ein entschiedenes Begehren ausgesprochen wird. In Sätzen wie: »er schickte die Söhne nach Ilios, ἵνα Τρῶεσσιν μάχοντο« würde die Frageform den Sinn stark beeinträchtigen. Ganz anders aber stellt sich zweitens die Sache bei einem negativen Absichtssatz: wenn ich sage: »lass uns eilen, damit unser Freund nicht auf uns zu warten brauchte«, so ist die Umänderung unzulässig. »Lass uns eilen, ob er vielleicht nicht zu warten brauchte« ist gar kein Gedanke. Ebensowenig ist es möglich Hektors Worte: »gieb mir keinen Wein, damit du mich nicht schwächeste«, oder den Satz: »Zeus schützte den Sohn, damit er nicht umkomme« in dieser Art aufzufassen. Der Grund liegt darin, dass der Gedanke, dessen Ausführung versucht werden soll, logischerweise etwas Positives sein muss, nicht eine bloße Negation; denn die in Frageform hypothetisch ausgesprochene Annahme wird als ein einzelner Fall allen übrigen Möglichkeiten gegenüber gedacht, eben weil sie dem handelnden Subject als Ziel vorschwebt: der anspringende Löwe hat das Tödten des Gegners im Auge und will den Versuch machen, ob er dies verwirklichen könne. Nicht aber kann ich vom Zeus sagen: Er handelt, um zu versuchen, ob er das Nicht-Umkommen des Sohnes verwirklichen könne: sondern ihm schwebt das Umkommen des Sohnes vor, und es wird gesagt, dass er dies nicht wolle. Das aber kann nie durch einen Fragesatz geschehen, dazu bedarf es einer wirklichen negativen Absichtspartikel mit ursprünglich prohibitivem Charakter, und das eben ist μή. — Einen Beleg für die Richtigkeit des Gesagten bietet auch die Thatsache, dass die erwähnten Inter-

rogativsätze mit εἰ oder εἰάν in negativer Form nicht vorkommen. Zwar äußert Kühner S. 4034 Anm. 27 in Bezug auf diese Sätze: »die Negation ist μή,« aber unter den zahlreichen von ihm angeführten Beispielen ist kein einziges negativ und ebensowenig ist es mir sonst gelungen ein solches zu finden. Denkbar wäre es nur dann, wenn die negative Form eine bloße Umschreibung für einen bestimmten durch den Zusammenhang gebotenen Gedanken wäre. Wenn z. B. Odysseus zu seinen Geführten sagt τῶν δὲ βοῶν ἀπεχώμεθα, μή τι πάθωμεν, so ist unter dieser negativen Absicht sehr leicht die positive, etwa ἵνα σωθῶμεν, ἵνα νοσπήσωμεν zu verstehen, und es würde in solchem Zusammenhange vielleicht möglich sein τῶν βοῶν ἀπεχώμεθα αἶ καὶ μή τι πάθωμεν. Aber gelesen habe ich solch eine Verbindung nie.

Wodurch das Unzutreffende der Kühnerschen Parallele einigermaßen versteckt wird, ist die bei beiden Arten von Sätzen gleichmäßig angegebene Ergänzung von σκοπεῖν. Aber auch das ist ein Trugschluss, da σκοπεῖν zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat: »überlegen oder versuchen, ob« und »dafür sorgen, dass«. In der ersten Bedeutung wird es ergänzt vor den Fragesätzen mit εἰ, in der zweiten ergänzt es sich Kühner vor den Sätzen mit μή. Das erste ist ein Verbum der Verstandesthätigkeit, das zweite der Willensthätigkeit, d. h. nach dem einen steht mit Fug ein Fragesatz, nach dem andern ist nur ein Absichtssatz an der Stelle: ich Sorge dafür, ob ist sinnlos, und ich versuche, ob ist bei negativem Inhalt nicht ausreichend, den Begriff einer Absicht zu ersetzen.

Endlich ist gegen die ganze Theorie noch hervorzuheben, dass μή als indirectes Fragewort sonst nirgend vorkommt. Mit welchem Rechte kann man also behaupten, dass ihm eine ursprünglich interrogative Kraft beizuhene? Vielmehr ist μή an sich ebensowenig fragend wie οὐ. Die directen Fragen mit μή sind ebenfalls durch Ellipse eines Begriffs der Besorgnis zu erklären, das μή ist auch hier ursprünglich von prohibitiver Bedeutung. Dass hier regelmäßig der Indicativ steht, erklärt sich dadurch, dass das Gefühl für die Ellipse in solchen Sätzen völlig schwand und sie wirklich als reine Fragesätze erschienen.<sup>20)</sup>

<sup>20)</sup> Es ist sehr bemerkenswerth, dass solche Satze mit einfach fragendem μή sich in der ältesten Sprache (Homer) noch nicht finden, sondern ihnen stets ein besonderes Fragewort ἤ vorausgeschickt wird, z. B. Od. I, 405

ἤ μή τις σεο μῆλα βροτῶν ἀέκυντος ἐλαύνει;  
ἤ μή τις σ' αὐτὸν κτείνει δόλῳ τῆς βίης;

Aus den angeführten Gründen erscheint es unzweifelhaft, dass das μή sowohl in den directen Fragesätzen als auch nach den Verbis des Fürchtens kein anderes ist als die prohibitive Partikel. Nur auf diese Weise ist das Wesen des Wortes als einheitlich zu begreifen.<sup>21)</sup>

Zum Schluss dieser Besprechung sei noch das wenige mitgetheilt, was ich an Aeußerungen alter Grammatiker über diesen Punkt gefunden habe. Ein Unterschied zwischen dem prohibitiven und fragenden Gebrauch des Wortes wird hier überall ausdrücklich anerkannt. So sagt Aollonius Alexandr. περί ἐπιρρημάτων (Bekker, anecd. 534, 14): ἔστι δὲ ὅπου καὶ τὸ μή, παραλαμβάνομενον οὐ μόνον κατὰ ἀπαγόρευσιν ἀλλὰ καὶ κατὰ διαπόρησιν, τοῖς κατ' ἐρώτησιν προοιστοῖς συντάσσεται, μὴ ἔγραψας; μὴ ἐλάλησας; Ebenso περί συνδέσμων (Bekker, anecd. 496, 3): τὸ μὴ οὐ πάντοτε ἐστὶν ἀπαγορευτικόν, ἀλλὰ καὶ διαπορητικῶς παραλαμβάνεται, μὴ γράψῃ; μὴ λήσεται ἡμᾶς; ἴσον γάρ ἐστι τῷ ἄρα λήσεται ἡμᾶς. Hieraus geht allerdings noch nicht hervor, dass Apollonius der Ansicht Kühners gewesen sei; denn er führt als Beispiel für die fragende Bedeutung nur Indicativsätze an, in denen, wie oben bemerkt, in der That das Prohibitive dem Sprachbewusstsein wohl ganz abhanden gekommen sein mag. Ein Schluss hiervon auf seine Auffassung der Sätze nach den Verbis timendi ist offenbar nicht zu ziehen. Aber anderwärts treffen wir Bemerkungen, die einen derartigen Schluss näher legen; so im Etym. magn. 585, 49. Hier wird zwar anfänglich besonders hervorgehoben, dass μή in der fragenden (zweifelnden) Bedeutung nicht den Coniunctiv regiere: μὴ ἀπαγορευτικόν ἐστὶν ἐπίρρημα · οἷον μὴ φάγῃς, μὴ μοιχεύῃς · ὅπερ καὶ ὑποτάσσει. σημαίνει καὶ διαταγμὸν · οἷον μὴ ἀπέθανεν ὁ δαῖνα, καὶ μὴ μάτην τρέχομεν, ὅπερ οὐχ ὑποτάσσει. Aber bei wiederholter Aufzählung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes wird für die »zweifelnde« Bedeutung (δισταγμός) im weiteren Verlaufe auch als Beispiel angeführt (Il. X, 423): μή μιν ἐγὼ μὲν ἴκωμαι ἰών, ὁ δὲ μ' οὐκ ἐλέγσει. Derselben Auffassung begegnen wir zu P, 93—95, wo Menelaos sagt:

<sup>21)</sup> Uebrigens ist Kühner, der die oben durchgesprochene Auffassung schon in der 1. Auflage seiner Grammatik (1835) vertrat, keineswegs der einzige Anhänger derselben. Man findet sie vielmehr u. A. bei Hartung (Partikellehre II, 137), Rost (In der griech. Gramm. und in Passow's Lexicon), Ellendt (lex. Sophocl. unter οὐ μή: »ὁδοῖτα μὴ πᾶσι timore plenus sum anne forte passurus sim«), Stallbaum (zum Plato z. B. Apol. 28<sup>d</sup>). — Dagegen wird die andere Ansicht vertreten u. A. von Buttmann, Matthiae, Thiersch, Bäumlein (Unters. über die griech. Modi S. 495. Unt. üb. gr. Partikeln S. 308), Krüger (der jedoch 54, 8, 42 schwach genug ist hinzuzufügen »vielleicht insofern es eigentlich Fragewort ist«), Aken (Grundz. d. Lehre v. Temp. u. Modus S. 413).



- 94 Ὁ μοι ἐγών, εἰ μὲν κε λίπω χάτα τεύχεα καλὰ  
 Πάτροκλόν θ', ὃς κεῖται ἐμῆς ἔνεκ' ἐνθάδε τιμῆς,  
 μή τίς μοι Δαναῶν νεμεσῆσεται, ὃς κεν ἴδῃται.  
 εἰ δέ κεν Ἑκτόρι μῶνος ἔων καὶ Τρωσὶ μάχωμαι  
 95 αἰδέσθεις, μή πῶς με περιστήσω' ἕνα πολλοί.

Die Scholien bemerken zu 94. 95: ὑποστικτέον ἐπὶ τὸ αἰδεσθεῖς, στικτέον δὲ ἐπὶ τὸ πολλοί. ὁ γὰρ λόγος ἑλλιπής ἐστι, λείποντος τοῦ εὐλαβοῦμαι ἢ τινος τοιούτου, ὡς καὶ ἐν τοῖς προκειμένοις »μή τίς μοι Δαναῶν«· ἐστὶ γὰρ τὸ πλήρες, εὐλαβοῦμαι μή με τῶν Ἑλλήνων μέμψηται τις. τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἐνθάδε· ἐάν δὲ μόνος ὢν Ἑκτορι καὶ Τρωσὶ μάχωμαι αἰδεσθεῖς, εὐλαβοῦμαι μή πῶς με περιστήσω' ἕνα πολλοί. Nimmt man nun hinzu, dass zu 93 das μή ausdrücklich als διστακτικόν bezeichnet wird, so ergiebt sich, dass diese Grammatiker die Sätze nach εὐλαβεῖσθαι u. dgl. (also doch wohl auch nach Verbis timendi) als »zweifelausdrückend« ansahen. Dennoch möchte ich nicht daraus folgern, dass sie somit eine ursprünglich fragende Bedeutung des Wortes μή wirklich anerkannten; sondern sie nahmen einfach die Thatsache wahr, dass die angeführten Worte des Dichters eine Ungewissheit, eine zweifelnde Furcht ausdrücken, und führten daher dies als besondere Gebrauchsweise auf. Auch im Deutschen könnte wohl Jemand, wenn der Gebrauch von »dass nicht« classificirt werden sollte, einen Satz wie »dass ich nur nicht die rechte Zeit versäume!« unter den allgemeinen Begriff der Ungewissheit bringen oder von dem zweifelnden »dass nicht« sprechen, ohne doch im mindesten zu glauben, dass »dass nicht« ein Fragewort sei. Denn jede Furcht schließt eine Ungewissheit ein, wer fürchtet ist des Ausgangs noch nicht sicher; sonst würde er nicht fürchten, sondern wissen. So kommt es, dass gelegentlich selbst von einem Satz nach einem Verbum timendi der Ausdruck zweifeln gebraucht wird: Zu den Worten des Zeus Y, 30 δεῖδω μή καὶ τεῖχος ὑπέρμορον ἔξαλαπαῖγῃ bemerkten die Scholien: τινὲς γράφουσιν ἀντὶ τοῦ δεῖδω μή καὶ τεῖχος »οὐ μέντοι μοῖρ' ἐστὶν ἔτι ζωῆς Ἀχιλλῆος Ἰλίου ἐκπέρσαι εὐναϊόμενον πολλέθρον ἔπερσε<sup>22)</sup> δουράτεος ἵππος καὶ μῆτις Ἐπειοῦ.« πῶς γὰρ ὁ εἰδὼς μοῖραν τ' ἀμμορίην τε νῦν διστάζει;

Ich komme hiernach zum Gebrauch von οὐ μή bei Sophokles. Elmsley behauptete, die beiden Wendungen οὐ μή mit Coniunctiv

<sup>22)</sup> Das Wort ἔπερσε, hier gegen Sion und Versmaßs, ist hinter πολλέθρον wohl nur einer Reminiscenz an Od. 2, 2 zu verdanken. Doch wird eine Form desselben Verbums, nämlich πέρσει, dagestanden haben. Nach πολλ. ist ein Colon zu setzen und vielleicht dann umzustellen: δουράτεος δ' ἵππος πέρσει καὶ μῆτις Ἐπειοῦ.

und οὐ μή mit Fut. seien insofern wesentlich verschieden, als die erstere einfach eine Umschreibung des Futurs sei, während die andere, die stets fragend zu nehmen sei, ein Verbot enthalte z. B. Ai. 560 οὗτοι δ' Ἀχαιῶν, οἶδα, μή τις ὑβρίσῃ sicherlich wird kein Achaier dich kränken, Tr. 977 οὐ μὴ ἐξεγερῇς τὸν ὕπνῳ χάτοχον; du wirst doch den Schlafenden nicht wecken? d. h. wecke ihn ja nicht! Diese Regel fand gleich Anfangs Widerspruch, namentlich von Hermann, der die Sache als *res valde subtilis et saepe perambigua* bezeichnet. Aber noch heut hat das Elmsley'sche Gesetz bei mehreren hervorragenden Bearbeitern der tragischen Dichter solches Ansehen, dass sie ihm zu Liebe eine Anzahl sonst unbedenklicher Stellen ändern zu müssen glauben. So nimmt Nauck OC. 177 Elmsleys Conjectur ἄρῃ statt ἄξει an und versichert auch sonst mehrfach, dass, wenn οὐ μὴ richtig sei, nothwendig der Conj. Aor. folgen müsse, da das Futurum, wie er Ph. 611 sagt, »gegen die Grammatik verstosse«. Andere Kritiker verfahren nicht so durchgreifend, sondern begnügen sich, wie z. B. Dindorf, in solchen Stellen den Conj. einzuführen, wo er aus dem überlieferten Fut. durch Aenderung eines Buchstabens hergestellt werden kann: so schreibt er OC. 848 ὀδοιπορήσῃς (La ὀδοιπορήσεις), während er ein ἄξει, ein μετέψομαι (El. 1052), ein παρήσω (Ant. 1042) unangetastet lässt. Der Dichter, erklärt er OC. 177, hat hier ἄξει geschrieben, *ubi metrum non ferebat ἀγάγῃ*, <sup>24)</sup> während OC. 848 *nihil caussae erat, cur ὀδοιπορήσεις scriberet, quum ὀδοιπορήσῃς posset.* — *Neque enim dubitandum, quin subiunctivum futuro in sententiis negativis post οὐ μὴ praetulerint scriptores, ubi fieri poterat.* (Ant. 1042). Da sich nicht Jeder eine so eigenthümliche Auffassung von dem Verhältnis des Dichters zu Sprachgebrauch und Grammatik wird zu eigen machen können, so fragt sich, welche Berechtigung die Elmsleysche Vorschrift überhaupt hat.

Οὐ μὴ mit Conjunctiv, welches im Sophokles sechzehnmal vorkommt, ist in seiner Bedeutung völlig klar: es enthält eine mit Nachdruck ausgesprochene Verneinung für die Zukunft. Was den Unterschied zwischen οὐ μὴ κρατήσω und οὐ κρατήσουσι anbe-

<sup>24)</sup> Mehr Zutrauen zur metrischen Geschicklichkeit des Sophokles zeigt Blaydes, indem er ἀροντ' ἀγάγῃ τις schreibt. Wenn derselbe Gelehrte, der das Fut. ἄξει ebenfalls für »ungrammatisch« erklärt, ausser dem Elmsley'schen τις ἄρῃ, das er ebenfalls empfiehlt, auch noch ἀροντὰ τις ἔλξῃ vorschlägt, so fragt man sich nur, warum nicht auch ἀροντ' ἐλάσῃ τις oder ἀροντὰ τις ὥσῃ oder ἀροντὰ βάλῃ τις oder jeder andere Aorist, der bei ungefähr ähnlicher Bedeutung sich so oder so dem Metrum fügt, zur Auswahl gestellt wird.

trifft, so wird durch letzteres einfach die im Verbum bezeichnete Thatsache für die Zukunft objectiv negiert, während in οὐ μή die subjective Ueberzeugung hervortritt. Es ist daher eine nachdrucklichere, namentlich leidenschaftlichere Ausdrucksform: kein Gedanke daran, dass — dafür stehe ich ein, dass nicht. (vgl. Aken, S. 35, wo auch Stallbaum zu Plat. Crit. 44<sup>b</sup> citirt wird: *cum ethica quadam gravitate*). — Dagegen entstehen bei der Verbindung mit Fut. (οὐ μή φλυαρήσεις; du wirst doch nicht schwatzen?) mehrere Zweifel. Denn erstens: unserer obigen Erörterung zufolge ist bei negativem Hauptverbum der Indicativ nach μή von sehr beschränktem Gebrauch. Wenn daher das Fut. hier auch nicht gerade als unzulässig erscheint, so muss jedenfalls die grosse Häufigkeit dieser Verbindung überraschen. Aber wichtiger ist das zweite: denn leitet man die Redensart in der angegebenen Weise ab und nimmt sie (wie fast durchweg geschieht) in fragendem Sinne, so würde οὐ μή φλυαρήσεις; bedeuten: »Wirst du denn niemals schwatzen?« Dem abzubelfen will Kühner (S. 776) in allen Stellen der Art das Fragezeichen tilgen und also verstehen: du wirst sicherlich nicht schwatzen! d. h. schwatze doch ja nicht! Aber wenn man die sämtlichen (von Elmsley zu Med. 1120 = 1151 gesammelten) Stellen durchsieht, so wird man sich dem Eindruck nicht verschliessen, dass ein solches Verbot den Charakter der meisten von ihnen verfehlt. Wenn z. B. die besorgte Amme der Phädra ihre liebeskranke Herrin von weiteren Ausbrüchen schwärmerischer Phantasie mit den Worten zurückhalten will: ὦ παῖ, τί θροεῖς; οὐ μὴ παρ' ὅχλῳ τὰδε γηρύσει μανίας ἔποχον ῥέπουσα λόγον; so würde dies nach Kühner heissen: »O Kind, was sagst du? niemals wirst du so wahnsinnige Reden vor der Menge sprechen!« Eine solche Bestimmtheit entspricht weder der ganzen Situation (namentlich dem Verhältnis der Dienerin zur Herrin) noch der vorausgehenden Frage ὦ παῖ, τί θροεῖς; Man würde etwa erwarten: »Was sagst du? Du wirst doch nicht dergl. öffentlich aussprechen?« Wir kommen so auf die Fragen mit dem blossen μή im Indic. (μή τι νεώτερον ἀγγέλλεις;), wodurch sich zugleich das oben zuerst ausgesprochene Bedenken beseitigt, indem das Auffallende des Modus durch diese Analogie schwindet. Aber für das Verhältnis der Negationen scheinen wir nichts gewonnen zu haben. Denn heisst μή φλυαρήσεις; »du wirst doch nicht schwatzen?« was soll dann noch die andere Negation? Entsteht nicht wieder das Gegentheil des geforderten Gedankens? Doch dies ist nur scheinbar. Man erwäge, dass wir nicht ein behauptendes οὐ hinzufügen, sondern ein fragendes; durch Zutritt eines fragenden οὐ aber kann sich bei keinem



Satze das Verhältniß zur Negation ändern: φλαρῆσεις »du wirst schwatzen«, οὐ φλαρῆσεις; »wirst du denn nicht schwatzen?« oder affirmativ »du wirst gewiss schwatzen«. Eben sowenig kann sich der Negationsgrad ändern, wenn wir μὴ φλαρῆσεις; »du wirst doch wohl nicht schwatzen?« mit einem fragenden οὐ einleiten. Da durch die zwei in einander geschobenen Fragen die Sache sehr undeutlich wird, so können wir der Uebersichtlichkeit wegen einmal die ursprüngliche Frage auf einen sinngleichen nichtfragenden Ausdruck bringen: »du wirst hoffentlich nicht schwatzen«. Nach Vortritt der Negation erhalten wir sodann (gerade wie oben): wirst du denn nicht hoffentlich nicht schwatzen?« oder affirmativ: »du wirst gewiss hoffentlich nicht schwatzen«. Wenn man sich ein wenig hineindenkt, so gelingt es auch ganz wohl, beides als Frage zu fühlen: »Habe ich denn nicht Recht, wenn ich sage: du wirst doch wohl nicht schwatzen?« Dies Resultat stimmt genau mit dem, was Kvičala (a. a. O. S. 748) obgleich auf etwas anderem Wege entwickelt. Er bemerkt, dass die Sache am besten veranschaulicht würde, wenn man am Ende zwei Fragezeichen setzte, etwa so: οὐ »μὴ φλαρῆσεις;«. Auch beseitigt er schliesslich das etwa aufsteigende Bedenken, dass ja auf diese Weise die Wendung mit μὴ und die mit οὐ μὴ ganz dasselbe bedeute, und dass eine solche unnütze Häufung unwahrscheinlich sei: »Man sieht leicht ein, wie durch eine solche Frage die gesteigerte Zuversicht viel stärker ausgedrückt wird, als durch die mit dem blossen μὴ. Wenn man die beiden Ausdrücke: »du wirst doch nicht feindselig sein?« und »nicht wahr? du wirst nicht feindselig sein?« vergleicht, so wird man dies gerechtfertigt finden.«

Hiernach sind οὐ μὴ γράψῃς und οὐ μὴ γράψῃς allerdings wesentlich verschieden, und es ist keine genügende Erklärung, wenn man wie Hermann darauf hinweist, dass die Wendung mit Fut. erst durch die zweite Person den Sinn eines Verbotes annehme. Richtig ist diese Wahrnehmung allerdings, insofern die Formel nicht wohl imperativischen Sinn haben kann, wenn sie nicht in zweiter Person steht. Aber unerklärt bleibt 1) warum sie so vorwiegend in zweiter Person gebraucht wurde; und warum andererseits die Coniunctivendung, die oft genug in zweiter Person vorkommt (z. B. Ph. 384 οὐ μὴ ποτε ἐκπλεύσῃς) doch niemals in diesem imperativischen Sinne steht. 2) Wenn man die Futurendung als Frage fasst (wie Hermann ebenfalls thut), die andere dagegen nicht, so ist klar, dass sie, wäre sonst ihre Ableitung gleich, nothwendig einen in Betreff der Negation entgegengesetzten Sinn geben müssten. Dagegen nach

der oben versuchten Erklärung lösen sich diese Zweifel: 1) Der Ausdruck mit dem Fut., als ursprünglich und nothwendig fragend, bot sich naturgemäß für die zweite Person im Sinne eines Verbots dar; 2) die verschiedene Ableitung der Formeln bedingt ihren entgegengesetzten Negationsgrad.

Ist somit der Elmsley'sche Unterschied anerkannt und begründet, so fragt sich dennoch, ob οὐ μή mit Fut. immer und nothwendig auf die angegebene Art abzuleiten ist. Schon oben wurde darauf hingewiesen, dass nach negativem Verbum timendi der Ind. Fut. wenn auch selten, so doch nicht unerhört ist. In einer feststehenden Formel aber, die wesentlich nur als eine starke Form des neg. Futurs gefühlt wurde, kann derselbe viel weniger überraschen als nach wirklich ausgesprochenem Verbum der Furcht. In der That findet sich zuweilen das Fut. nach οὐ μή ganz in dem Sinne des Coniunctivs. Die Wendung hat in diesem Falle mit der vorherbesprochenen imperativischen ganz und gar nichts zu thun: völlig verschiedenen Ursprungs stimmen sie bloß zufällig äußerlich überein. Aber derartige Futura herauszuemendiren, ist man durch nichts berechtigt.<sup>24)</sup>

Unter den sechs Stellen des Sophokles, die οὐ μή mit Fut. enthalten, hat nur eine einzige (Tr. 977) die Bedeutung des Verbots; die andern fünf dagegen zeigen die Futurbedeutung der Coniunctivstellen: El. 1052 οὐ σοι μὴ μεθέψομαί ποτε. Ant. 1042 οὐδ' ὥς μίσσμα τοῦτο μὴ τρέσας ἐγὼ θάπτειν παρήσω κείνων. OC. 177 οὗτοι μήποτε ὁ ἐκ τῶνδ' ἐδράνων, ᾧ γέρον ἄκοντά τις ἄξει. OC. 848 οὐχ οὖν ποτ' ἐκ τούτων γε μὴ σκήπτροις ἐτι ὁδοιπορήσεις. Ph. 614 Ἐλενος ἐθέσπισεν, τὰπὶ Τροίᾳ πέργαμ' ὥς οὐ μὴ ποτε πέρσοιεν. Der obigen Besprechung zufolge halte ich alle diese Stellen für unverdorben. Durchaus unzulässig ist es, die eine Aenderung, die sich durch Leichtigkeit empfiehlt, vorzunehmen, die andern Stellen aber dadurch zu erklären, dass der Dichter sich nicht anders mit dem Metrum habe abfinden können als durch Abweichung vom richtigen Sprachgebrauch. Kritischer allerdings, weil consequenter, verfahren Nauck und Blaydes, indem sie die sämtlichen Stellen für falsch und unsophokleisch erklären.

<sup>24)</sup> Elmsley irrte also nur darin, dass er die Stellen mit Futurum alle durchaus für gleichartig hielt. Hätte er das nicht gethan, so brauchte er nicht in Bezug auf OC. 177 zu sagen: *si recte se habet ἄξει, actum est de mea opinione*. So aber trifft ihn selbst und die heutigen Vertheidiger seiner Ansicht das Wort, das er (Med.) über Brunck äußert: *vix dici potest, quod tragicorum et Aristophanis loca corruperit Brunckius, cum omnia ad unam normam redigere vellet*.

Nur über eine dieser Stellen (El. 1052) ist hier etwas eingehender zu sprechen. Denn gegen die übrigen wird von keiner Seite irgend ein anderes Bedenken erhoben. Nauck begnügt sich meist mit den schon oben angeführten Bemerkungen. Blaydes stellt seiner Gewohnheit gemäß eine ganze Anzahl von Verbesserungen zur Auswahl, so Ant. 1042: οὐδ' ὧς μίανμα τοῦτο μὴ τρέσας ἐγὼ θάπτειν παρῶ τῃ χεῖνον oder οὐδ' ὧς μ. τοῦτό γ' ἂν τρ. ἐγὼ θάπτειν παρ(ε)την oder οὐδ' ὧς μ. τ. δὴ τρ. ἐγὼ θ. παρήσω. Dass derartige Uebungen in metrisch richtiger Silbenzusammenstellung für die Kritik des Dichters werthlos sind, ist augenscheinlich; ob sie sonst irgend einen Nutzen haben, weiß ich nicht. Dindorf endlich bemerkt noch zu Ph. 644, in directer Rede würde der Dichter οὐ μὴ ποτε πέσσαι vorgezogen haben, *ex quo tamen non sequitur, eum in oratione obliqua πέσαιαν dicere maluisse quam πέσαιεν*. Auf diese Weise ist freilich alles zu machen. Kritischer und vor allem grammatisch richtiger ist hier wieder Naucks Verfahren: »ὧς οὐ μὴ πέσαιεν würde für die oratio recta ein οὐ μὴ πέσαιε voraussetzen.« Dies ist zweifellos richtig. Anstatt aber daraus zu folgern, dass diese Verbindung zulässig sei, erklärt er sie für ungrammatisch und bringt einige Aenderungsvorschläge von Blaydes vor.

Nun zu El. 1052. Nauck sagt hier in der Anmerkung, vielleicht habe der Dichter οὐχί σοι (oder οὗτοι σοι) μεθύομαι ποτε geschrieben. Im Anhang aber bemerkt er, »Morstadt habe gezeigt, dass die Verse 1052—1054 überhaupt nichts enthalten als baaren Unsinn.« Allerdings drückt sich Morstadt ungefähr so aus. Denn dieser Gelehrte, der (Gymn. Progr. Schaffhausen 1864) eine ganze Reihe von Versen aus den verschiedensten Theilen der Elektra für unecht erklärt und gegen die von ihm geächteten Stellen mit den Ausdrücken »plump«, »impertinent«, »tölpelhaft«, »possierlich«, »pedantisch«; »Plattitüde«, »Kauderwelsch«, »Sottise«, »albernes Quiproquo«, »Haufe von Verkehrtheiten«, »kolossale Absurdität« nicht sparsam ist, sagt am Schluss seiner Besprechung der in Rede stehenden Verse: »Es stellt sich also heraus, dass alles, was Elektra der abgehenden Schwester nachbelfert, reiner Unsinn ist.« Es wird nöthig sein, einen kurzen Blick auf den Zusammenhang zu werfen: Elektra, durch die Nachricht von Orests Tode zu verzweifelter Entschlüssen getrieben, will selbst Hand anlegen, den Mörder des Vaters zu tödten, und fordert ihre Schwester Chrysothemis zur Mitwirkung auf; diese aber weist sie auf das Gefährliche, ja Unmögliche eines solchen Unternehmens hin; es entsteht ein heftiger Wortwechsel zwischen ihnen, jede besteht auf ihrem Sinn. Endlich bricht Chrysothemis ab, ein weiteres



Gespräch für erfolglos haltend: ἄπειμι τοίνυν· οὐτε γὰρ σὺ τὰμ' ἔπη πολὺς ἐπαινεῖν οὐτ' ἐγὼ τοὺς σοὺς τρόπους. Elektra erwiedert, und dies sind die angegriffenen Verse:

ἀλλ' εἰσιθ'. οὐ σοι μὴ μεθέξομαι ποτε,  
οὐδ' ἦν σφόδρ' ἰμείρουσα τυγχάνης· ἐπεὶ  
πολλῆς ἀνοίας καὶ τὸ θηρᾶσθαι κενά.

In der That bieten die Worte manche Schwierigkeit dar. Gleich zuerst entsteht die Frage, ob μεθέξομαι im eigentlichen Sinne zu lassen sei (ich werde dir nicht ins Haus folgen) oder im übertragenen (ich werde deinem Rathe nicht folgen). Der ersten Meinung scheint Wecklein zu sein, denn er sagt (ars Soph. em. S. 438) über unsere Stelle: *agnoscitur poetae consilium causae adfingendae cur Electra in scena maneat*. Aber eine solche Motivirung war hier sicherlich unnöthig: ginge Elektra hinein, so bedürfte dies einer Begründung; aber dass sie bei den ihr befreundeten Frauen des Chors zurückbleibt und nicht in den Palast geht, wo ihr nur Schmerzliches und Verhasstes begegnen kann, das leuchtet dem Zuschauer von selbst ein. Aber die Begründung wäre nicht nur überflüssig, sie ist auch in dem vorliegenden Ausdruck unmöglich: οὐ σοι μὴ μεθέξομαι ποτε heisst »niemals werde ich dir folgen«. Dies kann Elektra vernünftigerweise nicht sagen, wenn sie nicht die Absicht hat, für immer das Haus ihrer Väter zu verlassen. — Ein Mittelding zwischen beiden Erklärungen scheint Nauck zu beabsichtigen, wenn er sagt: μεθέξομαι, ἀκολουθήσω, in Bezug theils auf ἐπισπένδει (4037) theils auf εἰσιθι. Schwerlich dürfte die Sache einem Leser hierdurch klarer werden. — Also kommen wir zu der übertragenen Bedeutung: niemals werde ich dir gehorchen. So verstanden schlossen sich die Worte gut und ungezwungen an das Vorhergehende an. Nichtig ist, was Morstadt dagegen vorbringt: »Niemals werde ich dir folgen. Was kann das bedeuten? doch wohl nichts anderes als: niemals werde ich deinem Rathe folgen. Wozu braucht sie denn aber der Schwester dies noch nachzurufen? Hat sie es ihr nicht so eben erst aufs nachdrücklichste mit den Worten πάλαι δέδοκται ταῦτα καὶ νῦν μοι versichert?« Die meisten Leser werden im Gegentheil finden, dass die ausdrückliche Versicherung auf kräftige Weise das Gespräch beendet, indem Elektra ihre Gesinnung noch einmal kurz zusammenfasst.

Aber ein anderes Bedenken kann ich gegen diese Erklärung nicht unterdrücken. Ist μεθέξομαι in diesem Sinne (*absequor*) nachweisbar? Das Simplex steht in Prosa und Poesie ganz gewöhnlich

so: νόμοις ἔπεσθαι τοῖσιν ἐγγύροις καλόν, so auch, besonders poetisch ἐφέπεσθαι z. B. ἦν ἐπίσπῃ τοῖς ἐμοῖς βουλευμασιν El. 967. Aber dem Comp. μεθέπεσθαι scheint (wie παρέπεσθαι) diese Bedeutung fremd zu sein. Der Sprachgebrauch kann freilich hier direct wenig lehren, denn ich finde das Wort nur noch Il. N, 567, wo es die natürliche Bedeutung nachheilen hat Μηριόνης δ' ἀπionτα μετασπόμενος βάλε δουρί. Häufiger ist das Activum in dem gleichen Sinne (P, 190. ξ, 33), auch mit dem Accusativ, sich nach Jemand umthun, ihm nachlaufen, um ihn zu erreichen (E, 329. Θ, 126). Nun ist ja selbstverständlich gegen eine übertragene Bedeutung auch ohne sonstiges Beispiel nicht das mindeste einzuwenden. Aber ich glaube, die natürliche Bedeutung führt hier nicht leicht auf den Begriff von *obsequor*, sondern es ergiebt sich vielmehr ein übertragenes: sich Jemand nähern, Einverständnis suchen, ähnlich wie im Deutschen die vulgäre Redensart: Jemandem nachlaufen. Wer da sagt: ich werde doch diesem Menschen nicht nachlaufen, der will nicht etwa ausdrücken, dass er ihm nicht folgen wolle, sondern dass ihm an einem Einverständnis mit jenem nichts gelegen ist. Dies brauchen wir nur aus dem etwas niedrigen Ton in die Sprache der Tragödie zu übersetzen, so haben wir für unsere Stelle: »Ja, gehe nur hinein, trenne dich nur von mir! Niemals werde ich nach Einigung mit dir streben.« So enthält ihr Wort nicht eine blofse Wiederholung der früheren Weigerung, dem Rathe der Schwester zu folgen, sondern steigernd sagt sie: zwischen uns kann keine Gemeinschaft mehr sein. — Dass die Worte so zu verstehen sind, dafür spricht auferdem noch zweierlei: erstens der Scholiast, welcher zu μετέρομαι kurz und treffend bemerkt ἀντὶ τοῦ κοινωνήσω, was man, da es sich mit den bisherigen Erklärungen nicht vertrug, unbeachtet bei Seite gelassen hat. Zweitens aber der Zusammenhang mit dem Folgenden. Wenn die erste Zeile wirklich den bisher angenommenen Sinn hätte, so wäre der Zusatz: οὐδ' ἦν σφόδρ' ἡμεῖρουσα τυγχάνης inhaltlos: »Ich werde deinem Rathe niemals folgen, auch dann nicht, wenn du dies sehr wünschen wirst«; darin würde liegen, dass die Schwester dies jetzt nicht, oder nicht so stark wünsche. Und nun gar die letzte Zeile! Sie müsste dann bedeuten: deinen eiteln Rathschlägen nachzustreben, ist große Thorheit. Dass dies keinen genügenden Sinn giebt, darin gebe ich Morstadt Recht, aber mit seiner Beweisführung kann ich nicht einverstanden sein; denn wenn er hervorhebt, Elektra habe diesen Rath früher (1027) verständig genannt, ihre jetzige Rede laufe also darauf hinaus: verständigem Rathe zu folgen ist großer Unverstand, so übersieht er

völlig die tiefe Ironie in Elektras Worten  $\zeta\eta\lambda\omega\ \sigma\epsilon\ \tau\omicron\upsilon\ \nu\omicron\varsigma$ . Etwas, das man in diesem Sinne verständig nennt, kann sehr wohl vor der sittlichen Schätzung als ein  $\chi\epsilon\nu\acute{o}\nu$  sich erweisen. Aber ein wichtigeres Bedenken ist vorhanden: Der Rath der Chrysothemis besteht darin, still zu bleiben und nicht zu handeln; es ist also durchaus unmöglich von ihm zu sagen: auch schon das bloße Haschen danach (nämlich geduldig zu sein und nichts zu thun) ist Thorheit. Dies ist offenbar gar kein Gedanke, weil man nicht nach etwas bloß Negativem haschen oder jagen kann. — Alle diese Schwierigkeiten verschwinden auf einen Schlag, sobald man die oben aufgestellte Bedeutung annimmt. Nun ist Elektras Rede folgende: »Ja gehe nur hinein, trenne dich nur von mir: niemals werde ich versuchen mich dir wieder zu nähern, auch nicht dann, wenn du dies (meine Annäherung an dich) einstmals sehr heifs ersehnen wirst. Denn großer Unverstand ist es, nach Nutzlosem (wie eine Einigung zweier so verschiedener Naturen sein würde) auch nur zu trachten.« So ist der Gedankengang tadellos und das Ganze weit entfernt, als »reiner Unsinn« zu erscheinen. Sorgfältigere Erwägung des Zusammenhanges und der Wortbedeutung hätten von so plumpem Ausdruck so unbesonnenen Urtheils zurückhalten können.

Auch andere Schriftsteller brauchen  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  mit Fut. zuweilen in dem bestimmt verneinenden Sinne. Denn wenngleich hierfür überall der Conj. bei weitem das häufigere ist, so fehlt es doch auch nicht an völlig gesicherten Beispielen mit Fut. So steht Pl. Crit. 44<sup>b</sup> ἐστερηθῆναι τοιούτου ἐπιτηδείου οἷον ἐγὼ οὐδένα μῆποτε εὐρήσω. Aristoph. Ran. 509 μὰ τὸν Ἀπόλλω,  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime\ \delta\prime$  ἐγὼ περιόσομαι. X. Cyr. 8, 1, 5  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  δυνήσεται. Diese und ähnliche Stellen werden von Niemand beanstandet. Ja, während im Sophokles das Futurum auf strengste verfolgt oder wenigstens mit unverhohlenem Misstrauen betrachtet wird, so gilt es im Xenophon für so correct, dass sogar An. 2, 2, 42 und Hier. 11, 15 statt  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  δύνηται und δύνωνται das Fut. δυνήσεται u. s. w. vorgeschlagen wird. Dies erklärt sich daraus, dass von manchen Kritikern der Conj. Präs. nach  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  für unzulässig gehalten wird. So äussert sich z. B. Dindorf zu OC. 1021: *Soloeicum est*  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  ἐπεύχωνται<sup>25)</sup>, *cui non debebant ab Elmsleyo*

<sup>25)</sup> Einer solchen Ansicht trat schon mit Recht G. Hermann entgegen in den Annot. zu Elmsleys Medea 4120. Wenn er jedoch hier den Unterschied aufstellt, das  $\omicron\upsilon\ \mu\eta\prime$  mit dem Conj. Aor. eine zukünftige, mit dem Conj. Präs. aber eine gegenwärtig schon geschehende Handlung ausdrücke, so kann man ihm allerdings nicht beistimmen: unzweifelhaft wird in beiden Fällen Zukunft bezeichnet, (vgl. auch Kvičala a. a. O. S. 754).



*comparari An. 2, 2, 12 et Hier. 11, 15. Nam verbi δύναμαι, quod aoristo δυνήσωμαι apud Atticos, qui δυνήθῳ dixerunt, caret, eadem fere ratio est, quae verbi εἶμι, velut apud Plat. Rep. 341 c ἀλλ' οὐ μὴ οἴος ἔ' ἦς. Phileb. 48d οὐ μὴ δυνατός ᾧ. Was soll hier die Gleichstellung von δύναμαι und εἶμι? δύναμαι hat einen besonderen Aorist, εἶμι hat ihn nicht: kann man dies für die Frage, ob der Aorist zu erwarten ist »fast dasselbe Verhältniss« nennen?<sup>26)</sup> Dass von εἶμι in Befolgung der Dindorfschen Regel der Conj. Aor. gesetzt werde, wird Niemand erwarten; aber warum die Attiker, wenn sie durchaus gegen das Präsens in dieser Redensart eingenommen waren, nicht hätten οὐ μὴ δυνήθῳ schreiben können, ist um so weniger einzusehen, als wir bei Demosthenes (23, 179) in der That lesen ἔργῳ πείραν ἔχων, ὅτι τῶν πρὸς ὑμᾶς οὐδὲν μὴ δυνήθῃ λῦσαι, und auch sonst der Conj. δυνήθῳ durchaus nicht vermieden oder durch δύνωμαι ersetzt wird (Pl. leg. 12, 968<sup>b</sup>. X. Cyr. 4, 3, 16 u. a.). Es ist daher gar nicht abzusehen, warum Dindorf dem Xenophon und Plato den Gebrauch des Präs. Conj. in dieser Verbindung durchaus nicht gestatten will (*neque Xenophonti neque Platoni concedendum*. Cyr. 8, 1, 5). Die Modi beider Tempora unterscheiden sich in dieser Verbindung sicherlich nicht anders als sonst: geht die Erwartung dahin, dass das Factum überhaupt eintreten wird, so ist der Aorist an seiner Stelle, soll aber das erwartete Ereignis in seinem Verlauf bezeichnet werden, so ist das Präsens angemessen: οὐ μὴ κρατήσωσιν heisst sie werden nicht bezwingen, οὐ μὴ κρατῶσιν sie werden nicht Herren sein. Freilich liegt es in der Natur der Sache, dass der erstere Fall der weitaus häufigere ist. Denn wenn ich ein zukünftiges Factum mit Bestimmtheit in Abrede stelle, so ist es nicht allein ausreichend den bloßen Eintritt zu bezeichnen, sondern es ist auch in den meisten Fällen viel nachdrücklicher. Aber ausgeschlossen ist der andere Fall durchaus nicht; er ist besonders bei solchen Verben natürlich, die immer oder meist einen dauernden Zustand bezeichnen wie δύναμαι (von εἶμι, weil es nothwendig einen Verlauf, nie einen bloßen Eintritt bezeichnen kann, hat ebendeshalb die Sprache gar keinen Aorist gebildet). Doch auch sonst: Wenn die Eumenide erklärt, trotz Apollons Wort den Orest nicht freigeben zu wollen, so ist es dem Gedanken äußerst angemessen, dass sie sagt: ich werde zu keiner Zeit nicht an seiner Seite haften; minder stark wäre in diesem Falle: ich werde niemals*

<sup>26)</sup> »Das Wörtchen fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen und zugleich auch nicht sagen will.« Lessing.

von ihm fortgehen. Gerade der dauernde Zustand ist es hier, auf dem das Furchtbare ihrer Drohung beruht. Es ist daher die hier allein überlieferte Lesart (Eum. 225):

τὸν ἄνδρ' ἐκαῖνον οὐ τι μὴ λείπω ποτέ

beizubehalten, während Hermanns allgemein aufgenommene Aenderung λείπω mehr als überflüssig ist; auch durch Apollons Antwort: οὐ δ' οὖν δέωκα καὶ πόνον πλέον τῆθου wird das Präsens empfohlen. (Vgl. auch Kvičala a. a. O. S. 755).

Aber auch statt des Conj. Aor. wird im Xenophon mehrfach das Futurum gesetzt. So führt L. Dindorf zu X. Cyr. 8, 1, 5 einen Aenderungsvorschlag von Dawes (οὐδαὶς μὴκέτι μενεῖ statt μένη An. 4, 8, 43) mit Beifall an, setzt ihn in der kleinen Ausgabe seit 1857 sogar einfach in den Text und macht selbst noch zwei derartige Conjecturen: An. 7, 3, 26 οὐ μὴ δέσσει statt δέσσης und Cyr. 3, 2, 8 οὐ μὴ δέξονται statt δέξονται. Dies ist geradezu unverständlich; denn dass es dem sog. *canon Dawesianus* zu Liebe geschehen sei, kann man schwer glauben, da derselbe längst als eine völlig haltlose Erfindung dargethan ist.

Endlich ist noch eine Stelle im Euripides, die οὐ μὴ mit Fut. in diesem Sinne enthält. Dieselbe ist weder von Elmsley noch von Nauck beanstandet worden, ja Elmsley führt sie irrthümlich unter den zahlreichen Beispielen des imperativischen Gebrauchs an. Dies ist einigermassen dadurch erklärlich, dass sie eine Frage enthält. Denn da die imperativischen Stellen alle fragend sind, während sich unter der andern Klasse sonst meines Wissens keine einzige Frage findet, so hat sich Elmsley dadurch täuschen lassen und nicht beachtet, dass der Sinn gerade der entgegengesetzte ist, wie sich nach unserer obigen Besprechung von selbst versteht. Die Worte sind (El. 383):

οὐ μὴ φρονήσεθ', οἱ κενῶν δοξασμάτων  
πλήρεις πανᾶσθε, τῇ δ' ὁμιλίᾳ βροτοὺς  
κρινεῖτε καὶ τοῖς ἥθεσιν τοὺς εὐγενεῖς;

Nach Analogie der imperativischen Stellen könnten die Anfangsworte nur bedeuten: »Ihr werdet doch nicht verständig sein? seid doch ja nicht verständig!« Nehmen wir dagegen das aussagende οὐ μὴ φρονήσετε im Sinne von: »Ihr werdet niemals verständig sein«, also als seltneren Ausdruck für das gewöhnliche οὐ μὴ φρονήσετε, so bedeutet das fragende: »Werdet ihr denn niemals verständig sein?«

ganz wie das einfach negierte Futurum gebraucht wird z. B. Ai. 1259 οὐ σωφρονήσεις; So ist der Gedankenzusammenhang in Ordnung; aber auffallend bleibt die Stelle allerdings, weil sie, wie bemerkt, die einzige in ihrer Art ist. Deshalb schlug Kirchhoff in seiner ersten Ausgabe vor οὐ σωφρονήσεθ', wodurch jede Schwierigkeit gehoben ist; neuerdings aber schreibt er nach einer Vermuthung Badhams οὐ μὴ ἀφρονήσεθ', eine Aenderung, die sich graphisch in hohem Grade empfiehlt, aber leider dem Sinne nicht völlig Genüge thut. Denn es hat etwas Widersprechendes, dass man zu Menschen, die man ihrer Natur nach als κενῶν δοξαμάτων πλήρεις bezeichnet, sage οὐ μὴ ἀφρονήσετε; d. h. »Ihr unverständigen Menschen, ihr werdet doch nicht unverständlich sein?« Passender ist jedenfalls: »Ihr unverständigen Menschen, werdet ihr denn nie klug werden?« Auch scheint eine solche Wendung dem ganzen Charakter der Stelle angemessener, da Orest nicht sowohl verbiethend oder scheltend sich an die bethörte Menschheit wendet, als vielmehr seine Verwunderung über ihre andauernde Verblendung ausspricht.<sup>27)</sup> Kirchhoffs frühere Conjectur traf den Sinn genau, ist jedoch kritisch etwas weniger wahrscheinlich. Deshalb halte ich die Ueberlieferung auch jetzt noch für richtig: nicht jede Erscheinung, die wir zufällig nur einmal finden, braucht in der wirklichen Sprache so vereinzelt dastehen zu haben. An sich ist gegen die fragende Form des οὐ μὴ mit Conj. (wofür hier Fut. nichts einzuwenden, und die Stelle würde demnach zum abermaligen Beweise dienen, dass für οὐ μὴ mit dem Futurum zwei verschiedene Ableitungsweisen anzunehmen und dadurch die beiden verschiedenen Bedeutungen dieser Verbindung zu erklären sind.

27. Auch ist bemerkenswerth, dass in keiner der sammtlichen Stellen des imperativisch gebrauchten οὐ μὴ mit Fut. ein dauernder Zustand Gegenstand des Verbothes ist (wie es hier durch οὐ μὴ ἀφρ. der Fall sein würde), sondern stets soll eine einzelne Handlung verhindert werden: οὐ μὴ ἐξαρπείς τὸν ὄπνον κίτορον; οὐ μὴ λαλήσεις; οὐ μὴ πλουτήσεις; οὐ μὴ προσίστις χεῖρα; u. dgl. (vgl. die Beispiele bei Emsley Med. 1110).



**DIE RECHENKUNST**  
**IM**  
**SECHZEHTEN JAHRHUNDERT.**

**VON**  
**A. KUCKUCK.**

Digitized by Google

An dem gewaltigen Aufschwunge der Wissenschaften am Ende des funfzehnten und im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts hat auch das Rechnen bedeutenden Antheil genommen. Indem die Diener der Kirche ihr Monopol für die Wissenschaften aufgeben mussten, wurde es möglich, dass die latinisirende Richtung in der Wissenschaft wenn auch nicht verdrängt, so doch durch die Ueberführung der von andern Nationen gesammelten geistigen Schätze nach Deutschland beschränkt wurde. Wenn dies Letztere von vielen andern Errungenschaften der Wissenschaften gilt, so gilt es namentlich von dem Rechnen. Wir wissen, dass die Römer durch den unglücklichen Griff, welchen sie bei der Ausbildung der bildlichen Darstellung ihrer Zahlen gethan hatten, geradezu verhindert wurden, irgend etwas Bemerkenswerthes in der Arithmetik zu leisten. Das sich in der Zusammenstellung ihrer Ziffern geltend machende Additionssystem stand allerdings in merkwürdigem Gegensatze zu der Bildung der zusammengesetzten Zahlen in ihrer Sprache, da sich in der letzteren doch gewissermaßen das Multiplicationssystem erkennen lässt; trotzdem führte eben dieser Gegensatz nicht zu dem scheinbar einfachen, aber in Wirklichkeit außerordentlich großartigen Gedanken, den Werth einer Ziffer von ihrer Stellung abhängig zu machen. »Der Gedanke, sagt Laplace, alle Quantitäten durch neun Zeichen auszudrücken, indem man ihnen gleichsam einen absoluten und einen Stellenwerth giebt, ist so einfach, dass man ebendesshalb nicht genug anerkennt, welche Bewunderung er verdient. Aber eben diese Einfachheit und die Leichtigkeit, welche die Methode dem Rechnen gewährt, erheben das arithmetische System der Inder in den Rang der nützlichsten Entdeckungen. Wie schwer es aber war, eine solche Methode aufzufinden, kann man daraus entnehmen, dass sie dem Genie des Archimedes und des Apollonius von Perge, zwei der größten Geister des Alterthums, entgangen war.« Bei der hohen Culturstufe, welche die Römer eingenommen hatten, brauchten sie ebensowohl im öffentlichen wie im Privatleben das Rechnen. Sie rechneten aber nicht in ähnlicher Weise mit ihren Ziffern, wie wir es jetzt mit den sogenannten arabischen thun, sondern bedienten sich des Rechenbrettes, des Abacus, auf dem sie die zu verrechnenden Zahlen durch bewegliche Knöpfe darstellten und zu einer



Zahl, dem Resultat, verbunden. Wie aus einigen Stellen des Horaz\*) hervorgeht, lernten die Knaben auch in der Schule rechnen. Natürlich wurden keine höheren Kenntnisse erstrebt, als das öffentliche Leben von ihnen forderte: zu einer Vorliebe für die Arithmetik und einer weiteren Ausbildung in derselben waren sie nicht geeignet zu führen. Es mag vielleicht die Mathematik und speciell die Arithmetik zu dem Character römischer Schaffungskraft nicht gepasst haben und daraus das geringe Interesse für dieselbe zu folgern sein; immerhin konnte aber auch umgekehrt das Interesse für diese Wissenschaft keinen Eingang finden, weil der Weg dazu durch die außerordentlich ungeschickte bildliche Darstellung der Zahl so gut wie versperrt war. Wie sich nun die Sprache der Römer nach Deutschland verbreitete und dort namentlich von der gelehrten Welt mehr getrieben wurde als die deutsche, so ging auch ihre Art und Weise, die Zahlen bildlich darzustellen, in den Gebrauch unserer Vorfahren über. Wenn nichts Anderes so beweisen uns dies die Zahlenangaben in Handschriften etc. Mit den römischen Ziffern kam aber auch die römische Methode zu rechnen nach Deutschland. Wenn sich diese Methode auch mit der Zeit veränderte, so ist sie dennoch dem Principe nach dieselbe geblieben: hierin ist der Grund zu suchen, dass das Mittelalter nur sehr schwache Leistungen in der Rechenkunst aufzuweisen hat. Es gab allerdings Gelehrte, denen die Kunst außerhalb des Abacus mit arabischen Ziffern zu rechnen nicht fremd war, sie legten wohl auch ihre Kenntnisse handschriftlich nieder, zu einer allgemeineren Verbreitung trugen sie aber wenig oder gar nichts bei. Erst dem sechzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, einen allgemeineren Gebrauch der arabischen Ziffern und mit ihm und durch ihn dem Rechnen mit Ziffern außerhalb des Abacus Eingang zu verschaffen. Der Anwendung der arabischen Ziffern folgte sicherlich alsbald die Erlernung der Kunst mit denselben zu rechnen: so lange sich die römischen Ziffern allgemein verwendet vorfinden, so lange rechnete man auch nach der alten Methode. Vereinzelt findet man allerdings arabische Ziffern schon vor dem sechzehnten Jahrhundert, vorherrschend bediente man sich aber der römischen: dies beweist, dass man sie wohl kannte, aber nicht damit zu rechnen verstand. Die ältesten bei uns nachgewiesenen Ziffern sollen dem elften Jahrhundert angehören.\*\*\*) In einer

---

\*) Satir. Lib. I 6, 72: *magni quo pueri magnis e centurionibus orti, laevo suspensi loculos tabulamque lacerto* etc. Ars poet. 325: *romani pueri longis rationibus assem discunt in partes centum diducere* etc.

\*\*) Schmid, Encyklopädie VI. S. 736.

Regensburger Chronik von 1467 befinden sich die Zahlen von 1—68, aber nur wie zur Uebung geschrieben. In Schlesien kommen sie erst im Jahre 1340 vor. In einem Notatenbuch des Dithmar von Meckelbach aus der Zeit Kaiser Carls IV stehen die Ziffern 1—10; in den Einnahme- und Ausgabeverzeichnissen aber werden noch römische Zahlen angewendet. Auf öffentlichen Denkmälern von Erz und Stein sollen sie vor dem funfzehnten Jahrhundert nirgends getroffen werden, in Druckschriften aber erst seit den achtziger Jahren dieses Säculums. In der sächsischen Ortschaft Buchholz befinden sich Bergrechnungen aus den Jahren 1509—1516 und 1543, die, mit Ausnahme der Jahreszahlen, in römischen Zahlzeichen ausgeführt sind. \*) Wir werden demgemäß nicht fehlgreifen, wenn wir die allgemeiner werdende Verwendung der arabischen Ziffern in Deutschland ungefähr in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts setzen.

Es versteht sich nun von selbst, dass die Kunst mit den arabischen Ziffern außerhalb des Abacus zu rechnen sich erst nach der Annahme derselben für die bildliche Darstellung der Zahlen weiter verbreiten konnte: man rechnete zunächst mit den arabischen Ziffern ebenso wie mit den römischen. Wir finden desshalb noch im sechzehnten Jahrhundert Rechenbücher, die die alte Rechenkunst darstellen und mit keinem Worte der neuen Erwähnung thun. Man hat allerdings annehmen zu müssen geglaubt, dass diese mehr für die Ungebildeten geschrieben seien: immerhin werden diese Rechenbücher aber auch für die Schulen berechnet gewesen sein, in denen man doch nicht so leicht vollständig Veraltetes gelehrt haben wird; bei der durch Luther, Melanchthon u. A. so sehr angeregten Sorge für die Schule lässt sich doch annehmen, dass man den Schülern die besten Methoden zugänglich zu machen suchte. Man darf eben nicht vergessen, dass erst durch Luther der deutschen Sprache ihr Recht wurde: vor ihm wurden wissenschaftliche Werke nur lateinisch geschrieben, also in einer Sprache, die dem Nichtgelehrten unverständlich war; nachdem er die Bahn gebrochen hatte, entschloss man sich erst, in der Sprache des Landes zu schreiben. Diesem Umstande ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, dass die neue Kunst zu rechnen außerordentlich langsame Fortschritte machte und erst nach langer Zeit die alte Methode vollständig verdrängte. Wir müssen ferner hervorheben, dass sich für die Rechenkunst gelehrte Mathematiker außerordentlich wenig interessirten. Dies erscheint nicht grade wunderbar, da es sich jetzt nicht wesentlich anders verhält. Die Herausgeber der Rechenbücher des sechzehnten

\*) Berlet, Programm der Progymnasial- u. Realschulanstalt zu Annaberg. 1855.

Jahrhunderts nennen sich gewöhnlich »Rechenmeister«, die nicht zu den Männern, die *ob doctrinam*, sondern zu denen, die *ob civilem prudentiam claruerunt*, gerechnet werden.\*\*) Balthasar Licht macht noch im Jahre 1513 den Gelehrten den Vorwurf, dass sie glaubten, die Arithmetik sei ihnen unnötig.\*\*\*) Man beschäftigte sich wohl mit Astronomie, Geometrie, Algebra etc., vernachlässigte aber dabei die Rechenkunst ganz und gar; erst in dem der Wissenschaft so bedeutende Kräfte zuführenden sechzehnten Jahrhundert wandte man ihr die gebührende Aufmerksamkeit zu.

Um nun den sich in dieser Zeit vollziehenden gewaltigen Umschwung in dieser Wissenschaft genauer zu kennzeichnen, wird es nötig sein, die alte Methode zu rechnen etwas näher zu betrachten. Wir haben bereits oben darauf aufmerksam gemacht, dass zugleich mit dem Gebrauche der römischen Ziffern die Methode der Römer zu rechnen nach Deutschland überging. In Italien bediente man sich ganz allgemein des Abacus, einer gewöhnlich von Metall gearbeiteten Tafel: dieselbe\*\*\*) hatte acht längere und acht kürzere Einschnitte, je einen von jenen mit einem von diesen in gerader Linie. In den Einschnitten waren bewegliche Stifte mit Knöpfen, in einem der längeren fünf Stück, in den übrigen vier, in den kürzeren je einer. Jeder längere Einschnitt war auf der Seite, wo der kürzere ihn fortsetzte, mit einer Ueberschrift versehen. Die Marken in den längeren Einschnitten bedeuten einzelne Einheiten ihrer Klasse; die in den kürzeren Einschnitten gelten fünf solcher Einheiten. Nur der erste Einschnitt von rechts bildet dabei eine Ausnahme, indem dessen einzelne Marke sechs Einheiten bedeutet. Dieser mit  $\Theta$  bezeichnete Einschnitt enthielt nämlich die Unzen, die übrigen Assen, deren jedes aus zwölf Unzen bestand, also Einer, Zehner, Hunderte u. s. w. bis zur Million Assen. In dem ersten Einschnitte konnte man demnach bis zu 44 Unzen bemerken (6 einzelne Unzen und 4 Fünf-Unzen-Marke). Kamen noch mehrere dazu, so ersetzte man zwölf derselben durch eine Marke der nächsten Linie, d. h. der Einheiten der Assen. In den folgenden sieben Einschnitten konnte man bis zu 9 Einheiten in jeder Klasse von den Einern bis zu Millionen von Assen bezeichnen, wenn man die Knöpfe der längeren wie der kürzeren Einschnitte gegen die Mitte zu verschob, um ihnen dadurch Geltung als Zahlzeichen zu geben. Z. B. zeigten zwei verschobene Knöpfe in einem längeren Einschnitte

\*) Berlet, Programm.

\*\*) Kästner, Geschichte der Mathematik, Bd. I. S. 83.

\*\*\*) Cantor, Mathematische Beiträge zum Kulturleben der Völker.



und der einzelne in dem angehörigen kürzeren Einschnitte fortgerückt die Zahl 7 in der entsprechenden Klasse an. So war der römische Abacus wesentlich für die Geldrechnung eingerichtet. Das Rechnen »auf den Linien«, so wurde nämlich die alte Methode zu rechnen genannt, ist der römischen Methode durchaus ähnlich, beschränkte sich aber durchaus nicht nur auf die Geldrechnung. Man bediente sich zum Rechnen auf den Linien gewöhnlich eines Tischbrettes\*) oder einer Bank, auf der eine Anzahl paralleler Linien gezogen oder eingegraben waren. »Die Linien zu erkennen\*\*), ist zu merken, das die underste Linien (welche die erste genent wird) bedeut eins, die ander hinauff zehen, die dritte hundert, und die vierde tausent, dieselbe verzeichne mit einem kreutzlein, und zeile auff der selben widder (als auff der ersten) an, Eins, auff der andern hinauff zehen, auff der dritten hundert, und auff der vierten tausent. Die verzeichne abermal mit einem kreutzlein. Du must aber vom ersten kreutzlein anzuheben, zu einer iglichen linien tausent sprechen, Als ein tausent, zehen tausent, hundert tausent, tausentmal tausent, Und so viel kreutzlein vorhanden sind, so viel tausent mustu allzeit aussprechen. Du solt auch wissen, das ein iglich spatium funffmal so viel bedeut als seine linien darunter (dazu es gehort), on das spatium unter der ersten linien, welchs bedeut ein halbes, wie folgend wird angezeigt.« Die einzelnen Zahlen oder vielmehr die Anzahl ihrer Einheiten in den verschiedenen Ordnungen wurde durch auf die Linien oder in den Raum zwischen denselben gelegte Marken oder Rechenpfennige dargestellt; natürlich lagen auf jeder Linie höchstens vier, in jedem Zwischenraum höchstens 4 Rechenpfennig, wie dies die auf diese Weise hingelegte Zahl 8289 zeigt.

Fig. 4.



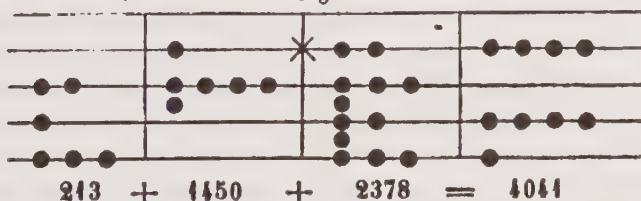
\*) Die Abbildungen, die ich in den Rechenbüchern sah, zeigen immer einen Tisch, auf welchem die Linien gezogen sind.

\*\*) Rechenbüchlein auff der linien, dem einfeltigen man odder leien, und jungen anhebenden liebhabern der Arithmetice, zu gut, durch Johann Albrecht Rechenmeister zu Wittemberg auff's fleissigst zusammen getragen. jm (MD)XXXIIII. jar. Gedruckt zu Wittemberg durch Georgen Rhaw. (Joh. Albrecht giebt übrigens bereits dem Zahlzeichen 0 den Namen »Nulla«, was ich besonders bemerke, da ich an manchen Orten z. B. Schmid, Encykl. eine spätere Zeit für das Auftreten dieses Wortes angegeben finde.)

Wie leicht ersichtlich, entspricht diese Anordnung durchaus der Reihenfolge der lateinischen Zahlzeichen I, V, X, L, C, D, M.

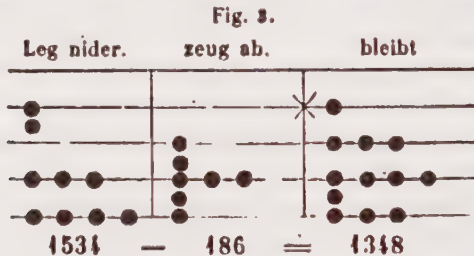
Sobald mehrfach benannte Zahlen auf den Linien darzustellen waren, wurden die horizontalen Linien durch senkrechte Linien in so viele einzelne Abtheilungen (Feld oder Banckir genannt) getheilt, als Benennungen vorhanden waren, also z. B. in vier, wenn Geld (Gulden, Groschen, Pfennige, Heller) zu berechnen war. Hatte nun der Schüler genügende Geläufigkeit in dem Auflegen der Zahlen auf den Linien, d. h. also in der Darstellung der Zahlen durch Rechenpfennige erreicht, so ging es an die Erlernung der Species, deren Anzahl in sehr vielen Rechenbüchern des sechzehnten Jahrhunderts bis auf sieben steigt; man unterschied nämlich Numeratio, Additio, Subtractio, Duplatio, Mediatio, Multiplicatio und Divisio. Da es uns nur darauf ankommt, eine Anschauung von dem Rechnen auf den Linien zu gewinnen, werden wir uns auf die eigentlichen vier Species beschränken können. Außerordentlich einfach gestaltete sich die Addition, indem es nur darauf ankam, die zu addirenden Zahlen auf die Linien zu legen und die auf ein und derselben Linie liegenden Rechenpfennige so zu ordnen, dass nicht mehr als vier auf einer Linie und nicht mehr als einer in einem Spatium lagen. Johann Albrecht giebt folgende Anweisung: »Etlich gelt jnn eine Summa zu bringen, thu also, Lege zum ersten die fl. zum andern die gr. zum dritten die  $\mathcal{L}$  und zum vierden die heller jgliche muntz jnn jhr eigen feld, Und mercke, wenn fünff rechenpfennige auff einer linien ligen, so heb sie auff, und lege dafür einen jns nehiste spatium darüber. Wo aber zween rechenpfennig jnn einem spatio ligen, so heb sie auch auff, und lege dafür einen auff die nehiste linien darüber.« Hiernach gestaltet sich die Addition der einfach benannten Zahlen 243, 4450 und 2378 folgendermassen:

Fig. 2.



Ebenso einfach gestaltete sich die Subtraction: hier legte man entweder nur den Minuendus auf die Linien und nahm von jeder Linie so viel Rechenpfennige weg, als der Subtrahendus in den einzelnen Linien entsprechenden Ordnungen Einheiten enthielt, oder man legte auch Minuendus und Subtrahendus auf die Linien und

verminderte die Rechenpfennige des ersteren um die Anzahl der Rechenpfennige des letzteren. »Und wisse, das du allweg die zall, von welcher du abziehen wilt, auff die linien legest, die ander aber so du abziehen wilt, schreib von sicherung wegen vor dich, und nim sie von der linien hinweg. Kanstu von wegen der hochligenden zall das nicht thun, so resolvir odder verwechsel der öbern rechenpfennig einen, also, Ligt ein rechenpfennig auff der linien, so nim jhn auff und leg dafür einen jns negste spatium, unter derselben linien, und fünffe auff die linien darunter. Ligt aber ein rechenpfennig im spatio zu verwechseln, so nim jhn auff, und lege dafür fünf rechenpfennig auff die negste linien unter demselben spatio.« Wenn Minuendus und Subtrahendus auf die Linien gelegt werden, so gestaltet sich also 1534—186 so:



Bedeutend größere Schwierigkeiten als Addition und Subtraction boten hingegen die Multiplication und Division, sobald es sich um einen etwas großen Multiplikator und Divisor handelte. Das richtige Auflegen und Wegnehmen der Rechenpfennige verlangte jedenfalls große Übung und war bedeutend schwieriger, als unsere jetzige Methode. Es ist mir leider nicht gelungen zu erfahren, ob man dort, wo man das Rechenbrett noch heute zum Rechnen verwendet, nämlich in Russland (*Tschotü* genannt) und in Frankreich (*boullier*), auch darauf mit größeren Zahlen dividirt. Kästner sagt in seiner Geschichte der Mathematik (I, 42), er würde die Anfänger nur auf dem Rechenbrette addiren und subtrahiren lassen. Multiplication, und noch mehr Division erforderten aber so vielfaches Hin- und Herlegen der Rechenpfennige, dass es schon bei Anfängern, die noch spielend lernen sollen, kein Spiel mehr bleibt; dabei sich zu verzählen sei nur allzu leicht. Diese Rechnungsarten seien auf dem Rechenbrette mühsamer als mit Ziffern. Der oben angeführte Johann Albrecht, der in seinem Rechenbuche für die Addition und Subtraction eine Menge von Beispielen in eben solchen Figuren, wie die von uns dargestellten, veranschaulicht, stellt bei der Multipli-



cation und Division das Resultat einfach neben den gegebenen Zahlen auf den Linien dar, ohne für die Art der Ausführung einen besseren Anhalt als seine Beschreibung zu geben. Für die Multiplication gilt dies allerdings weniger als für die Division, da sich die bildliche Ausführung der ersteren noch eher deutlich machen lässt. So lange der Multiplicator und der Divisor einziffrig ist, ist die Ausführung ziemlich einfach, sobald jedoch diese Zahlen mehrziffrig sind, wird sie bedeutend verwickelter. Die Anweisung dazu ist die folgende: »Und wisse das du zwo zalen dazu must haben. Eine, welche Multiplicirt sol werden, leg stetz auff die linien. Die ander damit du Multiplicirn wilt, schreib fur dich. Wiltu nu Multiplicirn mit einer ziffer odder figur, so greiff auff die überste Linien, da einer oder etliche mehr rechenpfennige ligen, und leg deine aufgeschriebne zal so manichmal, so manch rechenpfennig auff derselben linien ligt. Wo aber ein rechenpfennig jnn einem spatio ligt, greiff auff die negste linien vber dem selbigen spatio, vnd leg nur halb deine zal fur dich geschrieben. Wenn du eine zal aber mit zwen ziffern odder figurn Multiplicirn wilt, so greiff auff die ander linien vber den rechenpfennigen, vnd leg die ander ziffer deiner aufgeschriebnen zal so manichmal, so manch rechenpfennig auff der linien darunter ligt, darnach greiff herab auff die linien, da die rechenpfennig ligen, vnd leg die erste ziffer deiner aufgeschriebnen zal auch so manichmal, so manch rechenpfennig auff der linien ligt. Also thu auch mit drey, vier, fünff odder mehr ziffern, vnd also das du alweg die fünfte ziffer deiner aufgeschriebnen zal auff die fünfte linien, von der linien, da die rechen<sup>z</sup> auff ligen, an zu zelen mit aufgesetzten finger legest, die vierde auff die vierde, die dritte auff die dritte, vnd also fort herab, bis zur vntersten linien. Aber mit dem spatio thu, wie oben vom duplirn angezeigt. Vor allen dingen wil dir von nöten sein, das du das ein mal eins wol lernest, vnd schleunig auswendig wissest.

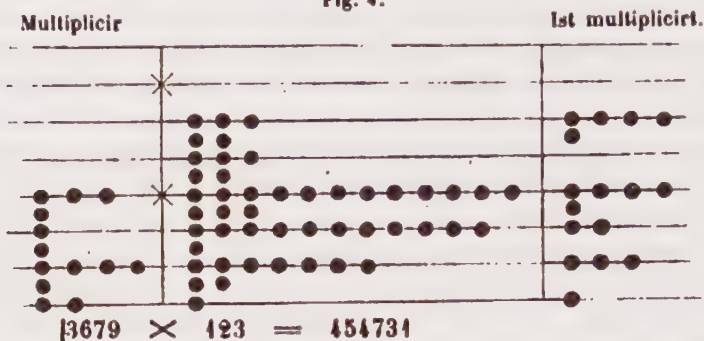
Lern wol mit vleis das Ein mal ein,

So wird dir alle rechnung gemein.«

Wenn wir eine hiernach ausgeführte Multiplication darstellen, so häuft sich allerdings die Anzahl der Rechenpfennige ziemlich bedeutend; auf dem Rechenbrette konnte man dies dadurch vermeiden, dass man die Anzahl der auf einer Linie liegenden Pfennige nie über vier anwachsen liefs. In der bildlichen Darstellung ist dies nicht so leicht möglich. Darauf aufmerksam machen möchte ich noch, dass man mit der höchsten Ordnung des Multiplicators die Multiplication anfang; diese Gewohnheit, welcher übrigens auch die Grie-

chen folgten \*), hat sich auf die Rechnung mit Ziffern nicht übertragen, da man bis in die neueste Zeit mit der niedrigsten Ordnung des Multipliers die Rechnung beginnt. Auf dem Rechenbrett gestaltet sich die Berechnung von  $3697 \times 123$  so:

Fig. 4.



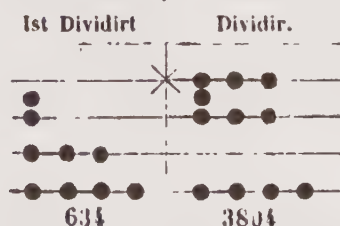
Die mittlere Gruppe der Rechenpfennige zeigt das Product nach ausgeführter Multiplication, während die dritte Gruppe dieselbe Zahl so geordnet darstellt, dass nicht mehr als vier Rechenpfennige auf einer Linie liegen. Wie bereits oben bemerkt, konnte man die mittlere Gruppe dadurch vermeiden, dass man bei dem Multiplciren selbst es vermied, mehr als vier Pfennige auf einer Linie und mehr als einen in einem Spatium liegen zu lassen. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass man bei dem Erlernen des Einmaleins nicht weiter als bis zum Vierfachen der einziffrigen Zahlen zu gehen brauchte, da eben höchstens vier Rechenpfennige auf einer Linie lagen.

Für die Ausführung der Division giebt Johann Albrecht folgende Anweisung: »Dividiren heist teilen, vnd leret, wie man eine zal durch die ander teilen sol. Vnd wisse das du zwo zalen dazu haben sollt. Eine die geteilt sol werden, leg nider auff die linien. Die ander, dadurch du teilen wilt, schreib (zum gedechtnus) fur dich. Wiltu teilen mit einer ziffer odder figur, so setz deinen lincken finger auff die oberste linien, da rechenpfennig auff ligen, nim sie, so oft du kanst, vnd lege souiel rechenpfennige auff die linien zu deinem lincken finger, so manichmal du dein auffgeschriebne zal genommen hast. Vnd merck, das du deine auffgeschriebne zal vber 4mal nicht darffest nemen. Vnd wo du sie funff mal jhe nemen wilt, so greiff eine linien höher hinauff, nim sie halb, vnd leg einen rechenpfennig jns spatium vnter die linien, da du deinen lincken finger auff gesetzt hast. Wo du aber zwo, drey, vier odder mehr figur odder ziffern (dadurch du teilen wilt) verhanden hast, so

\*) Cantor, Math. Beiträge S. 132.

greiff auff die überste linien, vnd nim die letzte figur so oft du kanst (doch also) wenn du mit dem finger herabgreiffest, die folgende figur semplich auch durchaus, so oft nemen magst. Leg alsdann souiel rechenpfennig auff die linie (darauff du zuletzt genommen) zu deinem finger, so oft du die figur alle genommen hast. Kanstu aber solche figur odder ziffern nicht ein mal odder gantz nemen, so nim von der übersten bis zur vntersten linien herab alle figur, souiel du jhr zu teilen furhanden hast, mit aufgesetztem finger halb, vnd leg alsdenn einen rechenpfennig jnn das spatium vnder der vntersten linien, da du deinen finger zuletzt auff gesetzt hast.\* Bei einziffrigem Divisor gestaltete sich die Ausführung einer Division auf dem Rechenbrette ziemlich einfach. War z. B. 3804 durch 6 zu theilen, so gestaltete sich die Rechnung so: von 3 kann man 6 nicht einmal wegnehmen, aber  $\frac{1}{2}$  mal, folglich war ein Rechenpfennig in das dritte Spatium zu legen; von den auf der dritten Linie und in dem dritten Spatium liegenden 8 Pfennigen konnte man 6 einmal wegnehmen, folglich war ein Rechenpfennig auf die dritte Linie zu legen; jetzt hat die dritte Linie noch zwei Rechenpfennige, was mit 20 Rechenpfennigen auf der zweiten Linie gleichbedeutend ist: von diesen kann man 6 dreimal wegnehmen, so dass also 3 Rechenpfennige auf die zweite Linie kommen etc.

Fig. 5.



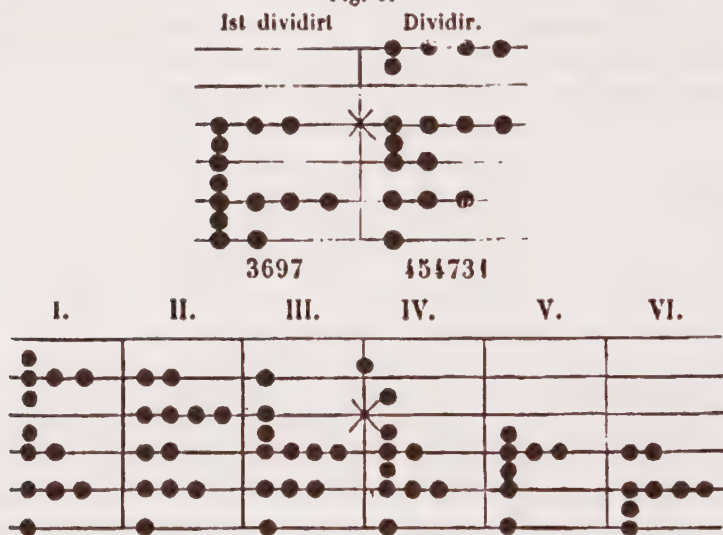
Bei mehrziffrigem Divisor wurde natürlich die Division auf dem Rechenbrett ziemlich verwickelt, weil man wegen des Einflusses der folgenden Ziffern schwer beurtheilen konnte, wie oft man die in der höchsten Ordnung stehende Zahl von den Rechenpfennigen des Dividendus wegnehmen konnte. Eine Erleichterung trat allerdings dadurch ein, dass man den Divisor nicht mehr als viermal wegzunehmen hatte. Dadurch unterscheidet sich diese Division auch wesentlich von der jetzt gebräuchlichen schriftlichen Division. Natürlich veränderte sich die Figur des auf die Linien gelegten Dividendus fortwährend, weil die übriggebliebenen höheren Einheiten in niedere umgewandelt werden mussten. Johann Albrecht stellt in seinem Buche diese Veränderungen nicht dar, sondern begnügt sich,



den Dividendus und den erhaltenen Quotienten und zwar den letzteren vor jenem auf den Linien liegend abzubilden. Ich habe versucht, eine derartige Division ihrem ganzen Verlaufe nach aufzuzeichnen (Fig. 6).

Es soll  $454731 : 123$  getheilt werden. Auf der sechsten Linie liegen vier Rechenpfennige: von diesen kann man einen dreimal wegnehmen; es bleibt ein Pfennig liegen; von der fünften Linie muss man die zwei des Divisors auch dreimal wegnehmen: da der Rechenpfennig auf der sechsten Linie und der im fünften Spatium 15 Pfennige auf der fünften Linie darstellen, so bleiben auf dieser 1 und im fünften Spatium 1 Pfennig liegen; von der vierten Linie muss man die drei des Divisors auch dreimal wegnehmen: da nur 1 Rechenpfennige daliegen, so muss man einen Pfennig von der fünften Linie nehmen und dafür 10 Pfennige auf die vierte legen, so dass auf dieser Linie fünf oder vielmehr in dem vierten Spatium ein Pfennig liegen bleibt. Damit ist die erste Division beendet und es ist die als erste Ziffer des Quotienten gefundene drei auf die vierte Linie zu legen, weil dies die Linie ist »darauff du zuletzt genommen«.

Fig. 6.



Der Dividendus hat nach der ersten Division die mit I bezeichnete, nach der zweiten Division die mit II bezeichnete Form etc. Für die weitere Division will ich noch bemerken, dass man im Ganzen sieben Divisionen auszuführen hat, indem man den Divisor bei der zweiten Division  $\frac{1}{2}$  mal, bei der dritten einmal, bei der vierten  $\frac{1}{2}$  mal, bei der fünften viermal, bei der sechsten  $\frac{1}{2}$  mal, bei der siebenten zweimal wegzunehmen hat.

Nachdem wir so versucht haben, ein Bild von den vier Species auf den Linien zu geben, wird es genügen, darauf hinzuweisen, dass man nach Erlernung dieser Species im Stande war, alle Rechnungen, bei denen dieselben in Anwendung kommen, auf dem Rechenbrette auszuführen, selbst dann wenn die zu berechnenden Zahlen Brüche waren. Die Aufgaben mit Brüchen führte man durch Gleichnamigmachen stets auf Aufgaben mit ganzen Zahlen zurück. Die am häufigsten behandelten Aufgaben sind einfache Regeldetriaufgaben. Als Beispiel stelle ich nach Johann Albrecht die Ausführung der folgenden Aufgabe hierher:

»Wie theuer komen  $39\frac{1}{2}$   $\mathcal{A}$ ., wenn man keufft 3  $\mathcal{A}$ .  $\frac{1}{2}$  umb  $8\frac{1}{2}$   $\Omega$ .?«

Unter der Voraussetzung, dass die Daten der Aufgabe in der Reihenfolge

$\mathcal{A}$ .	$\Omega$ .	$\mathcal{A}$ .
$3\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$	$39\frac{1}{2}$

aufgeschrieben sind, gilt folgende Anweisung: »Gehe mit dem fordern nenner (5) jnn den hindern monden, (vergleiche die unten folgende Ausführung) vnd mit dem hindern vnd mitlern nenner (erstlich zusamen multiplicirt) widderumb jnn fordern monden, wie du hier vnten sehen magst, darnach leg nider die forder zal als 3  $\mathcal{A}$ ., multiplicir durch 5 jhren nenner, leg dazu den zeler als 1 werden 16, multiplicir durch 18 jnn monden, kömpt 288, stehet vorne recht jnn der Regel. Darnach leg nider 8  $\Omega$ ., multiplicir durch 3 den nenner, leg darzu den zeler als 1 kömpt 25, steht mitten recht. Leg dann nider 39  $\mathcal{A}$ ., multiplicir durch 6 den nenner, leg dazu 5 den zeler, werden 239, multiplicir durch 5 jnn monden, komen 1195. Stehet allenthalb recht jnn der Regel.

Stehet also.

$\mathcal{A}$ .	$\Omega$ .	$\mathcal{A}$ .
$3\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$	$39\frac{1}{2}$
18) 16		239 (5
288	25	1195

Machs nu also. Leg nider 1195 multiplicir durch 25, werden 29875, teil ab durch 288 komen 103  $\Omega$ , bleiben 211  $\Omega$ , mach zu gr, werden 4431 gr, teil ab durch 288 komen 15 gr, bleiben 411 gr, mach zu  $\mathcal{A}$ ., werden 1332  $\mathcal{A}$ ., teil ab durch 288, komen 4  $\mathcal{A}$ ., bleiben 180  $\mathcal{A}$ ., mach zu hellern, werden 360 hel. teil ab durch 288 kömpt 1 hel. bleiben 72 hel. daneben leg 288, halbir eins umbs ander von vnden auff, die weil du kanst, werden  $\frac{1}{2}$  teil eines hellers. Teil forder eins umbs ander, weil du kanst durch 3, kömpt  $\frac{1}{3}$  teil eines hellers, vnd ist recht. —

Uns erscheint das Rechnen auf den Linien natürlich aufseror-

dentlich umständlich und zeitraubend und wir begreifen daher schwer, dass es sich neben dem Rechnen, wie wir es heute kennen, bis tief in das 17. Jahrhundert erhalten hat. Wir müssen aber bedenken, dass man sich durch häufigen Gebrauch große Schnelligkeit im Gruppieren der Rechenpfennige aneignen konnte. Die Chinesen rechnen auf ihrem »Suanpan«, einem Rechenbrette, auf dem sich auf Schnüren aufgereichte Kugeln befinden, mit einer außerordentlichen, einem Zuschauer fast Schwindel erregenden Fertigkeit. Die kleinsten Kinder lernen in zwei Monaten sich des Suanpan mit großer Schnelligkeit bedienen. Jedenfalls war es möglich, auch Leuten, die ohne jede wissenschaftliche Bildung waren, die Rechnungen des täglichen Lebens mit Hilfe des Rechenbrettes heizubringen. Erfunden hat man übrigens das Rechnen auf den Linien nicht in Deutschland: wenn es auch nicht festzustellen ist, wann und wie diese Kunst nach unserm Vaterlande gekommen ist, so lässt sich doch, wie wir oben schon bemerkt haben, die Vermuthung aufrecht erhalten, dass sie in naher Beziehung zu dem Rechnen auf dem römischen Abacus steht.

Die Kenntnis der arabischen Zahlzeichen und der bildlichen Darstellung beliebig großer Zahlen durch diese Zahlzeichen hatte im Westen Europas durch den wissenschaftlichen Verkehr mit den Arabern Eingang gefunden; da im Osten Europas von Constantinopel aus directe Verbindungen mit Indien bestanden,\*) so konnte jene Kenntnis auch ohne Dazwischenkunft der Araber daselbst bekannt werden. Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen darüber anzustellen, ob wir unser heute gebrauchtes Zahlensystem mit den neun Ziffern durch Vermittelung der Araber von den Indern oder von diesen direct erhalten haben, oder ob es gar römisch-griechischen Ursprunges ist, da es uns hier wesentlich auf das Rechnen mit diesen Zahlen ankommt. Thatsache ist es nun, dass die Anfänge der Kunst mit den Ziffern außerhalb des Rechenbrettes zu rechnen, in das zwölfte Jahrhundert\*\*) fallen. Aus dem 11. Jahrhundert haben wir von dem griechischen Mönch Maximus Planudes ein Rechenbuch,\*\*\*) die *ψηφοποία κατ' ἑνδοῦς*, in welchem er die sechs in der Astronomie nothwendigen Operationen: die Numeration, die Addition, Subtraction, Multiplication, Division und die Ausziehung der Quadratwurzel lehrt. Aus dem 15. Jahrhundert besitzen wir ein kleines aus sieben enggedruckten Quartblättern bestehendes Rechenbuch von dem berühmten Georg Peurbach (geb. 1423, gest. 1461), das

\*) Schmid, Encyklopädie VI, 721.

\*\*) Ebendes. VI, 726.    \*\*\*) Ebendes. VI, 729. 731.



erst nach des Verfassers Tode im Jahre 1505 gedruckt wurde. Ziemlich kurz behandelt Peurbach in demselben nach der neuen Rechenkunst die Species, die Progressionen, das Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzel, die *regula aurea* oder *detri*, die Gesellschaftsrechnung und zum Schluss drei algebraische Aufgaben. Derartige Schriften waren natürlich nur Gelehrten zugänglich und verständlich, und deshalb mochte der Kreis, in welchem man nähere Bekanntschaft mit der neuen Rechenkunst hatte, im Anfange des 16. Jahrhunderts ein recht kleiner sein. Der großen Begeisterung für die Wissenschaft, die sich im Verlaufe dieses Jahrhunderts in außerordentlicher Mächtigkeit kundthat, war es erst vorbehalten, diesen Kreis zu erweitern und die Kenntniss der neuen Rechenkunst zu verbreiten. Während in den früheren Jahrhunderten die Gelehrten Alles eher als das Rechnen trieben, und zur Verbreitung besserer Methoden so gut wie gar Nichts von ihrer Seite geschah, warf man sich in jener Zeit mit einem förmlichen Feuereifer auf diese Wissenschaft, und sogar Mathematiker von Profession hielten es mit ihrer Würde vereinbar, sich specieller mit dem Rechnen zu beschäftigen und die gewonnene Kenntniss durch Schriften auch Andern zugänglich zu machen. Es wurden in jenem Jahrhundert weit über zweihundert Rechenbücher gedruckt; Michael Stifel sagt in seiner *Arithmetica integra*: es kommen täglich neue heraus.\*) Am meisten wirkten natürlich diejenigen Rechenbücher, welche deutsch geschrieben waren, da sie auch denen, die der lateinischen Sprache nicht mächtig waren, die Möglichkeit gaben, ihren Wissensdurst zu befriedigen. Dies waren namentlich die Lehrer an niederen öffentlichen und Privatschulen, die sich dann nach Erwerbung einer gewissen Fertigkeit im Rechnen den Titel »Rechenmeister« zulegte. In den Rechenbüchern dieser Zeit finden wir häufig sowohl die alte wie die neue Rechenkunst, das Rechnen »auff der linien« und das Rechnen »auff der federn« (so nannte man das Rechnen mit Ziffern außerhalb des Rechenbrettes) behandelt. In den Büchern, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschienen sind, hat die ältere Methode noch den Vorrang: das von uns oben angeführte Rechenbuch von Johann Albrecht behandelt sogar nur diese; in einem Nachwort verspricht er jedoch, »wenn er günstigen willen vnd gefallen vermercken würde, ein büchlein auff der Feder zu neben etlichen nützarlichen Rechnungen, auff's aller schirest hieran zu hencken, sich zu beivleifsigen.« In der That ist Johann Albrecht sei-

---

\*) Schmid, Encyclopädie VI, 788.

nem Vorsatz nachgekommen, und hat im Jahre 1571 ein Buch unter dem Titel »Rechenbüchlein auff der Feder vnd Linien, gantz leicht, aus rechtem grund, im gantzen vnd gebrochen, dem einfeltigen gemeinen Mann vnd anhebenden der Arithmetica zu gut. Durch Johann Albert, Rechenmeister zu Wittemberg zusammenbracht. Auff new mit vleis durchsehen, gemehret vnd gebessert.« herausgegeben. Dieses Buch ist ebenso wie das bereits angeführte Eigenthum der Bibliothek des grauen Klosters. Wenn die Rechenbücher aus der zweiten Hälfte auch noch meistentheils eine Darstellung des Rechnens »auff der linien« gaben, so geschah dies wohl namentlich deswegen, weil ihre Verfasser meinten, dass die dadurch gegebene Anschaulichkeit zu einer schnelleren Erlernung des Rechnens »auff der federn« beitrage. Jedenfalls vollzog sich in der genannten Zeit der Uebergang von der alten Rechenkunst zur neuen in sehr ausgedehntem Mafse:

Unter allen Rechenmeistern des sechzehnten Jahrhunderts hat wohl keiner mehr zu allgemeinerer Verbreitung der neuen Kunst beigetragen als Adam Riese (Ryse, Rys, Ris). Sein Name ist in Deutschland so bekannt geworden, dass noch heute der Ausdruck »nach Adam Riese« sprüchwörtlich ist, um die unzweifelhafte Richtigkeit einer Rechnung zu bekräftigen. Trotzdem Riese kein wissenschaftlich gebildeter Mathematiker war (er wird in einer Annaberger Chronik nicht zu denen, die *ob doctrinam*, sondern zu denen, die *ob civilem prudentiam claruerunt* gezählt,\*<sup>\*)</sup> so fanden dennoch seine Rechenbücher außerordentliche Verbreitung (in den Jahren 1525—1656 sind mehr als 26 Auflagen seines Rechenbuches erschienen). Vornehmlich mag zu diesem so bedeutenden Erfolge der Umstand beigetragen haben, dass er seine Schriften in deutscher Sprache verfasst hat; außerdem hat er es aber auch verstanden, die Rechenkunst in einem Umfange und in einer Weise darzustellen, dass er die damaligen Bedürfnisse durchaus befriedigte. Ad. Riese wurde 1492 in Staffelstein (bei Lichtenfels in Franken) geboren;\*\*<sup>\*)</sup> nach dem Jahre 1525 befand er sich in der 1496 gegründeten Stadt Annaberg als Bergbeamter. Vom Jahre 1528 bis 1530 war er Reccessschreiber und von da an Gegenschreiber. Nebenbei hatte er (um 1532) eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte. Ein kleines Landgut, welches er in der Nähe von Annaberg besaß, führt noch heute den Namen »Riesenburg«. Er starb im Jahre 1559. Die erste Ausgabe seines Rechenbuchs scheint bereits im Jahre 1525

---

\*) und \*\*) Berlet, Programm 1855.

gedruckt zu sein. Am häufigsten findet man Ausgaben aus den Jahren 1544 und 1550 angeführt. Mir liegt eine Ausgabe aus dem Jahre 1533 vor, die sich im Besitze der Bibliothek des grauen Klosters befindet; grade diese Ausgabe habe ich nirgends angeführt gefunden; da ihr der Vermerk: »Zum andernmahl corrigiret und vermehrt.« fehlt, so habe ich Grund anzunehmen, dass es vielleicht die erste Ausgabe seines Rechenbuches »auff der Linien und Federen« ist. Ihr vollständiger Titel lautet: »Rechnung auff der Linien vnd Federen, Auff allerley Handtierung, Gemacht durch Adam Rysen. Der ware Process vnd kürztist weg Visier vnd Wechselrüten zu machen aufs dem Quadrat, Durch die Arithmetio vnd Geometri. Von Erhardo Helm, Mathematico zu Franckfurt, beschriben. Zu Franckfurt. Christian Egenolph.« Am Ende steht: »An. M. D. xxxij. Im Augst.« In diesem Buche ist die Rechnung auf den Linien nur sehr kurz ohne jede Figur auf 11 Seiten behandelt; es würde nicht ganz leicht sein, sich aus den dort gegebenen Anweisungen eine richtige Vorstellung von dieser Rechnung zu bilden. Durchaus eingehend und ausführlich ist jedoch die Rechnung auf der Feder beschrieben. Da es uns wesentlich nur auf die Species ankommt, wollen wir nur diese darzustellen versuchen.

Die Addition unterscheidet sich in Nichts von der bei uns gebräuchlichen Art: »Setz dieselbigen zaln, so du summirn wilt, vnderinander, die ersten vnder die ersten, die ander vnder die ander, also furt. Darnach heb zupforderst gegen der rechten hand. Summir zusammen die ersten Figurn, komet ein zal die du mit einr figur schreiben magest, so setze sie gleich darunder, die ander behalt. Darnach Summir zusammen die anderen Figurn, gib darzu das du bhalten hast vnd schreib ahermals die erst Figur, wo zwo vorhanden, desgleichen thu hinfurt mit allenn Figurn, biss uff die letzten, die schreib gantz auff, so hastu wie vil in einer Summe kompt.« Die Subtraction unterscheidet sich in so fern wesentlich von der jetzt gebräuchlichen, dass man in dem Fall, wo eine Ordnung des Subtrahendus mehr Einheiten enthielt als die entsprechende Ordnung des Minuendus, die betreffende Zahl von zehn abzog, zum Rest die Zahl des Minuendus addirte und die zunächst höhere Ordnung des Subtrahendus um eine Einheit vermehrte. Ad. Riese beschreibt dies Verfahren mit diesen Worten: »Setz oben die zal dauon du nemen wilt, vnd die du abnemen wilt gleich darunder wie im Summirn. Darnach mach ein Lini darunder, vnd sahe zupforderst an wie im Addirn. Nim die erst der vndersten zal von der ersten Figur der obersten zal, was dann bleibt, setz vnden. Darnach nim die ander



Figur der vndern zal von der andern der obersten zal, das bleibt setz auch vnden. Magstu aber die vnder Figur von der obern nit nehmen, so nim sie von zehen, zum bleiben den gib die ober, vnnnd setz gleich vnder die lini, was da kompt. Darnach Addiré eins der nehisten vndern Figuren gegen der lincken hand, vnd subtrahir furt biss zum ende, wie hie volgt.\* Es ist zu bedauern, dass diese Methode zu subtrahiren von den späteren »Rechenmeistern« nicht beibehalten worden ist, sie hätte vielleicht dazu geführt, die Subtraction nicht nur als inverse Addition zu erklären, sondern auch auszuführen.\*\*) Die Rechenmeister des 17. Jahrhunderts kannten diese Methode noch, brachten aber in sinnloser Weise den schon damals gebräuchlichen Begriff des »Borgens« in dieselbe; bei der Ausführung von  $363 - 294$  sagten sie nämlich: 4 von 3 kan ich nicht, drum borge dir Eins bey der 9, welche du mit einem Punct bezeichnen must, welcher so viel als zehen heist, und die drei, davon du nicht abziehen kannst, darzu, ist so viel als 13, sprich derohalben: 4 von 13 bleibt 9; zehn zu der andern Ziffer, und sprich 9 und der beystehende Punct thut 10, nun 10 von 6 kanst du wieder nicht nehmen, drum entlehne dir bey der 2, zehen und notire solche mit einem Puncte etc.

Bei der Multiplication verlangt R. »vor allen dingen das einmal eins aufwendig zu lernen oder es nach folgenden zweien regeln zu machen: 1. Addir zesamen die zwo Figur, die kleynst schreib. Alsdann multiplicir mit einander wie vil von ieder biss auff 10. gebriecht, schreib dasselbig für die gesatzte Figur. kompt aber vñs dem Multiplicirn ein zal mit zweien Figuren, so addir die ander Figur zum gesatzten, als in nachuolgenden Exempeln.

8 . 2	7 . 3	6 . 4	6 . 4
9 . 1	8 . 2	8 . 2	7 . 3
<u>72</u>	<u>56</u>	<u>48</u>	<u>42</u>

2. Setz für die kleyner ein 0. Als 7. mal 8. also 70. vnnnd nim daruon das kompt aufs der kleynern gemultiplicirt mitt ubrigen, so die gröfser von 10. genommen würdt, als hierinn sprich 7. mal 2. sind 14. die nim von 70. so bleiben 56. Also des gleichen.

8 . 0	6 . 0	4 . 0	6 . 0
8 . 2	7 . 3	9 . 3	8 . 2
<u>64</u>	<u>42</u>	<u>36</u>	<u>48</u>

Die Richtigkeit der beiden Regeln folgt aus den beiden identischen Gleichungen, in denen  $a$  und  $b$  die beiden zu multiplicirenden Zahlen bezeichnen:

\*) Vergl. mein »Rechnen mit decimalen Zahlen« S. 8.

$$ab = (a+b) 10 - 100 + (10-a)(10-b)$$

$$ab = 10a - a(10-b)$$

Die erste Regel fand natürlich keine Verwendung, wenn die Summe der beiden Factoren kleiner oder gleich 10 war.

Die Multiplication gestattet sich genau so, wie heute: »Wiltu ein zal mit zweyen Figuren multiplicirn, so für die erste Figur durch, alsdann die andere auch gleichförmig, und setz dasselbig ein Figur hinein baß gegen der lincken Hand, darnach summirs also. — Wiltu aber ein zal mit 20. 40. 300 etc. multiplicirn, so setz sie gleich darunder, die vnderen 0 setz vnder die Linien, darnach füre die andern vndern figuren durch die obern, wie hie. 93987. mit 30800. Setz.

$$\begin{array}{r} 93987 \\ 30800 \\ \hline 75189600 \\ 2819610 \\ \hline 2891799600 \end{array}$$

Die Division unterschied sich der Form nach durchaus von der unsrigen; man schrieb nämlich die einzelnen Theilproducte nicht unter den betreffenden Theil des Dividendus, sondern notirte nur die Reste; das letztere vollführte man aber so, dass man so wenig wie möglich Ziffern schrieb; die verrechneten Ziffern löschte man aus, d. h. man durchstrich sie. R. erklärt: »Hinden solt ansahen, schreib die zal für dich, welche du theylen wilt vnder die letzte figur den theyler, so du anderst in ein Figur teylest vnd genemen magst. Ist aber der teyler gröfser so schreibe ihn vnder die letzte figur on eine, vnd besihe wie oft du ihn genemen magst, als oft nim ihn, vnnnd schreib dasselbig wie oft neben der zal, nach dem strichlin, multiplicir inn theyler, vn nim von der gantzen zal. Als dann ruck mit dem theyler furt vnder die nehist gegen der rechten hand, vnnnd besihe aber wie oft du nemenn magst, so oft nim vnnnd setz nach der vorigen figur. Also furt biss vnder kein figur mehr zu rucken ist, wie hie.

$$\begin{array}{r} 235 \\ 40784 \quad (6789 \\ 8886 \end{array}$$

Die Reste der einzelnen Divisionen (4, 5, 5) wurden also über die gleichbenannten Ziffern des Dividendus geschrieben und bildeten dann bei einziffrigem Divisor mit der nächsten Ziffer des Dividendus den nächsten Dividendus (47, 53, 54). Durch das jedesmalige Rucken des Divisors um eine Stelle nach rechts kennzeichnete man den zu

theilenden Dividendus, was zur Vermeidung von Fehlern namentlich bei mehrziffrigem Divisor nöthig war.

Die Division durch einen mehrziffrigen Divisor war der oben gezeigten durchaus entsprechend. Ad. Riese sagt darüber ziemlich kurz und undeutlich: »Wiltu ein zal in zwo figurn theyln, so hab achtunnng, das du ein figur gleich so oft als die ander nemest, als dann vnder die nehiste furt ruckest, vnd abermal nemest als oft du magst. Wiss auch das du den theyler auff's meyst 9. mal, vnd zum wenigsten einmal nemen solt. Dessgleichen soltu auch theyln mit dreien oder mehr Figurn. Nim ein Figur nach der andern, darnach ruck fort, vnnd besihe aber wie oft.« Für  $4332894 : 236$  gestaltet sich die Rechnung so:

$$\begin{array}{r}
 4 \\
 172 \\
 834 \\
 8184 \\
 184282 \\
 1882894 \quad (5647 \\
 236886 \\
 2383 \\
 22
 \end{array}$$

Die nicht durchstrichenen Ziffern 2 2 geben den Rest 202, die in dem »Monde« stehende Zahl 5647 den Quotienten an. Die Rechnung beginnt so:  $43:2=5$ ,  $5 \times 2=10$ , 10 von 43 ist 3, die 4 wurde durchstrichen, die 3 blieb stehen;  $5 \times 3=15$ , 15 von 33 ist 18, 33 wurde durchstrichen, 18 darüber gesetzt;  $5 \times 6=30$ , 30 von 82 ist 52, die 8 wurde durchstrichen, 5 darüber gesetzt, die 2 blieb stehen; bei der Multiplication des Divisors mit 5 wurden auch die 236 desselben der Reihe nach durchstrichen. Nach der ersten Division steht also die Rechnung so:

$$\begin{array}{r}
 5 \\
 48 \\
 1882894 \quad (5 \\
 236
 \end{array}$$

Jetzt wurde der Divisor um eine Stelle vorgerückt, was natürlich nicht in einer Linie geschehen konnte, da die einzelnen Ordnungen des Divisors unter die nächst niedere Ordnung des Dividendus kommen müssen. Wir sehen, diese Division unterscheidet sich namentlich dadurch von unserer jetzigen Art, dass der Divisor von links nach rechts multiplicirt und jedes Einzelproduct sogleich abgezogen wurde. Unsere jetzige Methode braucht allerdings mehr Ziffern, dafür bietet sie aber auch größere Uebersichtlichkeit; auch



dürfte sich ein Fehler in der Rechnung leichter auffinden lassen, als bei jener Form.

Die Form der Division, welche Ad. Riese darstellt, war noch im achtzehnten Jahrhundert allgemein üblich. In den Rechenbüchern dieses Jahrhunderts findet sie sich in der allgemeinen Behandlung ganz genau erklärt, während die jetzt gebräuchliche Art in der »italienischen Practica« erläutert wird. Wie es scheint, hat sie sich aus der sogenannten »französischen Art« entwickelt, die sich dadurch von der jetzt gebräuchlichen unterschied, dass der Divisor jedesmal unter den Dividendus gesetzt wurde

$$\begin{array}{r|l}
 7938 & 346 \text{ Quotient} \\
 23 & 23 \\
 \hline
 89 & \\
 103 & \\
 23 & \\
 \hline
 92 & \\
 188 & \\
 23 & \\
 \hline
 188 &
 \end{array}$$

In einem Rechenbuche vom Jahre 1733 findet sich nur die französische Art; der Verfasser sagt: »diese Art zu dividiren ist vor einfältige Knaben die allerleichteste«; in vorgerechneten Exempeln findet sich aber nur die alte Methode, so dass sich annehmen lässt, sie sei dem Verfasser geläufiger gewesen. In einem Rechenbuche vom Jahre 1750 findet sich aber bereits unsere jetzige Art; der Verfasser sagt von ihr: »diese Division ist zwar in Practica und bey Kauffleuten nicht üblich, doch aber zur baldigen Erlernung der vorangesetzten besten Art (d. i. der alten) sehr dienlich,« bedient sich aber bei vorgerechneten Exempeln auch nicht derselben. Hiernach scheint es, als ob unsere jetzigen Methoden zu rechnen aus dem 18. Jahrhundert herrührten. Darauf deuten auch die noch heute bei uns gangbaren beim Rechnen gebrauchten Redensarten hin; während sich bei Ad. Riese keine einzige dieser häufig sinnlosen Redensarten findet, treten sie außerordentlich zahlreich in den Rechenbüchern des 18. Jahrhunderts auf. So finde ich in einem Buche vom Jahre 1733: 1) bei der Addition: 8, 9 und 6 thut 23, schreib die 3 hin, die 2 behalte im Sinn (jetzt: 3 hin, 2 im Sinn); 2) bei der Subtraction: bei dem Exempel 363—294 sage: 4 von 3 kann ich nicht, borge mir derohalben oben bei der 6 Eins, mit Bemerkung eines Punktes, welcher zehn bedeutet, mit der 3, wovon ich nicht abziehen kann, macht 13, so sprich demnach

4 von 13 bleibt 9 etc. (jetzt: 4 von 3 kann ich nicht, borge mir Einen, 4 von 13 bleibt 9). Bei der Multiplication ist man der Form der Aufstellung der beiden Factoren (Multiplicator und Multiplicandus) und dem Gange der Multiplication von der niedrigsten Ordnung des Multiplicators bis zur höchsten bis jetzt leider ziemlich treu geblieben, trotzdem sich der letzteren Gewohnheit bei dem abgekürzten Multipliciren schwer folgen lässt. Auch hat sich die Redensart: »z. B.  $6 \times 3$  ist 18, schreibe die 8 hin und die 4 behalte im Sinne«, die sich ebenfalls in den Rechenbüchern des 18. Jahrhunderts findet, bis jetzt erhalten. Wie bereits oben bemerkt, hat sich Ad. Riese's Art zu dividiren über 200 Jahre lang erhalten; erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt die jetzt gebräuchliche Art auf. Während nun A. Riese den Divisor unter den Dividendus schrieb und sagte, es solle der Dividendus in den Divisor getheilt werden, d. h. also in so viele Theile, als der Divisor angiebt, hat man dies im 18. Jahrhundert grade umgekehrt. Man schrieb den Divisor vor den Dividendus und sagte z. B. »3 in 18 habe ich 6mal«, wofür man jetzt die Redensart: 3 in 18 geht 6mal« hat. Ich habe hierbei das 16. dem 18. Jahrhundert gegenübergestellt, weil in der That die Rechenkunst des 17. Jahrhunderts von der des 16. beherrscht wurde. Bei dem großen Aufschwung, den jene Kunst in dem 16. Jahrhundert genommen hat, ist dies allerdings ziemlich natürlich, der gewaltige Umschwung brauchte eine geraume Zeit zu allgemeinerer Verbreitung; außerdem beschäftigten sich bedeutendere Mathematiker mehr mit den höheren Gebieten der Mathematik und überließen die Elemente Lehrern an Schulanstalten, Geistlichen, Technikern oder auch bloßen Liebhabern. \*) Die Riese'schen Rechenbücher wurden noch im 17. Jahrhundert neu aufgelegt und erst im Anfange des 18. vollständig verdrängt.

Durch die Darstellung der Rechenmethoden des 16. Jahrhunderts habe ich versucht, ein Bild von dem großen Umschwunge der Rechenkunst durch den Uebergang von dem Rechnen »auf der Linien« zu dem »auf der Feder« zu geben. Wenn auch diese letztere Methode bereits vor Ad. Riese in Deutschland bekannt war, so gebührt doch jedenfalls diesem Manne das Verdienst zu ihrer Verbreitung außerordentlich viel, wenn nicht das meiste beigetragen zu haben. Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, dass sich seine Rechenkunst natürlich auch auf angewandte Aufgaben erstreckte: eine Darstellung seiner dabei gebrauchten Methoden würde

\*) Schmid, Encyclopädie, VI, 752.

mich jedoch zu weit führen. Erwähnen möchte ich nur, dass sich in seinen Rechenbüchern außer den vier Species mit ganzen unbenannten Zahlen »die Progressio, die Regula de Tri, die Species in gebrochenen Zalen, die Silber vnd Golt Rechnung, die Rechnung von Gesellschaften, die Rechnung vom Stich, die Regula Falsi oder Position, die Regula Cecis oder Virginum und die Practica« vorfinden. Trotzdem wir nun weit davon entfernt sind, Ad. Riese's Verdienste auch in diesen Zweigen der Rechenkunst herabzusetzen, so müssen wir doch unser Bedauern darüber aussprechen, dass seine Methode zu rechnen auf den Unterricht im Rechnen einen so nachhaltigen Einfluss gehabt hat. Betrachten wir nämlich die Lösung irgend einer Aufgabe, so fällt uns sofort dabei auf, dass Riese einfach angiebt, wie der Schüler die in der Aufgabe stehenden Zahlen mit einander durch Rechnung zu verbinden hat, auf das »Warum« aber auch nicht im Geringsten Rücksicht nimmt. Als Beispiel führe ich die Regeldetri an: »Diese Regel ist von drei dingen, setz hinten das du wissen wilt, würdt die Frag gheysen. Das jhm vnder den andern zweyen am namen gleich ist, setze forn, vnd das ein ander ding bedeut, mitten. Darnach Multiplicir das hinten vnd mitten steht durch einander, das draufs kompt, theyl ab mit dem fordern, so hastu wie theur das dritt kompt, vnd dasselbig ist am namen gleich dem mitteln.« In derselben Weise werden alle übrigen Rechnungsarten vorgetragen, kein Wort der Erklärung wird für nöthig gehalten. Wenn wir nicht wüssten, dass Riese kein Mathematiker von Fach war, so könnte man es mit Sicherheit aus dieser Art zu dociren schliessen. Alle seine Regeln waren Dogmen, an deren Richtigkeit der Schüler eben glauben musste. Es ist dieser Umstand um so schwerer zu begreifen, als es doch in damaliger Zeit wissenschaftlich gebildete Mathematiker, wie Stifel, Scheubel, Clavius u. A. gab, die, wenn sie auch die Anschauung als Hilfsmittel bei dem Beweise gebrauchten, immerhin bestrebt waren, dem Schüler Alles klar und verständlich zu machen. Des Clavius Einleitung in die Bruchlehre\*) lässt in Beziehung auf verständige Anordnung, Klarheit und Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig, wie man schon an den Fragen und Sätzen sieht, die er darin der Reihe nach beantwortet und beweist. Wären die Rechenbücher dieser Männer, die bestrebt waren, das Rechnen als einen Theil der Mathematik und desshalb als einen auch mathematisch zu behandelnden Unterrichtsgegenstand aufzufassen, deutsch und nicht lateinisch geschrie-

---

\*) Schmid, Encyclopädie VI, 743.



ben gewesen, so würden dieselben vielleicht die Rolle der Rieseschen Rechenbücher gespielt haben und der Mechanismus hätte nicht durch Jahrhunderte so üppig in dem Rechenunterricht unserer Schulen gewuchert. Handwerksmäßige Kunstgriffe und ohne jede Begründung hingestellte Regeln, deren Begründung die in der Mathematik schlecht oder gar nicht unterrichteten »Rechenmeister« wahrscheinlich gar nicht kannten, lehrte und übte man durch zahlreiche Beispiele, die natürlich der Form nach genau übereinstimmen mussten, um dem Schüler die Anwendung der Regel zu ermöglichen. Dieser Mechanismus hat sich aus dem 16. Jahrhundert nicht nur auf die folgenden Jahrhunderte übertragen, er wurde in ihnen noch weiter ausgebildet. Wir erkennen dies namentlich daran, dass z. B. die Rechenbücher der folgenden Jahrhunderte noch eine ganze Reihe neuer Rechnungen enthalten, die sich früher nicht finden. Ihre Aufstellung war eine ganz natürliche Folge jenes Mechanismus: sobald z. B. eine Aufgabe von der gewöhnlichen Form eines Regel-detriexempels abwich, so musste für ihre Auflösung eine neue Regel und demgemäß auch ein neuer Name für die Rechnungsart aufgestellt werden. Nach Art der Inder wurden diese Regeln sogar in Versen dargestellt. Wir finden dies bereits im 17., aber namentlich im 18. Jahrhundert.\*)

So hatte sich im Verlauf der Zeit das »Regelrechnen« in außerordentlich vollendeter Form ausgebildet. Es stellte an die Denkkraft der Schüler die geringsten Forderungen, an das Gedächtnis derselben aber sehr hohe; in der That war es keine Kleinigkeit, sich die vielen Regeln, das handwerksmäßige Aufstellen der Zahlen und diejenige Species, durch welche die letzteren zu verbinden waren, zu merken. Wenn eine gewisse geistige Ausbildung dennoch die Folge des Rechenunterrichts war, so erstreckte sie

---

\*) In einem Rechenbuche dieser Zeit finden sich z. B. die schönen Verse (Regel für die Division): »Bleibt nach dem Abzug mehr als der Divisor stehen, So ist der Quotient um eine Zahl zu klein: Kann von der obern Zahl der Abzug nicht geschehen, So ist der Quotus groß, er muss was kleiner sein.« (Regel detri): »Die letzten zwey multiplicire, Was kommt durchs erste dividire.« (Regeldetri mit Brüchen): »So forne Brüche sind, die Nenner wirff zuletzt, Die letzt- und mittelsten die werden vorgesetzt.« Gleich den Regeln fasste man auch viele Exempel in Verse. Pescheck (Allgemeine deutsche Rechenstunden etc. 1734), der mit seinen Rechenbüchern die Rieseschen verdrängt zu haben scheint, beschließt »jedwede Abtheilung, Rechnung und Regel mit curiösen Exempeln«; dieselben sind gewöhnlich Reisaufgaben. Die Poesie scheint in damaliger Zeit dem Rechnen viel näher gestanden zu haben als die Mathematik: sind doch in der Vorrede zwei »Ehren-Gedichte« auf das Buch und seinen Verfasser abgedruckt.

sich vielleicht auf das Unterscheidungsvermögen, denn darüber musste man gewiss viel nachdenken, welche der erlernten Regeln für ein vorliegendes Exempel anzuwenden war. Rathlos stand aber ein Schüler einer Aufgabe gegenüber, für die keine der erlernten Regeln passen wollte. Dieses Regelrechnen hat sich in dieser ausgeprägten Form bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten; wenn auch vereinzelt Stimmen gegen dasselbe auftraten und die Denkkraft des Schülers berücksichtigt wissen wollten, so vermochten sie doch dem alten Schlendrian gegenüber Nichts, man ging ungehindert in dem ausgetretenen Wege weiter. Als einer der bedeutendsten Gegner der damaligen beim Rechenunterricht befolgten Methode ist Chr. Wolf, der berühmte Hallensische Kanzler und Professor zu nennen; in der Vorrede zu dem »Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften« etc., Frankfurt und Leipzig 1728, sagt er: \*) »Es ist nicht genug, dass der Lehrer die Wahrheit sagt, die Schüler müssen auch begreifen, dass es Wahrheit ist. Der Nutzen der Mathematik fällt weg, wenn man ihre Lehren auf gemeine Art vorträgt, nach welcher sie mehr vom Gedächtniß als vom Verstand gefasset werden.« »Man frage die Schüler allezeit, warum sie dieses so oder so machen, damit sie nicht allein den Grund der Rechnung einsehen, sondern auch angewöhnet werden, nichts ohne Grund von jemand anzunehmen, ingleichen in allem, was sie sehen und hören, um seinen Grund sich zu bekümmern.« Neben ihm betonten auch Christian von Clausberg, Hübsch, Hauff u. A., dass die geistige und ebendarum geistbildende Seite des arithmetischen Unterrichts hervorzuheben sei, und dass dieselbe wenigstens ebenso hoch anzuschlagen sei, als der materielle Gewinn. In der That scheinen diese Mahnungen berücksichtigt worden zu sein, wenn auch nur zunächst auf höheren Unterrichtsanstalten. Für die Elementarschulen hielt man das Rechnen ohne Begründung für hinlänglich. Nachdem aber einmal die Bahn gebrochen war, dehnte sich die Umgestaltung des Unterrichts nach jener Seite hin auch auf die niederen Schulen aus.

Es war eigentlich natürlich, dass nach der Jahrhunderte langen Vernachlässigung der geistbildenden Seite des Rechenunterrichts eine derartige Bevorzugung derselben eintrat, dass der materielle Gewinn, der früher Hauptsache war, als Nebensache betrachtet wurde. Während früher das Denken-lernen bei dem Rechnen in keinem Punkte Berücksichtigung fand, ging man plötzlich im An-

---

\*) Schmid, Encyclopädie VI, 764.

fange des jetzigen Jahrhunderts so weit, zu erklären, dass dieses einzig und allein Zweck und Aufgabe des Rechenunterrichtes sei. Pestalozzi war es, der dieser neuen Anschauung Bahn brach. Er tritt mit der Erklärung auf, \*) dass seine Darlegung der Zahl- und Formenlehre durchaus nicht als ein bloß vorzügliches Handbuch, um die Kinder schnell und richtig zählen, messen und rechnen zu lehren, angesehen werden dürfe. Die allgemeine Entwicklung der geistigen Anlagen und Kräfte des Kindes, von ihrer ersten Stufe an, in welcher sich dieselben zu äußern anfangen, sei das Wesentlichste und Wichtigste. Der Schüler soll zur richtigen Anschauung und von der richtigen Anschauung zum richtigen Denken und vom richtigen Denken endlich zum richtigen Rechnen geführt werden. Gruner, der sich eingehend mit der Pestalozzischen Methode beschäftigt, sagt über die Zahlenübungen: »Das Rechnenlernen ist dabei Nebensache.« Ebenderselbe sucht in seinen Briefen nachzuweisen, »wie namentlich die Zahl- und Formenlehre nicht nur eine vortreffliche Uebung im Abstrahiren sei, sondern auch den Scharfsinn, den Witz, den intellectuellen Schönheitssinn, das Gedächtnis, kurz alle intellectuellen Kräfte zugleich übe, ja sogar die ausgezeichnetsten Vortheile fürs Moralische habe, namentlich auch wie kein anderer Unterricht von Wahn und Vorurtheil befreie.« Die Anhänger Pestalozzis gingen natürlich weiter als er selbst: in seiner Selbstkritik erkennt er mit großer Offenheit an, dass die ausgedehnten Reihenfolgen von Zahlenverhältnissen, die früher schon für die ersten Uebungen aufgestellt wurden, einseitig und mangelhaft seien. Dieser Gang führe unstreitig dahin, dass an die Stelle der Entwicklung der Geisteskräfte Mechanismus trete. Trotzdem, dass also Pestalozzi selbst erkannte, dass bei dem Rechenunterricht die formale geistige Bildung nicht die Hauptsache, dass vielmehr die Fertigkeit im verständigen Rechnen das zu erstrebende Ziel sei, konnte man sich doch nicht so ohne Weiteres von seinen Ideen trennen; es bedurfte vielmehr einer geraumen Zeit, ehe man erkannte, dass man so nur für die Schule und nicht für das Leben rechnen lernte. Wenn man nun auch nicht sofort zu den mechanisirenden Methoden der früheren Zeit zurückgriff, so gewann doch das sogenannte »Regelrechnen«, das recht lebhaft an die Methode des sechzehnten Jahrhunderts mit ihrem »Machs also« erinnert, nach einiger Zeit die Oberhand: die Pestalozzische Methode erhielt sich nur in den Anfangsgründen des Rechenunterrichts, in

\*) Schmid, Encyklop. VI, 771.



dem weiteren Verlaufe desselben kümmerte man sich wenig um mathematische Begründung: die dogmatische Methode beherrschte den Unterricht. In der neueren Zeit hat man den Versuch gemacht, sich von dieser letzteren frei zu machen, aber der Versuch erstreckte sich mehr auf die bürgerlichen, als auf die Rechnungsarten, welche jeder Rechnung zu Grunde liegen. Man verwarf z. B. die Proportion in der Regeldetri, weil man erkannte, dass diese die Rechnung mechanisirt, indem wegen der mangelnden Einsicht in diese Form der Rechnung ein logischer Schluss nicht möglich wird. In der That unterschied sich die Proportion in ihrer Anwendung auf die Regeldetri in keiner Weise von der Regel: »Die letzten zwey multiplicire, Was kommt durchs erste dividire.« Trotzdem sind aber unsere jetzt gebräuchlichen Rechenbücher noch voll von Aufgaben, die auf der Unterrichtsstufe, für welche sie bestimmt sind, nur mechanisch gelöst werden können. Am allerwenigsten aber hat man daran gedacht, die grundlegenden Rechnungsarten, die vier Species, genetisch zu behandeln: hier herrscht die dogmatische Methode durchaus vor, und mathematische Begründung tritt nicht einmal dann auf, wo sie durch Aneinanderreihung von Schlüssen das Verständnis und das Gedächtnis wesentlich erleichtert und unterstützt. Und doch ist dies so leicht gemacht, wenn man das Gesetz, welches unser Zahlensystem durchdringt, in seinen Consequenzen verfolgt und zugleich den Zusammenhang, in welchem die Species stehen, zur Anschauung bringt. Eine gründliche mathematische Behandlung führt aber nicht allein zu einer gewissen Fertigkeit im Rechnen, sie führt auch zu einem verständigen Rechnen, das ohne Künstelei anzuwenden, mit Leichtigkeit den kürzesten Weg, der zum Ziele führt, einschlägt. In dem Rechenunterrichte hat die Schule bisher ihr Hauptgewicht auf das Rechnen mit benannten Zahlen, auf die sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten gelegt, weil man meinte, hierin ein ganz vorzügliches Mittel für die Verstandesbildung zu besitzen; die grundlegenden Rechnungsarten befinden sich jenen gegenüber im Nachtheil, und man kann sich nicht entschließen, sie für den Unterricht so darzustellen, dass sie, frei von jeder mechanisirenden Richtung, Stoff zur formalen geistigen Bildung liefern, den sie doch bei richtiger Behandlung reichlich in sich bergen. In dem Rechnen mit unbenannten Zahlen hat man sich noch nicht frei gemacht von der Erbschaft des sechzehnten Jahrhunderts: die Form hat hin und wieder kleine Veränderungen erfahren, die Darstellung im Unterricht ist wesentlich dieselbe geblieben.

# QUELLENSTUDIEN

ZU

GÖTHES GÖTZ VON BERLICHINGEN

VON

W. WILMANNS.

Bekanntlich fand Göthe Anlass und reichen Stoff zu seinem Drama Götz von Berlichingen in der Autobiographie des Ritters, die ihm, zufällig wie es scheint, bei seinen rechtsgeschichtlichen Studien in die Hand gekommen war. Diese Lebensbeschreibung ergriff ihn, im Innersten; die Gestalt des rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte, wie er selbst sagt, seinen tiefsten Antheil; und so reifte, gezeitigt durch das Studium der Shakespeareschen Historien, in ihm der Entschluss die Geschichte zu dramatisiren.

Aber wenn auch die Biographie im wesentlichen den Stoff bot und einen frischen, lebendigen Blick in das Leben der Zeit gewährte, und wenn es auch andererseits dem phantasievollen und schmiegsamen Geiste des Dichters leichter sein mag als einem andern, aus unvollständigen und einseitigen Angaben ein lebensvolles und lebenswahres Bild zu gestalten, so fühlte Göthe doch das Bedürfnis, seine Anschauungen von dem Zeitalter, das er in seinem Werke zu neuem Leben erwecken wollte, aus andern Quellen zu bereichern und zu berichtigen. Was er selbst von diesen Studien erwähnt, beschränkt sich auf eine kurze Notiz in Dichtung und Wahrheit. »Der Gedanke, sagt er, den Götz von Berlichingen in seiner Zeitumgebung zu dramatisiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptschriftsteller fleissig: dem Werke *de pace publica* von Datt widmete ich alle Aufmerksamkeit; ich hatte es emsig durchstudirt, und mir jene seltsamen Einzelheiten möglichst veranschaulicht.«

Ob für das eingehende Studium des umfangreichen Dattschen Werkes sich bestimmte Spuren in Göthes Drama nachweisen lassen, ist mir einigermassen zweifelhaft; vielleicht ist es nicht ganz ohne Einfluss auf die anziehende Gestalt von Götzens Buben Georg geblieben. Göthe ist wohl nicht von ungefähr darauf gekommen, dem



Knaben den Namen Georg, und damit den heiligen Georg, den tapfern Vorstreiter und Schutzherren ritterlicher Kämpfer, zum Patron zu geben. Nachdrücklich hebt er gleich im ersten Act diese Beziehung hervor, wo der Bruder Martin das Bild des Heiligen dem Knaben zum Abschied schenkt: »Da hast du ihn. Folge seinem Beispiel, sei brav und fürchte Gott!« Der Heilige wurde, namentlich seit den Kreuzzügen, im Abend- und Morgenlande hoch verehrt; schon im vierzehnten Jahrhundert bestand in Schwaben ein Ritterbund, der sich nach ihm benannte, und 1503 stiftete der Kaiser Max die theuerlich löblich Sanct Georgen Gesellschaft zum Kampf wider die Türken. Ueber diese Stiftung Maximilians, so wie über die älteren Orden des heiligen Georgs hat Datt in seinem Buche sehr ausführlich gehandelt; möglich, dass die Erfindung des Dichters dadurch angeregt wurde. — Was Göthe sonst noch gelesen, hat er nicht näher bezeichnet; den Freunden seiner Werke bleibt es also vorbehalten seinen Quellen nachzuspüren und zu bestimmen, welches die fleissig gelesenen Hauptschriftsteller sind, auf die er in Dichtung und Wahrheit sich bezieht. Einen von ihnen wird man auf den folgenden Blättern kennen lernen.

Göthe erzählt, gesetzte Männer hätten ihn wegen seines Götz getadelt, weil er das Faustrecht mit zu günstigen Farben dargestellt habe; ja es sei ihm die Absicht untergelegt worden, jene unregelmässigen Zeiten wieder einzuführen. Niemand wird heut zu Tage noch in diese Anklagen einstimmen. Freilich hat Göthe den Zauber eines Lebens, dem die staatlichen Einrichtungen weitere Schranken zur Entfaltung einer ganzen männlichen Persönlichkeit liessen, lebhaft empfunden und so dargestellt, dass auch der Leser von dieser Empfindung ergriffen wird; aber der Wunsch oder gar die Absicht auf Kosten der staatlichen Ordnung dem Individuum eine solche Stellung der Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, tritt nirgends hervor. Götz ist ein Mann, der einer sich abschliessenden Epoche angehört, und ist als solcher vom Dichter dargestellt. Götz stirbt nicht im Kampfe für eine Idee, der Nachwelt die Fortsetzung dieses Kampfes überlassend, sondern er stirbt mit seinen Idealen; er mag nicht mehr leben, weil er seine Zeit überlebt hat. Wenn die neuen Verhältnisse, gegen die Götz vergebens sich sträubt, in ungünstigem Lichte dargestellt werden, wenn die Keime segensreicher Entwicklung, die in ihnen lagen, nicht hervortreten, so würde solche Einseitigkeit dem Historiker zum Tadel gereichen; für den Dichter war sie eine Nothwendigkeit, er konnte nicht anders, ohne die Einheit des dramatischen Interesses aufzugeben.

Vor allem musste Göthe die rechtlichen Verhältnisse so darstellen, dass Götz uns nicht als Raubritter und Friedensbrecher erscheint, sondern als der wohlmeinende Selbsthelfer, als der er dem Dichter aus der Lebensbeschreibung entgegen getreten war. Diesem Zweck dient vorzugsweise die Scene, in welcher Olearius dem Bischof von Bamberg die Vortheile des römischen Rechts und seine missgünstige Aufnahme von Seiten des Pöbels darstellt, und dann die Schlusscene des zweiten Acts, in der zwei Bauern nach langem fruchtlosen Processiren ihren Streit friedlich durch eine Hochzeit beilegen. — Den Olearius hat man zwar als ehrenwerthen Gast am bischöflichen Hofe und als eine würdige Erscheinung gepriesen, den Process der Bauern als ein Bild aus dem Rechtsleben des achtzehnten Jahrhunderts angesehen, das der Dichter eingelegt habe, um hinter der Maske der Vergangenheit den eigenen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, auch vermuthet, dass es dem jungen Göthe hierbei wohl Vergnügen gemacht habe, seine in Straßburg erworbenen Kenntnisse der deutschen Rechtsgeschichte zur Geltung zu bringen — ob man den Dichter und sein Werk schlimmer missdeuten kann, darf man bezweifeln. Wenn auch Göthe in dem Namen des Assessors Sapupi auf einen bestechlichen Beamten seiner Zeit anspielt, und wenn er auch Frankfurt als Heimatsort des Olearius erwähnen mag, weil er selbst dort zu Hause war, so liegt doch der Grund für die Erfindung und Aufnahme beider Scenen augenscheinlich im Stücke selbst, nicht in kindischer Selbstgefälligkeit des gelehrten jungen Dichters, und nicht in den Zeitumständen, unter denen er lebte. Er wollte und musste zeigen, wie überaus ungenügend die Rechtspflege war und in wie schlimmen Händen sie sich befand, um Götzens Verfahren ins rechte Licht zu stellen; darum führt er uns den pedantischen Buchgelehrten und schmarotzenden Schmeichler Olearius, darum den schleppenden Rechtsgang und die betrügerische Geldgier Sapupis vor. Nicht Götz und seine Genossen, sondern die Juristen erscheinen uns so als Räuber; wir begreifen, mit welcher Indignation Selbitz, als er von der schändlichen Behandlung der Bauern hört, ausrufen kann: »Götz! Wir sind Räuber.«

Ebenso wie Göthe in seinem Drama, hat seiner Zeit und zu wiederholten Malen Ulrich von Hutten die Juristen charakterisirt; den Gegensatz zwischen dem freien Ritter, der von seinen Gegnern und Neidern als Räuber verschrieen wird, und dem römischen Juristen, der unter dem Deckmantel der Rechtspflege mit wahrem Räubersinn das Volk ausbeutet, diesen Gegensatz hat Hutten mit

aller Schärfe in seinen neuen, sehr ergötzlichen Dialogen« hervorgekehrt, und zwar in dem letzten der vier Dialoge, welcher den Titel »die Räuber« führt.<sup>1)</sup>

Hutten und ein Kaufmann aus dem Hause der Fugger sind in heftigem Wortwechsel begriffen. Der Kaufmann hat Hutten und alle seine Standesgenossen ohne Unterschied als Wegelagerer und Räuber bezeichnet, Hutten droht ihn zu tödten, wenn er seine Aeußerung nicht zurück nähme. Vermittelnd tritt Franz von Sickingen dazwischen. Er beruhigt die Streitenden, weist den gegen die Ritter erhobenen Vorwurf zurück und zeigt im Gespräch, wer die eigentlichen Räuber in Deutschland seien. Als die am wenigsten schädlichen erscheinen ihm die sogenannten Straßenträuber, die die Wege verlegen und in Wald und Feld auf Beute ausgehen; viel ärger und unangefochten treiben es drei andere Klassen: die Kaufleute, die Schreiber und Juristen, und vor allen die Geistlichen.

Die Züge, mit denen Hutten die Juristen und ihr Verfahren charakterisirt, hat Göthe geschickt in sein dramatisches Zeitgemälde verwebt und in der Figur des Olearius individualisirt. — Olearius ist gastlich an der Tafel des Bischofs aufgenommen. Das erste Wort, das wir aus seinem Munde vernehmen, ist ein plumpes Compliment für den Adel: »so fleißig wie ein Deutscher von Adel,« soll Sprichwort auf der Akademie in Bologna sein. Die Aeußerung erweckt das Staunen des Abts und entlockt Liebetraut eine spöttische Bemerkung, deren Stachel aber Olearius noch nicht zu empfinden scheint. In einem Tone, der aufs glücklichste das eitle Selbstbewusstsein des gelehrten Doctors und die verbindliche Höflichkeit des unselbständigen Böffings vereint, theilt er sich weiter an der Unterhaltung und belehrt Bischof und Abt über die Bedeutung und den hohen Werth seiner Wissenschaft. Das corpus juris gilt ihm als ein Buch aller Bücher, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall sei der Urtheilspruch bereit, und was ja noch abgänglich oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortreffliche Werk geschmückt hätten. Ein Reich, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde, müsste ohne Frage in sicherster Ruhe und Frieden leben. Aber leider wollte der Pöbel nichts davon wissen, sie hielten die Juristen so arg als Verwirrer des Staates und Beutelschneider, ihn selbst hätte

<sup>1)</sup> Ulrichi de Hutten equitis Germani opera coll. Münch. Berol. 1824. IV, 157—220. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Citate. Die Uebersetzung lehnt sich an: Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß. Leipzig 1860.



man in Frankfurt fast gesteinigt. Das Volk wolle nach altem Herkommen und wenigen Statuten von seinen Schöppen gerichtet sein, und doch sei diese Weise augenscheinlich nicht ausreichend.

Das genaue Gegenbild zu der lockenden Darstellung des Olearius haben wir in Hutten's Gespräch. Auch dort ist von dem Verhältnis des Adels zur Wissenschaft die Rede, aber im Sinne Liebetrauts. Der Kaufmann erinnert sich einst von dem Lehrer Hutten selbst gehört zu haben, dass der deutsche Adel hauptsächlich an zwei Fehlern leide, an Hochmuth und Unwissenheit (181). — Das Ansehen der Juristen und Schreiber bei den Fürsten erkennen auch Hutten und Sickingen an; aber während Olearius sich dessen freut, und hofft, dass Maximilian nächstens wieder einige Doctores zu seinen Räthen ernennen werde, klagen jene über diese Zeichen des Verfalls. Kaum werde noch irgendwo eine Versammlung gehalten oder eine Verhandlung vorgenommen, wo man nicht einen von diesen aufgeblasenen Rubrikenmenschen mitbringe, der dann obenan sitzen dürfe, während viel gelehrtere und bessere Männer tief unten Platz nehmen müssten. Ein solches Gefolge hielten jetzt die Großen allenthalben und führten es mit sich; die Höfe der Fürsten, aus denen sie den Adel verdrängt hätten, hielten sie allein besetzt (194). Schreiber und Rechtsgelehrte seien überall und raubten an allen Orten: an den Höfen der Fürsten wie in den Räthen und Gerichten der Städte, in öffentlichen Versammlungen wie bei Privatberatungen, im Feld und zu Hause, im Krieg und im Frieden. Den Max hätten sie ganz und gar beherrscht und den gutherzigen Herrn gemissbraucht, wie sie wollten (186). — Von der Gelehrsamkeit, auf die Olearius stolz ist, will Hutten nichts wissen; er sieht die gelehrten Juristen mit den Augen Liebetrauts, der dem Olearius grade ins Gesicht sagt, dass bei einer näheren Bekanntschaft den Herren der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwinde, den eine neblichte Ferne um sie herum lüge, und dann seien sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt. Hutten erklärt, die Juristen machten durch den finstern Ernst ihrer Mienen sich eher gefürchtet als ehrwürdig, und durch ihre erheuchelte Würde — denn die Würde des Charakters fehle ihnen — hätten sie schon erreicht, dass alle Welt auf sie achte. Sie trügen die Miene der Philosophen, da sie doch nicht besser als Kuppler seien (195). Gelehrsamkeit fehle ihnen ganz; und darum seien sie noch schlimmer als die Schreiber, weil sie, so ungelehrt sie auch seien, doch für gelehrt gelten und sich dafür ausgeben und auf die seichteste Wissenschaft von allen sich unerträglich viel einbilden. Wenn einmal die Fürsten

erkennen würden, welche Possen sie in den Schein des Ernstes kleideten, werde es um die ganze Bartholistenschule geschehen sein (190). Die Bücher, Casus und Glossen, auf die Olearius sich viel zu gute thut, imponiren ihm wenig. »Als ich einer von den Beisitzern zu Worms war, erzählt Franz von Sickingen (192), da sah ich, wie sie alle weile das Recht suchten, es aber niemals fanden; bei den unbedeutendsten Dingen machten sie ohne Noth die größten Schwierigkeiten und schwitzten darüber unter Bergen von Büchern, manchmal ganze Tage und Nächte. Aus ihren Büchern nehmen sie die Mittel, womit sie die besten unter den Richtern bezaubern und verblenden. Wenn sie von ihnen, mit ihren Rechtsfällen gerüstet, in die Versammlungen der Menschen heraustreten, meinen sie wie mit dem Schilde der Pallas bewehrt, gegen den Widersacher kämpfen zu können. Kämpfen heisst ihnen aber die Gesetze nach ihrem Belieben zu gebrauchen wissen.« — Von der Erwartung, dass durch die neue Rechtspflege Friede und Ruhe über Deutschland kommen werde, ist Hutten weit entfernt. »Welcher gemeine Friede, ruft er aus (193), welche Einbelligkeit der Gemüther würde allenthalben herrschen, wenn die Rechtsgelehrten nicht die besten Gesetze aufs ungerechteste verdrehen und mit ihrer boshaften Weisheit den Dingen bald diesen bald jenen Schein geben dürften.« Er lobt die Sachsen, so arge Trinker sie auch seien, da sie zwar nicht ohne Gesetze leben, aber ohne Rechtsgelehrte ihre Angelegenheiten in bester Ordnung verwalten, und sich von der gräßlichen und ansteckenden Pest frei gehalten haben (191). Sehnsüchtig blickt er in die Zeiten seiner Voreltern zurück, da jene Doctorlein noch unbekannt gewesen. Jetzt seien sie mit ihren rothen Hütchen eingedrungen, um ganz Deutschland wie ein Hagelwetter zu verwüsten (192). Aber bald, hofft er, werde die Zeit der Rache kommen. Denn viel besser war seiner Ansicht nach Deutschland regiert, so lange das Recht auf den Waffen beruhte, als jetzt, wo die Anweisung die gute Sache mit Gewalt zu unterdrücken, aus Büchern geschöpft werde (193); er würde es zufrieden sein, wenn eines Tages alle Rechtsbücher verbrannt und die Juristen in Platos Republik oder nach Utopien verbannt würden. —

- So findet alles einzelne, was Olearius über das römische Recht und seine Einführung in Deutschland vorbringt, seinen Widerhall in Huttens Räubern; vielleicht aber geht die Beziehung noch über die Einzelheiten hinaus, vielleicht bestimmte eine Stelle des Dialogs sogar die Anlage der Scene.

Leben und Interesse gewinnt dieselbe vorzugsweise dadurch,

dass dem gelehrten Höfling Olearius, der witzige Hofnarr Liebetraut gegenüber gestellt ist, der mit wohlgezieltem Spott seinen Nebenbuhler lächerlich zu machen weiß. Diese Gegenüberstellung finden wir vorbereitet bei Hutten. »Bist du nicht auch der Meinung, fragt er seinen Freund (190), dass für die Fürsten jene Possenreißer und Schalksnarren noch nützlicher seien als das heillose Schreiber-volk?« »Ja, ich glaube es, antwortet Sickingen, vornehmlich deswegen, weil sie doch bisweilen rücksichtslos die Wahrheit sagen, während jene aufs schimpflichste schmeicheln, sobald sie Gewinn dabei sehen.« —

Die Schlusscene des zweiten Actes dient dazu, dem Zuschauer an einem bestimmten Falle zu zeigen, wie wenig die wirkliche Handhabung des Rechtes dem entspreche, was Olearius in Aussicht gestellt hatte. Die Scene fördert nicht die Handlung, aber sie ist doch in eine doppelte sehr glückliche Beziehung zu ihr gesetzt. Wie die beiden Bauern ihren Streit schliesslich ohne fremde Hülfe beigelegt haben, und den Frieden durch ein Ehebündnis sichern, so hatte auch Götz versucht sich mit Weislingen auszusöhnen, und gehofft, Weislingens Verlobung mit Maria werde den Freundschaftsbund besiegeln. Die Hochzeitscene bildet ein beiteres Pendant zu dem tragischen Inhalt der ersten beiden Acte und lässt uns noch einmal in einem Momente die ganze Wirkung derselben empfinden. Andererseits ist die Scene bedeutsam für die folgende. Gerade an dieser Stelle, wo Götz sich anschickt eigenmächtig die Nürnberger zu strafen, wollte Göthe kräftig auf die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege hinweisen. Wo es unmöglich ist auf dem Wege des Friedens Recht zu erlangen, kann man Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er es mit Gewalt nimmt. Der Ungerechtigkeit und Verlogenheit, der Habsucht und Hartherzigkeit der Juristen gegenüber, erscheint Götzens Handlungsweise gerechtfertigt als eine Art Nothwehr.

An die acht Jahre haben die beiden Bauern um ein Stück Acker processirt. Viel Mühe und, was schmerzlicher war, viel Geld hat es gekostet, ehe es gelang den Pertücken ein Urtheil vom Herzen zu reißen. Ja ein und derselbe Richter, der verfluchte schwarze Italiener Sapupi, hat sich von beiden Parteien bestechen lassen. Von dem einen Bauern liefs er sich die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Processes mit fünfzehn Gulden bezahlen, vom andern verlangte er gar zwanzig, und erst als er sah, wie dem vor Wehmuth schier das Herz brechen wollte — denn er hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack — warf er ihm zwei davon zurück



und schickte ihn fort. Schliesslich erfolgte eine Entscheidung, mit der Niemand geholfen war, denn der eine schien darnach ebenso viel Recht zu haben als der andere.

Die entsprechenden Züge finden wir wieder in lebhaften Farben dargestellt in Hutten's Dialog. Die Klugheit der Rechtsgelehrten, sagt er (191), kommt darauf hinaus, den schlechten Mann zu umgeben und durch schlaue Auslegung den Sinn der Gesetze zu verkehren. Die Meister des Betrugs gelten bald als die tüchtigsten. — Von Tag zu Tag setzen sie den Preis für ihre Mithwaltung höher und habstüchtiger an, so dass es unter dem Volke bereits sprichwörtlich heisst, sie seien zum Geldnehmen geboren (195). Sie rathen zur Fortsetzung der Processe, und durch die Hoffnung, die sie zu erregen wissen, dass der obsiegen werde, dem sie sich verkauft haben, ködern sie ihre unglücklichen Clienten. Sehen sie diese einmal niedergeschlagen, so sprechen sie ihnen alsbald prahlerisch Muth ein, versichern, sie können aus Recht Unrecht machen und verstehen es ebenso auch der schlechtesten Sache den Anschein der ehrlichsten zu geben. Und das alles thun sie um ihre Processe in die Länge zu ziehen. — Hutten erzählt, er selbst habe in Frankfurt einen solchen alten Rabulisten gesehen, der einmal seinem Clienten erklärt habe, er könne zwar nicht versprechen obzuziegen, aber er verspreche, was den Gegner zu Grunde richten werde, eine Verschleppung des Processes bis in das zehnte Jahr (196). Da die Fürsten die Juristen begünstigten, sei die Unterdrückung des Volkes unausbleiblich. Hätten doch manche, die sich von ihnen verstrickt sahen, indem sie Tag und Nacht über ihre Händel grübelten, sich bis zum Wahnsinn bekümmert, andere aus Lebensüberdruß Hand an sich selbst gelegt (195).

Der Fall, dass ein und derselbe Richter von beiden Parteien Geld erpresst habe, wird bei Hutten nicht erwähnt; aber auch hier kann Göthe's Erfindung durch jenen angeregt sein. Hutten sagt nämlich an einer Stelle, unablässig rufe er seinen Standesgenossen zu: »Sehet ihr nicht, ihr Unglücklichen, sehet ihr nicht, dass die, welche ihr zu Rathe zieht, für Geld auch euern Gegnern rathen würden?« —

Wie nun die Darstellung der Rechtsverhältnisse in Göthe's Götz augenscheinlich unter dem Einfluss von Hutten's Dialog steht, so erkennt man auch in der Darstellung anderer Zeitumstände Hutten's Auffassung wieder.

Der Kaiser Max erscheint bei Göthe bekanntlich nicht als die frische ritterliche Gestalt, als die er im Andenken des Volkes lebendig blieb, sondern als ein Mann, der durch viele misslungene Unter-

nehmungen gebrochen, in grämlicher Stimmung in die Vergangenheit und Zukunft blickt. Weistingen erklärt ihn nur für den Schatten eines Kaisers, und Adelheid wartet schon auf den Nachfolger, von dem sie sich majestätischere Gesinnungen verspricht (IV, 4). Aber auch Götz, obgleich er ihm mit treuer Liebe und Anhänglichkeit zugethan ist, klagt über ihn. »Und mit unserm Kaiser, sagt er von den Fürsten (I, 3), spielen sie auf eine unanständige Art. Er meints gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenblicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind etwas begreift und nur reden darf um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wäre auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen.« — Diese Darstellung des Kaisers, die durch die Anlage des Dramas bedingt ist, fand Göthe vorbereitet in Huttens Schriften, der an verschiedenen Stellen, und ohne Götzens Sympathie zu theilen, seiner Unzufriedenheit mit Maximilians Regiment Ausdruck gibt. Was Götz den Fürsten Schuld gibt, schreibt Hutten in den Räuheren (186) des Kaisers Rätthen und Schreibern zu: »Die Schreiber regierten uns den Maximilian ganz und galten bei ihm allein etwas und missbrauchten den schlichten Fürsten nach ihrem Willen. Was sie von ihm umsonst erhielten, verkauften sie andern für Geld, und während Max ihrer unverschämten Begehrlichkeit Genüge that, sah er es mit an, dass Belagerungen aufgehoben, Schlachten vermieden oder schlecht geschlagen wurden, die Heere aus einander liefen, die Bundesgenossen ohne Hülfe blieben und Städte verloren gingen.« Auch Hutten verspricht sich unter Karl bessere Zeiten, obschon er bisher mehr Anlass zu Befürchtungen als zu Hoffnungen gab. —

Die höhere Geistlichkeit führt uns Göthe in zwei Figuren vor, in dem Abt von Fulda und dem Bischof von Bamberg. Der eine ist ein ganz ungebildeter Mensch, dessen Leben in rein sinnlichen, fast möchte man sagen thierischen Genüssen aufgeht, der andere hat eine feinere Bildung und höhere Interessen, nur geht ihm alles ab, was man von einem Geistlichen erwarten sollte. Ihm ist sein Bisthum vor allem ein Fürstenthum; seine Thätigkeit ist auf die Erweiterung seiner Macht gerichtet und Genuss und Erholung findet er in sehr weltlichen Dingen, einem glänzenden mit allem Luxus ausgestatteten Hofe und im Verkehr mit schönen Frauen.

Huttens Schriften hieten natürlich in überreicher Fülle den Stoff zu solchen Schilderungen; es kehren aber derartige Klagen über die Geistlichkeit auch bei andern so häufig wieder, und sind bis in unsere Zeit so beliebte Gemeinplätze geblieben, dass es ge-

wagt erscheinen muss, die Götbischen Charaktere zu den Streitschriften Huttens oder gar zu einer bestimmten Stelle in diesen Streitschriften in Beziehung zu setzen. Und doch findet sich in ihnen eine Aeußerung — nicht in den Räufern, sondern im neuen Karsthans (3, 462) — die zu sehr an Göthes Bischof erinnert, als dass man nicht eine directe Einwirkung annehmen möchte. »Die grössten und übersten, heisst es dort, pflegen ihres Amtes am mindesten; sonder entschlagen sich des so gar, daß es jetzt für ein Schand geacht wird, sollt ein Bischof predigen; zu voran in Teutschland, da sie alle fürstlichen Stand führen; und Reitten ist ihr Arbeit, uf den Gejagd umziehen, oder aber Krieg führen, und im Harnisch reiten. Aber ihr Ruh ist: mit schönen Frauen sich belustigen, Panket und Tänz halten, ins Bad gehn, im Brett spielen« u. s. w. Wenn aus der ganzen Stelle uns ein treues Conterfei des Bischofs von Bamberg entgegentritt, so scheint der letzte Zug auf einen directen Zusammenhang zwischen Hutten und Göthe zu führen.

Sicherer sind die Beziehungen in der Auffassung und Darstellung des Ritterstandes, selbst in der Charakteristik Götzens von Berlichingen. Wie Götz Weislingen gegenüber geltend macht, dass der freie Bitter ebenso frei und edel geboren sei als einer in Deutschland, nur abhänge von Gott, seinem Kaiser und sich selbst, so betont auch Hutten diese unabhängige Stellung. Als der Kaufmann verlangt (165), dass die Ritter sich den Fürsten unterordnen und ihnen die Leitung der Dinge überlassen, erklärt Franz: »Wir sträuben uns nicht, ihnen den Vorrang einzuräumen und können ihnen bereitwillig dienen, als frei, dann nämlich, wenn wir uns von selbst irgend wem verpflichtet haben; sonst aber erkennen wir als Herren nur den Kaiser an.« Und auch die Anerkennung des Kaisers ist nicht unbedingt. »Den Kaiser, sagt Sickingen an derselben Stelle, nennen wir den Beschützer der öffentlichen Freiheit, darum dass, wenn er uns mit Unrecht unterdrückte, oder gegen Recht und Billigkeit zwänge, wir erklärten, dass man selbst ihm nicht gehorchen müsse.« Das ist die Stellung, die auch Götz zu behaupten sucht. In jener Scene am Ende des dritten Actes, wo er kurz vor der Uebergabe der Burg und dem Wendepunkt seines Lebens, die Seinen um sich sammelt, um mit ihnen die letzte Flasche Wein zu theilen, bringt er das erste Glas dem Wohle des Kaisers.

Götz. Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! . . Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie



der Wain in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

An dieser Stelle, wo Götzens Gedanken und Sprache einen Schwung nehmen, der seiner schlichten Weise sonst nicht eigen ist, hat Göthe seinem Helden eine Devise Ulrichs von Hutten in den Mund gelegt. Das *vive libertas*, in Ulrichs Munde berechtigter als in Götzens, steht neben dem häufig wiederholten *jacta est alea* unter der Vorrede einer Huttenschen Schrift aus dem Jahre 1520 (3, 561), und Huttens Bild auf dem Titel jener vier Dialoge führt die Umschrift: *Ulr. ab Hutten Germ. libert. propugnati*.

Was das Verhältnis der Ritter zu den Fürsten betrifft, so klingen die Ansichten, die im Drama wider einander streiten, auch im Dialog wieder. Da der Kaufmann gehört hat, der Kaiser habe geschworen, den Wegelagerern ein Ende zu machen, Deutschland zu beruhigen und alle Räuber auf einen Schlag zu beseitigen, hat er zugleich Anlass genommen, den Ritterstand aufs ärgste zu schmähen und als Räuber Deutschlands gradezu Deutschlands Ritter zu bezeichnen (161). Er bestreitet den Rittlern das Fehderecht, und verlangt, dass sie nur auf Geheiß der Fürsten die Waffen ergreifen (162). So meint auch Weislingen und seine Partei, dass die Befestigung der Fürstenmacht den Frieden bringe; die Schuld an den ewigen Unruhen und dem verderblichen Zwist, der namentlich Franken und Schwaben noch verwüstet, tragen nach ihrer Ansicht allein die Ritter. Der Kaiser soll mit Gewalt sie und mit ihnen den Geist der Empörung unterdrücken. — Umgekehrt sieht Götz in der Habgier der Fürsten, die nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben, die Quelle des Uebels. Er nimmt für den freien Ritter das Fehderecht in Anspruch, damit er sich seiner Haut wehre und in seinem ererbten Recht und Besitz erhalte. Seine Anschauungen theilt Hutten. Als der Kaufmann verlangt, dass die Ritter das Geheiß der Fürsten erwarten sollen, um die Waffen zu erheben, wendet er ein: »Wenn sie es nun niemals heissen, wie sie es selten jetzt thun — denn wie heute die Fürsten in Deutschland sind, sehen wir, dass sie meistens nur ihren Privatvorteil im Auge haben, und um die gemeine Wohlfahrt sich selten kümmern — wirst du dann gestatten, auch ohne ihren Befehl für Recht und Billigkeit zu kämpfen?»

Die Hauptthätigkeit des Ritters bilden Jagd und Krieg. »Unsere Erholung ist die Jagd, sagt Sickingen (187), die selbst gar viel Ar-

beit in sich begreift; zudem betreiben wir das Kriegswesen, gewiss die edelste Beschäftigung, die wie keine andere zur Erhaltung des Guts und der Würde aller insgemein nützlich und nothwendig ist; denn sie dient zum Schutze der Unschuld und zur Abwehr des Unrechts. So malt sich auch Götz sein Leben aus, wenn er von den benachbarten Fürsten unbebelligt, rein den Zweck seines Daseins erfüllen könnte. »Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland! Wir würden noch immer genug zu thun finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserem ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Walde holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wäre uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Grenze des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit daransetzte!«

An dem Privatleben der Ritter lobt Hutten, gegenüber der Weichlichkeit und Schlemmerei der Städter, Einfachheit und Mäßigkeit. Von der Trunksucht zwar kann er den Adel nicht ganz freisprechen; doch sei dieser Fehler nicht allgemein. »Fast durchweg dagegen, fährt er zum Kaufmann gewandt fort, findet sich bei uns eine gewisse ländliche und ungepflegte Nachlässigkeit, die du wild nennst und uncivilisirt. Gewiss leben wir einfacher als ihr, und mehr nach alter Sitte, auch mäßiger, nüchterner, wie ich glaube, und strenger. Dann ist Großmuth unsere Sache und wir verachten das Geld; ihr seid all zu sehr auf Gewinn erpicht. Außerdem fürchten wir uns mehr vor Unehre, fliehen was schändlich ist, und schämen uns der Schmach. Auch herrscht unter uns biedere Offenherzigkeit, während ihr einander selbst gegenseitig jeden Trug und jede List zutraut. Und wie? bethätigen wir nicht die schönste aller Tugenden, die Tapferkeit? hegen die Gerechtigkeit? beschützen die Unschuld?« Das sind alle die Eigenschaften, die uns so wohl thun, sobald uns der Dichter in den häuslichen Kreis auf Jaxthausen und in Götzens Freundschaft versetzt. — Aber auch die Fehler, die der Kaufmann am Adel rügt, Unwissenheit und Stolz, sind in Göthes Drama nicht verschwiegen. Die Unwissenheit ist schon vorhin erwähnt; hinsichtlich des Stolzes äußert der Kaufmann (182): »Ich habe Leute eures Standes gesehen, die einen wie über eine Ehrenkränkung zur Rechenschaft zogen, wenn man ihnen einen zu geringen Titel gegeben hatte. Andere zwingen uns, ihnen Ehre zu erweisen, ohne Recht und Verdienst, als dass sie von sol-

chem Geschlechte sind. Von einem weiß man sogar, dass er einer ehrsam<sup>en</sup> Stadt Fehde ansagte, weil er in ihr, seinem Vorgeben nach, nicht ehrenvoll genug behandelt worden war. Aus einem so nichtigen Grunde erfolgte alsbald jämmerliche Plünderung, ja Mord und Brand. Auch fehlte es nicht an Freunden und Verwandten, die, wie in einem höchst ehrenhaften Handel, jenen Krieger nach Kräften unterstützten. Und als gälte es einen Krieg für Vaterland, Glauben und Gesetz, so wüthete man.« Das mahnt an Sickingens Verhalten während Götzens Gefangenschaft und an die Worte, mit denen die Wache seine Ankunft meldet: »Franz von Sickingen halt vor dem Schlag und lässt euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung preisgeben.« — Deutlich scheint ein Zug adelicher Eitelkeit aus dem Dialog in das Drama hinüber genommen. Liebetraut erwidert das Compliment der Adelheid, er sei geschickt die Lücken der Geschichtsbücher auszufüllen, mit der sarkastischen Bemerkung: »Die Lücken unserer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unserer Zimmer und unseres Charakters zu tapeziren, da wäre was zu verdienen.« Der Kaufmann bemerkt an der angeführten Stelle (184): »Nirgends fast finden sich Leute, die ihren Adel in Worten mehr zur Schau tragen, während sie ihn in Werken so wenig beweisen. Daher sind eure Häuser stets voll von Ahnenbildern, und alle Wände, wohin ihr kommt, schreibt ihr voll; dass ihr aber etwas rechtes zu lernen suchtet, das nehme ich nicht wahr.« —

Dass Göthe Huttens Dialog die Räuber wirklich gekannt und seinen Inhalt sich zu eigen gemacht hatte, dürfte nach dem vorstehenden nicht leicht jemand bezweifeln. Freilich sind viele der angeführten Gedanken und Anschauungen wenig individualisirt, manche kehren häufig, bei Hutten und sonst, wieder, so dass, wer nur den einzelnen Punkt ins Auge fasst, die Nothwendigkeit der Beziehung würde leugnen müssen; beweisend aber scheint, dass alle diese Züge — und unter ihnen doch auch sehr bestimmt ausgeprägte — sich in Huttens Dialog auf wenigen Seiten dicht nebeneinander finden; an ein zufälliges Zusammentreffen darf man da wohl nicht mehr denken. Hutten war einer jener Hauptschriftsteller, die Göthes Phantasie befruchteten, während er sich mit seinem Drama trug. Die Gedanken, die sich in dem großen Kampfe für die deutsche Freiheit und Selbständigkeit aus der glühenden



Empfindung des Ritters herausgearbeitet hatten, flossen in die Seele des Dichters hinüber und gewannen in seinem Werke neues Leben<sup>1)</sup>.

Göthes Beschäftigung mit Hutten erklärt nun vielleicht auch einen Punkt im Drama, der zwar für das Verständniß der Dichtung gleichgültig, und unerheblich für die Einsicht in das dichterische Schaffen ist, der aber doch vielleicht einiges Interesse hat. Ich meine den Namen von Götzens Gegner, Weislingen. — Es ist bekannt, dass Weislingen ganz eine Erfindung des Dichters ist; sein Charakter ist dem Bedürfnis des Dramas gemäß gebildet, ausgestattet mit allen Zügen, die geeignet sind, Götzens Charakter, Anschauungen und Lebensweise in recht helles Licht zu setzen; aber ungewiss ist, wie Göthe zu dem Namen kam. Weder in der Biographie Götzens, noch sonst irgendwo kommt ein Ritter von Weislingen vor. Ein neuerer Herausgeber<sup>2)</sup> des Götz hat den Namen als eine freie Erfindung zu erklären gesucht. »Der Name, bemerkt er, ist überaus glücklich gebildet. Göthe schreibt ihn, wiewohl er ihn im Stücke zu Wortspielen benutzt, die eigentlich die Schreibung Weiflingen voraussetzen würden, immer Weislingen, und will damit augenscheinlich die falsche höfische Aferweisheit im Gegensatz zu Götzens gesunder, wenn auch bisweilen rauher und verletzender Logik bezeichnen; dabei hat der Name unleugbar etwas glattes, gleißendes.« — Sollte Göthe wirklich diese mystische Absicht gehabt haben? und sollte wohl, wenn der Name Weislingen in irgend wem die Empfindung des glatten, gleißenden hervorrufen, dies in den Lauten, die den Namen bilden, seinen Grund haben, und nicht vielmehr in dem Charakter der Person, die ihn trägt? — Für zweifellos hält die vorgetragene Erklärung wohl Niemand, vielen mag sie als ganz unannehmbar erscheinen. Eine andere Vermuthung, die zwar auf Sicherheit auch keinen Anspruch hat, findet vielleicht einigen Beifall.

Im vorigen Jahrhundert lebte in der Straßburger Diöcese ein katholischer Geistlicher, Definitor des Hochwürdigen Rural-Capitels Ottersweyher und Pfarrer zu Capell unter Rodeck im Breisgau, der sich durch zahlreiche und umfangreiche Streitschriften gegen die Protestanten einen berühmten und berühmten Namen machte. Eins seiner Werke, vom Jahre 1749, ein mit gelehrten und polemischen

<sup>1)</sup> Dass Göthe Ulrichs von Hutten Werke kennen lernte, ergibt sich aus Dichtung und Wahrheit (21, 325 der vierzehnbändigen Ausgabe); aber er thut so, als seien sie ihm erst später in die Hände gekommen.

<sup>2)</sup> Wustmann, Göthes Götz von Berlichingen. Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien herausgegeben. Leipzig 1871. Die Ausgabe bietet dem Leser die Annehmlichkeit, dass er in den Anmerkungen die entsprechenden Stellen aus Götzens Biographie findet.

Bemerkungen reichlich ausgestattetes Verzeichnis von Büchern, die der Johanniter-Orden in Straßburg besaß, hat uns das Portrait des Verfassers im achtundfünfzigsten Jahre seines Lebens aufbewahrt. Das Bild stellt uns einen kräftigen Mann dar, der an seinem Schreibtisch sitzt, die Feder in der Hand. Vor ihm liegt ein aufgeschlagenes Buch, in dem die Sprüche zu lesen sind: *Increpa illos dure ut sani sint in fide* (Tit. 1, 13) *et discant non blasphemare* (1. Timoth. 4, 20), die geistige Richtung des Mannes bezeichnend. Sein Antlitz ist auf den Beschauer gerichtet; in den großen Augen liegt ein fester Blick, von der Stirn, die volles dunkles Haar umgibt, senken sich drei tiefe Furchen auf die kühn gebogene Nase. Die äußere Erscheinung stimmt wohl zu dem Charakter, wie er uns aus seinen Schriften entgegen tritt. Welches Ansehen er bei seinen Gesinnungsgenossen fand, zeigt ein lateinisches Epigramm<sup>1)</sup>, mit dem einer seiner Verhrer das Titelpuffer geziert hat.

Unter den Streitern des Himmels, den heiligen Blitzen des Krieges,  
Steht auf der Erde Rund kaum ein andrer ihm gleich.

Denn Nicolaus' Ruhm bewahrt sich die eigene Ehre,  
Dass er keinem verwandt, keinem, außer sich selbst.

Das ist, das ist der Mann, der so oft dir mit Preise gerühmet,  
Dessen Antlitz du längst wünschest zu schaun, der Gigant.

Dass dein Auge dem Ohr ihn nicht mehr länger beneide,  
Stellet des Kupfers Stich dir den Ersehnten dar.

Seines Geistes Gewalt verkünden dir nur seine Schriften,  
Weil sie außer ihm selbst Niemand zu zeichnen vermag.

Dass dieser Mann zu Göthes Zeiten in Straßburg noch unvergessen war, ist sicher, und wohl für möglich halte ich es, dass ihm der Dichter in seinem Götz von Berlichingen ein Denkmal gesetzt hat. Der würdige Geistliche nämlich heißt J. N. Weislinger und er veröffentlichte unter andern auch eine umfangreiche, geharnischte Schrift gegen Ulrich von Hutten: *Huttenus delarvatus*. Constanz und Augsburg 1730. Wie nun Göthe in Götz einen Ritter nach Huttens Herzen dargestellt hat, so mag er Götzens Gegner nach Huttens

1) *Athletas inter Superum, sacra fulmina belli,  
Vix Europa parem, forte nec Orbis habes!  
Scilicet hoc proprium Nicolai gloria servat,*

*Ut nulli similis sit nisi sola sibi.  
Hic vir, hic est, toties tibi quem celebrari audis,*

*Noscere de facie quem cupis, ecce Gigas!*

*Invideant oculi ne posthac auribus, Ipsum  
Denique se sculptum sistit in aere tibi.*

*Ingenit dotes Ejus tibi Scripta figurant,*

*Has quia praeter Eum pingere nemo potest.*

*Debitis honoribus cecinit Joannes Humbourg,  
Notarius Regius et Apostolicus etc. Argentorati.*

Feinde genannt haben. Die Aenderung des Namens in Weislingen ist durch die Erhebung in den Adelstand motivirt und erklärt.

Dass Göthe Weislingsers Schriften gekannt habe, dafür habe ich beim Durchblättern derselben kein Zeichen entdeckt. Ja, wenn er sie gekannt hätte, wäre er vielleicht nicht auf den Gedanken gekommen, den Namen des heftigen Polterers auf seinen höflichen und gewandten Weislingen zu übertragen.

Die Heftigkeit nämlich, um nicht zu sagen die Frechheit, mit der Weislinger die Andersgläubigen angriff, ist maßlos. Bezeichnend ist schon der Titel seiner ersten Schrift: »Friss Vogel oder stirb!« die im Jahre 1726 zum zweiten Mal erschien. Schon dieses Buch erregte großes Aufsehen, rief Gegenschriften und Pasquille hervor, und veranlasste sogar eine Anklage vor dem Kaiser wegen Störung des Religionsfriedens und frecher Missachtung der kaiserlichen Toleranz-Gesetze. Und doch ist der Verfasser hier noch verhältnismäßig zurückhaltend; viel weiter geht er wenige Jahre später (1730) in dem entlarvten Hutten. Hier gießt er über die gelehrt verkehrten evangelischen Deformatoren volle Schalen seines Zornes aus, eine wahre Fluth von Verleumdungen und Schimpf- und Schmähreden. Einige Stellen mögen zur Charakteristik dienen.

Im Aerger über die geistige Rührigkeit der Evangelischen sagt er (S. 28): »Es ist bey denen Protestanten des Bücher machens vor Zeiten kein End gewesen, heut zu Tag hat es ebenfalls noch kein End, so wenig als ihr Lügen und Lästern. . . Ich will nichts melden von ihrem letzten Jubel-Fest A. 1717. da es geschienen, als hätten so gar der Praedicanten Junge Milch-Mäuler und Musrappen dem theuren Mann Luthero zu Ehren ihre Windeln mit Safran und Wasserfarben illuminirt.« An einer andern Stelle apostrophirt er einen protestantischen Theologen mit folgenden Worten (S. 86): »Höre Löscher, dieweilen du ein grober, muthwilliger, Ehr- und Gewissen-loser Bub; ja ein jüdisch-verstockter und in recht teuflischer Gottlosigkeit längst-ersoffner Heyl-verzweifelter Formal-Ketzer bist, wie solches deine ertzverlogene, schelmische und durchteuffelte Schriften durchgehends zeigen, die du freche Canaille . . wider uns Catholische täglich aufsprengest, trutz Teuffel! dass du es darfst laugnen.« Die hervorragenden Anhänger und Freunde Luthers werden einzeln durchgebechelt; am ürgsten natürlich Hutten. Morhof, der von seiner Darstellungsweise in den *epistolis obscurorum virorum* gerühmt hatte: *elegantior depinxit barbarorum hominum striblinem*, erhält die Antwort (S. 69): »Lasse mir das ein zierliches Latein sein, so in denen Epistlen enthalten! Kein Stockesel, dem das Hirn mit eichenen Rinden eingefasst, könnte das Latein bacchan-



tischer aufs Papier schmieren, als es in offgemelten Epistlen drauff geschmiert worden die Mönch und Theologos recht aufszueslen und zu cujoniren; dessen ungeachtet muss diese bübische Schützerei eleganter depingere, zierlich abmahlen heissen. Ich geschweige der häufigen Venus-Zotten und Gottes-Lästerungen, davon die Schand-Karte überlauffet, wobey ich dann sehr zweiffle, ob die Evangellose Schand-Canailen, die dieses wissen und annoch loben, in ihren Adern einen Christlichen Bluts-Tropffen haben.« Mit Bezug auf Hutten's trauriges Ende sagt er (S. 256): »Ey was dann? Hutten führte ein heiliges Leben, wie ein Engel mit Klauen, worauf er zu letzt ganz Seelig an den Frantzosen gestorben. Da sehe einer was der Mensch für ein Glück kann haben. Wer inzwischen hierüber nicht lachen will, der mag meinethalben Rotz und Wasser heulen, er hat die Wahl.« Und ein andermal, mit recht christlicher Milde schliessend (S. 200): »Er ist mit ewiger Schande bey seinem teuflischen Unternehmen zu Spott worden, und an den Frantzosen erworbener und verdienter massen zur gebührenden Straffe aufs sonderbahrer Verhängniss Gottes crepirt. Irrequiscat in pice.« In dem Tone ist das ganze geschrieben, und auch in der Folgezeit blieb der Verfasser der einmal begonnenen Weise treu. Seine letzte Schrift, der entlarvte Lutherische Heilige, die im Jahre 1756 erschien, zeigt noch die gleiche Gluth.

Von dem weichen Charakter Adelberts von Weislingen ist hier keine Spur. Wenn dennoch in den Namen ein Zusammenhang stattfindet, so wird man voraussetzen müssen, dass Göthe, als er von dem Gegner der Protestanten im allgemeinen und Hutten's speciell erzählen hörte, den Gedanken fasste, seinen Namen im Spiel zu benutzen. Wer ihm zuerst von dem Mann Kunde gab, wird sich schwerlich noch feststellen lassen. Immerhin erwähnenswerth erscheint, dass der Frissvogel von einem Straßburger Buchhändler Dietrich Lerse verlegt war. — Wenn Göthe sich in Straßburg mit Hutten beschäftigte, konnte er schon im engsten Freundeskreis auf Weislinger und seinen entlarvten Hutten hingewiesen werden. — Vielleicht aber erhielt er seine Kenntniss von ganz andrer Seite.

Lange Zeit hatte ich vergeblich gesucht, etwas näheres über Weislinger zu erfahren. Bücher, in denen man wohl Auskunft über einen so fruchtbaren Schriftsteller erwarten könnte, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Endlich kam mir aus Freiburg die erwünschte Nachricht, dass im Freiburger Diöcesanarchiv<sup>1)</sup> ein Aufsatz das An-

<sup>1)</sup> Ueber J. N. Weislinger Pfarrherrn zu Capell unter Rodeck im Breysgau. Von Dr. J. Alzog. Freiburger Diöcesan-Archiv 4, 405—435. Dort findet man

denken Weislings erneuert habe. Aus ihm ersah ich, dass Weislinger schon im Jahre 1755, also noch ehe sein letztes Werk die Presse verließ, im Alter von dreiundsechzig Jahren starb, und worauf hier mehr ankommt, dass er seine Vorstudien unter der Leitung des Pfarrers Balthasar Trütsch im Dorfe Drusenheim im Unterelsass machte. Drusenheim ist dem Leser aus Dichtung und Wahrheit wohl bekannt. Dort lieh sich Göthe die Sonntagskleider des stattlichen Wirthssohnes, weil er vor Friederike nicht noch einmal in der dürftigen Kleidung des armen Theologen erscheinen wollte. Sollte er nicht im Verkehr mit dem Pastor Brion von der streitsüchtigen Berühmtheit des Nachbardorfs gehört haben? —

Doch es wäre Zeitverderb, diesen unfruchtbaren Vermuthungen länger nachzuhängen; eine andere, weniger zweifelhafte Bemerkung über Göthes Bekanntschaft mit dem Theuerdank möge den Schluss bilden. Als Weislinger der Adelheid erklärt, Ritterpflicht und heiliger Handschlag zwingen ihn Bamberg zu verlassen, erwidert sie spöttisch: »Geht, geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen!« Dass Göthe, als er diese Worte schrieb, mehr als den Titel des Gedichtes kannte, lässt sich aus ihnen nicht folgern; dass es ihm aber später nicht ganz unbekannt war, lässt sich erweisen. Den Hauptinhalt der allegorischen Dichtung bilden die Abenteuer, die der kühne Held Theuerdank zu bestehen hatte, ehe er zur Königin Ehrenreich gelangte. Missgünstige Vasallen der Königin, die drei Hauptleute Fürwittig, Unfallo und Neydelhart machen sich der Reihe nach an den Helden und benutzen seine Jagdliebe, um ihn in der Verfolgung von Gamsen, Bären u. s. w. in Lebensgefahr zu bringen. Das hatte Göthe im Sinne, als er in dem Gedicht Ilmenau, den Blick in die Vergangenheit zurück lenkend, mit Bezug auf seinen Herzog sagt:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,  
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;  
Der Unfall lauert an der Seite  
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.

auch ein vollständiges Verzeichniß von Weislingers Schriften. — Eine Notiz aus dem Aufsatz möge hier noch angeführt werden, weil sie uns den zelotischen Geistlichen von ganz andrer Seite kennen lehrt. Zu einem handschriftlichen Katalog seiner Bibliothek bemerkte Weislinger 1745: »Die Bibliothek besteht all bereits aus zweitausend einhundert etlich und siebenzig Bänden. Das missgünstige Glück hat mich nie mit einer erträglichen Pfründ angelacht d. i. mit einer fetten Pfarrei versehen, sonst hätte ich, der fast alles an Bücher verwendet, noch mehrere. Ich danke dem lieben Gott um diese. Ewig Schade wäre es, wenn sie sollten zertrennt von einander kommen.« Wie seltsam contrastirt diese friedlichste Liebhaberei und diese gemüthliche Sorge um das Zusammenbleiben der Bibliothek mit dem immer kampfbereiten Sinn des Mannes!

**UHLANDS FRANZÖSISCHE BALLADEN**

**AUF IHRE QUELLEN ZURÜCKGEFÜHRT**

**VON**

**· P. EICHHOLTZ.**



Digitized by Google

Die folgende kleine Abhandlung gibt mehr, aber auch weniger, als ihr Titel verspricht. »Der blinde König« gehört nicht unter die Gedichte, welche auf französischen Quellen beruhen, aber er gehört überhaupt zu keiner größeren Gruppe und steht jeder einzelnen fremd gegenüber; daher mag man seine Anwesenheit hier verzeihen. Anderseits fehlen unter den französischen Balladen die von Karl dem Großen und der provençalische Liedercyklus »Sängerliebe«, weil die ersteren von mir in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen Jahrg. 1870 S. 1 ff., die letzteren von Strobl in dem Aufsatz: »Quellen zu drei Romanzen Uhlands« Wien 1864, bereits behandelt worden sind.

#### 1. Der blinde König.

22. 24. August 1864, umgearbeitet 8. December 1864.

Am 3. October 1804 wurde Uhland, wie er selbst erzählt<sup>1)</sup>, noch nicht fünfzehn Jahr alt, als Jurist auf der Hochschule seiner Vaterstadt inscribiert, nicht weil er ein Wunderkind war, sondern weil der beschränkte Umfang der Tübinger lateinischen Schule einen so frühen Abgang zur Universität nötig machte, und die Staatsgesetze denselben nicht hinderten. Anfangs setzte er die auf der Schule begonnenen klassischen Studien fort, las wiederholt die Odyssee und die griechischen Tragiker, besonders den Sophokles, und machte lateinische und deutsche Verse. Mehr aber zog es ihn zur älteren deutschen Literatur hin: »Um diese Zeit, sagt er selbst<sup>2)</sup>, fand ich

---

<sup>1)</sup> S. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde. S. 16.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 19.

bei einem Verwandten, dem Professor Weifse, in einem Journal, das Heidelberger Museum betitelt, Lieder aus dem Heldenbuche, namentlich das Lied vom alten Hildebrand, das tiefen Eindruck auf mich machte.« »Wie glücklich war ich, wenn ich den Saxo Grammaticus in der Uebersetzung von Müller oder die Heldensage (aus der Bibliothek des Professor Rösler) mit nach Hause nehmen konnte; aus diesem Werke entkeimte meine Vorliebe für nordische Mythen. Der Heldensage habe ich meinen blinden König entnommen.«

Trotz dieser verworrenen Angaben kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Stoff zu diesem Gedichte einer Erzählung des Saxo Grammaticus (IV, S. 93—96) entnommen ist, deren Inhalt Uhland in seiner Vorlesung über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker<sup>1)</sup> folgendermassen erzählt.

»Der Dänenkönig Wermund war alt geworden und hatte das Augenlicht verloren. Ihm war erst in vorgertücktem Alter ein Sohn geboren worden, der zwar alle Jünglinge von gleichen Jahren an Körpergrösse überragte, aber von stumpfem Geiste zu sein schien. Er verhielt sich stumm, lachte niemals und nahm an keinem Spiele Theil. So hatte Wermund an ihm keine Stütze und auch seines Volkes Ansehn war sehr gesunken. Denn es hatte sich ereignet, dass zwei dänische Jünglinge, die Söhne des Jarls von Schleswig, mit dem schwedischen Könige, der ihren Vater getödtet hatte, Zwei gegen Einen kämpften, zwar nur so, dass der eine Bruder, als dem andern der Todesstreich drohte, sich nicht mehr halten konnte und herzu-eilend den König erschlug. Quo facto plus opprobrii, quam laudis contraxit, quod in iuvando fratre statutas duelli leges solvisset, eidemque utilius quam honestius opem tulisse videretur.

Dieser Stand der Dinge veranlasste den König von Sachsen, Gesandte an Wermund abzuordnen, die ihn auffordern sollten, das Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten. Hab' er aber einen Sohn, der mit dem des Sachsenkönigs zu kämpfen wage, so soll das Reich dem Sieger zufallen. Wermund seufzte tief auf und sagte, mit Unrecht werd' ihm sein Alter vorgeworfen, denn nicht dadurch sei er zu seinem Unglück so alt geworden, dass er in seiner Jugend den Kampf gefürchtet. Selbst jetzt noch sei er bereit, den angetragenen Zweikampf mit eigener Hand auszufechten. Die Gesandten erklärten,

---

<sup>1)</sup> S. Schriften Band VII, S. 218 ff. Die Vorlesung ist gehalten im Wintersemester 1831/32 und im Sommersemester 1832.



dass ihr König sich nicht der Schmach aussetzen werde, mit einem Blinden zu kämpfen. Besser werde die Sache durch die Söhne ausgemacht. Da sprach auf einmal, zum Erstaunen der Dänen, Wermunds stummer Sohn Uffo und verlangte von seinem Vater die Erlaubnis, den Gesandten zu antworten. Wermund fragte, wer diese Erlaubnis von ihm begehre, und als man ihm erwiderte, sein Sohn Uffo, beklagte er, dass nicht blofs die Fremden, sondern auch seine eigenen Diener seines Unglücks spotten. Als aber Jene auf ihrem Worte beharrten, sprach er, es steh' ihm frei, wer es auch sei, seine Meinung vorzubringen. Da sprach Uffo zu den Gesandten, es fehle weder dem König an einem Sohne, noch dem Reich an Beschützern; er sei entschlossen, nicht blofs den Sohn ihres Königs, sondern auch einen weitem Kämpfer, den er sich aus den Tapfersten des Sachsenvolkes wählen möge, zu bestehen. Die Gesandten lachten der eiteln Ruhmrede. Ort und Zeit des Kampfes wurden jedoch sogleich verabredet.

Nach dem Abgang der Gesandten lobte Wermund den Kühnen, der die Antwort gegeben, und versicherte, dass er lieber diesem, wer er auch sei, als dem übermüthigen Feinde, sein Reich abtreten werde. Als aber Alle betheuerten, dass es sein Sohn sei, hiefs er ihn näher treten, um mit den Händen zu prüfen, was ihm die Augen versagten. Als er dann an der Gröfse der Gliedmaafsen und den Zügen des Gesichts seinen Sohn erkannte, fragt' er diesen, warum er so lange stumm geblieben. Uffo antwortete, bisher sei er mit denen, die seinen Vater beschützt, zufrieden gewesen; jetzt erst, wo sie von den Drohungen der Fremden bedrängt geschienen, hab' er zu sprechen für nöthig gehalten. Auf die weitere Frage, warum er lieber Zwei, als Einen, zum Kampfe gefordert, gab er den Grund an, damit die Besiegung des Schwedenkönigs durch Zwei, welche den Dänen zur Schmach gereichte, durch die That eines Einzigen aufgewogen und so der Volksruhm hergestellt würde. Wermund hiefs nun seinen Sohn vorerst den Gebrauch der Waffen erlernen, deren er noch ungewohnt sei. Man brachte Waffen herbei, aber Uffos breite Brust zersprengte die Ringpanzer und man konnte keinen finden, der ihm weit genug war. Zuletzt als er auch den seines Vaters zerriss, liefs Wermund denselben auf der linken Seite, die der Schild deckte, aufschneiden und mit einer Spange heften. Auch mehrere Schwerter wurden gebracht, aber so wie Uffo sie schwang, brachen sie in Stücke. Der König hatte ein Schwert von ungewöhnlicher Schärfe, das Skrep genannt war (skreipr, lubricus, glatt, Lex. isl. II, 279a); nichts galt für so hart, dass es nicht vom ersten

Streiche desselben gespalten würde. Weil er der Kraft seines Sohnes nicht vertraute und es keinem Andern gönnte, hatte Wermund dieses Schwert längst in die Erde vergraben. Er liefs sich auf das Feld zu der von ihm bezeichneten Stelle führen, zog das Schwert heraus und reichte es seinem Sohne. Dieser fand es von Alter gebrechlich und zerfressen; er fragte deshalb, ob er es auch, wie die vorigen, prüfen dürfe. Wermund erwiderte, wenn dieses Schwert auch von ihm durch Schwingen zertrümmert würde, so wäre keines mehr übrig, das der Kraft seines Armes entspräche. Bei so zweifelhaftem Erfolg soll er lieber von der Probe abstehn.<sup>1)</sup>

Igitur ex pacto pugnae locus expetitur. Hunc Iluvius Eidorus ita aquarum ambitu vallat, ut, earum interstitio repugnante, navigii duntaxat aditus pateat.<sup>2)</sup> Quem Uffone sine comite petente Saxoniae regis filium insignis viribus athleta<sup>3)</sup> consequitur, crebris utrinque turbis alternos riparum anfractus spectandi aviditate complentibus. Cunctis igitur huic spectaculo oculos inserentibus, Vermundus in extrema pontis parte se collocat, si filium vinci contigisset, flumine periturus. Maiuit enim sanguinis sui ruinam comitari, quam patriae interitum plenis doloris sensibus intueri. Verum Uffo, geminis iuvenum congressibus lacessitus, gladii diffidentia amborum ictus umbone vitabat, patientius experiri constituens, quem e duobus attentius cavere debuisset, ut hunc saltem uno ferri impulsu contingeret. Quem Vermundus imbecillitatis vitio tantam recipiendorum ictuum patientiam praestare existimans, paulatim in occiduam pontis oram mortis cupiditate se protrahit, si de filio actum foret, satum praecipitio petiturus. Tanta sanguinis caritate flagrantem senem fortuna protexit. Uffo siquidem filium regis ad secum avidius decernendum hortatus claritatem generis ab ipso conspicuo fortitudinis opere aequari iubet, ne rege ortum plebeius comes virtute praestare videatur. Athletam deinde, explorandae eius fortitudinis gratia, ne domini sui terga timidius subsequeretur, admonitum fiduciam a regis filio in se repositam egregie dimicationis operibus pensare praecepit,

<sup>1)</sup> Das Folgende, was sich auf Uhlands Gedicht direct bezieht, gebe ich mit Saxos eigenen Worten lib. IV, p. 172 ed. Müller.

<sup>2)</sup> Der Zweikampf auf einer Insel war nordische Sitte und wird Holmgang genannt; aber auch Roland und Olivier in dem altfranzösischen Heldengedichte von Viane kämpfen auf einer Rhoneinsel, vgl. Uhland Schr. Bd. IV, S. 378 ff., und ganz neuerdings hat die uralte Sitte in seinem Ingo poetisch verwerthet G. Freytag, welcher überhaupt für die Verbreitung wirklicher Kennotals unsres Alterthums so viel gethan hat.

<sup>3)</sup> Daher bei Uhland der Ausdruck »Fechter«.

cuius delectu unicus pugnae comes adscitus fuerit. Obtemperantem illum propiusque congregi rubore compulsum primo ferri ictu medium dissecat. Quo sono recreatus Vermundus, filii ferrum audire se dixit rogatque, cui potissimum parti ictum inflixerit. Referentibus deinde ministris, eum non unam corporis partem, sed totam hominis transegisse compagem, abstractum praecipitio corpus ponti restituit, eodem studio lucem expetens, quo satum optaverat. Tum Uffo reliquum hostem prioris exemplo consumere cupiens, regis filium ad ultionem interfecti pro se satellitis manibus parentationis loco erogandam impensioribus verbis sollicitat. Quem propius accedere sua adhortatione coactum, insigendi ictus loco curiosius denotato, gladioque, quod tenuem eius laminam suis imparem viribus formidaret, in aciem alteram verso, penetrabili corporis sectione transverberat. Quo audito Vermundus Skrep gladii sonum secundo suis auribus incessisse perhibuit. Affirmantibus deinde arbitris, utrumque hostem ab eius filio consumptum, nimietate gaudii vultum fletu solvit. Ita genas, quas dolor madidare non poterat, laetitia rigavit. Saxonibus igitur pudore moestis pugilumque funus summa cum ruboris acerbitate ducentibus, Uffonem Dani iucundis exceperere tripudiis.

»Wie es auch, fährt Uhland a. a. O. S. 246 fort, mit dem historischen Gehalt der Ueberlieferung beschaffen sein möge, in poetischer Hinsicht hat sich dieselbe zu einem der anziehendsten Bilder unter denen, die von Saxo aufbewahrt sind, abgerundet. Ohne mythische Beimischung ist das Ganze innerlich, vom Gemüthe belebt und in einzelnen ausdrucksvollen Situationen anschaulich gemacht. Es kommt in vielen Sagen vor, dass der Held in seiner Jugend dumpf und träg erscheint, bis auf einmal der rechte Augenblick der That den stillgenährten Heldengeist zur Flamme weckt. Aber die Zusammenstellung des stummen Sohns mit dem blinden Vater ist unsrer Sage eigenthümlich; Jenem geht die Sprache auf, nachdem diesem das Augenlicht verdunkelt ist. Schön und sicher ist die Haltung des blinden Greises durchgeführt; den Verlauf des Kampfes, dem er nicht mit den Augen folgen kann, erkennt er an dem altvertrauten Klange seines Schwertes Skrep. Auch das, dass ein Heldenschwert seinen eigenen Klang hat, wie der Mensch seine Stimme, findet sich sonst in den Sagen; <sup>1)</sup> aber hier, auf den alter-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Uhland Schriften Bd. I, S. 295: »In den nordischen Sprachen heisst es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Sköfaug singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnet Vater und Sohn, Blüherolf und Dietleib, einander unbekannt, sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt



blinden König angewandt, wird dieser Zug eindringlicher und bedeutsamer.«

Ich theile nun zunächst das Gedicht Uhlands in der Fassung mit, welche es im Jahre 1804 hatte, und setze die wichtigern Abweichungen, welche ursprünglich dastanden, aber vom Dichter verworfen wurden, unter den Text. Die Mittheilung dieses bis jetzt ungedruckten, für die Freunde Uhländ'scher Dichtung nicht uninteressanten Stückes ist mir durch Herrn Professor Holland in Tübingen ermöglicht worden, welcher mir dasselbe freundlichst übersandt hat. Es lautet:

Was steht der edeln Fechter Schaar  
Hoch auf des Meeres Bord?  
Was will in seinem grauen Haar  
Der blinde König dort?  
Er jammert von der Klippenhöh',  
Auf seinen Stab gelehnt,  
Dass drüben in der dumpfen See  
Das Eiland widerläut: <sup>1)</sup>

»Gib, Räuber, aus dem Felsverliefs  
Die Tochter mir zurück!  
Ihr Harfenklang, ihr Lied so süß  
War meines Alters Glück.  
Hier steh' ich klagend am Gestade,  
Der Jammer beugt mein Haupt,  
Ha, Schande dir, aus stillem Bade  
Hast du sie mir geraubt.«

---

gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Walsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn (3694, 3686, 10935, 12360). Auch Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke.« Hieran erinnert auch Nibl. 2242:

Er sluog ôf Hildebrande, daz man wol vernam  
Palmunge diezen.

<sup>1)</sup> Ursprüngliche Fassung:

Ein blinder König zog zum Meer,  
In grau gelocktem Haar,  
Es schritt um ihn mit Schwert und Speer  
Der edeln Fechter Schaar.  
Und als er kam zur Ufershöh',  
Da rief er jammervoll,  
Dass gegenüber in der See  
Das Eiland widerscholl:

Da tritt aus seiner Kluft hervor  
 Der Räuber, groß und wild.  
 Er schwingt sein Hühnenschwert empor,  
 Und schlägt an seinen Schild:  
 »Zwar bin ich nicht von Königsblut,  
 Doch hab' ich Kraft und hohen Muth.  
 Wohlauf, ihr Wächter an dem Throne!  
 Die holde Braut dem Sieger lohne!«<sup>1)</sup>

Und den blinden König fasset Graun  
 Ob solcher stolzen Rede;  
 Und seine edeln Fechter schau'n  
 Hinüber still und blöde.  
 Da fasst des grauen Vaters Hand  
 Sein rascher Sohn so warm:  
 »Wohl wag' ich diesen kühnen Stand,  
 Auch mir ist Kraft im Arm!«

»So willst du ihm entgegen gehn?<sup>2)</sup>  
 In Jugendungestüm?  
 Schon mancher traut' ihn zu bestehn,  
 Ach! Alle sanken ihm.  
 Doch nimm dies Schwert, die starke Wehr,  
 Das die Skalden all besingen!  
 Und sinkst auch du, so soll das Meer  
 Hier unten mich verschlingen.«

Und, horch! es schäumt und rauschet  
 Ein Kahn wohl über's Meer.  
 Und der König steht und lauschet  
 Und sie schweigen all umher.  
 Doch bald ertönt vom Felsenhang  
 Der Schilde Stofs, der Schwerter Klang,  
 Der Fechter Dräun hernieder,  
 Und die Buchten hallen wieder.

Da ruft der blinde Greis so bang:  
 »Wohl hört' ich einen starken Klang  
 Meines Schwerts herüberwehen;  
 Sagt an mir, was geschehen!«<sup>3)</sup>

---

1) Ursprüngliche Fassung:

Deinen Besten sende mir zum Strolche,  
 Lass sehen, wer die Braut erbeute!«

2) So willst du zu dem Kampfe gehn

3) Da spricht der König rasch und bang:  
 »O sagt, es ist ein starker Klang  
 Meines Schwerts herübergewehet  
 O sagt mir, was ihr sehet!«

»Der Räuber hat er taumelt schon,  
 Er stürzt in sein Blut.<sup>1)</sup>  
 Heil, König, deinem starken Sohn!  
 Heil Dir, so mild und gut!«

Und wieder wird es still umher,  
 Und der König steht zu lauschen:  
 »Was hör' ich kommen über's Meer  
 Mit Ruderschlag und Rauschen?«  
 »Sie kommen angefahren,  
 Dein Sohn mit Schwert und Schild,  
 In sonnehellen Haaren  
 Deine Tochter zart und mild!«

»Willkommen!« ruft vom hohen Stein  
 Der Vater da hinab,  
 »Nun wird mein Alter <sup>heller</sup> wonnig sein  
 Und ehrenvoll mein Grab:  
 Du legst, o Sohn, zu mir binein  
 Das Schwert, die starke Wehr;  
 Du, Hoide, singst im Sternenschein  
 Die Klage, sanft und hehr!«

Die Umarbeitung, welche der Dichter 1814 vorgenommen hat, erstreckte sich, wie eine Vergleichung lehrt, hauptsächlich auf Metrum und Reim, welche in der älteren Fassung sehr unregelmäßig sind; die Darstellung dagegen ist bereits in dieser so klar und fest, dass sie nur in unwesentlichen Punkten geändert zu werden brauchte.

Wahrscheinlich hatte Uhland, als er sein Gedicht schrieb, eine strengere Anschauung über Einheit der Handlung eines erzählenden Gedichtes, als später; wenigstens kann man im Hinblick auf Taillefer, die Balladen vom Rauschebart und andere Gedichte die Vermutung aufstellen, dass er, hätte er das Gedicht später geschrieben, auch den ersten Theil der Erzählung mit hineingezogen haben würde, dessen charakteristische Züge in den obigen Bemerkungen auseinander gesetzt sind. Die Gestalt der Gunhild,<sup>2)</sup> wie die Tochter in der letzten Bearbeitung genannt ist, ist vom Dichter frei und mit glücklichem Takte hinzugefügt, denn einmal wird dadurch die Veranlassung zum Kampfe tiefer motiviert, anderseits der Neigung des Dichters, durch Gegensätze zu wirken, Genüge gethan. Denn nun-

<sup>1)</sup> Er stürzt, er ruckt im Blut.

<sup>2)</sup> Gunhild = Gundihild, von gund und hildi, welche beide Worte »Krieg« bedeuten. Ob freilich der Dichter diesen bedeutsamen Namen im Bewusstsein seiner Bedeutung gewählt habe, wage ich nicht zu behaupten.



mehr stehen sich zwei Paare gegenüber: der alte kraftlose König und sein Heldensohn, der rohe Räuber und die zarte Jungfrau.

Während seines Pariser Aufenthalts (25. Mai 1840 bis 26. Januar 1841) schreibt Uhland unter dem 29. October 1840 an Fouqué: »Ich hatte mich einmal recht einsam gefühlt, als ich auf die Gallerie ging und hier unerwartet Varnhagen fand und durch ihn Chamisso, von dessen Hiersein ich nichts gewusst hatte. Gegenwärtig ist meine liebste Zeit, in der ich mich mit altfranzösischen Dichtungen beschäftige. Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen. Ich wünschte überhaupt eine Sammlung von Uebersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammenzubringen. Diejenigen Dichtungen nemlich, die mir in der Form, in welcher ich sie vorfinde, schon vollendet erscheinen, übersetze ich getreu, andere, die durch unangemessene Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit entstellt sind, such' ich zu bearbeiten; denn hier scheint mir die Treue eben darin zu bestehn, dass die lebendige Sage von der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben wird, in dem sie unentstellt erscheint und frei sich bewegt . . . . Ich weiß nicht, ob Andere die Begeisterung theilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Worte stundenlang abschreibe, werde ich zuweilen selbst irre; allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt wie ein Geist, der seinen Grabstein verlässt, dann kann ich nicht glauben, dass es nur selbststüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, so mein eigenes Dichten verschlungen hat.«<sup>1)</sup>

Vergleicht man das Datum dieses Briefes mit der Entstehungszeit der Gedichte aus dieser Periode, so ergibt sich mit Sicherheit, dass die übersetzten normännischen »Kunden« die Gedichte »Graf Richard Ohnefurcht« 1 und 2 und »Legende« sind. Den Uebersetzungen aber ist gleichfalls zuzurechnen

<sup>1)</sup> S. Uhland. E. Gabe f. F. S. 69 f.

## 2. Die Königstochter.

26. September 1810.

Chamisso schreibt an Fouqué Paris 17. Juni 1810: »Ich theile Euch mit alles, was ich von neuen Anekdoten erforscht habe, sonst hört man nichts Neues, und Berlin und Paris haben dieselben, — on peut m'en croire. — Probe eines Volksliedes: — lass es aber vor der Hand nicht aus meiner Sammlung:

La fill' du roi d'Espagne.  
Veut apprendre un métier.  
Ell' veut apprendre à coudre,  
A coudre ou à laver.

A la premièr' chemise  
Que la belle a lavé,  
L'anneau de la main blanche  
Dans la mer est tombé.

La fille étoit jeunette,  
Ell' se mit à pleurer.  
Par delà il y passe  
Un noble chevalier:

»Que me donn'rez, la belle,  
Je vous l'aveinderaill' —  
Un baiser de ma bouche  
Volontiers donnerai. —

Le ch'valier se dépouille,  
Dans la mer est plongé;  
A la première plonge  
Il n'y a rien trouvé.

A la seconde plonge  
L'anneau a brindillé,  
A la troisième plonge  
Le ch'valier fut noyé.

La fille étoit jeunette,  
Ell' se mit à pleurer.  
Ell' s'en fut chez son père: —  
»Je ne veux plus d'métier.«<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Chamisso Werke Bd. V, S. 284; abgedruckt bei O. Jahn, Uhland S. 128. Chamisso hat offenbar später das Gedicht an Uhland überlassen.

## 3. Graf Richard Ohnefurcht.

»Richard, der beliebteste Volksheld der Normandie, ist der älteste Herzog dieses Namens, von 943 bis 996. Sein volksmäßiger Beiname (Sans-peur) bedeutet seinen unerschrockenen Verkehr mit der Geisterwelt. Denn die Unerschrockenheit in kriegertischer Gefabr war für jeden Helden vorausgesetzt und nur diejenige den dunkeln Mächten gegenüber der besondern Auszeichnung werth.«<sup>1)</sup>  
 »Auf einem seiner nächtlichen Ritte begegnet Richard ein Abenteuer, dessen Erzählung ich aus der altfranzösischen Reimchronik übersetzt habe.«<sup>2)</sup>

Diese Reimchronik, welche der Dichter in Paris handschriftlich vorfand und benutzte, wurde dann später gedruckt unter dem Titel: *Le Roman de Rou et des ducs de Normandie par Robert Wace, poète normand du XII. siècle, publié pour la première fois par Fréd. Pluquet. 2 Bände. Rouen 1827.*<sup>3)</sup> Hier heißt es:

..

19. October 1840.

5430. Richart ama clers è clergie  
 Chevaliers è Chevalerie.  
 Par nuit errout<sup>4)</sup> come par jor  
 Unkes<sup>5)</sup> de rien ne out poor;  
 Maint fantosme vit è trova,  
 Unkes de rien ne s'esfréa;  
 Pur nule rienz ke il véist,  
 Ne nuit ne jor poor nel prist.  
 Pur ceo k'il errout par nuit tant,  
 Aloent la gent de li disant
5440. K'autresi cler par nuit véit,  
 Cum nul altre par jor faseit.  
 Custume aveit, quant il errout,  
 A chescun mustier<sup>6)</sup> k'il truvout

<sup>1)</sup> Vgl. Umland Schriften Bd. VIII, S. 180 ff. Der betreffende Aufsatz ist nach dem 10. November 1830 verfasst, s. Vorrede S. VI.

<sup>2)</sup> Vgl. Umland Schriften Bd. VII, S. 662. Verfasst 1832.

<sup>3)</sup> Rou, lat. Rollo, Hrolf, der Stifter des normännischen Staates in Frankreich; in der Taufe nahm er den Namen Robert an. S. Umland Schr. Bd. VII, S. 662. — Die folgenden Anmerkungen haben den Zweck, den des Altfranzösischen ganz Unkundigen die Uebersetzung zu erleichtern, machen aber auf selbständigen Werth keinen Anspruch.

<sup>4)</sup> marchait.

<sup>5)</sup> onques.

<sup>6)</sup> monasterium.



- Se il poeit <sup>1)</sup>, dedenz entrout;  
 Se il ne poeit, de fors orout. <sup>2)</sup>  
 Une nuit vint à un mustier  
 Orer voleit è Dex prier:  
 Luïng <sup>3)</sup> de sa gent alout pensant,  
 Ariere alouent et avant,  
 5450. Sun cheval areigna <sup>4)</sup> de fors,  
 Dedenz trua en bière un cors  
 Juste la biere avant passa,  
 Devant l'autel s'agenuilla,  
 Sur un leitrum sis ganz geta <sup>5)</sup>  
 Mez el partir les ublia <sup>6)</sup>  
 Beisa la terre, si ura <sup>7)</sup>  
 Unkes de rienz ne s'esfréa; <sup>8)</sup>  
 N'i aveit gaires <sup>9)</sup> demuré  
 Ni gaires n'i aveit esté, <sup>10)</sup>  
 5460. Kant al mustier oï ariere  
 Moveir li cors, cruistre <sup>11)</sup> la bière,  
 Torna sei pur li cors véir:  
 Gis tei, dist-il, ne te moveir,  
 Se tu es bone u male chose,  
 Gis tei en paiz, si te repose.  
 Dunc a li Quens <sup>12)</sup> s'urison dite  
 Ne sai se fu grant u petite  
 Puiz dist, kant il seigna sun vis: <sup>13)</sup>  
 Per hoc signum Sancte Crucis  
 5470. Libera me de malignis  
 Domine Deus salutis. <sup>14)</sup>  
 Al retourner d'iluec <sup>15)</sup> dist tant:  
 Dex, en tes mains m'alme cumant. <sup>16)</sup>  
 S'espée prist, si s'en turna,  
 E li deables sei drescha, <sup>17)</sup>  
 Encuntre l'us <sup>18)</sup> fu en estant, <sup>19)</sup>  
 Braz estendus estut devant  
 Cume s'il vusist Richart prendre  
 Et l'iessue de l'us desfendre. <sup>20)</sup>  
 5480. E Richard a li brand <sup>21)</sup> sachié <sup>22)</sup>  
 Le bu <sup>23)</sup> li a parmi trenchié  
 A travers la biere l'abati, <sup>24)</sup>

---

<sup>1)</sup> pouvait. <sup>2)</sup> dehors priaît. <sup>3)</sup> Loin. <sup>4)</sup> attaché. <sup>5)</sup> lutrin ses gants jeta. <sup>6)</sup> Fehlt bei Uhland. <sup>7)</sup> oravit. Uhland frei: der ihm heilig. <sup>8)</sup> Fehlt bei Uhland. <sup>9)</sup> guères. <sup>10)</sup> Statt der beiden letzten Verse hat Uhl.: Noch hatt' er nicht gebetet lange. <sup>11)</sup> krachen. <sup>12)</sup> comte. <sup>13)</sup> fit le signe de la croix sur son visage. <sup>14)</sup> die drei lateinischen Verse fehlen bei Uhland. <sup>15)</sup> de là (illoc). <sup>16)</sup> Je recommande mon âme. <sup>17)</sup> s'éleva. <sup>18)</sup> = huis, la porte. <sup>19)</sup> debout. <sup>20)</sup> Uhland frei: Und nicht mehr aus der Kirche lassen. <sup>21)</sup> Auch englisch = Schwert. <sup>22)</sup> tiré. <sup>23)</sup> buste, Oberkörper. <sup>24)</sup> Fehlt bei Uhland.

Ne sai, s'il fist noise ne cri.<sup>1)</sup>  
 Al cheval ert Richart venu  
 Del cemetiere ert fors iessu,  
 Kant de ses ganz li remembra;  
 Nes vout leissier, si returna;  
 El chancel<sup>2)</sup> vint, ses ganz reprist.  
 5490. Maint hoem i a jà<sup>3)</sup> n'i venist.

»Wace lässt noch ein andres Abenteuer folgen, von dem er sagt, man würde es kaum glauben, wenn es nicht so sehr bekannt wäre. Er habe es Mehrere erzählen hören, die es von ihren Voreltern gehört. — Diese Erzählung steht mit der vorigen in der Sammlung meiner Gedichte verdeutscht. Sie ist mehr witzig, als sagenhaft.«<sup>4)</sup>

Das Original lautet im Roman de Rou:

## 2.

21. October 1810.

5504. En l'Abéie Saint-Oain  
 Out à cel tens un Segrestain;  
 Tenus esteit pur léal<sup>5)</sup> muine,  
 E mut<sup>6)</sup> aveit boen testimoine;  
 Mez de tant com home plus vout,  
 De tant plus déable l'assaut;  
 5510. Tant le vait il plus agaitant  
 E de plusurs guises tantant.<sup>7)</sup>  
 Li Segrestain ke jo vus di,  
 Par aguaitement<sup>8)</sup> de l'anemi  
 Alout un jour par li mostier,  
 Prenant garde son mestier;  
 Une dame vit, si l'ama;  
 A merveille la coveta:<sup>9)</sup>  
 Mort est se il sun bon n'en fait,  
 Ne remaindra pur rien k'il ait.  
 5520. E tant li dist, tant li pramist,  
 Ke la dame terme li mist<sup>10)</sup>,  
 Ke la nuist à l'ostel alast,  
 E par la planche trespasast  
 Ki desuz Roobec<sup>11)</sup> esteit,

<sup>1)</sup> Hiernach hat Uhland den Vers eingeschaltet: Doch mussts den Grafen lassen ziehn. <sup>2)</sup> le choeur (cancelli). <sup>3)</sup> jamais.

<sup>4)</sup> S. Uhland Schr. Bd. VII, S. 662.

<sup>5)</sup> loyal. <sup>6)</sup> beaucoup (multum). <sup>7)</sup> Diese beiden Zeilen fehlen bei Uhland. <sup>8)</sup> Das Stellen einer Falle. <sup>9)</sup> convoita. <sup>10)</sup> Die Bestimmung festsetzte. <sup>11)</sup> Flüsschen bei Rouen.

- Une ewe<sup>1)</sup> ki de soz<sup>2)</sup> cureit.  
 N'i poeit par aillors passer,  
 Ni autrement à lié<sup>3)</sup> parler.<sup>4)</sup>  
 La nuit kant sud bien aséri,<sup>5)</sup>  
 Ke muines furent endormi,  
 5530. Li Segrestain fu en friçon<sup>6)</sup>  
 Ne vout ne no quist<sup>7)</sup> cunpaingnou.  
 A la planche vint, sus munta;  
 Ne sai dire s'il abuissa  
 U esgrilla, u meshanéa  
 Mais il chaï si se néia,<sup>8)</sup>  
 Un deable l'alme seisi  
 Si tost<sup>9)</sup> cum el del cors issi;  
 En enfer la voleit ravir,  
 Mez un Angle li volt tolir:<sup>10)</sup>  
 5540. Chescun volt tirer l'alme à sei,  
 E chescun dist raisun pur kei.  
 Deables dist: Tu me faiz tort,  
 Ke me tout l'alme ke jeu port.  
 Dunc ne sai tu ke l'alme est meio  
 Dez k'ele est prise en male veie?  
 En male veie esteit entrée  
 E en male ovre l'ai truvé:  
 En veie de mal s'esteit miée  
 E en veie de mal l'ai prise.  
 5550. Illoc ù jo te truverai,  
 Illoc, dist Dex, te jugerai.  
 Li muine ai truvé en mal cure  
 La veie ù il ert le descovre;  
 N'i estuet avoir altre prueve<sup>11)</sup>  
 Dez ke l'um a méfet lo trueve.  
 La veie ù il ert de péchié  
 Kant il chaï l'ad jà jugié.  
 Li Angles Dex li respundi:  
 Tais tei, dist-il, n'iert mie issi;<sup>12)</sup>  
 5560. Li muine fu de bone vie,  
 Tant come il fud en l'Abéie;  
 Bien è léalement ad vesku,  
 N'avum de li nul mal véu.  
 Ceo<sup>13)</sup> testimuine l'Escripture,  
 E raisun est bien è dreiture<sup>14)</sup>  
 Ke tut bien iert guereduné  
 E chescun mal sera pené.

---

<sup>1)</sup> eau. <sup>2)</sup> dessous. <sup>3)</sup> gai, fröhlich. <sup>4)</sup> Die fünf letzten Verse fehlen bei Ublend. <sup>5)</sup> quand le soir fut venu. <sup>6)</sup> frisson, Fieber. <sup>7)</sup> ni ne cherche. <sup>8)</sup> s'il choppe, ou gît, ou se trouve mal; mais il tomba et se noya. <sup>9)</sup> tôt; Ublend: So warm sie aus dem Leibe kam. <sup>10)</sup> arracher. <sup>11)</sup> preuve. <sup>12)</sup> il ne sera pas ainsi. <sup>13)</sup> cela. <sup>14)</sup> droit.



- Cil<sup>1)</sup> deit avoir li gueredun .  
 Des biens k'a fet ke nus savun.  
 5570. Ke sera li bien devenu  
 Ke il ad fait, s'il est perdu?<sup>2)</sup>  
 Unkor n'aveit fait li péchié  
 Dunc tu l'as ja priz è jugié.  
 De l'Abéie esteit iessu .  
 Et à la planche esteil venu ;  
 Uncore se poust il retraire<sup>3)</sup>.  
 S'il ne chaï, del péchié faire ;  
 E de la malice k'il ne fist,  
 Si ne pot estre tant reprist.  
 5580. Pur solement sun fol pensé  
 E pur un poi de volenté  
 Le veuls jugier è vels dampner:  
 Tu as grant tort, lait<sup>4)</sup> l'alme ester.  
 E pur l'estrif<sup>5)</sup> ke il remaine  
 Ke l'un de l'autre ne s'en plaingne,  
 Alun ça<sup>6)</sup> el Cunte Richart,  
 Si nus metum<sup>7)</sup> en son esgart.<sup>8)</sup>  
 Il nus jugera léalment,  
 K'il ne fet nul faus jugement ;  
 5590. A ço k'il dira nus tenum  
 Sainz cuntredit è sainz tençum.<sup>9)</sup>  
 Li deables dist: Jo l'otrei  
 Si seit l'alme entre mei è lei.  
 Sempres<sup>10)</sup> sunt à Richart venu  
 En une chambre ù sun lit fu ;  
 Dormi avelt, mez dunc veillout,  
 De plusurs choses purpensout.<sup>11)</sup>  
 La parole li unt cuntée,  
 Si cum ele ert entrels alée :  
 5600. Del muine ki par tele folie  
 Esteit iessu de s' Abéie ;  
 En la veie esteit de péchié  
 Mais n'i aveit encor tuchié :  
 De la planche esteit tresbuchié<sup>12)</sup>  
 Et en l'ewe de suz néié.<sup>13)</sup>  
 Jugement face<sup>14)</sup> è die veir<sup>15)</sup>  
 Ki deit l'alme del muine avoir.  
 E Richart lur a dist briefment :  
 Alez, dist-il delivrement,<sup>16)</sup>  
 5610. Metez al muine l'alme el cors,  
 E de l'ewe le metez fors ;

1) celui-ci.

2) Diese beiden Verse fehlen bei Uhland.

3) retirer.

4) laisse. 5) querelle. 6) ici. 7) mettre. 8) conseil, jugement. 9) dispute.

10) Aussitôt. 11) réfléchissait. 12) tomber. 13) Die sechs letzten Verse fehlen bei Uhland. 14) fasse. 15) vrai. 16) promptement.

- Ne seit decéu ne surpris ;  
 De sor la planche reseit <sup>1)</sup> mis,  
 Iluec tut dreit dunc il chaî,  
 Quant il tresbuchā ē pēri ;  
 E se il vait plain pié avant  
 U pié, u pas, u tant u quant,  
 Aut <sup>2)</sup> li déables, si la prenge  
 Sainz cuntredit ē sainz chalenge <sup>3)</sup>
5620. E se li muine se retraît  
 E turne arrere sa paiz ait.  
 Li jugement ke Richart list  
 Ne cil ne cist <sup>4)</sup> ne cuntredit :  
 L'alme unt ariere el cors porté,  
 E li muine l'ad recovrée ;  
 Dunc leva sus ē reveski,  
 E fu mis là dunt il chaî.  
 Dēz ke li muine s'aparcheut  
 E sur la planche en piez s'estut <sup>5)</sup>
5630. Ariere mist plus tost sun pié  
 Ke hoem ki a serpent marohié.  
 Delivrement fu al retor  
 Cum hoem ki de mort a poor,  
 E cil k'il tindrent l'unt lessié.  
 Unkes ne prist de els cungié,  
 En l'Abeie tost se enfui  
 Ses draz escut ē se tapi <sup>6)</sup>  
 Uncore là morir creismeit <sup>7)</sup>  
 Et en dote ert se il viveit.
5640. Quant Richart leva al jur clor,  
 A Saint-Oen ala urer  
 Li covent list tut asemler  
 E li muine list demander ;  
 Li muine viut sez draz muilliez  
 Nes <sup>8)</sup> aveit uncor pas séchiez.  
 Li Quens l'ad à sei apelé  
 Venir le fist devant l'Abé :  
 Frere, dist-il, ke vus est vis ? <sup>9)</sup>  
 Cument fustes vus entrepris ?
5650. Gardez vus miex altre feiz,  
 Quant à la planche passereiz ;  
 Cuntez à l'Abé la vérité  
 U vus avez à nuit esté.  
 Ruvī <sup>10)</sup> li muino et out hunte  
 Pur sun Abé ē pur li Cunte,  
 E nequedent tut regéhi <sup>11)</sup>

<sup>1)</sup> Vou r — estre wieder sein, also reseit = soit encore. <sup>2)</sup> aille. <sup>3)</sup> dispute.

<sup>4)</sup> ni celui-ci ni celui-là. <sup>5)</sup> se tint. <sup>6)</sup> Ses habits secoue et se cache.

<sup>7)</sup> craignait. <sup>8)</sup> ne ipsum = pas même, même. <sup>9)</sup> semble.

<sup>10)</sup> rougit. <sup>11)</sup> Et cependant il confessa tout.

Cument ala, cument péri,  
 Cument deable l'engina<sup>1)</sup>  
 Cument li Quens li délivra,  
 5660. Tute la vérité cunta,  
 E li Quens tut testimunia.  
 Issi fu la chose séue<sup>2)</sup>  
 E la vérité cognéue  
 Lungen fu puis par Normendie  
 Retraite ceste gaberie: <sup>3)</sup>  
 Sire muine, suef<sup>4)</sup> alez,  
 Al passer planche vus gardez.

#### 4. Legende.

22. October 1810.

Auch diese Erzählung übersetzte Uhland aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek in Paris. Der Anfang der Legende ist abgedruckt in den Anmerkungen zum S. Michaels Lied (Volkslieder N. 304) in den Schriften Bd. IV S. 320; ich theile sie zum ersten Mal vollständig nach einer Abschrift mit, welche ich der Güte des Conservators und Subdirectors an der National-Bibliothek zu Paris, Herrn Michelant, verdanke.

Chi commence dune grosse feme.  
 Sains Mikiex a moult bele eglise,  
 Servie en merveilleuse guise,<sup>1)</sup>  
 Que la montaigne siet en son.<sup>2)</sup>  
 Li lius est haus, Tombe a a non,<sup>3)</sup>  
 Close est de mer de toutes pars  
 Cele eglise, mais une pars  
 Est seche, par la u on vait  
 A l'eure que li mers s'en vait.  
 Li flos i vient le jor ij. fois  
 10. Qui moult par<sup>4)</sup> est fors et destrois; <sup>5)</sup>  
 Si a maint home tenu cort  
 A cel terme, que ele acourt.

<sup>1)</sup> tromps. <sup>2)</sup> sue. <sup>3)</sup> plaisanterie. <sup>4)</sup> doucement. <sup>5)</sup> mhd. wise.  
<sup>6)</sup> = som, sommet.

<sup>7)</sup> »Hic igitur locus, ut verbis antiqui auctoris utar, Tumba vocitatur ab incolis ideo quod in morem tumuli quasi ab arenis emergens ad altum spatio ducentorum cubitorum porrigitur, oceano undique clactus . . . Illic mare suo recessu devotis populis desideratum his praebet iter potentibus limina beati Michaelis archangeli.« Mabillon, Annales Benedictini vol. II, p. 48 citiert von Max Müller, Essays Bd. III, S. 288 der Uebersetzung von Liebrecht, welche Stelle der von Holland zu Uhlands Schr. IV, S. 324 angeführten Litteratur hinzuzufügen ist. <sup>8)</sup> très. <sup>9)</sup> eingengt.



- Del liu ne vos mentirai mie<sup>1)</sup>  
 Qu'il siet el ciel<sup>2)</sup> de Normendie.  
 Maint pelerin sovent i vont,  
 A S. Mikiel dient<sup>3)</sup> del mont,  
 Illoec font lor pelerinage  
 Por accroistre lor yretage.<sup>4)</sup>  
 Por une grant sollempnité
20. Se sunt le jor forment<sup>5)</sup> hasté  
 Li pelerin qui i alerent,  
 Qui por le messe se hasterent,  
 Si sont el point del flot venu.  
 Es vus<sup>6)</sup> la mer qui a couru,  
 Et cil se resont<sup>7)</sup> mis au cours,  
 Car ni voient autre secours.  
 Une femme i avoit enchainé  
 Cui la mers a bien pres atainte  
 Car les gens qui la mer fuioient
30. En la gravele<sup>8)</sup> l'abatoient.  
 La grans paours et la grans haste  
 La voie li destruiet et gaste  
 Et les dolors que au cuer sent  
 Li font aler plus lentement  
 Sans conseil fu et sans regart,  
 Car a cascun estoit trop tart  
 Qu'il dilluec fust escapes.  
 Encor en est<sup>9)</sup> li lius remes  
 A S. Mikiel en grant peril.
40. La feme enchainé est en essil  
 Car ne pooit pas retormer  
 Ne pooir na<sup>10)</sup> davant aler  
 Nele natent<sup>11)</sup> secors dautrui  
 Ken peril est cascuns por lui.  
 Humaine aide li fali  
 Nus pelerins ni entendi,  
 A diu recort et a sa mere  
 Larchangle prie et le haut pere,  
 Cor li ait a vois sescrie :
50. Aide moi sainte mariel  
 Tot cil qui escape estoient  
 El flot de mer cell veoient  
 Mais ne li pooient aidier  
 Fors<sup>12)</sup> seulement a diu proier<sup>13)</sup>  
 Nus na fiance quele vive  
 Mais nequedent<sup>14)</sup> cil de la rive  
 Ont apele la glorieuse

---

<sup>1)</sup> rien.    <sup>2)</sup> au bout.    <sup>3)</sup> disent.    <sup>4)</sup> héritage.    <sup>5)</sup> beaucoup.    <sup>6)</sup> Siehe  
 da (für euch).    <sup>7)</sup> S. S. 18, Anm. 1.    <sup>8)</sup> Sand.    <sup>9)</sup> est en ?    <sup>10)</sup> pooit  
 pes ?    <sup>11)</sup> n'attend (pas).    <sup>12)</sup> hors.    <sup>13)</sup> prier.    <sup>14)</sup> pourtant.

- Ken la mesaise <sup>1)</sup> perilleuse  
 Viegne secorre la dolente.
60. Qui en la mer moult se demente. <sup>2)</sup>  
 Es vus atant isnele aïe <sup>3)</sup>  
 La douce mere dame pïue  
 Qui dune mance <sup>4)</sup> le couvri  
 Et del peril hors le gari,  
 Hors len mena sans nule doute  
 Que de la mer not <sup>5)</sup> onques goute  
 Soullie nis (. des vestimens;  
 Si len mena voiant les gens.  
 La feme fu toute seure <sup>6)</sup>
70. Desous si sainte coureture  
 Et sans paor par la mer va:  
 Li termes vint si enfenta  
 Si ot .i. fil ens enmi <sup>7)</sup> londe.  
 Ne chai <sup>8)</sup> pas en la parfonde  
 Car la dame la bien gardee  
 Dusque <sup>9)</sup> la mers sen fu aleo;  
 Enmi le flot maison li fist  
 Cele qui boine garde en prist  
 De sa mance <sup>4)</sup> que mist devant
80. Cele sen vint o <sup>10)</sup> son enfant  
 Et tote sauve et tote saine.  
 La rive estoit de grant gent plaine  
 Qui cuidoiënt qu' le fust morte  
 Mais son enfant tient et aporte  
 Toute joians et toute lie. <sup>11)</sup>  
 La merveille ont tantost noncie  
 A S. Mikiel lassus <sup>12)</sup> el mont,  
 Et clerc et lai grant joie en font  
 A merveille le regarderent
90. Diu et sa mere en mercierent.

Chi fine dune grosse feme.

Die Bedeutung der Legende fand Umland darin, dass die Todt-  
 geglaubte mit doppeltem Leben aus den Wellen hervortritt (Brief  
 an Kerner vom 27. Merz 1844), und dieser Gedanke muss ihn so  
 angesprochen haben, dass er an eine Uebersetzung ging.

---

<sup>1)</sup> Unbehaglichkeit.    <sup>2)</sup> sich wie ein demens betragen.    <sup>3)</sup> Mehe da  
 sogleich schnelle Hilfe.    <sup>4)</sup> mante?    <sup>5)</sup> n'eut pas.    <sup>6)</sup> sicher.    <sup>7)</sup> au  
 milieu de.    <sup>8)</sup> fl.    <sup>9)</sup> jusque.    <sup>10)</sup> avec.    <sup>11)</sup> gai, joyeux.    <sup>12)</sup> là haut.

## 5. Die Jagd von Winchester.

10. November 1810.

Wenn man in dem oben S. 44 angeführten Briefe Uhlands an Fouqué die Worte liest: »Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen«, so muss man nothwendig annehmen, dass das zuletzt erwähnte Gedicht, welches nur die Jagd von Winchester sein kann, eine andre Quelle habe, als die vorher genannten normännischen. Aus diesem Grunde habe ich, obwol mir bekannt war, dass der Roman de Rou eine Schilderung der Jagd von Winchester enthält, unablässig aber ohne jeden Erfolg nach einem Volksroman geforscht, der den Stoff zu diesem Gedichte enthalten sollte. Diese Bemühung war aber ganz unnütz, denn, wie mir Herr Professor Holland mittheilt, giebt Uhländ ausdrücklich in seinem Tagebuch Wace als Quelle der Jagd von Winchester an. Wir haben hier also wieder <sup>1)</sup> ein Beispiel, dass man, sei es durch die zweideutige Ausdrucksweise des Dichters, sei es durch die ungenaue Wiedergabe seiner Worte, irre geleitet wird, was um so mehr zu bedauern ist, als das Buch: »L. Uhländ. Eine Gabe für Freunde« so lange die Hauptquelle für das Leben des Dichters bleiben muss, bis Herr Prof. Holland sich entschliessen wird, seine Schätze zu veröffentlichen.

Die betreffende Stelle des Roman de Rou lautet:

15160. A Wincestre li Reis ala  
 Illoc grant piece séjorna  
 Polz dist k'il s'en voleit aier  
 En la nove forest <sup>2)</sup> berser <sup>3)</sup>  
 A un matin k'il fu levez  
 Sez cumpaignons a demandez

<sup>1)</sup> S. oben S. 4, und ich könnte noch mehr solcher Ungenauigkeiten anführen.

<sup>2)</sup> Nunc de silva vide, cur Nova vocitata sit. Ab antiquis temporibus ibi populosa regio erat et villis humanae habitationi competentibus abundabat. Guillelmus autem primus, postquam regnum Albionis obtinuit, amator memorum, plus quam LX parochias ultro devastavit, rucolos ad alia loca transmigrare compulit, et silvestres feras pro hominibus, ut voluptatem venandi haberet, ibidem constituit. Ordericus Vitalis hist. eccl. X, 43.

<sup>3)</sup> »Birschen«, wie auch Uhländ Str. 2 sagt.



- A toz 'a saetes <sup>1)</sup> donées  
 Ki li esteient présentées.  
 Gaultier Tirel, un chevalier  
 Ki en la cort esteit molt chier  
 15170. Une saete del Rei prist  
 Dunc il l'ocist si com l'en dist.  
 En la nove forest entrerent,  
 Cers è bisses berser kuiderent <sup>2)</sup>  
 Lor agait <sup>3)</sup> par la forest sirent,  
 Maiz à grant dol se despartirent;  
 Ne sai ki traist <sup>4)</sup> ne ki lésa  
 Ne ki féri ne kt bersa,  
 Maiz, ço dist l'en, ne sai com fist,  
 Ke Tirel traist, li Reis ocist.  
 15180. Plusors dient k'il tresbuchas <sup>5)</sup>  
 En sa cote <sup>6)</sup> s'empéescha  
 E la saete trestorna <sup>7)</sup>  
 E li acier <sup>8)</sup> el Rei cola.  
 Alquanz <sup>9)</sup> dient ke Tinei vout  
 Féir un cerf ki trespasout  
 Entre li e li Reis coreit,  
 Cil trait ki entésé <sup>10)</sup> aveit  
 Maiz la saete glacéa. <sup>11)</sup>  
 La flèche à un arbre fréia <sup>12)</sup>  
 E la saete traversa,  
 Li Reis feri, mort le rua. <sup>13)</sup>  
 15190. E Galtier Tirel tost corut  
 Là où li Reis chaï è jut. <sup>14)</sup>  
 Henris, frere li Roiz puisnez,  
 Ert od els el bois alez,  
 Maiz de son arc quant fu tenduz -  
 Fu un cordon de l'arc rompuz;  
 E Henris prist l'arc en sa main,  
 A l'ostei point <sup>15)</sup> à un vilain,  
 15200. Por corde u por fil porcachier <sup>16)</sup>  
 E sa corde apareillier.  
 Endementrez <sup>17)</sup> k'il demourout  
 A la corde k'il ratournout <sup>18)</sup>  
 Une vieile de la maison  
 Demanda à un vasleton <sup>19)</sup>  
 Ki cil esteit ki l'arc tendea  
 E ki el boiz aler voleit.  
 Dame, dist-il, ço est Henris,

---

1) flèches. 2) denken. 3) Hinterhalt. 4) tira. 5) tomba. 6) robe  
 7) détourna. 8) Erz. 9) quelques uns. 10) spannen. 11) glisser  
 12) frotta. 13) niederwerfen. 14) tomba et resta étendu. 15) pousse, s'ache-  
 mine, galopiert. 16) acheter. 17) Pendant que. 18) raccoonnait.  
 19) écuyer, Knappe.

- Frere li Reis de cest pais.
15210. Amis, dist-el, or sai, or sai,  
 Une novele te dirai:  
 Henris iert <sup>1)</sup> Reis hastivement,  
 Se mis augures ne ment;  
 Remembre lei de ço k'ai dit,  
 Ke cil iert Reis jusqu'à petit;  
 Se ço n'est veir ke jo te di,  
 Dire porras ke j'ai menti.  
 Quant Henris out l'arc apresté.  
 Vers li bois a esperuné;<sup>2)</sup>
15220. Vasletz aveit od li asez  
 K'il i aveit od li menez.  
 Jà esteit près del boiz venuz,  
 Quant un hoem est del boiz issuz  
 Poiz vindrent dui, poiz vindrent trei  
 Poiz noef, poiz dis à grant desrei<sup>3)</sup>  
 Ki li distrent la mort li Rei.  
 Et il ala mult tost poignant  
 La ù il sout <sup>4)</sup> la dolor grant  
 Dunc crust li dols,<sup>5)</sup> dunc crust li plors
15320. E crust la noise<sup>6)</sup> è li dolors.  
 A Wincestre li cors portarent,  
 Al cuer as muignes<sup>7)</sup> l'enterrerent  
 Tirel en France s'ensui  
 E à Chaumont luges veski.

Aus dieser einfachen epischen Erzählung hat der Dichter eine Ballade von entschieden fatalistischer Richtung gemacht: König Wilhelm hatt' einen schweren Traum, dennoch reitet er jagen; er fällt durch denselben Pfeil, den er Herrn Titan gab. Prinz Heinrich findet kein edles Wild und erjagt doch das Beste, die Königskrone. Die Auffassung, dass Wilhelms Tod ein Strafgericht des Himmels sei, findet sich in der *Historia ecclesiastica* des Ordericus Vitalis, aus welcher Wace geschöpft hat. Hier wird (lib. X c. 44 ff. ed. Le Prevost) erzählt, dass ein Mönch von Gloster im Traume die heilige Kirche bei Christus sich beklagen sah über die Bedrückungen Wilhelms und dass der Herr antwortete: in proximo tibi sufficiens adhibetur de illo vindicta. Diesen Traum verkündet Serlo, Abt von Gloster, brieflich dem Könige und der Bote kommt hin, gerade als zur verhängnisvollen Jagd aufgebrochen werden soll. Der König aber verlacht die Warnung als ein *somnium stertentium* und *vetularum* und reitet davon. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass Uhland

<sup>1)</sup> sera.    <sup>2)</sup> spornen.    <sup>3)</sup> Unordnung.    <sup>4)</sup> sut.    <sup>5)</sup> deuil.    <sup>6)</sup> bruit. .  
<sup>7)</sup> Dans le chœur de l'église des moines.

den Ordericus Vitalis gekannt und aus dessen Erzählung den »schweren Trauma« des Königs gemacht hat. Die Vergleichung Wilhelms mit einem Leoparden erklärt sich wol am einfachsten aus seinem Beinamen »der Rothe« (li Reis Ros, Wace 14490); weshalb endlich der Dichter den Namen des unfreiwilligen Mörders Tirel in Titan verändert hat, weiß ich nicht.

## 6. Taillefer.

10. 12. December 1812.

Kerner schreibt an Fouqué am 22. December 1812: »Uhland hat sein väterlich Haus verlassen und ist in Stuttgart im Bureau des Justizministeriums angestellt. Er schreibt mir so eben und hat ein herrlich Gedicht beigelegt, überschrieben Taillefer. Es ist ganz acht!!!! — — Ich befürchte, dass durch diese neue Geschäftslage seine innere Ruhe und sein Gesang leiden möchte! — Nein! ich kann mich nicht enthalten (ob ich gleich von Uhland, der in solchen Dingen streng ist, keinen Auftrag dazu habe) das Gedicht, das neueste von ihm, beizulegen.«

Der Stoff zu dem Gedichte ist dem oben erwähnten Roman de Rou entnommen; die betreffenden Stellen lauten daselbst:

11711 Quant li Dus primes fors issi<sup>1)</sup>  
 Sor sez dous palmes fors chaï; <sup>2)</sup>  
 Sempres<sup>3)</sup> i out levé grant cri;  
 E distrent tuit: mal signe est ci;  
 Et il lor<sup>4)</sup> a en haut crié:  
 Seignors, par la resplendor Dé,  
 La terre ai as dous mainz seizie;  
 Sanz chalenge n'lert maiz guerpie<sup>5)</sup>  
 Tote est nostre quant qu'il i a  
 Or<sup>6)</sup> verrai ki hardi sera.<sup>7)</sup>

13149 Taillefer, ki mult bien cantout,  
 Sor un cheval ki tost alout  
 Devant li Dus alout cantant  
 De Karlemaine è de Rollant,

<sup>1)</sup> zuerst herausging. <sup>2)</sup> fiel er auf seine beiden Hände hin. <sup>3)</sup> so gleich. <sup>4)</sup> alors. <sup>5)</sup> verlassen. <sup>6)</sup> Jetzt.

<sup>7)</sup> Vgl. Guillelmus Malmesburiensis, Gesta regum Angl. lib. III § 238, p. 411 ed. Hardy: In egressu navis pede lapsus, eventum in melius commutavit, acclamante sibi proximo milite: Tenes, inquit, Angliam, comes, rex futurus!



E d'Oliver è des vassals,  
 Ki moururent en Renchevals.<sup>1)</sup>  
 Quant il orent chevalchié tant,  
 K'as Engleis vindrent aprismant:<sup>2)</sup>  
 Sires, dist Taillefer, merci,  
 Jo vos ai lungement servi,  
 Tut mon servise me debvez  
 Hui<sup>3)</sup> se vos plaist me le rendez.  
 Por tut guerredun<sup>4)</sup> vos requier  
 E si vos voil forment préier:<sup>5)</sup>  
 Otréiez mei, ke jo n'i faille,  
 Li primier colp de la bataille.  
 E li Dus respont: Je l'otrei.  
 E Taillefer point à desrei<sup>6)</sup>  
 Devant toz li aïtres se mist;  
 Un Engleiz séri, si l'ocist;  
 De soz le pis<sup>7)</sup> parmi la pance<sup>8)</sup>  
 Li fist passer ultre la lance;  
 A terre estendu l'abati,  
 Poiz trait l'espée, altre séri,  
 Poiz a crié: Venez, venez  
 Ke fetes vos? Férez, férez!

14008 Li Dus Willame par fierté  
 Là à l'estendart out esté  
 Roza<sup>9)</sup> son gonfanon porter  
 E là le fist en haut lever;  
 Ço fu li signe k'il out veincu  
 E l'estandart out abatu.  
 Entre li morz fist son tref<sup>10)</sup> tendre  
 E là roza son hostel prendre;  
 Là fist son mangier apporter  
 Et aparaillier son souper.

Taillefer ist die reife dichterische Frucht von Uhlands alt-französischen Studien und überhaupt eins seiner besten Gedichte;

<sup>1)</sup> Dies ist die berühmte «cantilène Rollande», wie sie Guil. Malmesburien-sis u. a. O. lib. III, § 244, p. 413 nennt. Die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über das Rolandslied finden sich zusammengestellt von Holland in der Anmerkung zur hierauf bezüglichen Stelle in Uhlands Aufsatz: Ueber das alt-französische Epos (Schr. Bd. IV, S. 352 ff.). Holland bemerkt zum Schluss: Uhland selbst scheint zu der Annahme geneigt, dass von Taillefer allerdings irgend ein Theil der uns erhaltenen Chanson de Roland gesungen worden sei; wenigstens findet sich in der Sagengeschichte Schr. VII, S. 653 nach der Mittheilung einzelner Stellen der fraglichen Dichtung der Satz: »Kampfszenen, wie die ausgehobenen des Romans von Ronceval, waren wohl geeignet zum Schlecht-gesänge.«

<sup>2)</sup> approchent.    <sup>3)</sup> aujourd'hui.    <sup>4)</sup> Belohnung.    <sup>5)</sup> et ainsi je veux beaucoup prior.    <sup>6)</sup> pique au galop.    <sup>7)</sup> Dessous la poitrine.    <sup>8)</sup> ventre.  
<sup>9)</sup> ordonna.    <sup>10)</sup> sa tente.

es erscheint daher gerechtfertigt, auf das Verhältniß desselben zu seiner Quelle etwas näher einzugehn.

Der Roman de Rou, das vorzüglichste Denkmal Normännischer Poesie gleicht in der schlichten Einfachheit der Darstellung einer Chronik, aber weit entfernt, den trockenen Ton anzuschlagen, welcher die meisten dieser Geschichtsquellen so ungenießbar macht, ist er erwärmt und belebt von einer unvergleichlich frischen, naiven und treuherzigen Auffassung aller Verhältnisse und erhebt sich in einzelnen Theilen zu einer meisterhaften Anordnung und Behandlung des Stoffes.<sup>1)</sup> Das Uhländ'sche Gedicht theilt mit ihm jene einfache Darstellung: die kurzen, coordinirten Sätze, die gleichförmigen und harten Uebergänge, die Auslassungen und Gedankensprünge, und es macht daher, ähnlich vielen Partien des Romans, auf den Leser etwa den Eindruck, welchen man beim Anblick alter Holzschnitte empfindet. Wie diese nur die Umrisse der dargestellten Gegenstände zu geben pflegen, meist steif und eckig, aber sehr klar, so sind auch die Gestalten und Situationen unsres Gedichtes mit markigen Strichen mehr angedeutet als ausgeführt und zeigen bei innerer Lebensfrische und Lebenswahrheit äußerlich eine gewisse alterthümliche Steifheit und Unbeweglichkeit. Diese Eigenschaft, welche unzähligen Gedichten zum schwersten Vorwurf gereichen würde, entspringt hier so sehr aus der Natur des Stoffes, daß gerade sie die Darstellung zu einer dem Inhalte adäquaten macht; daß der Dichter sich dessen aber auch klar bewusst gewesen und nicht blos blindlings seiner Vorlage gefolgt ist, erkennt man leicht, wenn man das von ihm gewählte Versmaas betrachtet. Die Accentverse mit fünf Hebungen sind ein rauhes und holpriges Metrum, aber dadurch gerade vorzüglich geeignet, die herbe Strenge des ganzen Gedichtes auch dem Ohre vernehmlich zu machen, und viel kraft- und würdevoller klingen und klirren diese alterthümlichen Verse mit ihren männlichen Reimen zum Sang und Schwerterklang des Helden, als die um eine Hebung kürzeren des Originals.

Aber mit dieser in Darstellung und Metrum alterthümlichen Einkleidung des Stoffes glaubte der Dichter noch nicht genug gethan zu haben, seine Natur drängte ihn, denselben nach einer bestimmten Richtung hin weiter zu entwickeln. Der Roman de Rou enthält nur wenig romantische Elemente und ist im allgemeinen der treue Spiegel einer Zeit, in welcher das eben entstehende Ritter-

---

<sup>1)</sup> So urtheilt Uhländ z. B. über die Schilderung der Schlacht bei Hastings Schr. IV, S. 355.

wesen mit seiner schwärmerischen Frömmigkeit, seiner Galanterie und Abenteuersucht noch keinen Eingang gefunden hatte, sondern die von höheren, geistigen Bestrebungen nur die Kunst des Sängers achtete, dessen Lied die Thaten der Helden verewigte. Ein Beispiel dafür bietet die Episode des Taillefer, welcher die Ehre des Vorkampfs nicht allein wegen seiner Tapferkeit, sondern eben so sehr wegen seiner Sangeskunde erhält und sicherlich aus diesem Grunde auch Uhlands besonderes Interesse erregt hat. Aber die Macht, welche die Poesie selbst in jener wilden Zeit ausübt, schien noch nicht stark genug hervorgehoben: nicht blos bei dieser einzelnen Gelegenheit sollte Taillefer durch seine Kunst Auszeichnung erwerben, sondern durch sie überhaupt erst zum Menschen und Helden gemacht werden, und Uhland wählte zur Erreichung dieses Zweckes ein eben so eigenthümliches wie wirksames Mittel, indem er in dem ersten frei hinzugedichteten Theile (Str. 4—6) den Helden als niedrigen, unfreien Knecht einführt und ihn allein um seiner Sangeskunde willen zum freien Ritter erhoben werden lässt. Dass ihm in der Folge auch süßer Minnesold zu Theil werden wird, lässt uns der Dichter nur ahnen, da die alterthümliche Strenge des ganzen Gedichtes eine breitere Ausführung des zarten Elementes unstatthaft erscheinen liefs.

Man kann darüber streiten, ob diese Art den ursprünglichen Stoff zu erweitern, die beste sei; wir wollen hier nur untersuchen, wie sie sich aus Uhlands dichterischer Eigenthümlichkeit erklären lässt, und sind hierbei selbstverständlich auf seine früheren Gedichte als auf die einzige Quelle hingewiesen. In denselben ist mehrfach der romantische Gedanke dargestellt, dass die Liebe um Ungleichheit der Stände sich nicht kümmert und dass sie zu einander hinzieht ebensowohl Königstochter und Schäfer («der Schäfer» 1805) wie Ritterfräulein und Gärtner («drei Fräulein» 1806); Königssohn und Schäferin («der junge König und die Schäferin» 1806),<sup>1)</sup> wie Bürgermädchen und Ritter («Gretchens Freude» 1805, «des Goldschmied's Töchterlein» 1809). Hierbei ist es an sich gleichgiltig, ob diese Liebe glücklich oder unglücklich ist, thatsächlich aber stellt sich die Sache so, dass in den frühesten sentimental Gedichten das letztere, in den späteren

<sup>1)</sup> Dass sich in diesem Gedichte die scheinbare Ungleichheit der Stände in eine artige Maskerade auflöst, ist gleichgiltig: der Königssohn glaubt jedenfalls eine Schäferin zu lieben. — In dem Gedichte «Entsagung» 1805 bleibt es ungewiss, ob Liebe oder Jugendfreundschaft oder Achtung vor seiner Kunst die edle Frau dem Sänger geneigt macht, und um dieser Unklarheit willen konnte das Gedicht hier nicht verwerthet werden.



mehr lebensfrohen das erstere der Fall ist. Der Taillefer nun in Uhlands Bearbeitung hat mit diesen Gedichten die Erhebung aus niederem Stande gemein, er unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass, aus dem oben angeführten Grunde, nicht die Liebe die Erhebung bewirkt, sondern die Sangeskunst. Man sieht also, dass Uhland, um einen alten Lieblingsgedanken auch hier durchzuführen, den im französischen Romane offenbar ritterbürtigen Taillefer zum Knecht erniedrigte, um ihn durch sein Talent wieder zum Ritter zu erheben. Diese Weiterdichtung hat zur Folge gehabt, dass der Uhland'sche Taillefer uns anders erscheint als der französische: dieser ist mehr Held als Sänger, jener »zugleich ein Sänger und ein Held«. Da wir nun denselben Charakter, nur in anderer Beleuchtung, in einem gleich zu besprechenden Gedichte wiederfinden, so mag hier die Frage aufgeworfen werden, wie Uhland auf den Charakter des Helden-Sängers überhaupt gekommen ist.

Es ist bekannt, mit welcher Begeisterung er das Nibelungenlied schon als Knabe ergriff: sollen doch die ersten Strophen einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht haben, dass er vor innerer Aufregung das Zimmer verlassen musste.<sup>1)</sup> Später als Student im Jahre 1807 theilte er in dem handschriftlichen Sonntagsblatt seinen Freunden aus dem damals noch sehr unbekannten Liede die Stelle mit, welche die Fahrt der Helden über die Donau schildert, und begleitete dieselbe mit Bemerkungen, welche eben so sehr seine Begeisterung für die Dichtung, als sein feines Verständnis derselben bekunden.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> S. Notter, Uhlands Leben S. 23.

<sup>2)</sup> Mayer, Uhland und seine Freunde Bd. I S. 22 f. Ich setze die Stelle deshalb hierher, obwol sie mit dem vorliegenden Gegenstande nur in lockerem Zusammenhange steht. Der Dichter sagt: »Gewaltig wie nirgends ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein großes dunkles Verhängnis waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreißt. . . . Wie ein leichtes Spiel, wie ein Märchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,  
Dass in allen Landen kein schön'res mochte sein;  
Chriemhilde war sie geheissen, das wunderschöne Weib —

Aber gleich kommt die düstere Mahnung:

Darum mussten der Degen viele verlieren den Leib.

Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten. Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenroth



Der Pariser Aufenthalt erweiterte seine Kenntniss epischer Poesie außerordentlich und verschaffte ihm die Möglichkeit, unser Nibelungenlied mit andern in ihrer Art eben so großartigen epischen Dichtungen zu vergleichen: unmittelbar nach seiner Rückkehr von Paris (1841) übersetzte er ein Stück aus dem Heldengedicht von Viane und versah es mit fortlaufenden Parallelstellen aus dem Nibelungenliede; dieses selbst las er in jener Zeit wiederholt und machte die Bemerkung, dass sich der Eindruck desselben mit dem Verse »im ragele von den herten ein gêrstange lanœ vergleichen lasse.<sup>1)</sup> Besonders scheint ihn Volkers Heldengestalt mächtig gefesselt zu haben, was ja an sich sehr natürlich ist und noch dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass er den Namen Volkers als Pseudonym benutzte und in den Jahren 1842 und 1843 im Ganzen 16 Gedichte unter diesem Namen veröffentlicht hat. Da nun auch »Taillefer« in diese Zeit fällt (10. 12. December 1842), so liegt es nahe, den Helden des Gedichtes mit Volker zusammenzustellen, zumal da sich auch sonst Anklänge an das Nibelungenlied finden. Abgesehen von einzelnen Ausdrücken, z. B. »das böhet mir den Muth« (des wart wol gehoeht vil maneges heldes muot str. 282) und dem Gebrauche der Interjection Hei, finde ich namentlich in der Strophe:

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,  
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.  
Sie sprach: »Der singet, das ist eine herrliche Lust:  
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust.«<sup>2)</sup>

von einem Gewittertage. Dunkler wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: »Niemand war ihr gram«, sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden König Etzels im Hunnenlande führt sie zum Mordfeste zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampfe auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in furchterlicher Einsamkeit sich gegenüber stunden, zusammengehalten von den Armen des reißenden Stroms: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal presst sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstossende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.«

<sup>1)</sup> S. Uhland, E. Gebe für Freunde S. 78. Der seltsame Ausspruch soll wohl das gepresste, schmerzliche Gefühl veranschaulichen, dessen sich beim Lesen des gewaltigen Gedichtes wohl kaum ein empfänglicher Leser erwehren kann.

<sup>2)</sup> Diese ganze Situation ist volkstümlich; man vergleiche den Anfang vom Ulinger-Liede (Uhland, Volkslieder N. 74):

Gût ritter der reit durch das riet,  
er sang ein schönes tageliet,  
er sang von heller stimme,  
dass in der burg erklinget.

Anklänge an die schöne Schilderung vom Schlummergesange des kühnen Fiedelmanns (str. 1773):

Dô klungen sine seiten daz al daz hûs erdôz.  
 Sin eilen zuo der suoge diu wâr beidiu grôz.  
 Sûezer unde senfter gigen er began:  
 Do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man.

Durch die Hinzudichtung des ganzen ersten Theiles wurde der rein epische Charakter, welchen das Gedicht mit seiner Quelle gemeinsam hat, noch bedeutend verstärkt, es besteht nunmehr aus fünf verschiedenen gröfseren und kleineren Gemälden, welche durch die allen gemeinschaftliche Figur des Taillefer in inneren Zusammenhang gesetzt sind; aufserhalb desselben steht allein die Strophe:

Der Herzog Wit helm fuhr wohl über das Meer;  
 Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.  
 Er sprang vom Schiffe; da fiel er auf die Hand.  
 »Hei! rief er, ich fass' und ergreife dich, Engelland!«

Aber auch diese Strophe darf man nicht eine Episode im gewöhnlichen Sinne nennen, vielmehr steht sie insofern in engem innerem Zusammenhange zum Ganzen, als uns durch sie in sehr geschickter, echt poetischer Weise der Zweck von Wilhelms Ueberfahrt nach England nicht erzählt, sondern in einem kleinen, lebendigen Bilde unmittelbar so zu sagen vor Augen geführt wird.

So ist denn, um zum Schlusse zu kommen, Taillefer ein in vielen Beziehungen eigenthümliches Gedicht, welches nicht jeden Leser sofort anspricht. Sollte daher im Vorhergehenden der Nachweis gelungen sein, dass die Eigenthümlichkeiten zum Theil aus dem Stoff mit Nothwendigkeit hervorgehn, jedenfalls aber alle vom Dichter beabsichtigt sind, so würde für die richtige Beurtheilung des Gedichtes schon etwas gewonnen sein.

---

Die junkfraw an dem laden lag,  
 sie hört gût ritter singen.  
 »ja wer ist der da singet?  
 mit dem will ich von hinnen.«

## 7. Bertran de Born.

Tag der Abfassung nicht bekannt. Zuerst gedruckt im Morgenblatt 1829 Nr. 283 vom 26. November.

Die nächste Veranlassung für die Entstehung dieses Gedichtes gab wohl das Werk von Diez: *Leben und Werke der Troubadours*, welches 1829 erschien und vom Verfasser vermuthlich ebenso wie seine frühere Schrift über die Poesie der Troubadours<sup>1)</sup> dem Dichter übersendet wurde. Aus diesem Werke, welches auf S. 179—233 Bertran de Born behandelt, heben wir das zum Verständniß des Uhländ'schen Gedichtes Nöthige im Folgenden heraus.

Die Jahrbücher der Geschichte nennen kaum den Namen dieses kriegerischen Sängers, jedoch läßt sich aus seiner provençalischen Lebensgeschichte, sowie aus seinen Liedern sein Leben zusammenstellen.

Er blühte zwischen 1180 und 1195, war ein geringer Baron oder Vizgraf von Perigord<sup>2)</sup>, Besitzer des Schlosses Hautefort, einige Meilen östlich von Perigueux gelegen, und stand mit den Söhnen Heinrichs II. von England in innigem Verkehr. Dieser hatte seinen ältesten Sohn Heinrich 1170 zum Könige krönen lassen und verlangte, als er um Weihnacht 1182 zu Mans Hof hielt, die jüngeren Söhne Richard (Löwenherz) und Gottfried sollten ihrem älteren Bruder, als gekröntem Könige, den Huldigungseid leisten. Gottfried that dies, Richard verlief dagegen zornig den Hof, eilte nach Poitou und verschanzte sich dort. Aber seine Unterthanen, die Aquitanischen Großen, die ihn wegen seines Uebermuthes hassten, wandten sich insgeheim an den seiner Milde wegen beliebten Heinrich und boten ihm die Herrschaft von Aquitanien an. Heinrich ging darauf ein, verbündete sich mit Gottfried und wollte eben den Krieg mit Richard beginnen, als der Vater zwischen den feindlichen Brüdern Frieden stiftete und Heinrich bewog, seine Ansprüche gegen eine jährliche Rente aufzuopfern, weswegen er in einem äußerst bittern *Sirventes*<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Uhlend, E. Gabe für Freunde S. 247 ff.

<sup>2)</sup> Grafschaft im nördlichen Guienne mit der Hauptstadt Perigueux. — Ventadorn, Grafschaft von Limousin mit der Stadt Ventadour, nördlich von Perigord.

<sup>3)</sup> Von servir, also eigentlich Dienstgedicht, d. h. ein Gedicht im Dienst eines Herrn von seinem Hofdichter verfasst, dann allgemein ein Lob- oder Rüge lied in öffentlichen oder eigenen Sachen, jedoch mit Ausschluss der Liebes-



von Bertran angegriffen und u. a. als König der Memmen bezeichnet wurde. Außerdem schwuren Heinrich und Gottfried mit Richard Frieden zu halten. Der Vater, diesem Schwur vertrauend, schickte zuerst Gottfried, um zwischen Richard und seinen Vasallen den Frieden zu vermitteln; aber Gottfried, kaum der Aufsicht seines Vaters entronnen, brach den Eid und zog gegen Richard zu Felde; dasselbe that auch Heinrich. Richard gerieth in die äußerste Bedrängnis, bis sich der Vater selbst (Februar 1183) gegen die ungehorsamen Söhne zum Kampfe rüstete. Er zog zunächst gegen Limoges, wo Heinrichs Mannen verzweifelte Widerstand leisteten. Dieser selbst befand sich außerhalb der Burg, um einen großen Schlag gegen seinen Vater vorzubereiten, starb aber am 11. Juni an einem Fieber in dem Schlosse Martel. »Als er sich dem Tode nahe fühlte, schickte er einen Eilboten an seinen Vater, flehte ihn um Vergebung an und drückte den Wunsch aus, ihn noch einmal zu sprechen. Der stets gütige König, im Innersten bewegt, wäre gern erschienen, allein seine Freunde, eine Schlinge fürchtend, riethen ihm ab. Da zog er einen Ring von seinem Finger und übersandte ihn dem Sterbenden als ein Zeichen seiner Liebe und Vergebung. Heinrich presste ihn an seine Lippen, bekannte seine Sünden vor allen Anwesenden und liefs sich, in ein härenes Hemde gehüllt, den Strick um den Hals, auf eine Streu von Asche legen, wo er den Geist aufgab.« (Diez S. 204). Bertran beklagte seinen Tod in einem schönen Klagelied, dessen erste Strophe lautet:

Wenn alle Qualen, Thränen, alles Leid,  
Der Kummer, der Verlust, die herbste Pein,  
Die man gefühlt in dieser Zeitlichkeit,  
Versammelt wären, schienen sie noch klein  
Beim Tod des jungen Herrn von Engelland,  
Worüber Ehr' und Hochsinn sich beklagt,  
Die Welt verdüstert, schwarz und finster zagt,  
Ganz freudeleer, voll Traurigkeit und Jammer.<sup>1)</sup>

---

angelegenheiten. Vgl. Diez, Poesie d. Troubadours. S. 411 f. — Auf das oben erwähnte Sirventes Bertran's beziehen sich wohl Uhland's Worte:

Als mit zorn'gen Schlachtgesängen  
Ich bestürmen liefs sein Ohr.

<sup>1)</sup> Die Worte Uhland's:

Leicht hast du den Arm gebunden,  
Seit der Geist mir liegt in Haft;  
Nur zu einem Trauerliede  
Hat er sich noch aufgerafft.



Mit Heinrichs Tod löste sich der Bund auf, dessen Mitglieder einzeln bezwungen wurden. Auch Bertran musste Hautefort nach siebenwöchiger hartnäckiger Verteidigung übergeben und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde, wie unsre Handschriften erzählen, in Heinrichs Zelt geführt, der ihn, den er als Anstifter der Empörung seines Sohnes kannte, sehr übel aufnahm. »Bertran, Bertran,« sagte er, »ihr habt euch einmal gerüthmt, dass ihr nicht die Hälfte eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er euch ganz noth zu thun.« »Herr,« erwiderte Bertran, »es ist wahr, dass ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt; allein nun habe ich ihn nicht mehr.« »Wie so?« fragte der König. »Herr,« versetzte Bertran, »an dem Tage, wo euer Sohn, der treffliche junge König starb, verlor ich Verstand und Bewusstsein.«<sup>1)</sup> Auf diese Antwort habe, so wird erzählt, der gerührte König dem Freunde seines Sohnes seine Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben und ihn obendrein noch reichlich beschenkt.

Bertran soll zwei Frauen gehuldt haben: einer edlen Dame seiner Heimat und einer über seinen Stand weit erhabenen Frau, der Tochter König Heinrich's H. von England, welche mit Herzog Heinrich dem Löwen vermählt war und die Mutter Kaiser Otto's IV. wurde. Die Geschichte nennt sie Mathilde, der Troubadour Helena, wohl mit Hindeutung auf die Griechische Helena, in welcher das Mittelalter die Blume der Schönheit erblickte. Bertran lernte sie wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1183 kennen, als sie mit ihrem

---

werden, so viel ich weiß, gewöhnlich auf das Lied bezogen, welches Bertran in dem Uhland'schen Gedichte singt. Dies halte ich für unzulässig, denn ein Trauerlied muss zum Hauptinhalte traurige Reflexionen haben, was wohl Niemand von dem Bertran'schen Liede behaupten wird. Will man daher dem Dichter nicht eine ungenaue Ausdrucksweise zuschreiben, so wird man die betreffenden Worte auf das oben angeführte historisch überlieferte Klagelied Bertran's beziehen müssen. Freilich wird in diesem Falle den Dichter der gegründete Vorwurf treffen, dass er in sein Gedicht Dinge hineingebracht hat, welche einen Commentar absolut nothwendig machen.

<sup>1)</sup> Uhland erweitert den Gedanken, indem er sagt:

Da, wie Hautefort dort oben,  
Ward gebrochen meine Kraft;  
Nicht die ganze, nicht die halbe  
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.

Die letzten Worte bezeichnen nicht, wie man erwarten sollte, die beiden »Hälften« seines Geistes, deren der König in Str. 2 spöttisch Erwähnung that, sondern seine Sanges- und seine Kriegeskunst.

geächteten und auf drei Jahre aus Deutschland verbannten Gemahl bei ihrem Vater, der in der Normandie Hof hielt, verweilte.

Bertrans Leben war ein großer Kampf, sein Lied ein großer Schlachtgesang; so sagt denn auch Dante (Vulg. eloq. lib. II c. 2), um ihn zu charakterisieren, einfach: Bertramum de Bornio arma poetasse invenimus, und seine Kriegslust spricht er mit Lebhaftigkeit in einem Sirventes aus, welches ich hieher setze, da es an sich poetischen Werth hat und das Buch von Diez, wo es S. 188 f. steht, nicht jedem Leser gleich zur Hand ist.

Mich freut des süßen Lenzes Flor,  
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt;  
Mich freut's, hör ich den muntern Chor  
Der Vöglein, deren Lied verjüngt

Erschallet in den Wäldern;  
Mich freut es, seh ich weit und breit  
Gezelt' und Hütten angereiht;

Mich freut's, wenn auf den Feldern  
Schon Mann und Ross zum nahen Streit  
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahn  
Und furchtsam Mensch und Herde weicht;  
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn  
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;

Es ist mir Augenweide,  
Wenn man ein festes Schloss bezwingt,  
Und wenn die Mauer kracht und springt,  
Und wenn ich auf der Halde  
Ein Heer von Gräben seh' umringt,  
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,  
Wenn er zum Kampfe sprengt voran  
Auf seinem Schlachtross ritterlich:  
Denn so spornt er die Seinen an

Mit kühner Heldensitte!  
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,  
Dass jeder Mann mit Zuversicht  
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:  
Denn jeder gilt für einen Wicht,  
Bevor er wacker kämpft und sicht.

Manch farb'gen Helm und Schwert und Speer,  
Und Schilde schadhast und zerhaun,  
Und fechtend der Vasallen Heer  
Ist im Beginn der Schlacht zu schaun;

Es schweifen irre Rosse  
 Gefallner Reiter durch das Feld,  
 Und im Getümmel denkt der Held,  
 Wenn er ein edler Sprosse,  
 Nur wie er Arm' und Köpfe spellt,  
 Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein  
 Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt  
 Von beiden Seiten: drauf, hinein!  
 Und leerer Pferde Wiehern hallt  
 Laut aus des Waldes Schatten,  
 Und Hülferuf die Freunde weckt,  
 Und Groß und Klein schon dicht bedeckt  
 Des Grabens grüne Matten,  
 Und mancher liegt dahin gestreckt,  
 Dem noch der Schaft im Busen steckt.

Und noch drastischer spricht sich seine streitbare oder vielmehr  
 streitsüchtige Gesinnung in einem andern Sirventes aus (Diez  
 S. 209 ff.), in welchem es heisst:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,  
 Gnügt mir ein Fufs breit Land zum Zwist:  
 Mög' er erblinden, der mir's nimmt,  
 Wenn auch die Schuld mein eigen ist!  
 Friede thut mir leid,  
 Ich bin für den Streit;  
 Sonst kein Glaubenssatz  
 Findet bei mir Platz.

Ein Andrer baue Haiden an,  
 Ich bin bedacht nur früh und spät,  
 Wie ich Geschosse sammeln kann  
 Und Pferde, Schwerter, Kriegsgeräth:  
 Das ist mein Revier;  
 Angriff und Turnier,  
 Spenden, Werben auch  
 Ist mein liebster Brauch.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Für diejenigen, welche es vergnügt, darauf zu merken, wie der menschliche Geist zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern unter gleichen Verhältnissen die gleichen Anschauungen erzeugt, setze ich das geistesverwandte Skolion eines griechischen Feudalherrn, des Hybrias (nomen, omen!) von Kreta her, welches Athen. XV, 695 F. aufbewahrt hat. Es beginnt:

Die in diesen Versen ausgesprochene Gesinnung fand gewiss in den Kreisen seiner Standesgenossen allgemeinen und lauten Anklang; dagegen ist ihm ein strenger Richter in Dante geworden, der ihm zwar, gewiss aus Achtung vor seinem poetischen Talent, einen Platz in seinem Göttlichen Gedichte verstattet hat, ihn aber, als Zwietrachtstifter zwischen Vater und Sohn, ausgesuchte Pein erdulden lässt. Die betreffende Stelle Inf. Cant. XXVIII (Ditz S. 489 f.) lautet:

Ich sah — noch ist dies Schreckbild mein Begleiter —  
 Ein Rumpf ging ohne Haupt mit jener Schaar  
 Von Unglücksel'gen in der Tiefe weiter.  
 Er hielt das abgeschnitt'ne Haupt beim Haar,  
 Und liefs es von der Hand als Leuchte hangen,  
 Und seufzte tief, wie er uns nahe war.  
 So kam er Eins in Zwein dahergegangen,  
 Und leuchtet als Laterne sich mit sich —  
 Wie's möglich, weifs nur der, der's so verhangen.  
 Indem er bis zum Fufs der Brücke schlich,  
 Hob er, um näher mir ein Wort zu sagen,  
 Den Arm zusammt dem Haupte gegen mich,  
 Und sprach; »Hier sieh die schrecklichste der Plagen!  
 Du, der du athmend schaut die Todten hie,  
 Sprich, ist wohl eine schwerer zu ertragen?  
 Und dass du Kunde bringst von mir, so sieh,  
 Beltram von Bornio bin ich, der im Leben  
 Dem jungen König bösen Rath verlieh;  
 Ich liefs den Sohn und Vater Zwist erheben:  
 So wurden David einst und Absolon  
 Entzweit durch Ahitophels böses Streben.  
 Mein Hirn nun muss ich zum gerechten Lohn  
 Getrennt von seinem Quell im Rumpfe sehen,  
 Weil ich getrennt den Vater und den Sohn;  
 Und so wie ich gethan, ist mir geschehen.

Der einzige menschlich schöne Punkt, welcher uns aus dem wildbewegten, von Hass und Neid verdüsterten Leben Bertran's entgegenleuchtet, erscheint aber gerade in engster Verbindung mit der

---

ἔστι μοι πλοῦτος μέγας δόρυ καὶ εἶψος  
 καὶ τὸ καλὸν λαισίηον, πρόβλημα χρωτός.  
 τοῦτ' ἄρ' ἀρᾶς, τοῦτ' ἄρ' ἐρί' ἔω,  
 τοῦτ' ἄρ' πατέω τὸν ἀδὺν οἶνον ἀπ' ἀμπέλ'·  
 τοῦτ' ἄρ' ἐξέσποτα μνωίης κέκλημαι.



von Dante verurtheilten Stellung zwischen den beiden Heinrichen; denn mit dem Sohne scheint den Sänger allerdings eine aufrichtige Herzensfreundschaft verbunden zu haben, und die oben angeführte Strophe aus dem Trauerliede auf seinen Tod erscheint als ungesuchter Ausdruck wahren und tiefen Schmerzes. Viel zweifelhafter ist es dagegen, ob das Verhältnis des Dichters zur Mathilde wirklich sein Herz berührt hat, oder ob er in demselben nicht vielmehr Befriedigung seiner Eitelkeit oder seines Ehrgeizes gesucht hat. Der Leser mag selbst urtheilen, soweit man nach einer Uebersetzung urtheilen kann, ob in der folgenden Canzone <sup>1)</sup> zum Preise seiner Dame der Dichter wirklich die Sprache des Herzens spricht. Der Schluss lautet bei Diez S. 214:

»Voll Huld und Reiz, erlauchter Knigsspross,  
Der die Treue nie verletzt,  
Vertrieben habt ihr mich aus meinem Schloss <sup>2)</sup>  
Nach Anjou mich hinversetzt;  
Und da ihr als erhabne Zier und Blume  
Aller Frauen seid geschtzt,  
Dient es der rm'schen Krone selbst zum Ruhme,  
Wird sie euch aufs Haupt gesetzt.«

Ihr sanfter Blick, der Mienen Huld erschien  
Wie ein Pfad zum Liebesziel,  
Indem mein Herr mich setzte zu ihr hin  
Auf den kaiserlichen Pfhl.  
Liebreich und sanft war jedes Wort der Sssen,  
Ihre Sprache voll Gefühl,  
Und Catalanin schien sie mir im Grssen <sup>3)</sup>  
Und der Reden leichtem Spiel.

Als ich die Zähne sah krystallenrein,  
Da sie lieblich sprach und lacht',  
Und einen Körper zart und weifs und fein  
In des Ueberkleides Pracht,  
Und jener Farbe frische Rosenrthe,  
Die mich um mein Herz gebracht —  
Nicht tauscht' ich, wenn man Korassan mir bte,  
So hat sie mich reich gemacht.

---

<sup>1)</sup> »Die Canzone war ausschliefslich der Liebe und Gottesverehrung gewidmet und steht im vollkommensten Gegensatz zum *Sirventes*« Diez, Poesie der Troub. S. 104.

<sup>2)</sup> Natürlich nur bildlich zu verstehn.

<sup>3)</sup> Die Catalanen standen im Rufe besonderer Artigkeit.

Dies ist der Stoff, welcher Uhland vorlag; sehen wir jetzt zu, wie er denselben gestaltete.

Zunächst zog ihn zu Bertran wol dieselbe Neigung, die ihn siebzehn Jahre früher für Taillefer begeistert hatte, nämlich die Verbindung des Sängers mit dem Helden, welche ihm in Bertran mit überwältigender Eindringlichkeit entgegen trat; außerdem aber lockte ihn wohl die plastische Klarheit, mit welcher dieser Charakter in der Geschichte wie in seinen Liedern dasteht; denn Uhland war sich einer gewissen Schwäche in der Darstellung frei erfundener Gestalten wohl bewusst,<sup>1)</sup> und lehnte sich gern an überkommene, und nur dichterisch zu belebende Personen und Situationen an. Freilich war der historische Charakter Bertran's für dichterische Behandlung nicht ohne weiteres zu verwenden, da die Tugenden sich bei ihm im Drange der wilden Zeit fast in eben so viele Laster verwandelt hatten, und er nur durch seine geistige Kraft und sein dichterisches Talent sich aus der Menge der andern adlichen Raufbolde heraushebt. Der Dichter musste also nach einem Punkte suchen, an welchem auch dieser harte und trotzig Sinn menschliches Fühlen verrieth, und da war es nach dem oben Gesagten unvermeidlich, dass er auf das Verhältniß zum jungen Heinrich und die damit zusammenhängende Anekdote kam, und er hätte ein schlechter Dichter sein müssen, wenn er letztere nicht zum Rahmen seines Gedichtes gewählt hätte. Denn sie bot einmal den Vortheil, Bertran in einem höchst bedeutsamen Momente seines Lebens zu zeigen; sie gestattete ferner, seine hervorstechendste Charaktereigenschaft, den Muth, in idealer Gestalt nämlich als sittlichen Muth, und in der schwersten Lage, nämlich seinem Todfeind gegenüber, zu zeigen, in dessen Hand sein Leben lag; sie gewährte endlich die Möglichkeit, diesen Muth durch die edelsten Regungen des menschlichen Herzens, durch Freundschaft und, wie wir im Hinblick auf das Gedicht gleich hinzusetzen, durch Liebe zu erwärmen und zu verklären. Alle diese Momente hat Uhland künstlerisch verschmolzen in dem Liede Bertran's, das den Haupttheil seines Gedichtes bildet. Die Hinzudichtung und die übrigen Veränderungen, welche er mit dem Stoffe vorgenommen hat, sind nicht bedeutend. Schon durch die Geschichte war ein gewisses Verhältniß Bertran's zu Mathilde bezeugt; der Dichter vertiefte dies und stellte es in Parallelo

<sup>1)</sup> S. die Abhandlung vor dem Programm des grauen Klosters 1878, S. 2.

zu der Freundschaft Bertran's mit dem jungen Heinrich, und erreichte hiermit einen doppelten Zweck, einmal kam ein weiteres milderndes Element in Bertran's rauhen Charakter, dann aber wurde dieser durch ein zweites Band mit dem älteren Heinrich verknüpft und dadurch die Wirkung des Conflicts und der Lösung verstärkt. Uebrigens erinnert die Darstellung dieses Verhältnisses in Situation und Ausdruck an das Jugendgedicht »Entsagung« vom Jahre 1805, in welchem der Sänger ein Lied voll schmerzlicher Resignation vor dem Fenster der Geliebten singt, welche, einst die Gespielin seiner Jugend, jetzt unerreichbar hoch über ihm steht. Darum sagt er (Str. 3):

Von dem kerzenhellen Saale,  
Wo du throntest, blieb ich fern,  
Wo um dich beim reichen Mahle  
Freudig saßen edle Herrn;  
Mit der Freude nur vertraut,  
Hätten frohes sie begehret,  
Nicht der Liebe Klagelaut,  
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Und die letzte Strophe lautet:

Und es schwieg der Sohn der Lieder,  
Der am Fuß des Thurmes saß;  
Und vom Fenster klang es nieder  
Und es glänzt im dunkeln Gras:  
»Nimm den Ring und denke mein,  
Denk' an unsrer Kindheit Schöne!  
Nimm ihn hin! Ein Edelstein  
Glänzt darauf und eine Thräne.«

Die betreffende Strophe aus Bertran lautet:

Deine Tochter saß im Saale  
Festlich, eines Herzogs Braut,  
Und da sang vor ihr mein Bote,  
Dem ein Lied ich anvertraut,<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Bei dem Liede mag man sich der zuletzt abgedruckten Canzone erinnern. Der Bote ist Papiol, der Jongleur Bertran's. »Ein wichtiges Geschäft der Jongleurs (= Joculatores, Spielleute) bestand nämlich darin, die des Vortrags unkundigen Hofdichter auf ihren Fahrten zu begleiten, um sie mit Gesang und Spiel zu unterstützen oder die Lieder vornehmer Dichter, die aus ihrer Kunst keinen Gewinn ziehen mochten, an den Höfen vorzutragen.« Diez, Poesie der Troubadours S. 48. — Den Begriff Gaukler und Possenreißer hat das Wort Jongleur erst mit dem Sinken dieser Kunst angenommen.

Sang, was einst ihr Stolz gewesen,  
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,  
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide  
Ganz von Thränen war bethaut.

Auch der Tod des jungen Heinrich ist von Uhland anders dargestellt worden, als in der Quelle: hier stirbt er am Fieber, dort in Folge eines Pfeilschusses, was keiner Erklärung bedarf. Hier ist der Vater in der Nähe des sterbenden Sohnes und sendet ihm ein Zeichen seiner Vergebung; dort ist er durch »Meer, Gebirg und Thal« vom Sohne getrennt, und dieser stirbt mit dem qualvollen Bewusstsein, den beleidigten Vater nicht versöhnt zu haben, in den Armen seines Freundes Bertran. Diese Veränderungen ergeben sich eine aus der andern. Aus der ganzen Sachlage entsprang mit Nothwendigkeit, dass Bertran dem Heinrich in der Todesstunde als Freund zur Seite stehen musste; hätte der Dichter aber nun den Vater in der Nähe weilen oder gar mit dem Sohn in Verbindung treten lassen, so wäre Bertran zu einer Nebenrolle verdammt gewesen; daher musste der Vater unendlich weit entfernt<sup>1)</sup>, der Sohn vollkommen vereinsamt dargestellt werden, indem nur so Bertran's Freundestreue in's hellste Licht gesetzt werden konnte.

So viel über die Bearbeitung des Stoffes. Was die Darstellung betrifft, so ist sie von einem Farbenglanz, wie wir ihn bei Uhland nur in den Gedichten aus den Jahren 1829—34 finden, wo der Dichter selber in der Fülle seiner Kraft stand, und wie er im höchsten Grade angemessen für ein Gedicht ist, das unter dem heißen Himmel Süd-Frankreichs spielt und den feurigsten unter den Troubadours zum Helden hat. Dieser Farbenglanz ist ein Product der Anmuth und der Kraft, welche beide sich in dem Gedichte auf die glücklichste Weise gepaart haben. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man ihm die übrigen französischen Gedichte Uhland's gegenüber stellt: einmal den Taillefer, in dem sich die Kraft zu alterthümlicher Strenge steigert, anderseits den provençalischen Liedercyclus »Sängerliebe«, in welchem die Anmuth zu schwächender Schwärmerei erweicht erscheint. Der verschiedene Charakter dieser drei Gruppen findet seinen Ausdruck im Reime, welcher namentlich in unserm Gedichte besondere Betrachtung verdient. Im Taillefer haben wir paarweise männliche Reime, im Cyclus »Sängerliebe«

---

<sup>1)</sup> Nur in dieser allgemeinen Bedeutung fasse ich die Worte: »Meer, Gebirg und Thal«; wer sie genauer nehmen will, muss sich den König in England denken. —



nur weibliche Reime, abwechselnd mit reimlosen Versen weiblichen Ausgangs, in Bertran endlich nur männliche Reime abwechselnd mit reimlosen Versen weiblichen Ausgangs. Die Reimsilben in Bertran sind ebenso eigenthümlich wie klangvoll: -ört, -ei, -örn, -aut, -ör, -äl, -aft, -ürt, <sup>1)</sup> sie beherrschen jede ihren vollen Vers und tragen das Ihre dazu bei, dem Gedichte ein eigenes, ich möchte sagen vornehmes Gepräge zu verleihen.

So steht das Gedicht wie eine glänzende exotische Pflanze unter den übrigen einfachen und bescheidenen Blüthen Uhland'scher Poesie und zeigt, wie wohl der Dichter im Stande war, auch fremdländische Stoffe, welche neben lodernder Leidenschaft nur wenig von erwärmender Gemüthstiefe enthalten, in echt deutscher, d. h. gemüthvoller Weise umzudichten und auf diesem Wege für sein Volk, dem all sein Denken und Dichten galt, wahrhaft geistig zu erwerben.

---

<sup>1)</sup> Hat der Dichter etwa auch Montfort statt Martel, obwohl es nicht im Reime steht, wegen des volleren Klanges gewählt?

**DIE**  
**ENTSTEHUNG UND TENDENZ**  
**DES**  
**TACITEISCHEN AGRICOLA.**  
**VON**  
**GEORG ANDRESEN.**

Digitized by Google

Der Inhalt der ersten historischen Schrift des Tacitus, des Agricola, ist in neuerer Zeit Gegenstand der verschiedensten Hypothesen geworden. Nur mit einem Worte erwähne ich den haltlosen Versuch Walch's, der den Agricola als eine Musterbiographie darzustellen mit unzureichenden Mitteln unternahm und auf dem schwachen Fundament dieser Auffassung eine Lehre von der Kunstform der antiken Biographie erbaute. Der Inhalt der letzten Capitel des Agricola erzeugte die Hübnersche Hypothese: es stecke in diesem Werke eine in buchmäßige Form gehüllte *laudatio funebris*. Diese Vermuthung hat, wie zu erwarten war, wenig Anklang gefunden; denn wenn man von den Schlussworten absieht, so spricht nicht viel weniger als alles Uebrige gegen die Annahme, dass der uns vorliegende Agricola, selbst in ganz veränderter Gestalt, einmal den Inhalt einer wenn auch nur geschriebenen Leichenrede gebildet hat. Neuerdings hat Gantrelle (*Revue de l'instruction publique* 1. Mai 1870) in dem Agricola eine politische Tendenzschrift gefunden, bestimmt, das Programm der gemäßigten Partei gegen die Tendenzen der starren Republikaner zu vertheidigen. Diese Vermuthung hat ihre Widerlegung gefunden in der noch öfter zu nennenden eingehenden Schrift Hirzel's 'über die Tendenz des Agricola von Tacitus' (Programm des Gymn. zu Tübingen 1871). Hirzel weist nämlich nach, dass man kein Recht hat, von politischen Parteien des römischen Kaiserreichs im eigentlichen Sinne zu reden, und dass daher der Agricola weder an eine politische Partei gerichtet sein, noch als das Programm einer solchen betrachtet werden könne. Der Inhalt des Agricola bietet dem Kritiker noch manche andre Waffen gegen die Gantrellesche Vermuthung; ja der grössere Theil der Biographie und eine ganze Anzahl auch nicht der geringsten Gefahr des Missverständnisses ausgesetzter Stellen wird sich derselben eben so wenig fügen, als der Hübnerschen Auffassung.



Ich nehme daher Abstand von einem Versuche, die Zahl der von Hirzel gegen Gantrelle gesammelten Argumente zu vermehren, theils weil die Grenzen des meinen Bemerkungen zugedachten Raumes für eine eingehende Polemik zu eng gesteckt sind, theils weil ich überzeugt bin, dass jeder aufmerksame, vorurtheilsfreie Leser des *Agricola*, wenn er den objectiven Mafsstab des Gelesenen an die Gantrellesche Vermuthung legt, dieselbe ohne eingehende Untersuchungen mit gutem Gewissen den oben erwähnten, eben so wenig lebensfähigen Erzeugnissen einer äußerst einseitigen Betrachtung beizählen wird. Nicht anders wird das endliche Urtheil eines besonnenen Kritikers über Hoffmann's Schrift 'Der *Agricola* des Tacitus' (Wien 1870) lauten, wenn auch diese in glänzender Form geschriebene und mit einem bestechenden Schein überzeugender Beweisführung ausgestattete Abhandlung eine eingehendere Widerlegung erheischt. Hoffmann versucht bekanntlich zu beweisen, dass die *vita Agricolae* eine Ehrenrettung ihres Helden bezweckte, der von der öffentlichen Meinung als ein serviles Werkzeug des verstorbenen Domitian erklärt wurde, und mit dem Schwiegervater zugleich den Schwiegersohn, der ebenfalls dem Domitian viel zu verdanken hatte, in der Achtung seiner Zeitgenossen restituiren und speziell dem Trajan empfehlen sollte. Auch diese Hypothese lasse ich als durch Hirzel's ausführliche Erörterungen genügend widerlegt bei Seite (vergl. auch meine Anzeige des Hoffmann'schen Buches in der *Ztschr. f. Gymnasialwesen* XXV. 11), zumal da manche Momente, welche gegen Hühner und Gantrelle sprechen, auch ohne Weiteres gegen Hoffmann gewendet werden können.

Obwohl man über den objectiven Werth der erwähnten Hypothesen nicht wohl in Zweifel sein kann, so ist doch die Frage nicht abzuweisen, ob nicht die *vita Agricolae* selbst Eigenschaften besitze, welche die Entstehung so verschiedener Vermuthungen über den Ursprung und die Tendenz des Büchleins einigermaßen zu erklären geeignet sind. Auf diese Frage wird sich eine bejahende Antwort ergeben und mit Leichtigkeit begründen lassen, wenn wir den Inhalt des Buches und dessen Bestandtheile im Anschluss an die Reihenfolge der Capitel uns vergegenwärtigen. Das Vorwort, welches die drei ersten Capitel umfasst, schildert die Vorurtheile und die Gefahren, welche ein Schriftsteller der Kaiserzeit zu bekämpfen habe, wenn er das Leben und die Thaten eines hervorragenden Mannes der Nachwelt zu überliefern unternehme. — Die Capitel 4—9 behandeln denjenigen Abschnitt aus *Agricola's* Leben, welcher der Verwaltung Britanniens voraufgeht, und zwar cap. 4 seine Knaben-

jahre und seine Erziehung, cap. 5 seine ersten Kriegsdienste in Britannien, cap. 6 seine Heirath, seine Amtscarrière bis zur Praetur und die ihm durch Galba gewordene Auszeichnung, cap. 7 die Ermordung seiner Mutter und seine durch Vespasian erfolgte Ernennung zum Führer der 20sten Legion in Britannien, cap. 8 das Verhältnis des Agricola zu seinen Vorgesetzten, cap. 9 seine Aufnahme unter die Patrizier, die Verwaltung Aquitaniens, sein Consulat und seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des britannischen Heeres. — cap. 10—12 enthalten eine geographische und ethnographische Beschreibung Britanniens, cap. 13—17 eine Geschichte der britannischen Expeditionen von Julius Caesar's Zügen bis auf Agricola's Ankunft, wobei am ausführlichsten der Kämpfe des Suetonius Paullinus gegen die Königin Boudicca gedacht wird. — cap. 18—29 geben die Feldzüge und Eroberungen Agricola's, unterbrochen durch eine Schilderung seiner zwar milden, aber thatkräftigen und stets umsichtigen Verwaltung, seines Verhältnisses zu seinen Untergebenen, seiner Gedanken über eine etwaige Eroberung Irlands und der Vortheile der von Agricola zuerst ins Werk gesetzten Verwendung der Flotte. cap. 28 erzählt die Schicksale und Abenteuer einer desertirten Cohorte der Usipier. — Nachdem im 29sten Capitel Agricola's Vorrücken bis an den mons Grampius berichtet ist, folgen in cap 30—32 und 33—34, die Entscheidungsschlacht vorbereitend, die Rede des Calgacus, des Führers der Britannier, und die des Agricola. — Die Darstellung des Verlaufes der Schlacht selber umfasst die Capitel 35—37, woran sich cap. 38 schließt, welches über die Wirkungen der Schlacht berichtet und die auf Agricola's Befehl erfolgte Umschiffung Britanniens meldet, welcher schon cap. 10 als eines hervorragenden Ereignisses gedacht worden war. — cap. 39 schildert die Empfindungen, welche die Siegesnachricht in dem eiferstüchtigen Kaiser hervorrief, cap. 40 die Rückkehr des Agricola nach Rom, sein Zusammentreffen mit dem Kaiser und sein bescheidenes Auftreten. Die Verhältnisse rücken die Gefahr, als ein Opfer der kaiserlichen Eifersucht zu fallen, dem Agricola immer näher; doch gelingt es ihm, durch weise Mäßigung die Katastrophe zu beschwören (cap. 41. 42); cap. 43 berichtet über seinen Tod, dessen Ursachen im Dunkeln bleiben, der aber noch zu rechter Zeit erfolgte, um ihm den Anblick der tiefsten Erniedrigung Roms zu ersparen (cap. 44). Die Klage um den Verstorbenen und die Aufforderung, sein Andenken durch Nacheiferung zu ehren, bilden den Schluss (cap. 45. 46).

Dies ist der Inhalt des Buches. Ein flüchtiger Ueberblick ge-

nügt, um zu zeigen, dass derselbe eines von Anfang bis zu Ende durchgeführten einheitlichen Charakters entbehrt. Wir erwarten eine Biographie, welche die persönlichen Schicksale des Helden von der Geburt bis zum Tode, seine öffentliche Laufbahn und seine verdienstvollen Thaten vom ersten Auftreten bis zu seinem geheimnisvollen Lebensende verfolgt, und, ihrer Grenzen sich bewusst, alles dasjenige ausschließt, was zu der Persönlichkeit des darzustellenden Mannes nicht in der engsten Beziehung steht. Allein nur ein Theil des Werkes fügt sich dieser Norm: wir finden ausgedehnte Partien, welche den Lebenslauf des Helden unterbrechen und desshalb auf einen Platz in einer Biographie keinen Anspruch haben; andere, in welchen die Persönlichkeit, die den Gegenstand der Schrift bildet, aufhört der Mittelpunkt der Darstellung zu sein, und der biographische Charakter der Erzählung einem allgemeineren historischen weicht. Hierher gehört die im Verhältnis zu dem Umfange des ganzen Werkes durchaus nicht knapp gehaltene Beschreibung Britanniens und seiner Bewohner mit den detaillirtesten Bemerkungen über die Entstehung der Stürme auf dem Meere (cap. 10) und über die britannische Perlenfischerei (cap. 12).<sup>1)</sup> Ebenso wenig Beziehung zu Agricola's Persönlichkeit hat die 5 Capitel (13—17) umfassende Geschichte der Feldzüge von Caesar bis auf Agricola. Besonders auffallend ist in diesem Abschnitte die Ausführlichkeit, mit welcher die Motive der während der Verwaltung des Suetonius Paullinus erfolgten allgemeinen Erhebung der Britannier wiedergegeben werden (cap. 15). Jetzt folgt die Geschichte der Feldzüge des Agricola (cap. 18—38), welche, obwohl sie manche für die Thätigkeit des Agricola charakteristische Bemerkungen enthält, dennoch in einem Tone gehalten ist, welcher die Vermuthung unabweislich macht, dass diese 21 Capitel vielmehr eine Geschichte der vollendeten Unterwerfung Britanniens zu geben, als den Agricola während der glänzendsten Zeit seines Lebens zu begleiten bestimmt sind. Zu den Beweisen hierfür rechne ich die nicht seltenen Abschweifungen von der Person des Feldherrn, wie die wenn auch noch so kurzen Bemerkungen über Irland (cap. 24), über die Prahlereien der in der Gefahr muthlosen, nach dem Erfolge grosssprecherischen Soldaten, mit der dieser Bemerkung angefügten Sen-

---

<sup>1)</sup> Freilich folgt der ersteren Bemerkung der corrigirende Zusatz: *naturam Oceani atque aestus neque quaerere huius operis est ac multi retulere*, während die zweite offenbar gemacht ist, um den bitteren Schlussworten des zwölften Capitels die Thür zu öffnen: *ego facilius crediderim naturam margaritis deesse quam nobis avaritiam*.



tenz (cap. 27), über den Verkehr und den Wettstreit der Flottensoldaten mit der Landarmee (cap. 25), über den Tod des Cohortenfürhrrs Aulus Atticus in der Schlacht am Grampius und dessen Veranlassung (cap. 37). Die Schilderung der Schlacht selbst ist offenbar mehr um ihrer selbst willen geschrieben worden, als um durch die Darstellung der letzten großen That des Helden die Ruhmeslaufbahn desselben abzuschließen. Das ist der Grund, weshalb in der Darstellung der Bewegungen und der Folgen der Schlacht sich so viele Züge finden, welche nicht für diese eine Schlacht am Grampius charakteristisch, sondern für eine jede bezeichnend sind, eine Beobachtung, die seit langer Zeit gemacht worden ist und gerechtes Erstaunen hervorgerufen hat. Ich will diese Darstellungsart des Tacitus weder anklagen noch zu rechtfertigen versuchen: ich hebe nur das Eine hervor, dass er, wie die Einfügung aller jener Züge beweist, über der Darstellung der Schlacht selber die Person des Führers aus dem Gesichte verloren hat. Wir kommen jetzt zu den dem Schlachtbericht vorausgeschickten Reden des Calgacus und des Agricola (cap. 30—32, 33—34). Niemand wird behaupten wollen, dass die letztere für die Person des Redenden irgendwie charakteristisch sei; ja die Vermuthung ist wohl nicht zu kühn, dass diese Rede, wenn sie von einem anderen wackeren römischen Feldherrn in derselben Situation gehalten worden wäre, kaum in wesentlich anderer Gestalt aus der Feder des Tacitus hervorgegangen sein würde. Wir constatiren demgemäß auch für die Capitel, welche die Rede des Agricola enthalten, ein Zurücktreten der Person gegen die Sache, d. h. des Sprechenden gegen das Gesprochene. Aehnliches lässt sich mit noch größerem Rechte von der Rede des Calgacus sagen, für die in der Lebensbeschreibung des römischen Feldherrn überhaupt kein Platz ausfindig zu machen ist. Sie bildet als rhetorisches Kunstwerk ein Gegenstück zu der Rede des Agricola, und auch in ihr ist die Person des Redenden dem Interesse an den Gedanken und der gewaltigen Rhetorik der Sprache untergeordnet. Der Name des unter den britannischen Häuptlingen »durch Verdienst und Adel hervorragenden« Calgacus tritt auf und verschwindet wie ein Meteor; und nachdem er sich als einen beredten Interpreten der Empfindungen seines freiheits- und rachedurstigen Volkes gezeigt hat, wird er unserm Gesichtskreise entrückt, da seiner in dem Schlachtberichte nicht wieder gedacht wird.

Und was soll man endlich von dem 28sten Capitel sagen, über dessen Stellung innerhalb des Ganzen ich noch nirgends ein Wort finde? In diesem Capitel wird berichtet, dass in demselben Som-



mer, in welchem Agricola die unversehens überfallene 9te Legion durch einen gegen den Rücken der Feinde gerichteten Angriff rettete, eine Cohorte der Usipier, welche, in Germanien ausgehoben, im britannischen Heere diente, auf drei mit Gewalt genommenen Schiffen desertirte und nach langer Irrfahrt endlich, durch Hunger gezwungen, an der deutschen Küste landete, deren Anwohner, da sie es mit Seeräubern zu thun zu haben glaubten, die noch Lebenden zu Gefangenen gemacht hätten. Einige derselben seien auf dem Wege des Sklavenhandels an das römische Rheinufer gekommen und durch die Erzählung ihrer Abenteuer berühmt geworden. Zu dem Leben des Agricola steht diese Notiz nicht in der geringsten Beziehung; wohl aber mochte sie erwähnenswerth genug erscheinen, um in einer Geschichte der Unterwerfung Britanniens episodentartig verwerthet zu werden.

Die Capitel 24—38 enthalten demnach eine stattliche Reihe größerer und geringerer Partien, die mit den Aufgaben einer Biographie unverträglich sind; ja der ganze Charakter dieses Abschnittes ist der Art, dass man glauben muss, es habe dem Verfasser eine Geschichte der Ereignisse in Britannien während Agricola's Verwaltung, nicht aber eine Darstellung des wichtigsten Abschnittes aus dem Leben des Eroberers der Insel als Aufgabe vorgeschwebt.

Mit dem cap. 39 wird Agricola, wie er es in den Capiteln 4—10 war, wieder Mittelpunkt der Darstellung, und zwar in desto höherem Grade, je näher wir dem Ende der Schrift treten, bis zuletzt der einem Nachruf ähnliche Schluss den persönlichsten Ton anschlägt, der sich denken lässt.

Die Betrachtung der einzelnen Abschnitte des Agricola hat ergeben, dass in diesem Werke zwei Tendenzen neben einander hergehen, dass demselben der einheitliche Charakter dadurch unwiederbringlich genommen wird und der Maßstab einer gewöhnlichen Biographie für dieses Buch nicht ausreicht. Ohne Zweifel haben die verschiedenen Hypothesen über die Tendenz des Agricola — und damit finden wir eine wenn auch vorläufig noch ganz allgemeine Antwort auf die oben aufgeworfene Frage — ihren Ursprung dem Bewusstsein dieses nicht einheitlichen Charakters der Schrift zu verdanken. Die Beobachtung, dass das Buch so oft über die Grenzen der Biographie hinaustritt, führte auf die Vermuthung, dass man in dem Agricola eben nicht eine Biographie, sondern ein Werk besonderer Art vor sich habe. Auf die positiven Eigenschaften des Buches aber, welche zu jeder einzelnen der in neuerer Zeit aufgestellten Hypothesen Anlass gaben, werden wir erst später eingehen, da es

jetzt unsere nächste Aufgabe sein muss, demjenigen nachzuspüren, was etwa aus jenem zwiespältigen Charakter der Schrift erschlossen werden kann. Dieser lässt sich am präzisesten so bezeichnen, dass man sagt, in dem Agricola verbinde sich eine historische Tendenz mit der biographischen; denn unter den ersteren dieser beiden Gesichtspuncte vereinigen sich alle diejenigen Momente, welche wir oben als nichtbiographisch zusammengestellt haben. Zu diesem Ergebnis ist auch Hirzel gekommen, dessen Schlussworte ich wiederhole, weil sie am deutlichsten den Standpunct bezeichnen, über den hinaus die Forschung über die Tendenz des Agricola nach Beseitigung aller einseitigen Hypothesen noch nicht gelangt ist. Er sagt: »Die vorliegende Schrift ist ein Ehrendenkmal, wenn man will ein Nekrolog des Agricola, womit der Verfasser zugleich eine historische Monographie verbunden hat, die sich in ungezwungener Weise dem Hauptzweck des Buches anschloss, aber auch verbietet die Schrift für eine bloße Biographie auszugeben. Eine besondere litterarische Kunstgattung vermögen wir darin nicht zu erkennen. Es fehlt dazu das, was aller Kunst wesentlich ist, die Einheit und die Form. Der Agricola ist, von dieser Seite betrachtet, bei allen seinen Vorzügen und Schönheiten eine litterarische Zwittererscheinung, welche etwas Formloses an sich hat. Den Charakter einer bloßen historischen Monographie aber können wir dem Buch nicht bloß wegen des Anfangs und Schlusses nicht beilegen, sondern auch desshalb nicht, weil durch die ganze historische Darstellung die Person des Agricola sich hindurchzieht und auch die Veranlassung ist zur Einschlebung des am meisten selbstständigen Abschnittes über die Geographie und Ethnographie von Britannien. Dabei muss zugestanden werden, dass die historische Kunst in der vielfach rhetorisch gehaltenen Darstellung, in der Nachahmung historischer Vorbilder und insbesondere in der Einflechtung zweier Reden in hervorragender Weise entwickelt ist. Eben darin nun liegt das Zwitterhafte der Schrift.«

Dieses Ergebnis, so unbefriedigend es ist, entspricht den That-sachen. Wer sich damit begnügt, muss annehmen, dass Tacitus, welcher in dem Jahre, in welchem er den Agricola schrieb, sich schon seit längerer Zeit mit den umfassendsten Plänen getragen hatte, als werdender Historiker allen denjenigen Zuständen und Ereignissen, welche mit der durch Agricola vollendeten Unterwerfung Britanniens in Zusammenhang standen, ein so lebhaftes Interesse geschenkt habe, dass sich während des Schreibens in den Rahmen der Biographie Agricolas unmerklich eine historische Mono-

graphie über die Eroberung der Insel einfügte. Das verhältnismäßig jugendliche Alter des Verfassers würde dann als Entschuldigung dafür herangezogen werden können, dass er in dieser Schrift uns bald als Biograph, bald als Historiker entgegentritt. Das Mitleid und Unbefriedigende einer solchen Anschauung über die Entstehung des Agricola liegt auf der Hand. Je schroffer vielmehr der Gegensatz jener beiden Tendenzen ist, desto dringender stellt sich uns die Aufgabe, einen positiveren und eben deshalb plausibleren Erklärungsgrund für diese Erscheinung zu suchen. Wer diesem Ziele nachgeht, dem tritt zunächst die schwerwiegende Thatsache entgegen, dass sich der biographische Theil des Buches von dem historischen durch eine scharfe Gränzlinie trennen lässt. Historisch sind die Capitel 10—38, biographisch die diesen vorausgehenden und die ihnen folgenden. Ja die kleine Vorrede, welche der Beschreibung Britanniens cap. 18 vorangeschickt wird, klingt wie ein wirklicher Anfang. Wenn Tacitus von dem Augenblicke an, wo er den Agricola zu schreiben begann, die Neigung hatte, den biographischen Standpunct zu verlassen und das allgemeinere historische Gebiet zu betreten, so muss es auffallen, dass diese Neigung nur in einem scharf begränzten Abschnitte des Werkes hervortritt. Wir würden erwarten, dass er die beiden Tendenzen unauflöslich in einander verwoben haben würde. Und wenn andererseits die Theilnahme und Bewunderung des Tacitus für die Person des Agricola von Anfang an alle andern Interessen, die bei der Abfassung eines solchen Werkes etwa noch rege werden konnten, in dem Grade überwog, wie es die letzten Capitel zeigen, wie konnte es da geschehen, dass er in dem mittleren Theile der Biographie seinen Helden bald nicht mehr als Mittelpunkt der Darstellung gelten liefs, bald ganz aus dem Gesichte verlor? Diese Erwägungen geben dem Gedanken Raum, dass die uns vorliegende Schrift nicht von Anfang bis zu Ende zu einer und derselben Zeit, dass der historische Theil derselben vielmehr zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen geschrieben worden ist, als der biographische. Wenn eine solche Vermuthung, hervorgegangen aus der Beobachtung des zwispaltigen Charakters der Schrift, schon in eben diesem Umstande eine gewisse Grundlage findet, so wird sie einen festen Halt und eine positive Gestalt gewinnen, wenn wir den historischen Theil des Agricola, d. h. die Capitel 10—38, zu dem ersten gröfseren Werke des Tacitus, den Historien, in Beziehung setzen. Dieses Werk umfasste bekanntlich die Zeit von 69 n. Chr. bis zum Tode des Domitian, nachdem der ursprüngliche Plan, auf den Domitian



auch noch den Nerva und Trajan folgen zu lassen, aufgegeben worden war. Für die Abfassungszeit der Historien nun ist entscheidend Agr. 3: *non tamen pigebit vel incondita ac rudi voce memoriam prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum composuisse*. Aus dieser Stelle darf man nun freilich nicht schliessen, dass Tacitus zu der Zeit, wo er das Vorwort des Agricola schrieb (98 n. Chr.), bereits die Geschichte des Domitian vollendet hatte, da man in diesem Falle dasselbe von der Geschichte des Nerva und Trajan behaupten müsste, die er nie geschrieben hat (vergl. Nipperdey, Einleitung p. X). Und doch verliert *composuisse* nichts von seiner perfectischen Natur, wird aber, wie Nipperdey richtig bemerkt, durch *pigebit* mit in die Zukunft gerückt. In ganz ähnlicher Weise, wie Tacitus sagt, dass die (künftige) Vollendung des Geschichtswerkes ihm Freude machen werde, äussert sich auch Livius im Eingange seiner libri ab urbe condita: *iuvabit tamen rerum gestarum memoriae principis terrarum populi pro virili parte et ipsum consuluisse*, eine Stelle, die dem Tacitus vorgeschwebt haben mag. Jene Stelle des Agricola berechtigt demnach nicht zu dem Schlusse, dass im Jahre 98 bereits ein Theil der Historien vorhanden war. Andererseits zwingt sie aber auch nicht zu der Annahme, dass Tacitus sich während der Regierung des Domitian jeder Aufzeichnung enthalten habe, wie denn auch die vorangehenden Worte: *memoriam ipsam cum voce perdissemus* und *per silentium* nur beweisen, dass Tacitus unter Domitian nichts veröffentlicht habe, nicht aber, dass er zu dieser Zeit überhaupt nicht litterarisch thätig gewesen sei. Warum erwähnt er aber überhaupt im Eingang des Agricola der Historien, wenn sie kaum oder noch gar nicht begonnen waren und ihre Vollendung noch viele Jahre erforderte? Warum erwähnt er ihrer sogar als eines Erstlingswerkes? Denn die so oft angeführten Worte *vel incondita ac rudi voce*, deren sich der Schriftsteller nur im Vorwort einer Erstlingsarbeit bedienen konnte, beziehen sich doch auf die Historien, nicht auf den Agricola. Und doch ist der Agricola Tacitus' erstes Werk. Diesen Widerspruch lösen die unmittelbar folgenden Worte des Verfassers selber: *hic interim liber honori Agricolae soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus*. Die Historien betrachtet er in der That als sein erstes Werk, dessen ungebildete Sprache er bei den künftigen Lesern desselben entschuldigen zu müssen glaubt; der Agricola ist nur ein Vorläufer, eine Vorstudie, oder, wenn man will, geradezu ein Theil der Historien. Bei dieser Auffassung erst erscheint die Ankündigung der Historien an dieser Stelle hinrei-



chend motivirt; ja es wäre völlig unmöglich gewesen, diese Ankündigung in dem Vorworte eines Büchleins zu unterlassen, welches, ohne einen andern selbständigen Werth zu beäitzen als denjenigen, den ihm die *professio pietatis* verleiht, eine kleine Probe dessen giebt, was das Publicum von dem ganzen Werke, den Historien, zu erwarten habe. Nach den Schlussworten des 3ten Capitels des *Agricola* war demnach Tacitus sich wohl bewusst, den *Agricola* mit bestimmter Beziehung auf die Historien verfasst zu haben. Für eine solche Beziehung eignet sich aber nicht das ganze Werk, sondern nur der grössere Theil desselben, die Capitel 10—38, in denen die Darstellung historisch, nicht biographisch ist. Um nun die eigenthümliche Selbständigkeit dieses Theiles im Gegensatz zu den biographischen Capiteln und seinen engen Zusammenhang mit dem Plan der Historien erklären zu können, reicht die Vermuthung aus, dass Tacitus, der sich sicherlich schon bald nach dem Regierungsantritt des Domitian mit historiographischen Entwürfen trug, unter Domitian eine Geschichte der Unterwerfung Britanniens verfasste als Vorstudie für das grosse Werk, welches nicht blofs die ganze Zeit des Domitian, sondern auch die vorausgehenden Jahre von 69 an und die beiden folgenden Kaiser umfassen sollte. Diese Geschichte der Unterwerfung Britanniens, an dessen Eroberung der Schwiegervater des Tacitus den Hauptantheil hatte, verwandelte sich nach dem Tode dieses Mannes durch Hinzufügung der Capitel 1—10 und 39—46 in das uns vorliegende Buch, das von nun an 2. Th. einen biographisch-nekrologischen Character trug. Diese Vermuthung bedarf einer detaillirten Ausführung.

Diejenigen Ereignisse der äusseren Geschichte des römischen Reiches, welche in den von den Historien zu umspannenden Zeitraum fallen, giebt Tacitus im Eingang jenes Werkes (cap. 2) mit folgenden Worten an: *quattuor principes ferro interempti, trina bella civilia, plura externa ac plerumque permixta, prosperae in Oriente, adversae in Occidente res: turbatum Illyricum, Galliae nutantes, perdomita Britannia et statim omissa; coortae in nos Sarmatarum ac Sueborum gentes, nobilitatus cladibus mutuis Dacus, mota prope etiam Parthorum arma falsi Neronis ludibrio*. Wenn wir mit dieser Stelle den gleichlautenden Ausdruck *Agr. 10* vergleichen: *Britanniae situm populosque multis scriptoribus memoratos non in comparationem curae ingeniive referam, sed quia tum primum perdomita est*, und bedenken, dass die unter *Agricola* erfolgte Umschiffung Britanniens, deren zweimal mit besonderem Nachdruck gedacht wird (cap. 10 und bedeutsam genug am Schlusse des gan-

zen Abschnittes cap. 38), doch wohl nicht blofs einen wissenschaftlichen Zweck, die Feststellung der Inselgestalt des Landes, hatte, sondern auch ein Symbol der vollendeten Unterwerfung war, so ergiebt sich, dass der Inhalt der Capitel 10—38 des Agricola, d. h. die Geschichte der Eroberung Britanniens, in derselben Weise angekündigt wird, wie der betreffende Abschnitt der Historien. Nichts liegt unter diesen Umständen näher, als die Annahme, dass Tacitus während der Missregierung des Domitian, angeekelt durch die innern Zustände seiner Heimath, und schon seit Jahren entschlossen, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, sein Auge auf eine glänzende Waffenthat richtete, durch welche sich die altrömische Kriegstüchtigkeit auf einer fernen, unbekannten Insel aufs neue erprobt hatte, und dass der Bericht über diese Waffenthat von ihm alsbald in der Gestalt niedergeschrieben wurde, in welcher er uns in den mittleren Capiteln des Agricola vorliegt. Sagt er doch selbst, ermüdet von den endlosen Berichten über die in der Geschichte des Tiberius stets wiederkehrenden Anklagen und Hinrichtungen Ann. 4, 33: *nam situs gentium, varietates proeliorum, clari dum exitus retinent ac redintegrant legentium animum: nos saeva iussa, continuas accusationes, fallaces amicitias, perniciem innocentium et eadem exitii causas coniungimus, obvia rerum similitudine et satietate*. Andre, dem Cicero ähnlichere Naturen mochten in diesen Zeiten politischer Bedrängnis in philosophischen Betrachtungen Trost suchen; einem Tacitus, der so oft darauf hinweist, dass auch seine Zeit nicht arm sei an herrlichen Thaten und grofsen Charakteren,<sup>1)</sup> lag es näher, seinen Blick zu richten auf die noch immer nicht erstorbene bessere Seite des nationalen Lebens.

Dies waren die allgemeinen Gründe, die ihn bewegen konnten, aus dem reichen Stoff, den die Historien zu behandeln hatten, gerade den durch die Worte *perdomita Britannia* bezeichneten Abschnitt zuerst hervorzusuchen. Ein besondrer Grund war der, dass er für die Geschichte dieses Abschnittes sich mühsamer Quellenstudien enthalten konnte, und sich nur an die Mittheilungen seines Schwiegervaters zu halten hatte, um die Authenticität seiner Berichte ver-

---

<sup>1)</sup> Ann. 3, 55: *sed nostra quoque aetas multa laudis et artium imitanda posteris tulit*. H. 4, 43: *insignem illa die virum Sempronium Densum aetas nostra vidit*. A. 3, 63: *praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur*. 4, 20: *hunc ego Lepidum temporibus illis gravem et sapientem virum fuisse comperio*. 3, 89: *dum vetera extollimus, recentium incuriosi*. Diese Stellen verdienen an die Seite gestellt zu werden den Eingangsworten des Agricola und besonders den Schlussworten des 42sten Capitels: *posse etiam sub malis principibus magnos viros esse* c. q. s., einer Stelle, die uns noch mehrfach beschäftigen wird.

hürgen zu können. Daher konnte er mit ruhigem Gewissen in Bezug auf die Beschreibung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse der Insel die Versicherung geben: *ita quae priores, nondum comperta, eloquentia percoluere, rerum fide tradentur* (cap. 10). Ja auch über die Vorgeschichte der Unterwerfung Britanniens gab ihm Agricola zuverlässige Nachrichten; denn dieser hatte als Jungling unter Suetonius Paullinus, dem Besieger der Boudicca, seine ersten Kriegsdienste geleistet, und war zum zweiten Mal in Britannien als Führer der 20sten Legion unter Vettius Bolanus und Petilius Cerialis. Wenn man zu allen diesen Gründen nun noch das persönliche Verhältniß, in welches Tacitus zum Agricola durch die Ehe mit der Tochter desselben getreten war, und die Bewunderung hinzurechnet, mit der ihn schon damals die Eigenschaften und die Thaten seines Schwiegervaters erfüllt haben müssen, wie aus nicht seltenen Stellen auch dieses Abschnittes des Agricola hervorgeht: dann wird man, denke ich, Motive genug gesammelt haben, die ihn bestimmen konnten, früher als jeden andern Abschnitt der Historien, eine Geschichte der Unterwerfung Britanniens zu schreiben. Doch war das persönliche Verhältniß des Tacitus zum Agricola sicherlich nicht der erste und wesentliche Beweggrund; sonst wäre der historische Charakter der Capp. 10—38 unerklärbar.

So haben wir auch für die besonders von Hoffmann als auffallend hervorgehobene Erscheinung eine ausreichende Erklärung gefunden, dass die Ausführlichkeit, mit welcher der Abschnitt aus Agricola's Leben erzählt werde, welcher die Verwaltung Britanniens umfasse, in einem ungerechtfertigten Gegensatz stehe zu den knappen Nachrichten, welche über seine übrige Lebenszeit gegeben würden. Tacitus schrieb eben den Bericht über die Unterwerfung Britanniens unter dem frischen Eindruck des Erzählten noch zu Lebzeiten des Gewährsmannes nieder; das Uebrige, was er nach dem Tode desselben aus dem Gedächtnis hinzufügte (vergl. cap. 4: *memoria teneo solitum ipsum narrare e. q. s.*), konnte nicht so reichlich ausfallen.

Agricola kehrte im Jahre 84 nach Rom zurück; im Jahre 90 ging Tacitus, wahrscheinlich als Legionslegat, in die Provinz; in der Zwischenzeit, welche durch die Bekleidung der Prätur (88) unterbrochen wurde, mag der Bericht über die Eroberung Britanniens entstanden sein. Dass Tacitus sich gleich nach der Rückkehr seines Schwiegervaters über die britannischen Ereignisse Notizen gemacht hat, geht aus der Genauigkeit der chronologischen Darstellung hervor; wie weit ist von hier aus der Schritt zu der Annahme,



dass statt dieser Notizen sofort eine fertige Darstellung niedergeschrieben worden ist? Eine solche Darstellung aber konnte vom historischen Standpunkte aus einer geographischen Einleitung nicht entbehren (welche mit den bei Tacitus sonst so häufigen Excursen und Digressionen nichts gemein hat). Dies versteht sich so sehr von selbst, dass ich nur auf den Vorgang des Sallust und auf den Eingang des 5ten Buches der Historien zu verweisen brauche, dessen 2tes Capitel mit den Worten beginnt: *sed quoniam famosae urbis supremum diem tradituri sumus, congruens videtur primordia eius aperire*. Man vergleiche die Umständlichkeit, mit welcher hier über die Gewinnung des Asphalts im todten Meere (c. 6) berichtet wird, mit dem, was Agr. 42 über die britannische Perlenfischerei gesagt wird; ferner die sallustianische Beschreibung Africas (Jug. 47—49), die dem Tacitus bei der Darstellung der natürlichen Verhältnisse Britanniens vorgeschwebt haben mag. Wenigstens finden sich Anklänge im Wortlaut: vergl. Jug. 47: *sed qui mortales initio Africam habuerint* mit Agr. 44: *Ceterum Britanniam qui mortales initio coluerint*. Dass derselbe Sallust auch für die beiden Reden, die der Agricola enthält, das Muster des Tacitus war, wird allgemein mit Recht angenommen.

Manche kleine Züge ferner in den Capp. 40—38 erinnern auf das lebhafteste an die Darstellungsweise, die dem Tacitus in seinen beiden großen historischen Werken eigen ist; so das rege Interesse für die Empfindungen des gemeinen Soldaten,<sup>1)</sup> der episodentartig eingeschobene Bericht über die desertirten Usipier (c. 28), die Sentenz Agr. 27: *prospera omnes sibi vindicant, adversa uni imputantur*, verglichen mit Ann. 3, 53: *et cum recte factorum sibi quisque gratiam trahant, unius invidia ab omnibus peccatur*, und manches Andre.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Vergl. besonders Agr. 25: *cum — saepe isdem castris pedes equesque et nauticus miles mixti copiis et laetitia sua quisque facta, suos casus attollerent, ac modo silvarum ac montium profunda, modo tempestatum ac fluctuum adversa, hinc terra et hostis, hinc victus Oceanus militari iactantia compararentur* mit H. 2, 21: *diversae cohortationes hinc legionum et Germanici exercitus robur, inde urbanae militiae et praetoriarum cohortium decus attollentium; illi ut seque et desiderium et circo ac theatris corruptum militem, hi peregrinum et externum increpabant*. — A. 45, 67: *nec minus nosci decebat militaris viri sensus incomptos et validos*.

<sup>2)</sup> Vergl. Agr. 48: *non ignarus instandum famae ac prout prima cessissent, terrorem ceteris fore* mit H. 2, 20: *gnarus, ut initia belli provenissent, famam in cetera fore*; Agr. 24: *valentissimam imperii partem* (Gallien und Spanien) mit H. 2, 53: *Gallias Hispaniasque, validissimam terrarum partem*; Agr. 47: *vir magnus, quantum licebat* mit A. 44, 47: *in quantum praecumbrante imperatoris fastigio datur, clarus*; Agr. 21: *idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset* mit H. 4, 64: *abruptis voluptatibus, quibus Romani plus adversus subiectos quam*



In welcher Weise Tacitus in demjenigen Theile der Historien, welcher den Jahren der Statthalterschaft Agricola's gewidmet war, die Eroberung Britanniens behandelt hat, wissen wir nicht, da dieser Theil verloren ist. Ursprünglich waren die Capp. 10—38 des Agricola wohl geschrieben, um unverändert dem grösseren Werke eingefügt zu werden. Die annalistische Anordnung, die auch in den Historien befolgt ist, konnte dabei kein Hindernis sein, da Tacitus auch sonst kriegerische Ereignisse ohne Unterbrechung durch mehrere Jahre verfolgt, wie Ann. 12, 40. 13, 9. 6, 38 mit dem bezeichnenden Zusatze: *quo requiesceret animus a domesticis malis*. Für welche Kriege war dieses Motiv geeigneter, als für die von Agricola während der Regierungszeit des Domitian geführten? Ob Tacitus nun in dem verloren gegangenen Theile der Historien, wo die Kriege des Agricola zu erwähnen waren, auf die inzwischen mit einer Biographie des Agricola bereicherte und längst veröffentlichte Geschichte der Unterwerfung der Insel verwiesen oder die Resultate dieser Arbeit in Kurzem wiederholt hat, muss dahingestellt bleiben.

Nach allem Gesagten haben wir Gründe genug, den mittleren Theil des Agricola für den ursprünglichen, vor dem Tode des Eroberers von Britannien, und zwar nicht in erster Linie als ein Ehren-  
denkmal für denselben, sondern vom allgemein historischen Standpunkte aus als eine Vorarbeit für das große Werk der Historien niedergeschriebenen Theil zu halten.<sup>1)</sup> Im Jahre 93 starb Agricola

*armis valent*; Agr. 33: *militem accendendum adhuc ratus* mit H. 4, 36: *accendendos in commune ratus*; Agr. 35: *et adloquente adhuc Agricola militum ardor eminebat* mit A. 44, 36: *is ardor verba ducis sequebatur*; Agr. 36: *exterriti sine rectoribus equi, ut quemque formido tulerat, transversos aut obvios incursabant* mit A. 4, 63: *illi — excussis rectoribus discere obvios, proterere iacentes*; Agr. 48: *hunc Britanniae statum, has bellorum vices media iam aestate transgressus Agricola invenit* mit H. 4, 71: *hic belli status erat, cum Petilius Cerialis Mogontiacum venit*; und für die Reden besonders Agr. 30: *quoties causas belli et necessitatem nostram intueor* mit A. 44, 36: *si copias armorum, si causas belli secum expenderent*; Agr. 31: *Britannia servitutem suam quotidie emit, quotidie pascit* mit H. 4, 17: *provinciarum sanguine provincias vinci*; Agr. 34: *hi celerorum Britannorum fugacissimi ideoque tam diu superatiles* mit A. 3, 45: *hos esse Romanos Varianti exercitus fugacissimos* und H. 3, 46: *superasse qui fugam animis, qui vulnera tergo ferant*. — Alle diese kleinen Züge, welche für die historiographischen Gewohnheiten des Tacitus überhaupt bezeichnend sind, dienen uns speziell zum Beweise, wie nahe die historischen Partien des Agricola in der Darstellungsweise den großen historischen Werken des Tacitus stehn. — In den Worten der Britannier *recessuros, ut divus Iulius recessisset* (c. 15) ist *divus* nicht ironisch im Sinne der Redenden zu fassen, sondern aus dem Sinne des Tacitus zu verstehen, da dieser im andern Falle wohl ähnlich geschrieben haben würde wie A. 4, 59: *irritusque discesserit illo inter numina dicatus Augustus*.

<sup>1)</sup> Nur eine einzige Notiz kann in den mittleren Capiteln des Agricola ursprünglich nicht gestanden haben. Es sind die Worte cap. 29: *initio aestatis*

während der Abwesenheit seines Schwiegersohns. Es folgten die letzten Jahre des Domitian, in denen die Raserei des Tyrannen Alles verstummen machte. Mit Nerva begann eine neue Zeit; unter ihm bekleidete Tacitus das Consulat; aber erst als der von vielen ersehnte Trajan den Thron bestieg, als die *securitas publica non spem modo ac votum, sed ipsius voti fiduciam ac robur assumpsit*, konnte er sagen: *nunc demum rediit animus* (Agr. 3). Voll überfluthender Freude über die *rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet*, beschloss er alsbald, dem von ihm bewunderten Schwiegervater, dem er die letzten Ehren zu erweisen verhindert gewesen war, ein Ehrendenkmal für alle Zukunft zu errichten. Er benutzte hierzu die längst vorhandene Geschichte der Eroberung Britanniens, an welcher Agricola den Hauptantheil hatte, und fügte derselben eine Darstellung des Lebens seines Schwiegervaters hinzu, so weit es seiner Thätigkeit als Befehlshaber des britannischen Heeres voranging oder folgte. Doch würde ihn allein die Theilnahme für den gestorbenen Verwandten und die Bewunderung für seine strategische Tüchtigkeit schwerlich zu diesem außerordentlichen Schritte bewogen haben: er sah in diesem Manne mehr als den Vater seiner Frau oder den ruhmbedeckten Eroberer. Er galt ihm als ein Muster für alle Zeitgenossen, da er ebensoweit entfernt von alltüglichem Servilismus als von dunkelhaftem Streben nach der Märtyrerkrone die reichen Gaben seines Geistes im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen wusste, ohne von der Eifersucht zerschmettert zu werden. In diesem Sinne mag der Agricola als ein Programm betrachtet werden, aber auf keinen Fall als das einer politischen Partei, sondern als das rein persönliche des Tacitus. Die ganze Summe der Erfahrungen, welche ein Mann mit offenem Auge und unbefangenen Sinne während der Regierung des Domitian zu sammeln Gelegenheit hatte, hat Tacitus im Agricola niedergelegt. Somit war ihm die Abfassung und Veröffentlichung des Agricola in der Gestalt, in welcher er uns geblieben ist, nicht bloß eine Folge seiner hingebenden Verehrung für den Todten, sondern auch insofern ein noch persönlicheres Herzensbedürfnis, als er nach einer Gelegenheit suchte, diejenigen Principien zu entwickeln, welche

---

*Agricola domestico vulnere ictus anno ante natum filium amisit, quem casum neque ut plerique fortium virorum ambitiose neque per lamenta rursus ac maerorem muliebritur luit. et in luctu bellum inter remedia erat.* Diese rein biographische Notiz ist zugleich mit der Entstehung des biographischen Theils eingeschoben worden. Der ursprüngliche Text lautete vermuthlich: *initio aetatis Agricola praemissa classe e. q. s.*

für das Verhalten des Agricola während seiner ganzen Laufbahn maßgebend gewesen waren und nicht minder auch das Leben des Tacitus selbst bestimmt hatten und ferner bestimmen sollten. Hier müssen zuerst die berühmten Worte ihren Platz finden (cap. 42): *sciunt quibus moris est illicita mirari, posse etiam sub malis principibus magnos viros esse, obsequiumque ac modestiam, si industria ac vigor adsint, eorum laudes excedere, qui plerique per abrupta, sed in nullum rei publicae usum, ambitiosa morte inclaruerunt.* Dieser Satz bezeichnet den prinzipiellen Mittelpunkt alles dessen, was Tacitus an dem Charakter seines Schwiegervaters als mustergiltig hervorzuheben nicht müde wird. Schon in dem historischen Theil unseres Buches wird die Mäßigung und Bescheidenheit des Agricola als eine seiner Tugenden hervorgehoben (cap. 18: *sed ipsa dissimulatione famae famam auxil.* 22: *nec Agricola umquam per alios gesta avidus intercept*), doch tritt dieser Vorzug hier seiner kriegerischen und politischen Tüchtigkeit gegenüber in den Hintergrund. In dem biographischen Theil aber dreht sich eigentlich Alles um diesen Punct. Seine philosophischen Studien legten den ersten Grund zu dieser Geistesrichtung (cap. 4), die sich schon bewährte, als er unter Suetonius Paullinus die ersten Kriegsdienste leistete (cap. 5: *nihil appetere in iactationem, nihil ob formidinem recusare*), zu einer Zeit, wo es nicht weniger gefährlich war, ein berühmter, als ein berüchtigter Mann zu sein (*nec minus periculum ex magna fama, quam ex mala*). Dasselbe gilt von dem Verhältnis zu seiner Frau (cap. 6: *vixeruntque mira concordia, per mutuam caritatem et invicem se anteponendo*), und von seinem ganzen Privatleben (cap. 29: — *filium amisit. quem casum neque ut plerique fortium virorum ambitiose, neque per lamenta rursus ac maerorem muliebriter tulit*), von seiner Amtscarrière (cap. 6: *gnarus sub Nerone temporum, quibus inertia pro sapientia fuit. ludos — medio rationis atque abundantiae duxit*), von seinen Thaten als Führer der 20sten Legion (cap. 7: *rarissima moderatione maluit videri invenisse bonos quam fecisse.* c. 8: *temperavit Agricola vim suam ardoremque compescuit. nec umquam in suam famam gestis exultavit. ita virtute in obsequendo, verecundia in praedicando extra invidiam nec extra gloriam erat*), von seiner Verwaltung Aquitaniens (c. 9: *ne famam quidem, cui saepe etiam boni indulgent, ostentanda virtute aut per artem quaesivit*). Noch stärker tritt dieser Charakterzug des Agricola in den letzten Capiteln hervor: die Siegesbotschaft an den Kaiser ist frei von eitler Prahlerei (c. 39); seine Rückkehr in die Stadt geschieht unter Vermeidung alles Aufsehens; nach derselben lebt er



einfach und zurückgezogen, um Niemanden an die Grösse seiner Verdienste zu erinnern (c. 40); er sträubt sich gegen die Verhältnisse, die ihn unter den Augen des Kaisers wider seinen Willen in den Ruhm jagen (c. 44: *in ipsam gloriam praeceps agebatur*); er weifs durch Gleichgültigkeit gegen die Lockungen der Eitelkeit den Jähzorn des Kaisers zu beschwichtigen (c. 42) und sieht dem Tode mit bereitwilliger Entschlossenheit ins Auge (c. 45: *constans et libens fatum exceperisti*).

Diese immer wiederkehrende Betonung der Mäßigung und Selbstbeherrschung Agricolas wurde die Veranlassung zur Gantrelleschen Hypothese vermittelt der falschen Voraussetzung, dass Tacitus die rein persönlichen Eigenschaften seines Schwiegervaters auf das Gebiet der politischen Discussion hinüberzuziehen und ihn als Musterbild der gemäßigten Partei hinzustellen beabsichtigt habe. Derselbe Umstand erzeugte aber auch die Ansicht Hoffmanns, der in der Mäßigung des Agricola Servilismus, in dem Eifer aber, womit Ta-  
oitus diese Eigenschaft immer aufs neue hervorhebt, einen im eigensten Interesse unternommenen Versuch erkennt, aus einem Fehler eine Tugend zu machen. Wäre diese Auffassung die richtige, so müsste uns nicht nur der Schluss des Agricola Abscheu einflößen, sondern der Geist, in welchem die sämmtlichen Werke des Tacitus geschrieben sind, wäre von höchst zweifelhaftem Werthe. Denn dass Tacitus, als er den biographischen Theil des Agricola schrieb und damit seinem Schwiegervater ein Ehren Denkmal zu errichten beschloss, die in jeder Lage des Lebens hervortretende mässvolle Haltung desselben in aufrichtiger Bewunderung und aus vollster Ueberzeugung als seine Haupttugend darstellte, geht zur Genüge daraus hervor, dass er die Principien, denen Agricola stets treu geblieben war, nicht blofs in einem Augenblick der Begeisterung zu preisen unternahm, sondern für sein ganzes Leben adoptirte. Die Zeit des Domitian hatte ihn gelehrt, dass bei dem Servilismus der Menge und dem eiligen Freiheitstaumel einzelner höher angelegter Naturen man nicht oft genug auf das Beispiel der selten gewordenen Männer hinweisen könne, welche der Unmöglichkeit, an den bestehenden Verhältnissen zu rütteln, sich fügten, dennoch aber ihren Fähigkeiten und Verdiensten bei den Zeitgenossen und der Nachwelt Anerkennung zu verschaffen wussten. Wie daher Tacitus H. 2, 46 an dem Procurator Decumus Pacarius die *temeritas tanta mole belli nihil in summam profutura, ipsi exitiosa* tadelt, so wirft er Ann. 14, 2 dem Pactus Thrasea eine nutzlose Selbstaufopferung vor mit den Worten: *ac sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non*



*praebuit*. Damit steht nicht im Widerspruch, wenn er H. 4, 4 die Verfolgung eines Todten *sera et sine libertate* nennt. Wie bedeutsam aber an jener Hauptstelle des *Agricola* (c. 42) die Worte sind: *si industria ac vigor adsint*, geht daraus hervor, dass Tacitus sich ebenso hart, wie über das Gebahren der Freiheitshelden, über die Fügsamkeit ausspricht, wenn sie aus Trägheit hervorgeht, über eine gesicherte Lebensstellung, wenn sie durch Mangel an Energie gewährleistet wird. Die *segnis innocentia* (Ann. 14, 54) und das *segne otium*, welches Manche mit dem „glänzenden Namen“ philosophischer Studien verhüllen (H. 4, 5), eignet schwächlichen Naturen, wie dem Hordeonius Flaccus, von dem es H. 4, 56 heist: *non retinere dubios, non cohortari bonos ausus, sed segnis, pavidus et sordidia innocens*. Dem Galba dienten die Zeitverhältnisse unter Neros Regierung zum Deckmantel seiner Bequemlichkeit: *sed claritas natalium et metus temporum obtentui, ut quod segnitia erat, sapientia vocaretur* (H. 4, 49). Die mit dem Gehorsam sich verbindende Thatkraft aber rühmt er wie am *Agricola*, so am *Marius Celsus* (H. 4, 45: *industriæ eius innocentiaque quasi malis artibus infensi*), die Mäßigung im Glücke an dem edlen *Corbulo* (Ann. 15, 5: *quamvis secundis rebus suis moderandum fortunæ ratus*), während er an dem von *Vitellius* vergifteten *Blaesus* bei aller Anerkennung seiner Bescheidenheit tadelt, dass er sich nicht ängstlich genug davor gehütet habe, für würdig des Thrones gehalten zu werden (*parum effugerat, ne dignus crederetur* H. 3, 39). Und am deutlichsten wird die von *Agricola* verfolgte Mittelstrafse, welche die Opposition und den *Servilismus* gleich ängstlich vermeidet, in den bekannten Worten Ann. 4, 20 vorgezeichnet: *unde dubitare cogor, falo et sorte nascendi, ut cetera, ita principum inclinatio in hos, offensio in illos, an sit aliquid in nostris consiliis, liceatque inter abruptam contumaciam et deforme obsequium pergere iter ambitione ac periculis vacuum*. Zugleich aber liegt in diesen Worten ausgesprochen, wie schwer es dem Tacitus erschien, diese Mittelstrafse einzuhalten, da er zweifelt, ob der freie Wille und die Selbstbestimmung des Menschen etwas dazu thun könne. Daraus erklärt sich aber wieder die hohe Bewunderung, mit welcher er zu den wenigen Männern hinaufblickt, denen es gelang, diesen Weg durch das ganze Leben zu verfolgen.

So steht dasjenige, was man in dem biographischen Theil des *Agricola* tendenziös genannt hat und nennen mag, im schönsten Einklang mit allen denjenigen Stellen der späteren grösseren Werke des Tacitus, an denen er Gelegenheit nimmt, seine innerste Ueberzeugung über den Werth einer zeitgenössischen Persönlichkeit aus-

ansprechen. Dadurch wird die Annahme hinfällig, dass Tacitus einen speciellen oder persönlichen Grund gehabt haben müsse, die Haupttugend des Agricola so häufig hervorzuheben; und nicht nur Gantrelle, sondern auch Hoffmann kann nur Glauben finden bei denjenigen, denen die gleichartigen Stellen der Historien und Annalen nicht gegenwärtig sind. Aber auch Hübners Hypothese wird, von allem Andern abgesehen, allein durch die Vergleichung dieser Stellen untergraben. Denn der von hingebender Bewunderung eingegebene Schluss des Buches erklärt sich einfach aus der Erwägung, dass Agricola, an den Tacitus durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft geknüpft war, ihm einer der wenigen Männer zu sein schien, welche bewiesen hatten, dass die höchste Aufgabe, welche einem Römer jener Zeit gestellt werden konnte, nicht unerfüllbar, dass es möglich sei, weder an der Klippe des Servilismus, noch an der der Freiheitsbegeisterung zu scheitern und dennoch der Nachwelt einen berühmten Namen zu hinterlassen.

Diese Betrachtungen mögen einerseits dazu dienen, den Abstand zwischen dem historischen und biographischen Theil des Agricola noch erkennbarer zu machen — denn in jenem Theile wird die in den biographischen Partien zum Mittelpunkt der Darstellung gemachte Haupttugend des Agricola nur zweimal vorübergehend erwähnt — andererseits sollen sie dazu beitragen zu beweisen, dass nicht allein die Theilnahme für den gestorbenen Verwandten, sondern vor Allem die Ueberzeugung von der Hoheit seiner Lebensmaxime, von der Stichhaltigkeit aller Erfahrungen, die Tacitus unter der Regierung des Domitian gesammelt hatte, zu der Abfassung des biographischen Theils die Veranlassung war. Und bei der Vergleichung der gröfseren Werke findet sich in diesem Theile des Agricola noch so manches Typische, für die Kaiserzeit und die taciteische Auffassung derselben Charakteristische, was bei der ersten Gelegenheit auszusprechen dem Tacitus ein Bedürfnis gewesen sein mag. Zu den Eingangsworten: *apud priores — agere digna memoratu pronum magisque in aperto erat und: adeo virtutes isdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur*, ferner cap. 5: *ingrata temporibus, quibus sinistra erga eminentes interpretatio* vergleiche den ersten Theil des Satzes: *tanto acrior apud maiores sicut virtutibus gloria, ita flagitiis paenitentia fuit* (H. 3, 51) und aus dem ersten Capitel der Historien: *sed ambitionem scriptoris facile averseris, obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur; quippe adulationi foedum crimen servitutis, malignitati falsa species libertatis inest*. An allen diesen Stellen klagt Tacitus.

über die Ungunst der Zeiten, welche aufstrebenden Talenten den Weg versperrt und durch die Neigung zu einer gehässigen Beurtheilung jedes Verdienstes unter dem Scheine selbständiger Gesinnung demjenigen entgegenarbeitet, der nach einem objectiveren Maßstabe sucht.<sup>1)</sup> Die taciteische Auffassung der Empfindungen eines Tyrannen und das Verhältniß des Domitian zum Agricola (c. 39, 40) zu erläutern, dient die Vergleichung folgender Stellen: Ann. 4, 33: *etiam gloria ac virtus infensos. habet ut nimis ex propinquo diversa arguens.* 4, 48: *nam beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exolveri posse; ubi multum antevenere, pro gratia odium redditur;* und speziell zu den Worten: *quodque saevae cogitationis indicium erat, secreto suo satiatius optimum in praesentia statuit reponere odium.* Ann. 4, 69: *odia in longum iaciens, quae reconderet auctaque promeret,* und die von Nipperdey hinzugefügten Stellen; zu der Sentenz: *proprium humani ingenii est odisse quem laeseris* (c. 42) außer den vielen andern Stellen, wo eine Eigenthümlichkeit der allgemeinen menschlichen Natur hervorgehoben wird (häufig mit den Worten: *insita mortalibus natura*, H. 4, 55. 2, 20. 38), besonders. Ann. 4, 33: *odiis, quorum causae acriores quia iniquae* und 46, 46: *invisi principi tamquam vivendo exprobrarent interfectum esse Rubellium Plautum.* Zu den Worten: *Domitiani — natura — moderatione — prudentiaque Agricolae leniebatur* Ann. 44, 47: *vixit tamen post haec Regulus, quiete defensus.* Zu der Darstellung der letzten Jahre des Domitian (c. 45) vergl. A. 6, 49: *sed circumiecti custodes et in maerorem cuiusque intenti corpora putrefacta assectabantur;* 4, 70: *id ipsum paventes, quod timuissent.* Wie Agricola (c. 45), so starb die Mutter des Vitellius zu gelegener Zeit (*opportuna morte excidium domus praevenit* H. 3, 67). An das

<sup>1)</sup> Die beiden aus den Historien citirten Stellen mögen auch als Commentar dienen zu den viel besprochenen Schlussworten des ersten Capitels: *at nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non potissem incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora,* deren Sinn nach dem Zusammenhang nur der sein kann: Ich bedarf der Nachsicht, weil ich der Zeitströmung nicht folge, die auch den edelsten Männern und den höchsten Verdiensten ihre Anerkennung versagt, und zwar um so mehr, da ich das Leben eines Mannes darzustellen habe, für dessen Haupttugend ich bei der Menge nicht einmal Verständnis, geschweige denn Anerkennung voraussetzen darf. Ich hätte diese Bitte nicht ausgesprochen, wenn auch der Mann, dessen Leben ich schreibe, den Schwierigkeiten erlegen wäre, an denen so viele zu Grunde gegangen sind (*quo plerumque prohibentur conatus honesti* Ann. 48, 32). — *defuncti* scheint dabei einen concessiven Sinn zu haben: obwohl ein Gestorbener auf eine objective Beurtheilung noch größern Anspruch hat als ein Lebender, vergl. Ann. 4, 35: *sed maxime solum et sine obtractatore fuit prodere de his, quos mors odio aut gratiae exemisset.* —



Schlusscapitel des Agricola erinnern uns die Worte des sterbenden Germanicus, auch eines Lieblings des Tacitus, Ann. 2, 71: *non hoc praecipuum amicorum munus est, prosequi defunctum ignavo questu, sed quae voluerit meminisse, quae mandaverit exequi*; und die des sterbenden Seneca Ann. 15, 62: *quod unum iam et lamen pulcherrimum habeat, imaginem vitae suae testatur relinquere, cuius si memores essent bonarum artium, famam constantis amicitiae laturos.*<sup>1)</sup>

Das Dunkel, welches in der Darstellung des Tacitus über dem Tode des Agricola schwebt, ist von Hoffmann dahin missdeutet worden, dass das Gerücht, Agricola sei durch das Gift des Kaisers gestorben, dem Tacitus sehr gelegen gekommen sei, um durch diesen letzten Act des kaiserlichen Hasses zu beweisen, dass Agricola niemals ein Günstling des Domitian gewesen sein könne. Aber die Ausdrücke des Tacitus (c. 43) sind durchaus nicht so gehalten, dass man zu der Annahme berechtigt wäre, Tacitus sei geneigt, jenem Gerüchte Glauben zu schenken, und gehe darauf aus, die Leser auf seine Seite zu ziehen. Die Worte: *et libertorum primi et medicorum intimi venere, sive cura illud sive inquisitio erat* zeigen vielmehr, dass er sogar der Möglichkeit Baum giebt, der Kaiser sei um die Pflege des Kranken bemüht gewesen. Und wenn er auch gleich nachher sagt, Niemand habe geglaubt, dass der Kaiser die umständlichen Anstalten zur Beschleunigung der Trauerbotschaft getroffen haben würde, wenn diese für ihn nicht eben eine Freudenbotschaft war, so sagt er doch vorher, wo er nicht von dem Gerede des Volkes spricht, in dessen Wiedergabe er stets eine merkwürdige Sorgfalt zeigt, sondern sein eigenes Verhältnis zu der Streitfrage angiebt: er selbst könne nichts Entscheidendes mittheilen.<sup>2)</sup> Nach

---

<sup>1)</sup> Ich füge die übrigen Stellen der Historien und Annalen hinzu, die an den sentenzenreichen Agricola erinnern. Vergl. Agr. 2: *scilicet illo igne vocem populi Romani et libertatem senatus et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur* mit A. 4, 35: *qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam*; Agr. 40: *noctu in Palatium — venit exceptusque brevi osculo* — mit A. 2, 42: *in urbem properat exceptusque immitti a principe* — und 43, 48: *et post breve osculum digrediens*; Agr. 42: *agi sibi gratias passus est nec erubuit beneficii invidia* mit H. 2, 71: *actaque insuper Vitellio gratiae consuetudine serviti* und Ann. 14, 56: *Seneca, qui finis omnium cum dominante sermonum, grates agit*.

<sup>2)</sup> Diese Worte lauten in den Handschriften: *nobis nihil comperti affirmare ausim*. Man hat längst eingesehen, dass Tacitus so nicht geschrieben haben kann. Ich übergehe die Aenderungen, mit denen man sich bisher geholfen hat; sie genügen alle nicht. Wenn wir bedenken, dass unmittelbar vorher von dem Gerüchte die Rede ist, und die verderbte Stelle mit den Worten *affirmare ausim* schließt, die sich nur auf eine positive Behauptung, nicht aber auf ein Bekenntnis des Nichtwissens beziehen können, so liegt die Vermuthung



einer einfachen Interpretation — und diese ist doch immer die beste — wusste Tacitus also nicht mehr über den Tod seines Schwiegervaters und wollte auch nicht mehr darüber zu wissen scheinen, als er in den zuletzt erwähnten Worten sagt. Man mag sich darüber wundern, dass er keine Momente gefunden hat, die geeignet waren ihn für oder gegen das Gerücht zu stimmen; dem gegenüber mache ich nur auf eine merkwürdige Parallelstelle aufmerksam. Es heisst nämlich über den Tod des Germanicus Ann. 3, 49: *is finis fuit ulciscenda Germanici morte, non modo apud illos homines, qui tum agebant, etiam secutis temporibus vario rumore iactata. Adeo maxima quaeque ambigua sunt, dum alii quoquo modo audita pro compertis habent, alii vera in contrarium vertunt, et gliscit utrumque posteritate.*

Wir haben die Parallelstellen vielleicht allzusehr gebäuft. Aber unsere Absicht war nachzuweisen, dass Tacitus, als er zu Anfang der Regierung des Trajan die capp. 4—9 und 39—46 schrieb, in diesen Capiteln nicht bloß das Leben seines Schwiegervaters vor und nach seinem Auftreten in Britannien beschrieb, sondern zugleich in ihnen eine Fülle von Ideen niederlegte, welche, entstanden und gereift während der Regierung des Domitian, für die Darstellungsart in seinen später entstandenen größeren Werken charakteristisch geblieben sind. Dass ich aber die Kluft, welche den historischen von dem biographischen Theil des Werkes trennt, auch hiermit nicht auszufüllen, sondern zu vergrößern bemüht gewesen bin, darüber möge man nach dem Mafsstabe der Thatfachen urtheilen, welche eine vielen vielleicht willkommenere Lösung, die Rettung der Einheit des Werkes, unmöglich machen. Diese Thatfache der zwiespältigen Darstellung verbunden mit der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit früherer Hypothesen war der Ausgangspunct meiner Erörterungen.

---

nahe, dass der Sinn der verderbten Stelle dieser war: dass diesem Gerüchte nichts sicher Erkundetes zu Grunde gelegen hat, oder: dass die Urheber dieses Gerüchtes nicht mehr gewusst haben als wir, darf ich dreist behaupten. Doch mache ich keinen Versuch, den Wortlaut herzustellen.

ÜBER  
EINE JÜNGST GEFUNDENE  
ATTISCHE PACHTURKUNDE

AUS OLYMP. 120, 1.

---

TEXT NEBST ERGÄNZUNG UND ERLÄUTERUNGEN

VON

R. NEUBAUER.

Digitized by Google

In der neugriechischen politischen Zeitung 'Εφημερίς, dem »Tageblatt« von Athen, vom 16. Februar 1874, die mir durch die Güte des Herrn Dr. Gustav Hirschfeld zugekommen ist, findet sich hinter den gewöhnlichen politischen und anderen Nachrichten und Neuigkeiten, den τηλεγραφήματα, εξωτερικαί ειδήσεις, αποβιώσεις, den Marktpreisen des χρέας βόειον und πρόβειον, des καφφές und ζάχαρις, und damit das Berliner »Tageblatt« nichts vermisst, dem γραμματοξιβώτιον, genug in dieser sehr modernen Gesellschaft findet sich unter der Rubrik 'Αρχαιολογικά auch eine aus altgriechischer Zeit stammende jüngst gefundene Attische Inschrift, die durch Herrn Γ. Μπουρνίας veröffentlicht ist. Diese bereichert eine auf dem grossen Gebiete der griechischen Epigraphik bisher nur durch sehr wenige und zum Theil sehr fragmentarische Urkunden vertretene Klasse von Inschriften, die der Pachturkunden. Leider ist sie in einem ziemlich verstümmelten Zustande mitgetheilt, und wie weit dieser durch den Stein selber bedingt ist, aus den Bemerkungen des Herausgebers nicht zu entnehmen. Zwar verspricht derselbe, die Inschrift später »μετὰ περισσότεράς επιμελείας ἀκριβέστερον καὶ μετὰ σχολίων« veröffentlichen zu wollen, so dass also noch Hoffnung vorhanden ist, eine und die andere der bedeutenderen Lücken, die jetzt nur mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit ergänzt werden können, sicher hergestellt zu sehen. Wenn ich es gleichwohl unternehme, dieselbe schon jetzt mit den nöthigen Ergänzungen und Erklärungen hier mitzutheilen, so geschieht das nicht, weil ich die Ueberzeugung hatte, dass die von mir versuchte Ergänzung in allem das ursprüngliche getroffen habe, sondern weil ich verhüten will, dass die wichtige Urkunde dem weiteren Kreise der Fachgelehrten entweder überhaupt oder doch für eine längere Zeit unbekannt bleibe, eine Besorgnis, die bei der Seltenheit, mit der solche vereinzelte Publicationen, zumal in gewöhnlichen Tageszeitungen, aus Griechenland zu uns ihren Weg finden, durchaus nicht unbegründet ist.



Wo in Attika die Inschrift gefunden ist, hat der Herausgeber unterlassen anzugeben. Die Angabe über den Fundort wäre freilich wichtig für die Topographie, für die Urkunde und ihren Inhalt selber aber völlig entbehrlich, da die Inschrift keinen Zweifel darüber lässt, wohin sie gehört.

Ich gebe nun die Inschrift zunächst in Majuskeln genau in der Gestalt und mit den Lettern, mit denen sie in der Zeitung mitgetheilt ist, und lasse dann den Text in ergänzter Gestalt, so weit eine Herstellung überhaupt möglich schien, folgen.

. . . ΑΡΧΟΣ ΕΙΠΕ .. ΕΔΟΧΘΑ . . . . .  
 ΙΣΘΩΤΑΙΤΟΧΩΡΟΝ ΤΟ.Υ.. ΙΝ . . . . .  
 .ΙΝΟΝ ΔΥΑΛΕΩΝ .. ΟΔΩΡΩΙ ΚΑΤΑΣΥΝ ..  
 ΣΤΑΣΔΕΚΑΤΑ . . . Ε.ΜΙΣΘΩΣΑΝΤΟ ΧΩΡΙ .  
 5 ΤΟΜΥΡΡΙΝΟΥΝΤ . . . +ΡΑΤΡ . . . ΧΟ.ΚΑ ..  
 ΚΑΝΣ.ΑΡΙΣΤΕΙΑΟ..Υ . . . . . ΣΙΟ . . . . .  
 ΟΠΕΙΟΝ ΣΔΙΟ+ΑΝΓΟΥ ΜΥΡΡΙΝΟΝ ΣΙΟ...  
 ΤΟΚΟΙΝΟΝ ΔΥΑΛΕΩΝ ΤΗΣ ΑΕΙ.ΗΝ..—.  
 Ε.ΗΝΕΤΗ ΔΕΚΑ..ΩΙΠΕΙΤΟΝ ... Β..ΝΤ.  
 10 ΩΟΣΝΟ..ΟΕΝΟΛΥΜΠΙΟΔ . . . . . Χ . . . . .  
 ΟΥ ΑΝΙΟΝΤΟΣ ΟΔΟΣ ΔΥΟ..Ν.ΥΟ . . . . .  
 ΤΟΥ ΧΩΡΙΟΝΔΙΟΔΩΡΩΙ .. ΝΟΛ .. Υ . . . . .  
 ΟΥΣΙΩΝ Η ΗΤ ΤΟΥΕΝ . . . . . ΚΑΣ...Α  
 ΛΕΣΚΑΙΑΝΕ .. ΤΙΜ . . . Ν .. Τ . . . . . Κ  
 15 ΝΕΟΝ ΚΑΙ ΠΟΛΕΜΙΑΝ ΕΠ.Ο...ΚΑ.+....  
 ΣΤ. . ΤΟΠΕΔ.Υ ΚΑΙΤΕΛΩ . . . . . Τ...  
 Λ . . . Ν ΑΛΛ . Ν Α . ΑΝ .. ΝΕ . . . . . Ε..  
 . . ΟΙΚΙΑΝΔΙΟΔ.ΡΟΝΙ . . . . . Ν ....  
 . . . ΤΑΣ ΑΜΠΕΛΟΥΣ Τ . . . . .  
 20 . . . ΑΙΤΟΙΣ+ΡΑΤ . . . . . Υ. Ε  
 ΑΣ ΑΜΠΕΛΟΥΣ ΔΙΣΚ . . . . . Τ.Ν..Σ  
 ΕΡ .. Α . ΕΤΗΣ . +ΣΣΙΤ . . . . .  
 ΔΕΑΡΓΟΥ.ΣΠΡΕΥΣΕΙΟ . . . . .  
 ΙΕΡΓΑΣΕΤΑΙΔΕΚΑΙΤΑ . . . . . ΕΝ .. Τ . . . .  
 25 . . ΑΡΟΔΙΔΟΝΑΙΔΕΤΗ . . . . . ΣΤΗ...  
 ΝΗ .. ΣΕ.ΑΝΜ.ΝΟΣ ΠΟ . . . . . ΟΣ..  
 . . ΤΟΙΣ +ΡΑΤΡΙΑΡΧ . . . . .  
 .+ΡΑΤΡΙΑΡΧΟΥΣΙΝΑ.ΧΕ . . . . .  
 ΕΠΙΗΓΕΜΑΧΟΥ ΜΟΥΝΥΧ . . . . . Ε.Τ..  
 30.ΕΔΙΟΔΩΡ. . ΚΟΥΑΙΤ . . . ΝΑΡΤ..Τ . . . . .  
 ΟΥΧΩΡΙΟΥΜΗΟΕΝΜΗΔΕ ΤΗΝ..Κ..ΝΚΑ .

Ε . ΝΕΑΝΔΕΜΗΑΓΟΔΙ ΔΩΙΤΗΝΜΙΣΟ . . ΙΝΕ  
 ΤΟΙΣ ΧΡΟΝΟΙΣ ΤΟΙΣ ΓΕΓΡΑΜΜΕΝΟΙΣ . .  
 . . ΛΕΙΤΑΙ ΤΟ ΧΩΡΙΟΝ ΚΑΤΑ ΤΑ ΓΕΓΡΑΜΜ . .  
 35. ΕΣ ΕΙΝΑΙ ΤΟΙΣ +ΡΑΤΡΙΑΡΧΟΙΣ ΚΑΙ ΔΙΔ . .  
 . . . . ΙΝΕ ΝΕΧΥΡΑΙΕΙΝ ΠΡΟΔΙΚΗΣ ΚΑΙ ΜΙ . .  
 . . . . ΕΤΕΡΩΙ ΤΟ ΧΩΡΙΟΝ . ΙΑΝΙΟΥ . . . .  
 . . . ΥΠΟΔΙΚΟΣ ΕΣΤΩ ΔΙΟΔΩΡΟΣ Ε . Ν . . . .  
 . . . ΕΙΛΕ ΙΤΗΣΜΙΣΘΩΣΕΩΣ ΗΚΑΘΕ . . . .  
 40. . . . ΕΑΣΗ . ΟΥΕΙ . ΙΤΩΝΕΚΤΟΥ . . . . .  
 . . . . . ΟΥΛΗΤΑΙ ΕΝ ΤΟΙΣ ΔΕΚΑ ΕΤΕΣΙ ΔΙ  
 . . . . . Ι ΚΛΗΡΟΙ ΟΜΟΙΑΥΤΟΥ ΚΑΤΑ . . . . .  
 . ΔΥΑΛΕΥΣΙΝ Η ΔΡΑΧΜΑΣ ΚΑΙ Ε ΑΝ . . . . .  
 . . . Ν ΠΡΟΣΟ+ΕΙΛ . ΣΙΝΑΡΟΔΙ . . . . Ο  
 45. . . . Ο . +ΡΑΤΡΙΑΡΧΟΙ ΚΑΙ ΔΥΑΛ . . . . .  
 . . . . . ΚΟΜ . ΣΑΜΕ ΝΟΙ ΤΟ ΑΡΓΥΡΙ . . .  
 . ΚΑΤΩΙ . . ΩΣΙΝΤΑΣ Η . . ΚΑΙ ΕΑΝΤ  
 Ε . ΛΩΣΙΝ ΤΗΣ ΜΙΣΘΩΣΕΩΣ ΕΝΤΟΙ .  
 ΕΤΩΝ ΜΗ ΕΙΝΑΙ ΔΙΟΔΩΡΩΙ ΜΗΔΕΤ  
 50. ΟΥ ΜΗ ΟΕΝΙ ΣΥΜΒΟΛΑΙΟΝ ΠΡΟΣΤ  
 . ΤΟΥΤΟ ΜΗΔΕΝ ΚΑΙ ΜΙΣΘΩΣΑΝΤΩ ΣΑ  
 . . . ΟΙ ΑΝ ΒΟΥΛΩΝΤΑΙ ΤΟΥ ΠΛΕΙΣΤΟΝ ΑΝΑ  
 . ΑΙ ΛΙΔΕ ΤΗΝ ΜΙΣΘΩΣΙΝ ΤΑΥΤΗΝ ΕΝ ΣΤ .  
 . . . Ο . . . . . ΤΟΥΣ +ΡΑΤΡΙΑΡΧΟΥΣ ΚΑΙ Σ  
 55. . . . .  
 . . . . .  
 . . . . . ΕΡΙΤΟΧ . . . ΙΟ . .

Ehe ich in die Besprechung der Inschrift eintrete, will ich hier ein Wort als Erklärung vorausschicken. Wenn ich in der Darlegung des einzelnen, in der Erklärung und in der Heranziehung paralleler Stellen aus andern dasselbe Gebiet berührenden Inschriften, die zur Erleichterung der Auffassung dienen konnten, sowie endlich in den Verweisungen ausführlicher und eingehender bin, so geschieht das mit der ausgesprochenen Absicht, die Sache dem Verständnis auch deren nahe zu rücken, denen die epigraphischen Studien, sowie insbesondere die hier behandelten Verhältnisse ferner liegen.

Die Herstellung und Ergänzung wird dadurch bedeutend erleichtert, dass die Inschrift στοιχιδόν, d. h. Buchstabe unter Buchstabe geschrieben ist, so dass also jede Zeile genau soviel Buchstaben enthält, als die andere. Bei der Beschaffenheit der vorliegenden Abschrift kann das für den Augenblick sehr zweifelhaft er-

scheinen; man darf aber nur Zeile 3—7, deren Ergänzung sich ohne weiteres mit Sicherheit vornehmen lässt, herstellen, um zu erkennen, dass die einzelnen Zeilen je 31 Buchstaben enthielten. Ist dieses Princip einmal gefunden, so fügen sich die übrigen Zeilen, die sich mit annähernder Sicherheit herstellen lassen, auf das beste diesem Mafse. Wenn so für die Ergänzung eine nicht geringe Erleichterung geboten ist, so ist andererseits die Ungewissheit über die Zuverlässigkeit in der Angabe der Buchstabenreste und der Lücken erschwerend; denn dass die vorliegende Abschrift keine genaue ist, erkennt man sehr bald. Doch liegt die Sache nicht ganz so misslich, als es scheint. Es stellt sich nämlich bei näherer Untersuchung heraus, dass die zur Angabe der Lücken dienenden Punkte, soweit sie die linke Seite des Steines betreffen, fast durchgängig genau der Anzahl der fehlenden Buchstaben entsprechen; ebenso verhält es sich meist mit den kleineren Lücken in der Mitte. Dagegen ergibt sich aus den Zeilen, die sich mit zweifelloser Sicherheit herstellen lassen, dass die größeren Lücken, die durchgängig auf der rechten Seite des Steines sind, unzuverlässig sind; so ist beispielsweise Z. 13—14 angegeben ΤΟΥΕΝ . . . . . ΚΑΣ . . . . Α | ΛΕΣ; hier ist die zweifellose Ergänzung τοῦ ἐν(αυτοῦ ἐ)χάσ(του) ἀ(τε)λές; demnach hat die Lücke hinter ΕΝ einen Punkt zu viel und ebenso die hinter ΚΑΣ, endlich fehlen hinter Α am Ende der 13. Zeile zwei Punkte. Was den letzten Umstand betrifft, so fehlen überhaupt fast durchgängig am rechten Rande jeder Zeile mehrere Punkte, woraus sich schliessen lässt, dass der Stein an dieser Seite sehr beschädigt oder abgebrochen ist. Ferner, die Verschreibungen sind, wenige Fälle ausgenommen, in denen ein größeres Versehen vorliegt, nur solche, wie sie ganz gewöhnlich sind, so wenn ΑΔΛ mit einander verwechselt werden, oder Ν mit Η, Ο mit Θ, Ο mit Ω, Γ mit Γ und Τ, Ν mit Υ, und ähnliches. Endlich scheint es angemessen, über die Schriftzüge ein Wort zu sagen, mehr für den der Epigraphik fernstehenden, als für den auf diesem Gebiete heimischen. Nach der vorliegenden Abschrift müsste in der Inschrift dieses Alphabet herrschen: ΑΒΓΔΕΙΗΘΙΚΛΜΝ . ΟΡΡΣΤΥΤ ΧΨΩ. In Wirklichkeit ist ein solches Gemisch von Charakteren, wie das vorstehende, zu keiner Zeit zusammen verwendet worden; auch bedarf es hier eines näheren Nachweises gar nicht, da wir genau wissen, welches die Schriftzüge der Zeit gewesen, aus der die vorliegende Inschrift stammt. Sie gehört, wie aus Z. 29 ersichtlich ist, in Olymp. 120, 1. Nehmen wir aus dieser Zeit eine der vorhandenen Inschriften, beispielsweise aus Olymp. 120, 2 die in

der Ἐφημ. ἀρχ. 223, genauer von Kirchhof im Hermes I, S. 145 mitgetheilte Inschrift, so zeigt sie uns dieses Alphabet: ΑΒΓΔΕ . ΗΘΙΚΛΜΝ . ΟΡΡΞΤΥ+ΧΥΩ, und dasselbe weisen die andern dieser Zeit angehörigen Urkunden auf. Von den als charakteristisch in Betracht kommenden Buchstaben unserer Inschrift ist allein + das richtige, welche Form des Φ in der macedonischen Periode innerhalb eines bestimmten Zeitraums vorherrscht; die übrigen sind willkürlich gewählt.

Mit Berücksichtigung der vorher angeführten Umstände sowie der Gesichtspunkte, die sich theils aus dem Inhalt der Inschrift selber, theils aus mehreren andern Urkunden ähnlicher Art ergeben, lässt sich etwa folgende Herstellung gewinnen.

- [Ἐπὶ Ἡγεμάχου ἄρχοντος Μουριχιῶνος δ-]  
[ευτέρῃ φθίνοντος, ἔδοξεν Δυαλεῦσιν.]
- §. 1. [Διοπεθῆς Διοφάντου Μυρρινούσιος ὁ]  
[φρατρ]ἄρχος εἶπε[ν δ]εδόχθαι[ι ὅπως ἂν μ-]  
ισθῶται τὸ χωρ[ί]ον τὸ [Μ]υ[ρρ]ιν[οῦντι τὸ κ-]  
[ο]ινὸν Δυαλέων [Δι]οδώρῃ κατὰ συν[θ]ήκα-
- §. 2. ς τάδε: §. Κατὰ [τάδε ἐ]μισθωσαν τὸ χωρ[ί]ον 5  
τὸ Μυρρινοῦντι οἱ φρατρ[ί]αρ[χο]ι Κα[λλι-]  
κ[λῆ]ς Ἀριστε[δ]ο[ο]υ Μ[υρρ]ινού[σιο]ς καὶ Δι-  
οπεθ[ῆ]ς Διοφάν[τ]ου Μυρρινού[σιο]ς καὶ  
τὸ κοινὸν Δυαλέων, τῆςδ' ἐ[ξ] ἡ[μέρας εἰς]  
ἔ[ν]την ἔτη δέκα [ἔ]τ[ι] εἴτον [βορράθ]εν τ[ὸ] Ἡρ- 10  
ως, νο[τό]θεν Ὀλυμπιοδ[ώρου] χ[ωρ]ον, ἡλ[ι-]  
ου ανιόντος ὁδός, δυο[μέ]ν[ο]υ Ὀ[λυμπιαρά-]  
του χ[ωρ]ον, Διοδώρῃ [Μη]νοδ[ώρο]υ [Ὁ]ἰθεν,  
[δραχμ]ῶν Μ Η [ἔ] τοῦ ἐν[αυτοῦ] ἐ[κ]άσ[του, ἀτε-]  
λές καὶ ἀνε[πι]τίμητο[ν] . . . τ . . . . . κ . . ] 15  
νεον καὶ πολεμῖαν, ἐπ . ο . . . κα . φ . . . .  
στρατοπέδ[ο]υ καὶ τελεῶ[ν] . . . . . τ . . . [κ-]
- §. 3. α[ἰ]τῶ[ν] ἄλλ[ω]ν ἀ[π]άν[τω]ν. Ἐ[φ' ᾧ] ἐπὶ λύσει-τ-]  
[ῆν] οἰκ[ίαν] Διόδ[ω]ρον [οἷαν] περ παρέλαβε]  
[καὶ] τὰς ἀμπέλους τ[ὸν] ἴσον ἀριθμὸν ἀπο- 20  
-
- §. 4. [δοῦν]αι τοῖς φρατρ[ι]άρχοις. §. Ἀρδε[ύ]σ[ε]ι τ-]  
ὰς ἀμπέλους δις κατ' ἐνιαυτ[ὸν] ἐ[κ]ασ[τον],  
ἔρ[ημ]α [δ]ὲ τῆς [γῆ]ς σίτ[η] κατασπερεῖ, τῆς  
δὲ ἀργοῦ [ύ]στ[ε]ρ[ε]ύσει ο[ὐδὲν] τῶν δεόντων-  
[ν], ἐργάζεται δὲ καὶ τὰ [λλ' ἧ] ἐν[ε]ο[ν] τ[ιν] αὐτ[ῶν] 25



- §. 5. [φι]. §. Ἀποδιδόναι δὲ τῇ(ς) μισθώσεω(ς) τῇ[ν μὲ-]  
ν ἢ[μ]ι[σε(ι)αν μ[η]νὸς Πο[σειδεῶνος εἰκοστ-]  
[ῆ] τοῖς φρατρίαρχοις τοῖς ἀεὶ κατ' ἔτο-]  
[ς] φρατριαρχοῦσι, [τὴν δ'] Ἐ[κατομβαιῶνος.]
- II. §. 6. Ἐπὶ Ἠγεμάρχου Μουνυχ[ιῶνος. §. Μὴ ἐξέ[σ]τ[ω] 30  
[δ]ὲ Διοδώρ[φ] κόφαι τ[ῶν ὑπ]αρ[χόν]τ[ων ἐκ τ-]  
οῦ χωρίου μηθέν, μηδὲ τὴν [οί]κ[τα]ν κα[θ]ε[λ-]  
§. 7. ε[τ]ν. §. Ἐὰν δὲ μὴ ἀποδιδῶ τὴν μίσθ[ω]σιν ἐ[ν]  
τοῖς χρόνοις τοῖς γεγραμμένοις [ἢ μὴ ἐ-]  
[ργάσθ]ηται τὸ χωρίον κατὰ τὰ γεγραμμ[έν-] 35  
[α], ἐ[ξ]εῖναι τοῖς φρατρίαρχοις καὶ δι' ἄμ-]  
[έλειαν] ἐνεχυράζειν πρὸ δίκης καὶ μι[σ-]  
[θοῦν] ἐτέρῳ τὸ χωρίον [ᾧ] ἂν [β]ού[λ]ωνται,]  
[καὶ] ὑπόδικος ἔστω Διοδωρος ἐ[ν] [έ]α μέρ-]  
[η ὅφ]εῖλε[ιν] τῆς μισθώσεως ἢ καθε[ι]ρχθῇ-] 40  
§. 8. [να]. §. Ἐὰ[ν δὲ κ]όψει[ν τ]ι τῶν ἐκ τοῦ [χωρίου ξ-]  
[ύλων β]ούληται ἐν τοῖς δέκα ἔτεσι Δι[ὸδ-]  
[ωρος ἢ ο]ί κληρο[ν]όμοι αὐτοῦ, κατα[θεῖ]να-]  
§. 9. [ι] Δυσσεῦσιν Π δραχμάς. §. Καὶ ἐὰν [μέρος το-]  
[ύτω]ν προσφείλ[ω]σιν, ἀποδιδόναι ἐν μ[η]-] 45  
[νι, ἵνα] ο[ι] φρατρίαρχοι καὶ Δυσσ[εῖς, σύμ-]  
[παν ἧδ]η κομισάμενοι τὸ ἀργύρι[ον ἐπιδ-]  
§. 10. [ε]κάτο[ις θ]ῶσιν τὰς Π[ι] §. Καὶ ἐάν τ[ι] προσφ-]  
ε[ί]λωσιν τῆς μισθώσεως ἐντὸς τῶν δέκα  
ἔτων, μὴ εἶναι Διοδώρῳ μηδὲ τ[ῶν ἀπ' αὐτ-] 50  
οῦ μηθενὶ συμβόλαιον πρὸς τ[ὸ ὀφείλ]ημ-]  
[α] τοῦτο μηθέν, καὶ μισθωσάτωσαν τὸ χωρ-]  
§. 11. [ιον], ᾧ ἂν βούλωνται, τοῦ πλεῖστο[υ]. §. Ἄνα[γ-]  
[ράψ]αι δὲ τὴν μίσθωσιν ταύτην ἐν στήλῃ-]  
[ι λιθ]ίνῃ τοὺς φρατρίάρχους καὶ στήσ-] 55  
[αι ἐν τῇ χωρίῳ τῷ Μυρρινούντι ὅπου]  
[ἂν ἐπιφανεστάτῃ ἢ, ὅπως ἴδωσιν, ὅσοι ἂ-]  
[ν χωρήσωσιν] ἐπὶ τὸ χ[ωρ]ο[ν τοῦτο.]

Die Urkunde gehört, wie schon oben gesagt ist, in die Klasse der Pachturkunden, die bisher nur durch wenige Beispiele vertreten ist. Von diesen kommen für uns, der Vergleichung wegen, in erster Linie in Betracht vier attische Inschriften, die ganz oder in Bruchstücken erhalten sind: von ihnen bezieht sich eine auf die Verpachtung der Besitzungen eines Stammes,<sup>1)</sup> zwei auf Ländereien

<sup>1)</sup> Corp. Inscr. Gr. I n. 404; dass ein Stamm der Verpachtende ist, ergibt sich aus Z. 10 (ἐπιμεληταῖς τῆς φυλῆς.)

von Gauen, <sup>2)</sup> die vierte auf Eigenthum einer Genossenschaft. <sup>3)</sup> Dazu kommen die großen Pachturkunden aus Heraclea in Unteritalien, <sup>4)</sup> welche die vom Staate selber vorgenommene Verpachtung des Tempelgutes des Dionysos und der Athene Polias enthalten. Die andern sonst noch bekannten, in diese Klasse gehörenden Inschriften werden hier unberücksichtigt bleiben, weil sie theils zu verstümmelt sind, theils nichts bieten, was zur Vergleichung mit unserer Inschrift angezogen werden könnte. <sup>5)</sup>

Da was zum Verständniss dieser Art Urkunden im allgemeinen vorausgesetzt werden muss, nicht füglich vorangeschickt werden kann, ohne bei Behandlung der einzelnen Abschnitte der Inschrift mehrfach eine Wiederholung zu erfahren, so ziehe ich es vor, alles erforderliche bei der Erklärung im einzelnen beizubringen, und gehe daher zu dieser selbst über, zu welchem Zwecke ich die Urkunde in einzelne Paragraphen getheilt habe.

Wenn irgend welche Urkunden eine Datierung an ihrer Spitze nöthig haben, so sind es die Pachtverträge. Es ist daher nicht zweifelhaft, dass oben von unserer Inschrift das Praescript, in dem das Datum stand, fortgebrochen ist. Die völlig erhaltene Pachtinschrift im Corp. Inscr. Gr. 93 beginnt freilich gleich mit den Worten  $\alpha\tau\alpha\ \tau\acute{\alpha}\delta\alpha\ \epsilon\mu\iota\sigma\theta\omega\sigma\alpha\nu\ \text{Αἰώνεις}\ \kappa\lambda.$ , aber in der Inschrift selber wird der Archon des Jahres, so wie sein Vorgänger ausdrücklich genannt.

<sup>2)</sup> Corp. Inscr. Gr. I n. 93, Urkunde von Aexone; und C. I. Gr. I n. 403, Urk. vom Piraeus.

<sup>3)</sup> Eine im Piraeus gefundene Urkunde, die von Wescher in der Revue archéologique 1865, n. 44, mitgetheilt ist. (Vergl. Kirchhoff, Hermes II, S. 469, und B. B. Stark in Hermanns Griech. Antiquitäten III, 2. Aufl., S. 517, n. 2). Die Verpachtenden (9 Personen werden genannt) als  $\kappa\upsilon\theta\eta\lambda\omega\nu\ \omicron\iota\ \mu\epsilon\pi\iota\tau\alpha\iota$  bezeichnet, scheinen eine Actiengesellschaft gebildet zu haben, denn  $\mu\epsilon\pi\iota\tau\alpha\iota$  kann nichts weiter heißen als „Theilhaber“. Zu  $\kappa\upsilon\theta\eta\lambda\omega\nu$  ist vielleicht zu ergänzen  $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega\nu$ , und das Pachtobject, was als  $\tau\acute{o}\ \epsilon\pi\gamma\alpha\sigma\tau\acute{\eta}\rho\iota\omega\nu\ \tau\acute{o}\ \epsilon\nu\ \text{Πειραιῶν}$  bezeichnet wird, dürfte nicht eine Werkstatt, sondern ein Hüttenwerk oder eine Grube bezeichnen. Der geringe Pachtzins (54 Drachmen jährlich) kann dagegen nicht geltend gemacht werden, da bekanntlich alte, verlassene Gruben, die wieder betrieben werden sollten, sehr wohlfeil verkauft wurden (cf. Böckh, Staatsh. I, S. 422).

<sup>4)</sup> Corp. Inscr. Gr. III, n. 5774 u. 5775.

<sup>5)</sup> Der Vollständigkeit wegen will ich hier diese Urkunden kurz anführen. Es sind eine sehr verstümmelte attische Inschrift in d. Ἐφημ. ἀρχαιολ. n. 157, die sich auf Verpachtungen Seitens des Staates zu beziehen scheint; ferner eine attische bei Rangabé, Antiq. Hellén., n. 815, in der die Genossenschaft der Orgeonen einen Acker, wie es scheint, verpachtet; sie ist gleichfalls sehr verstümmelt; endlich drei emphyteutische Pachtcontracte aus Mylasia in Carien im Corp. Inscr. Gr. 2693<sup>b</sup> u. 2693<sup>c</sup>, und aus Gambreion in Mysien im Corp. Inscr. Gr. 3561.

Die übrigen Urkunden aber, die hier in Betracht kommen, weisen eine Datirung an der Spitze des Textes auf, sei es nun nach dem Archonten des Jahres,<sup>6)</sup> oder wenn die Steinurkunde im Temenos eines Gottes aufgestellt wurde, nach dem Priester eben dieser Gottheit.<sup>7)</sup> Nun beginnt in Zeile 30 unserer Inschrift der zweite, offenbar an einem andern und wahrscheinlich dem folgenden Tage abgefasste Theil des Vertrages mit einer eigenen Datierung: ἐπὶ Ἡγεμάρχου, Μουνοχιῶνος. Darnach ist, mit Ausnahme des Tagesdatums, das Praescript ungefähr so zu bestimmen, wie ich es oben gegeben habe. Das Tagesdatum, was ich gegeben habe, ist ein willkürliches, das nur zeigen soll, wie die Lücke zu füllen ist. Ἐδοξεν Δυαλείδῃν darf man erwarten, weil die vorliegende Inschrift, wenn sie auch in der Form des Antrages auftritt (εἶπεν δεδόχθαι ὅπως κτλ.), in Wirklichkeit der zum Beschlusse erhobene Antrag ist. — Hegemachos ist der Archon von Olymp. 120, 1 = 300 v. Chr.

### §. 1. Protokoll des ursprünglichen Antrages.

[Διοπίθης Διοφάντου Μυρρινούσιος ὁ φρατρ(ί)αρχος εἶπεν δεδόχθαι ὅπως ἂν μ]ισθῶται τὸ χωρ(ί)ον τὸ [Μ]υ[ρρ]ιν[οῦντι τὸ κο]ινὸν Δυαλείων [Δι]οδώρῳ κατὰ συν[θήκ]ας τὰςδε.

»Diopeithes des Diophantos Sohn aus Myrrhinus der Phratriarch stellte den Antrag, es möge zum Beschlusse erhoben werden, dass das Grundstück in Myrrhinus, der Gemeindebesitz der Dyalier, an den Diodoros auf folgende Bedingungen hin verpachtet werde.«

Die Ergänzung [Διοπίθης Διοφάντου Μυρρινούσιος ὁ φρατρ(ί)αρχος] beruht auf folgender Erwägung. Das hier in Rede stehende Grundstück gehörte der Genossenschaft der Dyalier. Um es in Pacht zu geben, bedarf es, wie eben dieser Paragraph zeigt, eines Beschlusses der Dyalier. Nun heisst es im weiteren Verlauf der Inschrift zweimal, wenn der Pächter die und die Verpflichtungen nicht halte, solle das Grundstück einem andern verpachtet werden, und zwar sollen die Phratriarchen diese Verpachtung besorgen. Wenn aber doch die Genossenschaft selber die Verpachtung decretiert, was bleibt dann hierbei den Phratriarchen zu thun? Nichts weiter, als die Verpachtung auszuschreiben, unter den Bietenden den, der das meiste

<sup>6)</sup> C. I. Gr. 403: Ἐπὶ Ἀρχιππου ἀρχοντος, Φρυγίανος δημάρχου: hier ist also auch noch nach dem Gauvorsteher dalirt, da das Pachtobject Eigenthum eines Gauses ist.

<sup>7)</sup> Inscr. in d. Revue arch. 1863, n. 11 (vgl. dazu Kirchhoff im Hermes I, S. 171): Ἐπὶ Φυλίου πρώτος κατὰ τὰς ἐπισθῶσαν κτλ.



bietet und zugleich die größte Sicherheit gewährt, zu wählen und nun bei der Gemeinde zu beantragen, dass diesem der Zuschlag erteilt werde. Demnach kann . . αρχος εἶπεν, womit die verstümmelte erste Zeile beginnt, nur auf ὁ φρατρί[α]ρχος εἶπεν führen. Einer von den beiden in der Inschrift selbst genannten Phratriarchen hat also den vorliegenden Antrag, der von §. 2 bis §. 40 den eigentlichen Pachtcontract in der Form des Contractes in sich schließt, gestellt. Da nun der Name des zweiten der genannten mit dem zu φρατρί[α]ρχος gehörenden Artikel ὁ genau eine Zeile von 34 Stellen füllt, habe ich diesen gewählt.

Das hier verpachtete Grundstück wird als τὸ χωρίον τὸ Μυρρινούωντι τὸ κοινὸν Δυαλέων<sup>8)</sup> bezeichnet: es war in dem Demos Myrrhinus gelegen, muss also in der Nähe des Dorfes Μυρρίντρα gesucht werden; wenigstens verlegt man jetzt allgemein dorthin das alte Myrrhinus.<sup>9)</sup> Das Grundstück bildete den Gemeindebesitz der Dyalier. Wer aber sind diese Dyalier? Kein Schriftsteller, kein Lexikograph, keine Inschrift erwähnt sie: der Name ist völlig unbekannt. Nur die Inschrift selber muss hierüber Auskunft geben. Im folgenden Paragraphen werden als Verpachtende genannt οἱ φρατρί-αρχοὶ Καλλικλῆς Ἀ. Μυρρινούσιος καὶ Διοπεΐθης Δ. Μυρρινούσιος καὶ τὸ κοινὸν Δυαλέων *die Phratriarchen Kallikles und Diopeithes aus Myrrhinus und die Genossenschaft der Dyaliers*. An eine private Genossenschaft, wie es deren in Attika so manche zu den verschiedensten Zwecken gab, kann nicht gedacht werden, da die Mitnennung der Phratriarchen, der Vorsteher einer Phratric, ein amtliches Verhältniss derselben zu jener Genossenschaft involviert. Aber die beiden Phratriarchen sind vielleicht nur Mitbesitzer, ohne zugleich Mitglieder der Genossenschaft zu sein, werden also auch als Mitverpachter genannt, und ihren amtlichen Titel hat man vielleicht nur aus Courtoisie hinzugefügt, ohne dass er mit ihrer Stellung zu der Genossenschaft etwas zu thun hätte. Dagegen spricht der weitere Inhalt der Inschrift, aus dem hervorgeht, dass die Phratriarchen in amtlicher Eigenschaft, als bevollmächtigte Vertreter der Genossenschaft handeln: die Phratriarchen sollen die Raten der Pachtsumme in Empfang nehmen; sie sollen den Pächter eventuell pfänden,

<sup>8)</sup> Zu der zweifachen Wiederholung des Artikels vgl. Corp. Inscr. Attic. 283 τὴν γῆν τὴν ἐν Δῳλίῳ τὴν ἱερὰν ἐμισθώσαν. — τὸ Μυρρινούωντι statt τὸ ἐν Μυρρινούῳ. Der Gebrauch des localen Datives ohne die Präposition ist nicht ungewöhnlich bei Demennamen.

<sup>9)</sup> Cf. Boss, *Demen von Attika*, S. 84. Bursian, *Geogr. von Griechenland*. I S. 347.



wenn nämlich die Pachtsumme nicht in den vorgeschriebenen Terminen bezahlt wird; sie sollen gleichfalls das Grundstück eventuell an den meistbietenden wieder verpachten; sie endlich erhalten den Auftrag, die Pachturkunde in Stein eingraben und aufstellen zu lassen. Also überall wo es die Executive gilt, werden die Phratriarchen als die bevollmächtigten Vollstrecker derselben genannt. Das lässt keinen Zweifel darüber, dass sie die amtlichen Vertreter der Genossenschaft sind. Kurz und gut, die hier genannte Genossenschaft ist die einer Phratric, und τὸ κοινὸν Δυναλέων identisch mit ἡ φρατρία Δυναλέων. Das ist das neue und interessante, was wir außer anderem aus dieser Inschrift lernen. Bis jetzt war inschriftlich erst ein einziger Name einer Phratric aus Corp. Inscr. Gr. n. 463 (σρὸν Ἀπόλλωνος ἐβδομείου φρατρίας Ἀχινάδων<sup>10)</sup>) bekannt. Dazu kommt die Notiz des Etymol. Magn. p. 760 und Phot. p. 594 »Τιταγῖται καὶ Θυργοῦνται,<sup>11)</sup> φρατρίαί τινες καὶ γένη ἄδοξα, so dass wir nunmehr vier Namen von Phratrien kennen, die Ἀχινάδαι, Δυναεῖς, Τιταγῖται und Θυργοῦνται.<sup>12)</sup>

Wenn übrigens die von Buttmann<sup>13)</sup> mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit aufgestellte und von Schoemann<sup>14)</sup> mit triftigen Gründen verteidigte Ansicht richtig ist, dass nämlich die 42 Phratrien mit den alten 42 Gemeinden von Attika zu identificieren, also als zusammenliegende Complexe von Ortschaften anzusehen sind, so muss bei der Einstimmigkeit, mit der die alten Grammatiker, denen sich auch das Zeugnis des Aristoteles zugesellt,<sup>15)</sup> die φρατρίαί wieder mit den τριττύες identifi-

<sup>10)</sup> wo man mit Unrecht an der patronymischen Benennung Anstoß genommen hat (vgl. Westermann in Pauly Realencycl. 5, S. 1566 s. v. φρατρία); tragen doch auch von den Ortsgemeinden, den Demen, mehrere ihren Namen von den Geschlechtern, welche vorzugsweise in denselben begütert waren, wie Butadae, Aethalidae, Paeonidae. Vgl. Schömann de phratriis, Opuscul. I, S. 175.

<sup>11)</sup> Wohl zu lesen Τιταγῖται und Θυργωνῖται, so dass die Namen mit denen der bekannten Demen übereinstimmen; stimmen doch auch von den bis jetzt bekannten Namen von Trittyen vier (die der Ἐλευσίνιοι, Παιραιεῖς, Λαυιδῖται und Παιανιεῖς) mit den Namen von Demen überein. Cf. Hirschfeld, Hermes VII, S. 487.

<sup>12)</sup> Auch bei den beiden letzteren spricht die patronymische Bildung nicht gegen die Annahme, vgl. Schömann, Opusc. I, S. 175, der mit Recht auf analoge Benennungen bei den Römern verweist.

<sup>13)</sup> »Ueber den Begriff des Wortes φρατρία« in d. Abhandlungen der Berl. Akad. 1818. 49, p. 42 sqq. Vgl. Hüllmann, röm. Verf. S. 42 u. Nic. Ignarra, de phratriis, primis Graecorum politicis societatibus.

<sup>14)</sup> Schömann, de phratriis Opusc. I, S. 174 f., der mit Recht hervorhebt, dass dabei gar nicht ausgeschlossen ist, dass die Phratrien andere Namen als die der Städte und Gegenden, in denen sie wohnten, gehabt haben können.

<sup>15)</sup> Schol. zu Platon. Axioch. p. 253: τῶν δὲ φυλῶν ἐκάστης μοίρας εἶναι τρεῖς, ἃς τριττύας τε καλοῦσι καὶ φρατρίας.

cieren, nunmehr die Ansicht aufgegeben werden, dass diese Identifizierung nur eine Erfindung der Grammatiker sei; und zwar aus dem Grunde, weil jetzt durch Inschriftenfunde, die uns Grenzsteine von Trittyen bieten,<sup>16)</sup> auf das unzweideutigste eben die örtliche Bedeutung der Trittyen und damit ihre Uebereinstimmung mit den Phratrien erwiesen zu sein scheint. Denn wenn, im anderen Falle, die Benennungen φρατρία und τριτύς, von denen beiden jedes eingestander Mafsen den dritten Theil einer Phyle bezeichnete und als höhere Unterabtheilung eben der Phyle über den Demen stand, nicht identisch sein sollen, und doch gleichwohl die Bedeutung sowohl der 12 φρατρίαι als auch der 12 τριτύς auf örtlicher Abgrenzung der Phratrie gegen die Phratrie und der Tritty gegen die Tritty beruht, so hört jede Möglichkeit des Verständnisses dieser Eintheilung auf; wenigstens setzt die Organisation der Phyleneintheilung dann eine Complicirtheit voraus, für deren Deutung in den überlieferten Nachrichten auch nicht die Spur eines Anhaltes geboten ist. Ist aber die obige Annahme richtig, dass in Wahrheit das Zeugnis der Grammatiker über die Identität von φρατρία und τριτύς als vollgültig zu betrachten ist, so kennen wir nicht vier, sondern den grössten Theil der Namen von den zwölf Phratrien. Nämlich

1. Ἀχνιαῖοι (φρατρία Ἀχνιαδῶν) im Corp. I. Gr. n. 463.
2. Δοαλεῖς (τὸ κοινὸν Δοαλέων) in unserer Inschrift.
3. Ἐπαχρεῖς (Ἐπαχρέων τριτύς) in Rangabé II, 448 = Ross, Dem. S. VI.
4. Ἐλευσίνιοι (Ἐλευσινίων τριτύς) bei G. Hirschfeld, Hermes VII S. 486.
5. Θυργωνίδαι (Θυργοῦνδαι, φρατρία) im Etym. M. p. 760.
6. Λαχιάδαι (Λαχιαδῶν τριτύς) bei Rangabé 890 = Ephem. 4289.
- [7. Μεσόγειοι, ist nur wahrscheinlich, vgl. das Decret dieser Genossenschaft bei Rangabé II, n. 799 = Curtius, Inscript. Attic. XII n. 4.]
8. Παιανιεῖς (Παιανίων τριτύς) in einem unveröffentl. Decret cf. Hermes VII, S. 487.
9. Πειραιεῖς (Πειραιέων τριτύς) bei G. Hirschfeld im Hermes VII, S. 486.
10. Τιταχίδαι (Τιταχίδααι, φρατρία) im Etym. Mag. p. 760.

<sup>16)</sup> Rangabé II, n. 448, wo in den Noten auch die Zeugnisse der Grammatiker zu vergleichen sind. — Rangabé II, 890. — G. Hirschfeld im Hermes VII, S. 486 f.

Es würden uns also nur noch zwei Namen fehlen, die vielleicht aus neuen Inschriften noch einmal gewonnen werden. Aus den obigen Zeugnissen, soweit sie auf Grenzsteinen von Trittyen beruhen, scheint zu folgen, dass τριτύς die amtliche Bezeichnung gewesen ist, während die zu einer solchen staatlichen τριτύς gehörenden, insofern sie eine durch gemeinsamen Cult verbundene Genossenschaft bildeten, sich selber nur als solche, als φρατρία bezeichneten, und endlich insofern sie zur Wahrnehmung anderer gemeinsamer, besonders finanzieller Interessen sich versammelten und Beschlüsse fassten, sich κοινόν d. h. Gemeinde nannten. Im übrigen will die oben bezeichnete Annahme, welche die Behauptung der alten Grammatiker einfach wieder aufnimmt, selbstverständlich nur eine Hypothese sein; ob sie richtig ist, muss die Zeit lehren; nach dem bis jetzt vorhandenen Material ist eine endgültige Entscheidung über diese Fragen noch nicht ermöglicht.

Ich kehre von dieser Abschweifung, zu der mich die neu entdeckte Phratrie der Dyalier geführt hat, zu der Inschrift selber zurück. Wir lernen aus ihr, dass die Phratrie als solche auch über eigenen Grundbesitz verfügte, aus dessen Zinsen die Ausgaben besonders für die gemeinsamen sacra bestritten werden mochten. Diesen Grundbesitz hatten die Phratriarchen in der oben angegebenen Weise zu verpachten und die Erfüllung der Bestimmungen des Pachtvertrages zu überwachen. Nach der vorliegenden Inschrift muss die Phratrie mindestens zwei Phratriarchen gehabt haben, was gleichfalls bisher nicht bekannt war. Beide sind hier aus dem Gau Myrrhinus, wobei auffällig ist, dass auch das verpachtete Grundstück in eben diesem Demos liegt. Oder ist hier nur der Zufall im Spiel? Eine Erklärung dieses eigenthümlichen Zusammentreffens ist mir nicht möglich. Dass beide Phratriarchen dem gleichen Demos angehören, ist leichter begreifbar, wofern man annimmt, dass die beiden jährlichen Phratriarchen umschichtig aus den verschiedenen zu einer Phratrie gehörenden Demen gewählt wurden. — Was endlich den Namen Δυαλαῖς betrifft, so ist die Etymologie desselben völlig dunkel. Hesychius bietet die Notiz »Δύαλος· ὁ Διόνυσος, παρὰ Παλῶσιν.«<sup>17)</sup> Nun opferte jede Phratrie aufser den allen Phratrien gemeinsamen θεοῖς φρατρίοις,<sup>18)</sup> auch Gottheiten, deren Cult ihr als

<sup>17)</sup> Cf. ausserdem Hesychius: Δυαλός, ὁ Διόνυσος, wo unzweifelhaft gleichfalls wohl Δυαλός zu lesen ist.

<sup>18)</sup> Ζεὺς φρατρίος, Ἀθήνη φρατρία. Vgl. Demosth. g. Macart. S. 1036. §. 14. Plat. Euthyd. S. 302 D u. a.



eigenthümlich angehörte.<sup>19)</sup> Sollte Διόνυσος Δύαλος eben die eigenthümliche Cultgottheit der nach ihr benannten Phratrie der Dyalier gewesen sein? Aber παρὰ Παίωσιν! Vielleicht ist aber παρὰ Παϊανιεύσιν zu lesen. Der Demos Παϊανία lag nur 2 Stunden von Myrrhinus entfernt,<sup>20)</sup> konnte also ganz wohl mit Myrrhinus zu derselben Phratrie der Dyalier gehören, und in ihm mochte das Cultheiligthum eben des Διόνυσος Δύαλος gestanden haben.

## §. 2. Zeile 5—9: Nennung der Verpachtenden.

Κατὰ[τάδε ἐ]μισθωσαν τὸ χωρ[ί(ον)] τὸ Μυρρινοῦντ[ι  
οἱ] φρατρ[ί(α)ρ]χο[ι] Κα[λλι]κλ[ῆ]ς Ἀριστε[δο(υ) Μ]υ[ρρι-  
νοῦ]σιο[ς] καὶ Δι[ο]πεῖθ[ῃ]ς Διοφάντου Μυρρινο[ύ]σιο[ς]  
καὶ] τὸ κοινὸν Δυαλέων.

»Unter folgenden Bedingungen verpachteten das in Myrrhinus gelegene Grundstück die Phratriarchen Kallikles des Aristeides Sohn aus Myrrhinus und Diopeithes des Diophantos Sohn aus Myrrhinus und die Gemeinde der Dyalier.«

Alle diese Pachtungen wurden, wie es auch unsere Inschrift in §. 10 ausdrücklich sagt, auf dem Wege der Versteigerung den meistbietenden überlassen.<sup>21)</sup> Zu diesem Zwecke wurden die Pachtbedingungen vorher auf Stein aufgeschrieben öffentlich ausgestellt. War dann dem meistbietenden der Zuschlag ertheilt, wozu es bei Verpachtungen von Gemeindeeigenthum eines besonderen Beschlusses der Gemeinde bedurfte, so gab es zwei Weisen, den Pachtcontract selber herzustellen. Entweder nämlich nahm man ohne weiteres eben denselben Stein, auf dem die Pacht aufgeschrieben und die Bedingungen genannt waren, und fügte nur den Namen des Pächters so wie den des etwaigen Bürgen hinzu: in dieser Form galt dann die Urkunde zugleich als Pachtvertrag. Hierher gehört die Urkunde im C. I. Gr. n. 103, die mit der Formel beginnt κατὰ τὰδε μισθοῦσιν: soweit sie erhalten ist, enthält sie nur die Bedingungen der Pacht; da der untere Theil fortgebrochen ist, so ist nicht ersichtlich, ob der Name eines Pächters bereits zugeschrieben war. In gleicher Weise verhält es sich mit C. I. Gr. n. 104. Oder aber man setzte eine besondere Urkunde über den abgeschlossenen Vertrag auf, die dann mit der Formel beginnt κατὰ τὰδε ἐμισθωσαν.

<sup>19)</sup> So die φρατρί(α) Ἀχνιαδῶν dem Ἀπόλλων ἐβδόμιος, im Corp. Inscr. Gr. 463.

<sup>20)</sup> Vgl. Bursian, Geogr. von Griechenland I, S. 347.

<sup>21)</sup> Böckh, Staatsh. I, S. 418.



Dieser Art sind die Urkunden in C. I. Gr. 93, in der Revue arch. 1865 n. 11 und die hier behandelte.

Aus der Familie des zweiten der genannten Phratriarchen, des Διοσιθης Διοφάντου Μυρρινούσιος, ist es mir möglich einige in andern Urkunden genannte Mitglieder nachzuweisen, deren Zeit sich glücklicher Weise entweder sicher oder annähernd festsetzen lässt. Ein Διοσιθης Μυρρινούσιος wird als Trierarch genannt in einer Seeurkunde aus Olymp. 101, 4;<sup>22)</sup> ein Διόφαντος Μυρρινούσιος erscheint um Olymp. 113, 4 gleichfalls in einer Seeurkunde, wo er als Bürge für die Chalkidier 285 Drachmen zahlt, und an einer anderen Stelle derselben Inschrift als ἀποδέκτης.<sup>23)</sup> Endlich wird auf einer Inschrift, die vor Olymp. 118, 2 anzusetzen ist, in einer Liste von solchen, die Leiturgie geleistet haben, unter der Phyle Pandionis (der Demos Myrrhinus gehörte zur Pandionis) ein Διόφαντος Διοσιθίου<sup>24)</sup> genannt. Dieser ist ohne Zweifel identisch mit dem vorhergenannten. Demnach ergibt sich folgende Genealogie:

Ol. 101, 4. Διοσιθης Μυρρινούσιος (τριηραρχεῖ b. Böckh, Seeurk. I, 4.

Ol. 113, 4. Διόφαντος Διοσιθίου Μυρρινούσιος {1) b. Böckh, Seeurk. XIV, 62 u. 111.  
2) b. Rangabé n. 1241. 25)

Ol. 120, 4. Διοσιθης Διοφάντου Μυρρινούσιος, φρατρίαρχος in unserer Inschrift.

## §. 2. Zeile 9—10: Anfangstermin und Dauer der Pacht.

Τῆς[δ'] ἐ[ξ] ἡ[μέρας εἰς] ἔ[ν]την<sup>26)</sup> ἔτῃ δέκα  
»von diesem Tage ab gerechnet auf übermorgen für zehn Jahren.

Ob die Ergänzung das ursprüngliche trifft, kann zweifelhaft sein. An sich könnte man auch schreiben τῆςδε ἐκ τῆς ἡμέρας

<sup>22)</sup> Böckh, Urkunden über das Seewes. I, 4.

<sup>23)</sup> Böckh, Urkunden über das Seewes. XIV, c. 62 u. 111.

<sup>24)</sup> Rangabé, Antiquit. hell. II, n. 1241, aus der Zeit der 10 Phylen.

<sup>25)</sup> Dadurch wird die Zeit einer anderen Inschrift näher bestimmt. Bei Rangabé II, n. 1241 wird in der Aegeis ein Θεόπομος Μυρρινου genannt. Dessen Sohn ist offenbar der in der Inschrift Θεόπουλος Μυρρινου genannt. Diese Inschrift muss, da in ihr schon die Ptolemais erscheint, aus der Zeit nach Olymp. 130 stammen. Jetzt ergibt sich aus der obigen Datierung, dass sie hart an Olymp. 130 herangerückt werden muss.

<sup>26)</sup> Ἐνος est novissimus, idque de die sic solet dici, ut crastinus intelligatur, perendie futurus novissimus. Inde εἰς ἔντην, perendie. G. Hermann, adnot. ad. Viger. S. 537. n. 539. Die logische Consequenz des »Inde«

εἰς (oder ἐπὶ) ἔτη δέξα, was die Stellen gleichfalls genau ausfüllt, wenn nicht in Z. 9 Ε. HN deutlich stünde, was, so lange es geht, gehalten werden muss, und durch die gegebene Ergänzung gehalten werden kann, zumal εἰς vor ἔτη δέξα völlig entbehrlich ist; im Corp. Inscr. Gr. 93 heisst es κατὰ τὰς ἐμίσθωσαν κτλ. τετταράκοντα ἔτη, gleichfalls ohne εἰς. Der Ausdruck mochte zum Curialstil gehören. Die andere, eben angeführte Möglichkeit der Ergänzung ist abgesehen davon, dass sie gewalthätig das überlieferte Ε. HN völlig beseitigt, auch darum bedenklich, weil die Festsetzung und Abschliefung dieses Vertrages in der That zwei aufeinander folgende Tage in Anspruch genommen zu haben scheint, so dass in Wirklichkeit die Pachtung erst am dritten Tage angetreten wurde. Wenigstens spricht dafür, dass Z. 30 ein zweiter Abschnitt mit einer neuen Datierung beginnt. Es wird also mit der obigen Ergänzung wohl sein Bewenden haben müssen.

Die Dauer der Pacht beträgt in diesem Falle 40 Jahre. Und dieser Zeitraum war der gewöhnlichste. So verpachten die Lacedämonier den Landbesitz der besiegten Platäer an die Thebaner gleichfalls auf 40 Jahre,<sup>27)</sup> ebenso der Gau Piraeus bestimmte Besitzungen,<sup>28)</sup> und gleichfalls die Attische Behörde des Delischen Tempels in Olymp. 86, 3 u. 4.<sup>29)</sup> Doch kamen auch Pachtungen von geringerer und von gröfserer Zeitdauer vor. Die geringste bei Ländereien überhaupt denkbare, nämlich 1 Jahr, in einer Rede des Lysias,<sup>30)</sup> doch handelt es sich da um das Grundstück eines Privaten; der gröfste Zeitraum, der für Zeitpachten genannt wird, sind 40 Jahre, auf welche der Gau Aexonae Besitzungen verpachtet.<sup>31)</sup> — Bei Erbpachtungen pflegt der technische Ausdruck zu sein εἰς τὸν ἅπαντα χρόνον oder τὸν αἰὲ χρόνον.<sup>32)</sup>

---

gestehe ich hier nicht zu erkennen; im übrigen ist der Gebrauch des εἰς ἔτην für »übermorgen« und »auf übermorgen« ausreichend belegt; vergl. Aristoph. Acharn. 174 παρῆναι εἰς ἔτην nach d. Schol. = εἰς τρίτην. Ueber die Deutung des Wortes s. Curtius, Etymol. 3. Aufl., S. 290, der meines Erachtens mit Recht ἔτη und ἔτη (in ἔτη καὶ νέα) als nicht verwandt ansieht.

<sup>27)</sup> Thucyd. III, 68, 3: τὴν δὲ γῆν ἀνεμίσθωσαν ἐπὶ δέξα ἔτη.

<sup>28)</sup> C. I. Gr. n. 403.

<sup>29)</sup> Corp. Inscr. Attic. I, n. 283. Vgl. Böckh, Abhandl. über d. Vermög. d. Apoll. Heiligh. auf Delos, Abhandlung der Berl. Akad. 1834, S. 23.

<sup>30)</sup> Lysias περὶ τοῦ σιχοῦ 40.

<sup>31)</sup> C. I. Gr. n. 93.

<sup>32)</sup> Inscr. in der Revue arch. 1863, n. 44. — C. I. Gr. III, 5774, Z. 98 f.; hier auch κατὰ βίω.

§. 2. Zeile 10—13: Nähere Bestimmung des Grundstückes durch Angabe der Begrenzung.

ῥ γαι̃τον [βορρᾶθεν] τ(ὸ Ἑρ)ως, νο[τό]θεν Ὑλυμπιο-  
δ[ώρου] χ[ωρίον, ἡλί]ου ἀνιόντος ὁδός, δυο[μέ]ν[ο]υ  
Ὑ[λυμπιαρά]του χωρίον.

»Dem benachbart ist im Norden das Grundstück des Heros, im Süden das des Olympiodor, im Osten eine Strafse, im Westen ein Grundstück des Olympiaratos.«

Die Ergänzungen können in der Hauptsache als sicher gelten; für die ergänzten Namen Ἑρως und Ὑλυμπιαράτου spricht die Wahrscheinlichkeit, insofern es keine anderen gibt, die einerseits sich den Besten anschließen und zugleich der Stellenzahl entsprechen. Ἑρως als Eigenname ist mehrfach belegt,<sup>33)</sup> freilich noch nicht als attischer. — Wenn Zeile 12 zu Anfang nicht του erhalten wäre, so würde man nicht zu dem zwar als attisch schon belegten,<sup>34)</sup> aber doch sehr seltenen Namen Ὑλυμπιάρατος seine Zuflucht nehmen müssen, sondern, wie im vorhergehenden, gleichfalls Ὑλυμπιοδώρου ergänzen, so dass dessen Besitzungen im Süden und Westen das Grundstück begrenzten. — Vor dem ῥ hinter δέξα gibt die Abschrift zwei Punkte . ., diese können nur der Interpunction und Abtheilung gedient und werden diese Gestalt :: gehabt haben, wie solche Trennungs- oder Interpunctionszeichen auch auf vielen anderen Inschriften erscheinen.<sup>35)</sup> Nahm dies Zeichen eine eigene Stelle voll ein, so muss, um diese zu gewinnen, vielleicht βορᾶθεν gelesen werden.

Uebrigens ist diese nähere Kennzeichnung des Grundstückes recht ungeschickt angebracht und es scheint fast, als ob sie an der Stelle, wo sie hingehörte, zu Anfang vergessen schnell noch nachgetragen wurde, als der Steinmetz auf Zeile 10 angelangt war. Sie hätte gleich nach den Worten τὸ χωρίον τὸ Μυρρινούντι in Zeile 5 folgen sollen. So aber ist das Zusammengehörige in unsinniger Weise getrennt, wenn nicht durch Schuld des Steinmetz, in Folge einer mangelhaften Redaction, die auch in einigen andern der Eingangs genannten Pachturkunden in starkem Mafse hervortritt;<sup>36)</sup>

<sup>33)</sup> Vgl. Corp. Inscr. Gr II, 2842. IV, 7084. III, 4594 (unsicher).

<sup>34)</sup> C. I. Gr. 165 u. 169 = Corp. Inscr. Att. n. 433 u. 447.

<sup>35)</sup> wie : oder : Δ: , so dass eine Zahl dazwischen steht, oder =; 7; Z; :: u. s.

<sup>36)</sup> So C. I. Gr. 93: κατὰ τὰς ἐμίσθωσιν τὴν Φιλαδέλφου Αὐτοκλεῖ. . καὶ Αὐτάρ. . ἐφ' ᾧ τε καὶ φυτεύοντα καὶ ἄλλον τρόπον ἐν αὐτῷ βούλωνται! statt



doch ist die vorliegende Inschrift von den erhaltenen attischen Pacturinschriften die correcteste. Wie formelhaft übrigens die Bestimmungsweise ᾧ γείτον κτλ. gewesen sein muss, zeigt der Umstand, dass selbst hier der Anschluss durch ᾧ beliebt ist, wo es durch das dazwischen stehende seine unmittelbare Beziehung verloren hat. Dass aber diese Weise ein Grundstück zu bestimmen in Attika die usuelle gewesen sein muss, folgt daraus, dass überall dieselbe Formel und zwar mit relativem Anschluss erscheint. So bestimmt Plato in seinem Testament die beiden von ihm hinterlassenen Grundstücke also: »Τὸ ἐν Ἰφιστιαδῶν χωρίον, ᾧ γείτων βορρᾶθεν ἡ ὁδὸς ἡ ἐκ τοῦ Κηφισιάσιν ἱεροῦ, νοτόθεν τὸ Ἡράκλειον τὸ ἐν Ἑφιστιαδῶν, πρὸς ἡλίου δὲ ἀνιόντος Ἀρχέστρατος Φρεάρριος, πρὸς ἡλίου δὲ δυομένου Φιλίππος Χολλιδεύς; und: »Τὸ ἐν Εἰρεσιδῶν χωρίον ᾧ γείτων βορρᾶθεν Εὐρυμέδων Μυρρινούσιος, νοτόθεν δὲ Διμόστρατος Ξυπεταιῶν, πρὸς ἡλίου ἀνιόντος Εὐρυμέδων Μυρρινούσιος, πρὸς ἡλίου δυομένου Κηφισσός.«<sup>37)</sup> Man beachte, dass die Reihenfolge der Himmelsgegenden gleichfalls stehend ist.<sup>38)</sup> Für ein πρὸς vor ἡλίου ἀνιόντος ist in unserer Inschrift kein Raum.

Die übrigen attischen Pacturkunden bieten eine solche nähere Bezeichnung des zu verpachtenden Besitzthums nicht, aus dem Grunde, weil der Eigennamen, den das Grundstück oder Terrain trägt (C. I. Gr. 93: τὴν Φιλασιῶδα, C. I. Gr. 103: Παραλίαν καὶ Ἀλμυρίδα καὶ τὸ Θησαῖον) jeden Zweifel und jede Unbestimmtheit von vorn herein ausschließt. Und wenn es in der Pacturkunde in *Revue arch.* 1865 n. 11 einfach heisst: ἐμισθώσαν τὸ ἐργαστήριον τὸ ἐν Παιραιῇ, so folgt aus dem Fehlen jeder näheren Bezeichnung, dass die Eigenthümer, Κυθηρίων οἱ μερίται, eben nur dies eine

---

ἐντεύοντας ἔχειν. — ebenda Z. 17 wird ἐξεῖναι ausgelassen. In C. I. Gr. 103 οἱ μισθωσάμενοι für τοὺς μισθωσάμενους. C. I. Gr. 104 wechselt οἱ μισθωσάμενοι mit ὁ μισθωσάμενος u. s. Dies zur Beherzigung für diejenigen, die auch an Inschriften und selbst solcher Art den Mafsstab eines Schriftstellers guter Zeit angelegt zu sehen wünschen.

<sup>37)</sup> Diogen. Laert. III, 30, 41 u. 42.

<sup>38)</sup> Den Rest einer solchen localen Bestimmung glaube ich auch in der sehr verstümmelten Inschrift im C. I. Gr. 163 zu erkennen, nämlich Z. 40—41: [ἡ]ς γείτ[ο]ν πρὸς ἡλίου ἀνιόντος ὁδὸς καὶ Ἡλίου[πύργος] (?), δυομένου διζ(α) καὶ δ(δ)ός. — Bei Häusern scheint man in der Regel sich mit der Nennung eines und zwar des nächsten Nachbarn begnügt zu haben: cf. C. I. Gr. 158 B. Z. 33 οἰκία ἐν Κολωνῷ, ἡ γείτων Ἀλεξός, — τὰ κεραμεῖα, οἷς γείτον] τὸ βαλανεῖον τὸ Ἀρίστανος; οἰκία, ἡ γείτων Πο. . . u. s. w. Vgl. ferner Urkunde aus Mykonos im *Hermes* VIII, S. 493 τὴν οἰκίαν, ἡ γείτων Νικίας Χαρίου oder τὴν οἰκίαν, ἡ γείτων ἡ οἰκία ἡ Καλλιππου. Nur im *Φιλίστωρ* 1862, S. 246 (*Hermes* II, S. 171) werden mehrere Nachbarn angeführt.



ἐργαστήριον im Piraeus besessen haben müssen, ein Zweifel somit gleichfalls ausgeschlossen war.

## §. 2. Zeile 13: Nennung des Pächters.

Διοδώρου [Μη]νοδ[ώρου] Ὀᾶθεν

»Dem Diodoros des Menodoros Sohn aus Oa«. —

Auch hier dürfen die Ergänzungen als sicher gelten. Da hinter Μηνοδώρου eine Lücke von 5 Stellen ist, in der das Demoticum des genannten angegeben sein musste, Ὀᾶθεν oder Ὀαθεν aber das einzige ist, das bloß 5 Stellen füllt, so muss dieses hier gestanden haben. — Der Pächter gehört also demselben Stamme an, wie die beiden Phratriarchen, der Phyle Pandionis. Ob das nur zufällig ist, wer will das entscheiden? Vielleicht gehörte Ὀα auch derselben Phratie, der der Dyalier, an, und es mochte in der Phratie die Bestimmung oder der Grundsatz sein, die der Phratie gehörenden Ländereien nur an Mitglieder der, eigenen Phratie zu verpachten.

## §. 2. Zeile 14: Angabe der Pachtsumme.

[δραχ]μῶν Μ Η [:] του ἐν[ταυτοῦ] ἐλάχιστου

»Gegen eine jährliche Summe von 5100 Drachmen«.

ΟΥΣΙΩΝ was die Inschrift giebt, ist arg verlesen. An δραχμῶν ist nicht zu zweifeln. Der Ausdruck nicht bloß, sondern auch die Stellung der einzelnen Worte ist durch das Formelhafte gesichert. So heißt es Inschr. i. d. Rev. arch. 1865 p. 44: δραχμῶν Μ Τ Τ Τ Τ του ἐνταυτοῦ ἐλάχιστου,<sup>39)</sup> genau wie hier. Die überlieferte Zahl Μ Η Τ ist in ihrem letzten Elemente fehlerhaft, da Τ als kleines Nominal, was es hier sein müsste, einen Viertel-Obolos bezeichnet<sup>40)</sup> und das hier sinnlos ist. Wenn daher Τ nicht in Γ d. h. 5 zu verwandeln ist, welche beiden Buchstaben auf Inschriften gerade häufig verwechselt werden, so muss statt Τ auf der Inschrift : gestanden haben, d. h. Trennungspunkte, wie sie gerade vor und hinter Zahlzeichen ganz gewöhnlich sind. Diese letztere Annahme habe ich, da sie die wahrscheinlichste ist, hier gewählt.

Wie hier, so scheint in Attika überhaupt die Pachtabgabe in der Regel in Geld bestimmt gewesen zu sein, wenigstens ist das auf

<sup>39)</sup> C. I. Gr. n. 98: ἐκατὸν πεντήκοντα δυοῖν δραχμῶν ἑκαστον τὸν ἐνταυτόν, weicht ein wenig ab.

<sup>40)</sup> Böckh, Archaeolog. Ztg. 1847, n. 3.

den uns erhaltenen Urkunden der Fall. Sonst aber waren Pachtabgaben auch in Früchten bei den Alten durchaus häufig; <sup>41)</sup> wie denn in den Heracleischen Tafeln <sup>42)</sup> die Pächter jährlich 400 Medimnen Getreide und einen Kaddichos guter Gerste von dem Lande zu entrichten haben. Die hier genannte Pachtsumme ist für Attika, wo die Ländereien meist in sehr kleine Parzellen getheilt gewesen sind, <sup>43)</sup> im Verhältniß zu den sonst genannten Pachtsummen immerhin bedeutend. Daraus folgt, dass das in Rede stehende Grundstück verhältnismäßig groß gewesen ist. Eine ohngefähre Vorstellung von der Größe desselben läßt sich durch Wahrscheinlichkeitsrechnung gewinnen. Als Jahreszins werden 5100 Drachmen genannt: daraus läßt sich eine Folgerung ziehen für den Werth des Grundstückes. Bekanntlich war der Zinsfuß im Alterthum viel höher als der unsrige. Der gewöhnliche, immerhin noch niedrige, Zinsfuß war in Attika zwölf vom Hundert; doch wurden Gelder, für die größere Sicherheit erforderlich war, auch zu zehn vom Hundert ausgeliehen (vgl. § 9 unserer Inschrift). »Die Pacht der Ländereien musste aber geringer sein als die Zinsen des darin steckenden Kapitals, wenn es ausgeliehen wurde. Nach Isaeos <sup>44)</sup> trug ein Grundstück in Thria, 450 Minen werth, 12 Minen Pacht, also nur acht vom Hundert.« <sup>45)</sup> Da man unter acht Prozent schwerlich häufig herabgegangen ist, andernteils aber bis zu zehn Prozent auch nicht gegangen werden kann in diesem Falle, da die Dyalier in § 9 unserer Inschrift selbst Geld nur zu 10 Prozent anlegen wollen, so dürfen wir uns nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen, wenn wir auch für unsere Inschrift, die übrigens von der Rede des Isaeos nur 60 Jahre abliegt, denselben Prozentsatz hinsichtlich des Grundstückes annehmen. Dann führen die 5100 Drachmen Pachtzinsen auf 63,750 Drachmen oder 40 Tal. 37 Minen 50 Drachmen, die das in dem Grundstück steckende Capital repräsentiren; rechnen wir rund 40 Tal. 30 Minen d. h. 40½ Talent oder 45,750 Thaler. Nun kann nach Böckh <sup>46)</sup> als Durchschnittspreis eines Plethron angenommen werden die Summe von 50 Drachmen. Demnach hätte unser Grundstück etwa 1260

<sup>41)</sup> Böckh, Staatshaush. I, S. 415.

<sup>42)</sup> C. I. Gr. III, 5774 u. 5775.

<sup>43)</sup> Vgl. Böckh, Staatshaush. I, S. 89 f. u. 633. Ebenda vgl. was Böckh über die, in Folge der Kleinheit des Umfanges, so sehr geringen Preise sagt, die von Grundstücken angegeben werden.

<sup>44)</sup> Isaeos, περὶ τοῦ Ἀγρίου κληροῦ 11, §. 42 (b. Scheibe).

<sup>45)</sup> Böckh, Staatsh. I, S. 499. — Nur bei emphyteutischen Pachtungen erscheinen noch geringere Zinsen; vgl. Böckh, ebendas., not. a.

<sup>46)</sup> Staatshaushalt, S. 89.

Plethron gehabt,<sup>47)</sup> oder da ein Plethron = 0,372 Morgen ist, etwa 468,72 oder rund 450 Morgen ausgemacht. So problematisch selbstverständlich eine solche Wahrscheinlichkeitsrechnung sein muss bei der Unkenntnis von so vielen zur Beurtheilung solcher Verhältnisse in Betracht kommenden Umständen, so kann sie doch immerhin dazu dienen, dem, welchem diese Sachen völlig fern liegen, annähernd und im großen und ganzen eine Vorstellung zu geben.

## §. 2. Zeile 14—18: Bestimmung über die Steuerfreiheit des Grundstückes.

Z. 14—15: Ἀ[τε]λές καὶ ἀν[επ]ιτίμ[ητο]ν

„Abgabefrei und frei von jedem Schatzungsanschlag.“

Die Ergänzungen sind sicher, weil der Ausdruck auf dieser Art Urkunden als formelhaft angesehen werden kann. Auch in der einen Pachturkunde vom Piraeus<sup>48)</sup> heisst es Z. 6—7: ἐπὶ τοῖςδε μισθοῦσιν ἀνεπιτίμητα καὶ ἀτελῆ; in der anderen Inschrift vom Piraeus<sup>49)</sup> folgt gleich nach der Angabe der Pachtsumme, wie in unserer Inschrift, ἀτελές ἀπάντων, dagegen fehlt ἀνεπιτίμητον, aus einem Grunde, den wir gleich erkennen werden. Was bedeutet ἀτελές καὶ ἀνεπιτίμητον? Wenn gesagt wird, das Grundstück sei ἀτελές »steuerfrei«, d. b. frei von laufenden Abgaben, so kann sich das zunächst nur auf das Verhältniss zu der verpachtenden Genossenschaft beziehen: diese erklärt, ihrerseits keine Abgaben irgendwelcher Art erheben zu wollen, so dass ἀτελές und ἀτελές ἀπάντων identisch ist. Aber die Beschlüsse einer Genossenschaft, Gemeinde oder industriellen Gesellschaft<sup>50)</sup> sind für den Staat nicht verbindlich, die von jenen gewährte Steuerfreiheit befreit nicht auch von denjenigen Abgaben, die dieser erhebt. Rücksichtlich der letzteren bedarf es daher noch einer besonderen Bestimmung in dem Pachtvertrage. Die verpachtende Gemeinde, Genossenschaft oder Gesellschaft kann auch von diesen befreien und dann ihrerseits die Verpflichtungen übernehmen, oder aber auf dem Pächter die Verpflichtung zu den staatlichen Abgaben ruhen lassen. Das letztere ist der Fall in der Erbpachturkunde vom Piraeus,<sup>51)</sup> wo es deshalb zu Anfang des

<sup>47)</sup> Dieser Gemeindebesitz ist also noch immer bei weitem kleiner, als das Grundstück des Privaten Phaenippos bei Demosth. g. Phaenipp., das nach Böckh's freilich auch sehr unsicherer Berechnung 3200 Plethron umfasste. Cf. Böckh, Staatshaush. I S. 90.

<sup>48)</sup> C. I. Gr. 103.

<sup>49)</sup> Revue arch. 1865, n. 44.

<sup>50)</sup> Wie eine solche die Κυθηρίων οἱ μέρηται gebildet zu haben scheinen. Vgl. not. 3.

<sup>51)</sup> Revue arch. a. a. O.



Vertrages zwar heisst ἀτελές ἀπάντων, aber nicht ἀνεπιτίμητον, sondern statt dessen am Ende der Inschrift εἰάν δέ τις εἰσφορά γίνηται ἢ ἄλλο τι [x]α[τὰ ψήφ]ισμα<sup>52)</sup> τρόπῳ ὑποῦν, εἰσφέρειν Εὐκράτην (eben der Pächter) κατὰ τὸ τίμημα καὶ ἑπτά μνᾶς.

Wo dagegen auch die staatlichen Abgaben vom Eigenthümer mit übernommen werden, da findet sich die Formel ἀτελές καὶ ἀνεπιτίμητον und es wird ausdrücklich eine Bestimmung des Sinnes aufgenommen. So heisst es in der Pachturkunde vom Piraeus im C. I. Gr. 103: καὶ εἰάν τις εἰσφορά γίνηται ἀπὸ τῶν χωρίων τοῦ τιμήματος, τοὺς δὴμότας εἰσφέρειν; und in der von Aexone im C. I. Gr. 93: καὶ εἰάν τις εἰσφορά ὑπὲρ τοῦ χωρίου γίνηται εἰς τὴν πόλιν, Αἰξωνεῖς εἰσφέρειν. In der letzteren ist zwar der Ausdruck ἀτελές καὶ ἀνεπιτίμητον nicht zu finden: aber wenn das zweite ausdrücklich gewährleistet wurde, war das erste selbstverständlich; das zweite aber (ἀνεπιτίμητον) ist eben mit jener Bestimmung gesagt. Genug, es erhellt zur Genüge, dass ἀνεπιτίμητον, über dessen Bedeutung die Lexika für diesen Fall im Stich lassen, nichts anderes bedeuten kann, als frei von staatlichen Steuern. Diese Bedeutung hat es also auch in unserer Inschrift. Wie kommt das Wort aber zu dieser Bedeutung? Die oben angeführten Stellen aus den Inschriften erklären es zur Genüge. Bekanntlich erhob der attische Staat, wie überhaupt alle Freistaaten des Alterthums, weder eine stehende Grund- noch eine stehende Vermögenssteuer,<sup>53)</sup> wohl aber wurden zeitweilig zu besonderen Zwecken, vorzüglich zur Kriegsführung, aber auch zu anderen Zwecken, wie zum Bau des Zeughauses und der Schiffshäuser<sup>54)</sup> in Folge eines vorausgegangenen Psephisma<sup>55)</sup> ausserordentliche Vermögenssteuern (εἰσφοραὶ) ausgeschrieben, aber nicht von dem ganzen Vermögen, sondern von dem davon steuerbaren Kapital oder dem Schatzungsanschlag. Dieser Schatzungsanschlag nun heisst τίμημα. Daher heisst ἀνεπιτίμητον frei von einem Schatzungsanschlag, was gleichbedeutend ist mit »frei von allen staatlichen Steuern«.

Die dann folgenden Zeilen 15—18 führen das ἀνεπιτίμητον insofern näher aus, als sie, was trotz aller Verstümmelung derselben

<sup>52)</sup> So muss nach meiner Meinung das überlieferte ΑΠ . . ΣΙΣΜΑ ergänzt werden. Vgl. Ussing, Inscr. Gr. inedd. N. 57: τὰς τε εἰσφοράς ἀπδίας, ὅσας ἐψήφισται ὁ ἔθνος.

<sup>53)</sup> Vgl. Böckh Staatsb. I, S. 408 ff. Büchsenschild, Besitz und Erwerb im Alterthum S. 68.

<sup>54)</sup> Vergl. Inscr. in Ἐφημ. ἀρχ. 350 = Rangabé 441.

<sup>55)</sup> Vgl. oben Not. 52.



doch zu erkennen ist, die einzelnen eventuell in Frage kommenden Steuern aufzählen: die Genetive hängen unmittelbar von ἀνεπιτήρυτον ab. Die Verstümmelung der Zeilen ist aber so groß, dass es schwer hält, eine Ergänzung zu finden, die sich gleichzeitig mit möglichster Treue an die erhaltenen Buchstabenreste anschliesst und doch angemessenen Sinn gibt. Ich habe daher vorne in dem hergestellten Text die Zeilen unverändert gelassen, will hier aber wenigstens angeben, welcher Sinn ohngefähr gesucht werden dürfte. Nach den überlieferten Ueberbleibseln (νρον wird als νρων zu fassen sein) zu urtheilen, wird man sich nicht viel von dem ursprünglichen entfernen, wenn man den Sinn sucht: frei sowohl von den zur Ausrüstung (oder Anschaffung) von Schiffen, wie allgemein zu Kriegszwecken (πολέμια) zu erhebenden Vermögenssteuern, sowie auch von den Abgaben (φόρων) an das (Besatzungs-)Heer (στρατοπέδου, ferner von Gefällen (τελών), die . . . . ., und endlich von all den andern Steuern insgesamt (καὶ τῶν ἄλλων ἀπάντων).<sup>56</sup> Da die Inschrift ins Jahr 300 gehört, so kann bei dem Worte στρατοπέδου an eine Besatzung gedacht werden, die Demetrios in Athen zurückließ, welche die Athener in der Weise zu unterhalten hatten, dass sie eine bestimmte Abgabe an dieselbe entrichten mussten. Was für τέλη Gefälle hier gemeint sein können, weiß ich nicht, da von dem dieselben näher bestimmenden Worte nur ein T erhalten ist. Eine Bestimmung aber über die für den Bau oder die Ausrüstung von Schiffen zu erhebenden Vermögenssteuern hat aus einem bestimmten Grunde große Wahrscheinlichkeit. Ich muss zu diesem Zwecke auf die in der Ἐφ' ἡμ. ἀρχ. 350 mitgetheilte Inschrift verweisen, die Olymp. 119, 3 d. h. zwei Jahre vor der unsrigen verfasst ist. In ihr werden zwei Männer vom Volke der Athener belobigt, weil sie außer anderen Verdiensten um den Staat sich dadurch nützlich erwiesen haben, dass sie 25 Jahre lang zu den für den Bau des Schiffsarsenals und der Schiffshäuser ausgeschriebenen jährlichen Vermögenssteuern von zehn Talenten bereitwilligst beigetragen haben, und zwar von Olymp. 108, 2 bis Olymp. 114, 2. In diesen 25 Jahren ist also unausgesetzt in Athen zu den besagten Zwecken die außerordentliche Steuer erhoben worden. Die Urkunde, in der das gesagt ist, ist zwar selber aus Olymp. 119, 3, aber, da die beiden belobigten Personen Fremde waren, so folgt nicht, dass die Steuer nicht auch nach 114, 2 für ähnliche Zwecke<sup>56</sup>, stehend weiter erhoben

<sup>56</sup>) Ich sage für ähnliche Zwecke, weil sowohl die erhaltenen Reste als auch die Kleinheit der Lücken zeigt, dass dieselben Ausdrücke, wie in jener Inschrift, in unserer nicht gestanden haben können.

oder wenigstens später wieder aufgenommen ist: in die neu erbauten Schiffshäuser gehörten auch Schiffe und Schiffsgeräte. Und wenn Demetrios Poliorketes den Athenern Ol. 148, 2 außer einer großen Quantität Getreides auch Bauholz zu 100 Schiffen zu schenken versprach, so berücksichtigte er damit sicherlich die dringendsten Bedürfnisse der Athener. Es ist also, alles zusammengenommen, wohl denkbar, dass zur Zeit unserer Inschrift, in Olymp. 120, 4, in Athen von neuem eine stehende Vermögenssteuer ausgeschrieben war, eben zur Beschaffung von Schiffen oder Schiffsgeräthen. Dann ist klar, warum dieser Zweck der Vermögenssteuer in unserer Inschrift an erster Stelle erscheint.

Eine weitere Bestimmung zu Gunsten des Pächters, die man nach einigen der anderen Pachturkunden hier noch erwarten sollte, fehlt: nämlich darüber, wie es gehalten werden solle mit dem Pachtzins, wenn Kriegszeiten oder andere ungünstige Umstände die ordnungsmässige Ausbeutung des Grundstückes verhindern. Die Urkunde im C. I. Gr. n. 403 bestimmt hierüber folgendes: »ἐὰν δὲ πολέμοι ἐξεργῶσι ἢ διαφθείρωσι τι, εἶναι Αἰῶνεῦσιν τῶν γενομένων ἐν τῷ χωρίῳ τὰ ἤμισα.« In diesem Falle fordern also die Eigenthümer der Billigkeit wegen statt der in Geld festgesetzten Pachtsumme die Hälfte der Früchte des Grundstückes. Noch günstiger für die Pächter ist die Bestimmung, die für diesen Fall die Heracleischen Tafeln (C. I. Gr. n. 5774, Z. 404 ff.) geben: »καὶ δὲ χ' ὑπὸ πολέμῳ ἐγφηληθῶντι ὥστε μὴ ἐξῆμεν τῷς μεμισθωμένῳς καρπύεσθαι, ἀνέωσθαι τὰν μίσθωσιν, . . . . καὶ μὴ ἡμεν ὑπολόγῳς μῆτε αὐτῷς μῆτε τῷς πρωγγύῳς τῶν ἐν τῷ συνθήκῃ γεγραμμένων.« Hier wird also die ganze Pachtsumme in solchem Falle erlassen. Von solcher Vergünstigung ist in unserer Urkunde nicht die Rede; wäre sie gewährt worden, so dürfte die Bestimmung hierüber in dem Contract nicht fehlen.

### §. 3. Hauptbedingungen für die Uebernahme der Pacht.

Ἐ[φ' ᾧ] ἐπὶ λύσει τῇν οἰκίαν Διοδό[ω]ρον [οἷαν περ παρέλαβε, καὶ] τὰς ἀμπέλους τ[ὸν ἴσον ἀριθμὸν ἀποδοῦν]αι τοῖς φρατ[ριάρχοις].

»Unter der Bedingung, dass Diodoros bei Lösung des Verhältnisses das Wohnhaus genau in dem Zustande, in dem er es übernommen, und die Weinstücke in derselben Zahl den Phratriarchen wieder übergebe.«

Die Ergänzungen dürfen hier beanspruchen, dem ursprünglichen ziemlich nahe zu kommen. Aus dem Paragraphen lässt sich er-

sehen, dass das Grundstück vorwiegend aus Weinpflanzung besteht: befanden sich auf dem Grundstück auch Fruchtbäume, wie sie sonst häufig mit Weinpflanzungen verbunden erscheinen, so wären sie hier mit genannt worden. οἶκον, was in erster Linie immer das Wohnhaus bezeichnet, wird auch hier in keinem anderen Sinne zu nehmen sein. An ein Wirthschaftsgebäude kann nicht gedacht werden, weil dazu der Ausdruck nicht bezeichnend genug ist und weil andererseits zu einem so großen Grundstück mehrere Wirthschaftsgebäude gehören mussten. Das Wohnhaus repräsentierte ebenso wie die vorhandenen Weinstöcke einen besonderen Werth: darum wird beides hier besonders hervorgehoben; während die Wirthschaftsgebäude und alles, was sonst zum Inventar im engeren Sinne gehört, weiter unten, in §. 6, wenn anders ich richtig ergänz habe (μη ἐξέστω δὲ Διοδώρῳ κόψαι τῶν ὑπαρχόντων ἐκ τοῦ χωρίου μηθέν) durch eine eigene Bestimmung vor Beschädigung sicher gestellt werden. Dass übrigens hier von einem wirklich auf dem Grundstück schon vorhandenen und nicht von einem erst zu erbauenden Hause die Rede sein muss, folgt aus demselben eben angeführten Paragraphen mit Bestimmtheit, insofern es dort heisst μηδὲ τὴν οἶκον καθελεῖν, d. h. das vorhandene Haus. Unter anderen Verhältnissen kommt es freilich auch vor, dass dem Pächter die Verpflichtung auferlegt wird, sich ein Haus und bestimmte Wirthschaftsgebäude selber zu erbauen. So in den Heracleischen Tafeln.<sup>57)</sup> — Sonst begegnet mehrfach die Bestimmung, dass der Pächter mit bestimmten Baulichkeiten eine Ausbesserung in einer bestimmten Zeit vornehmen solle, wie in der Erbpachturkunde vom Piraeus,<sup>58)</sup> und in einer andern Urkunde vom Piraeus, in der den Pächtern des Theaters die Verpflichtung auferlegt ist, eine Ausbesserung vorzunehmen, widrigenfalls die Eigenthümer diese besorgen und den Pächtern die Kosten anrechnen würden.<sup>59)</sup> Eine ähnliche Bestimmung endlich, wie in unserem Falle, scheint in C. I. Gr. 103, gleichfalls einer Urkunde aus dem Piraeus, gewesen zu sein, wie die obwohl verstümmelten Worte am Ende der Inschrift τὴν οἶκον τὴν ἐν Ἀλκυονίδι στεγούσαν παραλαβὼν καὶ ἀ[βλαβ]ῇ κατὰ . . . . immerhin erkennen lassen.<sup>60)</sup>

<sup>57)</sup> C. I. Gr. III, 5774, I Zeile 90: οἰκοδομησῆται δὲ καὶ οἶκον ἐν τοῖς χώροις τούτοις κτλ.

<sup>58)</sup> Revue arch. 1863 n. 11: ἐφ' ᾧτε . . . . ἐπισκευάσαι τὰ βέβηλα τοῦ ἐργαστηρίου καὶ τῆς οἰκίας ἐν τῇ πρώτῃ ἐνισχυθῇ.

<sup>59)</sup> C. I. Gr. I, 102.

<sup>60)</sup> Nach der Ergänzung Büchh's, nur dass ich statt d[εφαλ]ῇ, was dieser



Die Fürsorge für die auf dem Grundstück befindlichen Weinberge überhaupt und speciell das Erhalten des Bestandes derselben wird dem Pächter auch in den Heracleischen Tafeln zur Pflicht gemacht. Dort heisst es: <sup>61)</sup> τὰς δὲ ἀμπέλους τὰς ὑπαρχώσας ἐργαζῆται ὡς βέλτιστα· ὅσα δὲ καὶ τὰν ἀμπέλων ἀπογηράσκωντι, ποτιφυτεύσει ὥστε ἀεὶ ὑπάρχειν τὸν ἴσον ἀριθμὸν τὰν σχοίνων τὸν νῦν ὑπάρχοντα φέτατι τέτορας σχοίνους κτλ. —

#### §. 4. Verpflichtungen im besonderen.

Ἀρδεύ[σ]ε[ι τ]ὰς ἀμπέλους δις κατ' ἐνιαυτ[ὸ]ν [ἔ]κα[σ]τον, ἔρ[η]μα δὲ τῆς γῆς οἷτ[ψ] κατασπερεῖ, τῆς] δὲ ἀργοῦ [ύ]σ[τε]ρεύσει ο[ὐδὲν τῶν δεόντων], ἐργάζεται δὲ καὶ τὰ [λλ' ἢ] ἐν[ε]στ[ι]ν αὐτῷ.

»Er wird die Weinstöcke zweimal alljährlich bewässern, alle unbepflanzten Flächen des Landes mit Getreide besten, das Brachland in keinem der erforderlichen Punkte verabsäumen, endlich auch alles übrige nach Möglichkeit bearbeiten.«

Von den vielen Vorschriften, welche die Geoponiker grade über die Behandlung und Pflege des Weinstockes gehen, passt keine hierher, weil sie alle hierher passen. Auch ist es an sich klar, dass an dieser Stelle keine von den gewöhnlichen Operationen, die überall bei der Bewirthschaftung eines Weinberges dieselben sind, besonders zur Vorschrift gemacht werden konnte. Vielmehr ist hier eine Bestimmung zu suchen, die sich nicht ohne weiteres von selbst verstand, sondern individuell entweder durch die Lage des Grundstückes oder durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt war; oder es muss etwas gewesen sein, das je nach seiner Ueberzeugung von der Zuträglichkeit der eine vorzunehmen für gut hielt, der andere unterliefs. Aus diesem Gesichtspunkte und weil grade die Bewässerung das einzige ist, was bei den Geoponikern nur einmal nebenbei, <sup>62)</sup> nicht aber in Form einer ausdrücklichen Vorschrift erscheint, habe ich mit gleichzeitiger Berücksichtigung der für das fehlende Verbum zur Verfügung stehenden Stellen und der von der Verbalform erhaltenen Reste . . . Υ . Ε . als das hier wahrscheinlichste die Ergänzung ἀ ρ δ ε ύ σ ε ι gewählt.

gibt, ἀ[βλαβ]ῆ ergänze. — στέγουσαν erklärt Böckh durch »sartam tectam« d. h. »unter Dach und Fach«.

<sup>61)</sup> C. I. Gr. III 5774 Zeile 121, vgl. noch ebendas. Z. 100 ff.

<sup>62)</sup> Geopon. V, 3, 6: οὐ χρῆ δὲ ἀρδεύειν τὰ φυτάρια, εἰ μὴ μέλλομεν καὶ τοὺς ἀμπέλωνας ἀρδεύειν. Vgl. noch IX, 11, 3: τὰ δὲ φυτευόμενα, δμβρων μὴ γενομένων, ἐάν ηῖ δυνατόν, καὶ δις καὶ τρίς ἀρδεύειν.



Dass grade für Attika »διὰ τὸ λεπτόγεωνοι, <sup>63)</sup> das steinicht und wasserarm war, eine solche Verpflichtung unerlässlich war, springt in die Augen. Sie mochte aber trotzdem, wo es in das Belieben des Bewirthschaftenden gestellt war, nicht überall beobachtet werden: daher denn hier die ausdrückliche Vorschrift. Es geschahen aber solche Bewässerungen durch künstliche Anlagen, wie sie zum Theil noch heute in Attika erhalten sind und benutzt werden. <sup>64)</sup>

Für ἔρημα δὲ τῆς γῆς erwartet man τὰ δὲ ἔρημα τῆς γῆς. Vielleicht aber ist eben aus dem Fehlen des bestimmten Artikels etwas zu entnehmen. Fragen wir aber zunächst, was bedeutet der Ausdruck ἔρημα τῆς γῆς? In erster Linie muss man an wüsthliegende, bisher nicht bestellte Flächen des Grundstückes denken: dazu nöthigt das Wort ἔρημα, wenn es ohne bestimmte Beziehung gedacht wird. Aber diese Deutung ist hier nicht zulässig. Es heisst diese Strecken sollen mit Getreide besät werden: es ist also Getreideboden; dieser sollte bisher nicht Verwerthung gefunden haben? Bei dem Mangel, den Attika grade an Getreide hatte, und bei der erstaunlichen Sorgfalt, mit der man jedes culturfähige Fleckchen Landes für den Anbau zu gewinnen wusste, muss eine solche Vernachlässigung unerklärlich erscheinen. Der Ausdruck ist anders zu fassen. Bekanntlich machen die Griechen einen stehenden Unterschied zwischen γῆ περυσυμένη und γῆ ψιλῇ, und verstehen unter dem ersteren Land, das mit Fruchtbäumen, Weinstöcken, Gemüsen und ähnlichem bepflanzt ist, unter dem zweiten Ackerland, auf dem Getreide gebaut wird. <sup>65)</sup> Das Grundstück in Myrrhinus hat, wie die Erwähnung des Brachlandes zeigt, auch γῆ ψιλῇ. Und darum kann ἔρημα τῆς γῆς identisch scheinen eben mit γῆ ψιλῇ. Ich meine aber, der Ausdruck ist, zumal da der Artikel fehlt, mit Absicht allgemeiner gewählt, und soll noch etwas mehr besagen; er soll bedeuten »was irgend frei ist«; aber wovon frei? von dem was unmittelbar vorher genannt ist, also »von der Anpflanzung von Weinstöcken«. Dann bezeichnet der Ausdruck nicht blofs die eigentliche γῆ ψιλῇ, d. h. den besondern Theil des Grundstückes, der für das

<sup>63)</sup> Thucyd. I, 2, 5. Wie spärlich das Land mit Erde bedeckt gewesen sein muss, ergibt sich daraus, dass man selbst in einer Pachturkunde die Bestimmung aufzunehmen für geboten hielt, es solle der Pächter keine Erde von dem Grundstück entfernen: vgl. C. I. Gr. I, 103: »τὴν δὲ ὅλην καὶ τὴν γῆν μὴ ἐξέστω ἐξιδγεῖν.«

<sup>64)</sup> Vgl. hierüber Büchsenhütz, Besitz und Erwerb im Alterthum S. 299.

<sup>65)</sup> Büchsenhütz, Besitz und Erwerb im Alterth. S. 71; daselbst auch die Belege für diesen häufig erwähnten Gegensatz, in Not. 7.

Ackerland eigens bestimmt ist, sondern deutet auch auf die Zwischenräume, die zwischen den einzelnen Reihen der an Bäumen oder Pfählen gezogenen Weinstöcke freiblieben, und die wenigstens in einer Baumweinpflanzung so bedeutend waren, dass man sie, und zwar in jedem dritten Jahr, besäen konnte,<sup>66)</sup> und ohne Zweifel in der Regel wird besät haben. Unter dem allgemeinen Ausdruck σίτω, den unsere Inschrift bietet, kann, da es sich um Attika, das fast nur Gerstenboden hatte, handelt, eben nur die Gerste verstanden werden. Und gerade von dieser ist es bekannt, dass sie zwischen dem Weine gebaut wurde. Aber auch damit ist der Umfang des Ausdruckes ἔρημα τῆς γῆς noch nicht erschöpft. Mit dem Grundstück war, wie es scheint (cf. § 8), eine Holzung verbunden. Die Genossenschaft der Dyalier, der das Holz des Grundstückes als Eigenthum verblieb, konnte innerhalb der zehn Jahre einen Theil desselben fällen und so eine und die andere Strecke Land frei legen; auch diese durften dann bei etwaiger Ausrodung und Bestellung diesem Paragraphen gemäß nur mit Getreide besät werden. In diesem umfassenden Sinne ist also der Ausdruck ἔρημα τῆς γῆς zu verstehen, und bei diesem Sinne das Fehlen des bestimmten Artikels gerechtfertigt, denn τὰ ἔρημα τῆς γῆς würde bloß die schon vorhandenen freien Flächen bezeichnen.

Bei [τῆς] δὲ ἀργοῦ ist γῆς zu ergänzen; doch kann auch [τοῦ] δὲ ἀργοῦ gelesen werden, ohne Aenderung des Sinnes. ὑπερρύσει, was in dem überlieferten . ΣΠΡΕΥΣΕΙ doch allein stecken kann, habe ich in ὑπερρύσει zu ändern nicht gewagt, obwohl ich weiß, dass jene Nebenform bis jetzt erst durch ein Glosse des Labbaeus<sup>67)</sup> belegt ist. Uebrigens darf τῆς δὲ ἀργοῦ nicht im Gegensatz zu dem vorhergehenden ἔρημα τῆς γῆς gefasst werden, sondern ist für sich zu nehmen. Die Hälfte des als ἔρημα τῆς γῆς bezeichneten Bodens ist Brachfeld, die andere Hälfte von dem vorhergehenden Pächter eben abgeerntetes Land, also Stoppelfeld. Nach der Ernte liefs man das nächste Jahr das Land brach liegen,<sup>68)</sup> damit es wieder an Kraft gewinne. So lange es in seinem Interesse lag, hat nun

<sup>66)</sup> Vergl. Geoponic. IV, 4 ff.: καὶ ἐκ διαστημάτων δὲ τεθεῖσαι συγχωροῦσι τὴν ἐν αὐταῖς γῆν παρὰ δύο ἐτη σπείρεσθαι. — Ebend. IV, 44 ff. vgl. über die sehr bedeutende Größe des Zwischenraumes zwischen den einzelnen στίχοι; es wurde, wenigstens in Italien, auf diesen Zwischenräumen sogar geweidet, vgl. Vergil. Georg. II, 303 und dazu Voss, der auf die Weinpflanzungen der Philister verweist, »die Simson samt dem dazwischen wachsenden Getreide anzündete«.

<sup>67)</sup> »οἱ ὑπερερύοντες, infimates«.

<sup>68)</sup> Suidas s. v. ἐπὶ καλὰμῃ ἀροῦν: Ἐθος ἔστι τοῖς γεωργοῖς παρ' ἐνιαυτὸν ἀργὸν καταλείπειν τὴν γῆν κτλ. — Vgl. Büchschütz, Besitz und Erwerb S. 301.

wohl jeder Pächter diese Regel schon deshalb beobachtet. Für das letzte Jahr lag aber die Versuchung nahe, alles Land zu bestellen, um von dem ganzen Lande noch die letzte Ernte zu erhalten. Darum gab man in Pachtverträgen, um dies zu hindern und den nachfolgenden Pächter nicht zu beeinträchtigen, die Bestimmung, dass im letzten Jahre der Pacht nur die Hälfte des Landes bestellt werden dürfe, damit der neue Pächter ordnungsgemäß mit der Bestellung beginnen könne. So im Corp. Inscr. Gr. 403 und 93.<sup>69)</sup> Wenn diese Festsetzung hier fehlt, so folgt daraus nicht, dass Diodor von dieser Verpflichtung frei war, sondern bei der allgemein üblichen Brachwirthschaft ergab sie sich von selbst; nahm man gleichwohl hierüber eine ausdrückliche Bestimmung auf, so spricht sich darin ein Misstrauen aus und erlaubt die Folgerung, dass es nicht selten vorgekommen sein mag, dass unehrenhafte Pächter sich auf Kosten ihres Nachfolgers eine solche Ausbeutung des Grundstückes im letzten Jahre erlaubten.

Der Ausdruck τῆς ἀργού ὑστερεύσει οὐδὲν τῶν δεόντων kann uns zu allgemein erscheinen, der Pächter wusste, was mit τὰ δεόντα gemeint sei; setzt es doch Xenophon Oekon. 46, 40 als etwas allgemein bekanntes voraus, dass man für die Saat das Brachfeld vorbereiten müsse.<sup>70)</sup> Man darf nicht meinen, die Verabsäumung dieser Bestimmung schädige doch eigentlich nur den Pächter selber, nicht aber den Eigenthümer, und deshalb sei dieselbe zum mindesten überflüssig. Das ist nicht richtig. Wenn die Brache nicht zur rechten Zeit umgebrochen und das Land rechtzeitig wieder beschattet wurde, musste zumal bei dem spärlichen Humus und dem Klima von Attika der Boden eine dauernde Schädigung an sich erfahren. Mir erscheint daher die eigens für solche und ähnliche Fälle berechnete δίκη ἀγεωργίου bei Suidas, des Sinnes: ἡπειδὴν τις χωρίον παραλαβὼν ἀγεώρητον καὶ ἀνέργαστον ἔατο, ἔπειθ' ὁ δεσπότης δικάζεται τῷ παραλαβόντι (vgl. Meier und Schömann Att. Proz. S. 532) gar nicht so sehr unverständlich.

<sup>69)</sup> C. I. Gr. 403: ἐργάζονται τὰ μὲν ἐννέα ἔτη ὅπως ἂν βούλωνται, τῷ δὲ δεκάτῳ ἔτει τὴν ἡμίσειαν ἀροῦν καὶ μὴ πλείω, ὅπως ἂν τῷ μισθωσαμένῳ μετὰ ταῦτα ἐντῷ ὑπεργάζεσθαι ἀπὸ τῆς ἑκτῆς ἐπὶ δέκα τοῦ Ἀνθεστηριώνος. — C. I. Gr. 93: ἡπειδὴν δὲ τὰ τετραράκοντα ἔτη ἐξέλθῃ, παραδοῦναι τοὺς μισθωσαμένους τὴν ἡμίσειαν τῆς γῆς χερρόν κτλ.

<sup>70)</sup> Büchsenschütz, Besitz und Erwerb S. 304, not. 3.



## §. 5. Angabe der Zahlungstermine.

Ἀποδιδόναι δὲ τῇ[ς μισθώσεω]ς τῇ[ν μὲ]ν ἡ[μί]σε[ι]αν  
μ[η]νὸς Πο[σειδεῶν]ος [εἰκοστῇ] τοῖς φρατριάρχ[οις τοῖς  
ἀεὶ κατ' ἔτος] φρατρίαρχοῦσι, [τῇν δ'] Ἑ[κατομβαιῶν]ος.

•Er soll aber von der Pachtsumme die eine Hälfte abliefern im  
Monat Poseideon am zwanzigsten an die Phratriarchen, die jedesmal  
im Jahre der Phratric vorstehen, die andere im Hecatombaeon.

Die Herstellung wird wesentlich erleichtert durch die andern  
Pachturkunden. Nur in einer derselben ist der Zahlungstermin  
ein jähriger,<sup>71)</sup> so dass also die ganze Pachtsumme auf einmal ent-  
richtet werden muss. In den andern dagegen wird die Pachtsumme  
in Raten bezahlt, in längeren bestimmt festgesetzten Terminen, unter  
denen sich immer der Monat Hecatombaeon, der erste Monat des  
Jahres befindet.<sup>72)</sup> Und zwar sind diese Termine in der einen  
Urkunde<sup>73)</sup> drei, der Hecatombaeon, Gamelion, Thargelion, an denen  
je ein Drittel der Pachtsumme bezahlt werden soll. In den beiden  
andern Pachtverträgen aber, die hierüber eine Bestimmung enthalten,  
verhält es sich genau so, wie in dem unsrigen, sodass, da für diese  
Art der Zahlung die Mehrzahl der Urkunden eintritt, vielleicht ge-  
folgert werden kann, dass sie die gewöhnlichste war. Die Pacht-  
summe wird nach diesen Urkunden in zwei Raten erlegt, die eine  
am Anfang des Jahres am Hecatombaeon, die andere am Po-  
seideon, in der Mitte des Jahres.<sup>74)</sup> Demnach dürfte die vor-  
geschlagene Ergänzung kaum zu bezweifeln sein. Wenn in unserer  
Inschrift der Poseideon zuerst genannt wird, so hat diese Abwei-  
chung offenbar nur darin seinen Grund, dass man in diesem Falle  
von dem Antritt der Pacht aus rechnete, damit der Pächter, der  
im Monat Munychion das Grundstück übernahm, nicht schon nach  
kaum 3 Monaten die erste Rate zu erlegen brauchte; so dass er  
im ersten Jahre über 7 Monate Zeit hatte, ehe er die erste Rate zu  
entrichten hatte; es musste ja auch schon ein Erfordernis der Bil-

71) C. I. Gr. 93: τὴν δὲ μισθωσὶν ἀποδιδόναι τοῦ Ἑκατομβαιῶντος μηνός.

72) Dieser Termin ist auch C. I. Gr. 104 unter dem Ausdruck ἀρχομένου τοῦ  
ἐνιαυτοῦ zu verstehen.

73) C. I. Gr. 104.

74) Inschr. d. Rev. arch. 1863 n. 11: ἐφ' ᾧτε δίδοναι τὰς μὲν ΔΔΔ ἐν τῷ  
Ἑκατομβαιῶνι, τὰς δὲ εἴκοσι καὶ τέτταρας ἐν τῷ Ποσειδεῶνι. — C. I. Gr.  
103: τὴν μισθωσὶν καταθήσουσι τὴν μὲν ἡμίσειαν ἐν τῷ Ἑκατομβαιῶνι, τὴν δὲ  
ἡμίσειαν ἐν τῷ Ποσειδεῶνι.



ligkeit sein, dass man erst nach der ersten Ernte von dem Pächter die erste Zahlung verlangte. Bisweilen ist es in dem Contract ausdrücklich gesagt, dass als Ausgangspunkt für die Reihenfolge der Zahlungstermine der Antritt der Pacht gelten soll. Wenigstens können die Worte in Corp. I. Gr. 104 τοὺς δὲ μισθωσαμένους καὶ τοὺς ἐγγυητὰς ἀφ' οὗ ἂν μισθῶνται, τὴν μίσθωσιν ἀποδιδόναι<sup>75)</sup> in Verbindung mit den gleich darauf genannten drei Zahlungsterminen nichts anderes bedeuten. — Die Ergänzung εἰκοστῇ ist nach Massgabe der zur Verfügung stehenden Stellen gegeben.

Es folgt Abschnitt II mit neuer Datirung, ein Beweis, wie schon oben angedeutet, dafür, dass die folgenden Bestimmungen an einem andern, vielleicht dem folgenden Tage, vereinbart und aufgesetzt sind; leider ist der Tag selber nicht genannt, sondern nur der Monat:

Ἐπὶ Ἡγεμάχου, Μουνυχ(ιῶνος.

»Unter dem Archontat des Hegemachos, im Monat Munychion.«

Der leere Baum, der zwischen Ἡγεμάχου und Μουνυχ(ιῶνος auf dem Steine nach der Abschrift zu urtheilen gelassen ist, kann nur eine Stelle betragen haben. Hegemachos ist der Archon von Olymp. 120,4 oder 300 v. Chr. Merkwürdig ist übrigens die Auslassung von ἄρχοντος, die für die spätere Zeit zwar mit Beispielen belegt werden kann, für diese aber ungewöhnlich ist. In der officiellen Sprache auf staatlichen Urkunden, wie Volksdecreten u. a., ist die Auslassung meines Wissens nie anzutreffen, es sind immer Inschriften privater Art, auf denen man sich diese Freiheit nimmt, und das private im weitesten Sinne genommen muss auch die vorliegende Inschrift zu solchen gerechnet werden. Im gewöhnlichen Leben mochte man einfach sagen ἐπὶ τοῦ δεῖνος, ohne Hinzufügung des selbstverständlichen ἄρχοντος; diese Weise der Bezeichnung ging dann bisweilen auf die Inschriften über. Hier übrigens kommt als Entschuldigung hinzu, dass wenn im Praescripte zu Anfang der Inschrift die volle Formel »ἐπὶ Ἡγεμάχου ἄρχοντος« stand, jeder Zweifel ausgeschlossen war. — Ob übrigens der Stein wirklich Μουνυχ(ιῶνος hatte, ist sehr zu bezweifeln, da sonst die Inschriften stehend Μουνυχ(ιῶν bieten.<sup>76)</sup>

<sup>75)</sup> Nach Büchh's ohne Zweifel richtiger Ergänzung.

<sup>76)</sup> Vgl. Ahrens im Rhein. Mus. 17, 364 und meine Commentationes epigr. S. 69.

## §. 6. Bestimmungen über das Inventar.

[Μῆ ἐξ] ἐ[σ]τ[ω δ] ἐ Διοδώρ[φ] κόψαι τ[ῶν ὅ] παρ-  
[χόν] τ[ῶν ἐκ τ]οῦ χωρίου μηθέν, μηδὲ τήν [οἱ]κ[ία]ν  
κα[θελ]ε[ῖ]ν.

»Es soll ferner dem Diodor nicht verstattet sein, irgend etwas von dem Inventar des Grundstückes zu vernichten, noch das Wohnhaus abzureißen.«

Von diesem Paragraphen ist schon oben bei Gelegenheit des §. 3 gesprochen. Ist die gegebene Ergänzung richtig, so ist von den erhaltenen Pachturkunden diese die einzige, die etwas darüber sagt, wie es mit dem Inventar, denn anders kann ich τὰ ὑπάρχοντα nicht fassen, zu halten ist, freilich ist es wenig genug. Hält man sich streng an den gegebenen Ausdruck κόψαι, so scheint es, als solle bloß das Zerstören von Dingen, die zum Inventar gehörten, nicht aber eine eventuelle Veränderung desselben verboten werden. Das Auffallende, das darin liegt, dass hier über das Haus noch einmal eine Vorschrift erscheint, erkläre ich mir so, dass diese ganze das Inventar betreffende Wendung eine stehende Formel war, die man deshalb, weil in §. 3 über das Haus schon eine genauere Bestimmung gegeben war, hier abzuändern oder bloß zur Hälfte zu geben, sich nicht veranlasst fühlte. Auch kommt in Betracht, dass der Contract nicht aus einem Gusse ist, sondern zur Hälfte an dem einen, zur Hälfte an einem andern Tage abgefasst und beschlossen ist. Dieser Paragraph aber gehört dem zweiten Abschnitte an. Will man aber diese Erklärung nicht gelten lassen, so muss, da an dieser Stelle wenigstens die Ergänzung als sicher gelten muss, in §. 3 statt der oben gegebenen eine andere das Haus betreffende Vorschrift gestanden haben. Dann muss freilich die Voraussetzung von der Gleichartigkeit der beiden in §. 3 gegebenen Bestimmungen, wie man sie doch zunächst annehmen muss, aufgegeben werden. Beispielsweise könnte dann in §. 3 gestanden haben ἐ[φ' ᾧ τήν προσοῦσαν] οἰκίαν Διόδωρον [μὴ μισθοῦν ἐτέρῳ καὶ] τὰς ἀμπέλους τ[ὸν ἴσον ἀριθμὸν ἀποδοῦν]αι τοῖς φρατ[ριάρχοις].

## §. 7. Strafbestimmungen für den Fall der Nichterfüllung der eingegangenen Verpflichtungen.

Ἐὰν δὲ μὴ ἀποδιδῶ τὴν μίσθ[ωσ]ιν ἐ[ν τοῖς χρόνοις τοῖς γεγραμμένοις (τῇ μὴ ἐργάσῃ) ται τὸ χωρίον κατὰ τὰ γεγραμμ[έν]α, ἐξεῖναι τοῖς φρατριάρχαις καὶ δι' [ἀμέλει]αν ἐνσχυράζειν πρὸ δίκης καὶ μι[σθοῦν] ἐτέρῳ τὸ χωρίον [ψ] ἂν [β]ού[λωνται, (καὶ) ὑπόδικος ἔστω Διόδωρος ἐ[ν]ν[έα] μέρη ὅφ[ει]λειν τῆς μισθώσεως ἢ καθ[ε]στ[ε]ναι.

»Wenn er aber die Pachtsumme nicht erlegt in den vorgeschriebenen Terminen oder das Grundstück nicht nach den vorgeschriebenen Bestimmungen bewirthschaftet, soll es den Phatriarchen verstatlet sein, sowohl wegen Pflichtverstümmis eine Pfändung vorzunehmen, ohne vorhergegangene gerichtliche Klage, als auch das Grundstück an einen beliebigen andern zu verpachten, und Diodoros soll zur Zahlung von Neunzehntel der Pachtsumme, eventuell zu Gefängnishaft verurtheilt sein.«

Die Ergänzungen sind im Ganzen als sicher zu betrachten. Die Herstellung ἢ μὴ ἐργάζεται τὸ χωρίον kann mit der Ueberlieferung verglichen dem ferner stehenden im ersten Augenblick zweifelhaft erscheinen. Sie ist gleichwohl unbedingt sicher. Von dem Worte ΕΡΓΑΣΗΤΑΙ muss auf dem Stein erhalten sein ... ΛΕΙΤΑΙ, was der Herausgeber als ΛΕΙΤΑΙ las. Es ist gar keine andere Bestimmung hier möglich, als die von mir gegebene. — Die Beste ΚΑΙ ΔΙΔ...ΙΝ lassen der Ergänzung keine grosse Wahl. An ΔΥΑ[ΛΕΥΣ]ΙΝ zu denken verbiethet sich einerseits dadurch, dass dann diese Zeile einen Buchstaben zu wenig hat, andererseits durch die Sache selbst, da doch nicht die ganze Gemeinde pfändet, sondern nur ihre bevollmächtigten Vertreter. Ergänzt man Δι[όδω]ρον, als Object zu ἐνσχυράζειν, so bleibt wieder eine Lücke von drei Stellen. So hat die versuchte Ergänzung ΔΙΑ[ΜΕΛΕΙΑ]Ν, die der Ueberlieferung keine Gewalt anthut und die Lücke genau füllt, noch die größte Wahrscheinlichkeit. Auch erinnere ich daran, dass es nach Hesychius eine eigene δίκη ἀμελείου gegeben hat, die Meier<sup>77)</sup> als von dem Eigenthümer gegen den Pächter gerichtet ansieht. — Die weiteren Ergänzungen sind durch die Beste selber geboten.

<sup>77)</sup> Attisch. Prozess S. 532.

Was die Sache betrifft, so bedarf der Paragraph keiner weiteren Erklärung. Ich will nur noch auf die entsprechenden Bestimmungen der andern Pachturkunden hinweisen. Im C. I. Gr. 93, der Urkunde von Aexone, heisst es: ἐὰν δὲ μὴ ἀποδιδῶσιν (scil. τὴν μίσθωσιν), εἶναι ἐνεχυρασίαν Αἰζωνεῦσιν καὶ ἐκ τῶν ὥραιων τῶν ἐκ τοῦ χωρίου καὶ ἐκ τῶν ἄλλων ἀπάντων τοῦ μὴ ἀποδιδόντος. Also auch hier soll Pfändung eintreten, die sich in erster Linie an die Früchte des verpachteten Grundstückes halten will. Eine solche specielle Bestimmung über das Pfandobject fehlt in unserer Inschrift, einfach, weil sie überflüssig war, da der Eigenthümer selbstverständlich an jedem Vermögensobject, das sich im Besitze des Pächters befand, sein Pfandrecht üben konnte.<sup>75)</sup> Gleichfalls eine Pfändung wird in dem Pachtvertrage in C. I. Gr. 104 angedroht: ἐὰν δὲ τὴν μίσθωσιν μὴ ἀποδιδῶσιν κατὰ τὰ γεγραμμένα τὰ ἐν ταῖς συνθήκαις ἐνεχυρασίαν εἶναι αὐτῶν καὶ τῶν ἐγγυητῶν τῇ ταμίᾳ καὶ τοῖς ἐπιμεληταῖς τῆς φυλῆς.<sup>76)</sup> Hier soll sich die Pfändung eventuell auf die Eigenthumsobjecte auch der Bürgen erstrecken. Bürgen scheinen in unserem Falle überhaupt nicht gestellt zu sein, wenigstens geschieht ihrer auf der ganzen Inschrift keine Erwähnung. Dafür sind in diesem Falle die Strafbestimmungen verschärft und cumuliert. Von den andern Strafbestimmungen, die unser Paragraph ausser der Pfändung noch aufweist, findet sich in den oben genannten Urkunden keine: sie können also in jenen Fällen auch nicht zur Anwendung gekommen sein. Wohl aber findet sich von diesen Strafbestimmungen die angedrohte Exmission, sowie eine festgesetzte Conventionalstrafe in Geld auch in der Pachturkunde vom Piraeus in der Revue arch. 1865 n. 11, wo es heisst: »ἐὰν δὲ μὴ ἀποδιδῶν τὴν μίσθωσιν κατὰ τὰ γεγραμμένα ἢ μὴ ἐπισκευάζῃ (scil. τὰ δεόμενα τοῦ ἐργαστηρίου καὶ τῆς οἰκίσεως) ὀφείλειν αὐτὸν τὸ διπλάσιον καὶ σπένει Εὐκράτην (eben der Pächter) ἐκ τοῦ ἐργαστηρίου μηθένα λόγον λέγοντα.« Man beachte, wie nahe hier die Fassung der Sätze und der Ausdruck dem unseres Paragraphen kommt, wie denn auch der Zeit nach beide Inschriften sich nahe berühren. In der eben angeführten Urkunde soll also ausser der eintretenden Exmission als Conventionalstrafe τὸ διπλάσιον,

<sup>75)</sup> Ausgenommen waren ohne Zweifel dieselben nothwendigen Gegenstände, die auch nicht als Unterpfand genommen werden konnten; vgl. Diodor. I, 79: ἔπλα μὲν καὶ ἀροτρον καὶ ἄλλα τῶν ἀναγκασιότατων ἐκώλυσαν ἐνέχυρα λαβεῖν πρὸς δάνειον.

<sup>76)</sup> So nach Böckh's Ergänzung. Das τὰ vor ἐν ταῖς συνθήκαις ist von mir eingeschoben.



das doppelte der Pachtsumme, gezahlt werden, ein Satz, der für Conventionalstrafen auch sonst begegnet.<sup>80)</sup> In unserem Falle ist die Geldstrafe, wenn die Ergänzung richtig ist, eine viel geringere, nur Neunzehntel der Pachtsumme. Dafür tritt aber die Verschärfung hinzu, dass eventuell Schuldhaft eintreten soll; denn anders kann das ἡ καθε[ιρηθῆναι]<sup>81)</sup> doch kaum gefasst werden. Damit wird eine Vermuthung Meier's bestätigt, der im Gegensatze zu der herrschenden Ansicht, dass die Anwendung der Schuldhaft nur gegen diejenigen zulässig gewesen sei, welche in Handelsprozessen zur Zahlung verurtheilt waren, in anderen Fällen aber man sich nur an das Vermögen des Schuldners habe halten können, der, also im Gegensatz zu dieser Ansicht, meint, auch in andern Privatprozessen habe der Verurtheilte ins Gefängnis gesetzt werden können.<sup>82)</sup> Die immer unsicherer werdenden Verhältnisse in der Macedonischen Zeit, aus der unsere Inschrift stammt, mochten dazu geführt haben, der Schuldhaft eine weitere Ausdehnung ihrer Anwendung zu geben; zeugt ja doch auch die Cumulation der Strafen in unserer Inschrift (Abpfändung und Exmission und Conventionalstrafe, eventuell Gefängnishaft) von der ängstlichen Vorsicht, mit der man sich zu sichern suchte, und damit von der Nothwendigkeit, auf jede Weise Sicherheit zu erhalten.

### §. 8. Bestimmung über die auf dem Grundstücke befindliche Holzung.

Ἐὰν δὲ καὶ ὁψεί[ν τ]ι τῶν ἐκ τοῦ [χωρίου ξύλων β]ούληται ἐν τοῖς δέκα ἔτεσι Δι[όδωρος ἢ οἱ κληρονόμοι αὐτοῦ, κατὰ[θεῖναι] Δυαλεῦσιν  $\text{ⲙ}$  δραχμάς.

•Wenn er aber von dem auf dem Grundstücke befindlichen Holze etwas fällen will, Diodoros oder seine Erben, so sollen sie den Dyaliern 5000 Drachmen entrichten.▪

Auch hier halte ich die Ergänzungen für ziemlich sicher, so unklar das Sachverhältnis selbst auch erscheint. Doch liegt das eben in der Unbestimmtheit der Abfassung des Vertrages selber, die ja auch an andern Stellen desselben hervortritt. Eine Exactheit und Schärfe der Fassung, wie sie in heutigen Pachtcontracten

<sup>80)</sup> Vgl. Hermann, Alterth. III S. 524 not. 43.

<sup>81)</sup> εἰρηκή ist neben δεσποτήριον bei den Attikern der gebräuchliche Ausdruck für »Gefängnis«.

<sup>82)</sup> Vgl. Attischer Prozess S. 745 Not. 27: auch Schoemann a. a. O. erklärt sich nur aus dem Grunde gegen diese Ansicht Meiers, weil sie ohne Beweis aufgestellt sei.

zu finden ist, darf man eben in diesen Attischen Pachtverträgen nicht erwarten. Ich nenne ausdrücklich nur diese letzteren, denn die für diese Verhältnisse noch in Betracht kommenden Heracleischen Tafeln können jenen gegenüber als Muster aufgestellt werden, was Bestimmtheit, Klarheit und Genauigkeit betrifft. Diese schreiben auch ausdrücklich und bestimmt vor, wie es mit dem Holze, das auf dem Grundstück sich befindet, gehalten werden soll: der Pächter wird ausdrücklich verpflichtet von dem Holze nichts zu fällen, zu verkaufen u. s. w., und zu eigenem Bedarf nur unter bestimmten Beschränkungen davon Gebrauch zu machen. Es heisst dort: τῶν δὲ ξύλων<sup>83)</sup> τῶν ἐν τοῖς ὄρυμοις οὐδὲ τῶν ἐν τοῖς σκίροις οὐ πωληρόντι οὐδὲ χοψόντι οὐδὲ ἐμπρηρόντι οὐδὲ ἄλλον ἐσόντι. αἱ δὲ μὴ, ὑπόλογοι ἐσόνται κατὰς ῥήτρας καὶ κατὰν συνθήκην. ἐς δὲ ἐποίκια χρηρόνται ξύλοις ἐς τὰν οἰκοδομὴν κτλ. (folgen weitere Beschränkungen.) Von solchen Bestimmungen findet sich in unserer Inschrift nichts.<sup>84)</sup> Nun ist es freilich selbstverständlich, dass der, welcher ein Grundstück in Pacht nimmt, damit noch kein Anrecht erhält auf das auf demselben befindliche Holz, da dieses ein vorhandenes Capital ist, das durch Fällen der Bäume blofs flüssig gemacht zu werden braucht, nicht also zu den Werthen gehört, die der Pächter erst durch seine Arbeit schafft; das Holz von Waldungen, die sich auf einem Grundstück befinden, verbleibt auch heute dem Eigenthümer. Es war also nicht absolut nothwendig, hieüber eine besondere Vorschrift aufzunehmen. In diesem Falle kam hinzu, dass man kein absolutes Verbot aussprechen und für die Verletzung desselben Strafen festsetzen wollte. Wenn der Pächter innerhalb der zehn Jahre Lust bekommen sollte, einen Theil der Holzung abzutreiben und auszuroden, um daraus bestellbaren Boden zu schaffen und den Ertrag des Grundstückes zu erhöhen, so wollte man ihm diese Möglichkeit durch ein absolutes Verbot Holz zu fällen nicht unbedingt nehmen; es sollte ihm gestattet sein, man verlangte aber, dass bei der Anzeige von diesem Vorhaben der Pächter eine Entschädigung von 3000 Drachmen an die Dyalier entrichten sollte. 3000 Drachmen sind 1250 Thlr., also immerhin eine nicht unbedeutende Summe, die ich nicht anders zu erklären weifs, als dass sie den Werth der ganzen Waldung überhaupt repräsen-

<sup>83)</sup> ξύλον in dem Sinne von lebendigem Holze hat in den Lexicis keine ausreichenden Belege: ich mache daher noch besonders auf die obigen Stellen aufmerksam.

<sup>84)</sup> Von den andern Pachturkunden hat nur C. I. Gr. 403 die kurze Bestimmung: τῇν δὲ ὕλην μὴ ἐξίστω ἐξάγειν.

lierte, so dass der Pächter dann abtreiben konnte, so viel er wollte. In diesem Falle ist die Summe nicht zu hoch. Gewann doch Phae-nippos, dessen Grundstück gleichfalls Weinpflanzung, Getreideland und Waldung vereinigte, das freilich nach Böckhs Berechnung mehr als zweimal so gross war, daraus täglich für mehr als 12 Drachmen Holz, <sup>85)</sup> das wären jährlich 4095 Thlr. — Man könnte aber geneigt sein, *κατατίνα* in dem Sinne von »deponiren« zu nehmen, und dafür geltend machen, dass im folgenden gesagt wird, die 5000 Drachmen sollten auf Zinsen angelegt werden. Aber diese Auffassung würde die Sache nur noch dunkler machen. Soll die Summe deponirt, also nach Verlauf der zehn Jahre dem Pächter entweder ganz oder zum Theil mit den entsprechenden Zinsen nach einer bestimmten Massgabe zurückerstattet werden, so fehlte hier eben das allerwesentlichste, nämlich die Bestimmung, was dabei massgebend sein soll. Soll es der etwaige Schaden sein? Wonach bestimmt sich dieser? Wenn hierüber keine bestimmten und genauen Bestimmungen in dem Vertrage standen, wer bürgte dem Pächter, dass ihm, wenn er auch verhältnissmässig wenig abgeholzt hatte, die Dyalier unter dem nichtigen Vorwande einer grösseren Schädigung des Grundstückes die ganze Summe zurückbehielten? Genug so aufgefasst, wird das Verhältniss nur noch unklarer. Was aber die ausdrückliche Angabe betrifft, die 5000 Drachmen sollten auf bestimmte Zinsen angelegt werden, so ist dieser Umstand wohl zu erklären. Zahlte der Pächter diese Summe nicht zur rechten Zeit oder überhaupt nicht, so musste Klage erhoben werden, die auf Bezahlung sowohl der Summe selber, als der bis dahin fälligen Zinsen zu richten war. Da es aber keinen gesetzlichen Zinsfuss im Alterthum gab, musste dieser im Interesse beider Parteien vorher festgesetzt sein.

Dass hier und von hier ab auch in den noch folgenden Paragraphen auch die Erben — die natürlich wie in Diodor's Eigenthumsrechte, so auch in seine Verpflichtungen treten mussten — mit einem Male ausdrücklich mit berücksichtigt werden, während im vorhergehenden immer nur von Diodor allein die Rede war, gehört mit zu den Regellosigkeiten, wie in analoger Weise in mehreren der anderen attischen Pachtverträge unmotivirter Weise der Singular *ὁ μισθωόμενος* mit dem Plural *οἱ μισθωόμενοι* <sup>86)</sup> wechselt.

<sup>85)</sup> Vgl. Böckh, Staatsh. I S. 114.

<sup>86)</sup> C. I. Gr. 104. — C. I. Gr. 93 (*φτερόντα* für *φτερόντας* *ἔχειν*). — Ebenso findet sich auf den sonst genauen Heracleischen Tafeln einmal der Uebergang



### §. 9. Nähere Bestimmungen, die Entschädigungssumme betreffend.

Καὶ ἐὰν [μέρος τοῦτω]ν προσοφείλ[ω]σιν,<sup>87)</sup> ἀπο-  
 δι[δόναι ἐν μηνί. ἵνα] ο[ἱ] φρατρίαρχοι καὶ Δυαλ[εῖς,  
 σύμπαν ἧδη] κομ[ι]σάμενοι τὸ ἀργύρι[ον, ἐπιδε]χάτ[ο]ι[ς  
 θ]ῶσιν τὰς Α[ἰ].

»Und wenn sie einen Theil derselben schuldig bleiben, so sollen sie ihn in Monatsfrist abliefern, damit dann die Phratriarchen und Dyalier, nachdem sie nunmehr die Gesamtsumme in Empfang genommen, auf Zinsen zu zehn Procent die 5000 Drachmen anlegen.«

Das Schiefe dieser Bestimmungen entgeht mir nicht: es hat seinen Grund darin, dass zwei verschiedene Bestimmungen, von denen jede für sich in einem selbständigen Satze gegeben werden musste, so zu einander in Beziehung gesetzt sind, dass die zweite in einem untergeordneten Satzverhältnis erscheint. Ebenso gehört zu der Regellosigkeit, dass hier mit einem Male wieder die Phratriarchen in Verbindung mit den Dyaliern genannt werden; denn wenn auch, wie man annehmen kann, immerhin bei der Ausleihung jener Summe die Gemeinde der Dyalier von den Phratriarchen erst befragt werden musste, so liegt doch kein Grund vor, diese rein private Sache, welche den Pächter nicht angeht, hier mit anzudeuten. Ebenso liegt die Sache, wenn im 40. Paragraph gesagt wird, die Phratriarchen sollen, wenn der Pächter etwas von der Pachtsumme schuldig bleibt, das Grundstück wieder verpachten an den meistbietenden (τοῦ πλείστου): hier enthält der letzte Zusatz etwas, was den Pächter und sein Rechtsverhältnis zu den Eigenthümern des Grundstückes absolut nicht berührt, sondern eine reine Privat-

aus dem Plural in den Singular, wo von den Pächtern die Rede ist (C. I. Gr. III S. 708).

<sup>87)</sup> Man beachte hier den Gebrauch des προσοφείλιν im Sinne von ὀφείλιν. Von einer anderen Schuld ist vorher nicht die Rede. — In προσοφείλιν hat πρὸς die Möglichkeit einer doppelten Beziehung. Sind die Schulden das vorausgesetzte, so heisst προσοφείλιν »außerdem schulden, d. h. außer einer Summe noch eine andere schuldig sein«. Ist dagegen der schon bezahlte Theil einer Summe das vorausgesetzte, so heisst προσοφείλιν außerdem schulden d. h. zu oder außer dem schon bezahlten noch zu bezahlen haben, oder einfach »schuldig bleiben«. Diese Bedeutung hat es an der obigen Stelle. Die Lexika freilich kennen nur die erste Bedeutung. — Analog verhält es sich in andern mit πρὸς gebildeten Compositis, vgl. προστιμᾶν und προστιμᾶσθαι im Sinne von τιμᾶν und τιμᾶσθαι bei Meier Att. Prozess S. 183; προσοφλισκάνειν (τὴν ἐπιβάλλειν) und dazu Büchh, Staatsh. I S. 483 not. a.



sache der Dyalier ist: er musste also aus dem Contracte fortbleiben. Es sind das Nachlässigkeiten in der Abfassung, oder Unklarheiten in der richtigen Auffassung des Verhältnisses, die auf die Ungeschicklichkeit dessen zu schieben sind, der die Bestimmungen aufsetzte.

Wenn also der Pächter von der Entschädigungssumme, den 5000 Drachmen, etwas schuldig bleibt, will man ihm eine Zahlungsfrist (von einem Monat nach meiner Ergänzung, die nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Stellenzahl gegeben ist) gestatten. Diese Bestimmung steht ersichtlich im Gegensatz zu der des folgenden Paragraphen, dass ihm bei Schulden von der Pachtsumme keine solche Frist gewährt werden soll. Und deshalb würde es ganz angemessen sein, hier zu ergänzen καὶ ἐν (μέν τι τούτῳ)ν προσοφείλωσιν statt μέρος τούτων. Da aber die folgende den Gegensatz bildende Bestimmung nicht mit ἐν ὁ sondern mit καὶ ἐν beginnt, habe ich μέρος τούτων vorgezogen. Bei dem Ausdruck ἐπιδέχεται ὅσῳ<sup>88)</sup> ist τόχοις zu supplieren. Den Zinsfuß bestimmte man in Attika bekanntlich entweder nach dem monatlichen Zins von einer Mine d. h. von Hundert (Drachmen), so dass man also beispielsweise sagte ἐπ' ἐννέα ὀβολοῖς (d. h.  $\frac{9.12}{6} = 18\%$ ); oder aber nach dem Theile des Capitals, welcher als jährlicher Zins zum Capitale zuzuschlagen ist;<sup>89)</sup> dann redet man von ἐπίκεμπτοι τόχοι (d. h. 20%), ἔφεχτοι (16 $\frac{2}{3}$ %), ἐπιδέχεται (10%) u. a. Auf den letzteren weisen an unserer Stelle die erhaltenen Ueberreste. Der genannte Zinsfuß kann sehr niedrig erscheinen, da der gewöhnliche 12% (ἐπὶ δραχμῇ τῇν μὲν), schon als niedrig galt. Aber in Fällen, wo man nur gegen gute Sicherheit verleihen wollte, pflegte der Zinsfuß noch etwas unter dem gewöhnlichen zu sein, wie beispielsweise der Delische Tempel in Olymp. 86 Tempelgelder gleichfalls zu 10% ausleiht.<sup>90)</sup>

<sup>88)</sup> Dass τίθεται für unser »anlegen« neben anderen Verben speziellerer Bedeutung (wie ἀνατίθειν, ὀφείλειν u. a.) ein gebräuchliches Verbum war, beweisen Stellen, wie bei Demosth. p. 819: ὁ μὲν νόμος καλεῖται τὴν προῖκα ὀφείλειν ἐπ' ἐννέα ὀβολοῖς, ἐγὼ δ' ἐπὶ δραχμῇ μόνον τίθεται; p. 821: ὁ δὲ ἐπὶ δραχμῇ τις τίθεται μόνον, u. a.

<sup>89)</sup> Vgl. Böckh, Staatsh. I S. 473.

<sup>90)</sup> C. Inser. Attic. I S. 439 n. 283 Zeile 12 (ιδανίσαν ἐπιδέχεται τόχοις) καλ. Vgl. dazu Böckh, Kleino Schrift. I S. 441 und 467. — Auch Pupillengelder durften nur zu niedrigem Zins ausgeliehen werden.

§. 10. Bestimmung für den Fall der nicht vollständig in Baar entrichteten Pachtsumme.

Καὶ ἐάν τ[ι προσοφ]ε[ί]λωσιν τῆς μισθώσεως ἐντὸς τῶν δέκα] ἐτῶν, μὴ εἶναι Διοδώρῳ μηδὲ τ[ῶν ἀπ' αὐτ]οῦ μηθεὶν συμβόλαιον πρὸς τ[ὸ ὀφείλημα] τοῦτο μηδέν, καὶ μισθωσάτωσα[ν τὸ χωρίον ᾧ] ἂν βούλωνται τοῦ πλείστο[υ].

»Und wenn sie etwas von der Pachtsumme schuldig bleiben innerhalb der zehn Jahre, so soll keine Schuldverschreibung in Bezug auf diese Schuld dem Diodor noch von seinen Nachkommen irgend einem gestattet sein, und sie sollen das Grundstück zu dem Meistgebot verpachten an wen sie wollen.«

Auch hier tritt die Incorrectheit in der Fassung der Bestimmung zu Tage. Im einzelnen ist der Zusatz ἐντὸς τῶν δέκα ἐτῶν, weil selbstverständlich, überflüssig und darum in einem solchen Contracte ungehörig; mangelhaft ist die Verbindung der beiden Sätze durch einfaches καί, und hart die Auslassung des bestimmten Subjectes bei μισθωσάτωσαν; <sup>91)</sup> natürlich sind die Phratriarchen gemeint.

Die Pachtsumme soll also nur in Baar entrichtet werden, eine Schuldverschreibung völlig ausgeschlossen sein, und daher in dem Fall, dass die fällige Rate der Pachtsumme einmal nicht vollzählig in Baar entrichtet wird, augenblickliche Exmission eintreten; es hätte also bei correcter Fassung statt des καὶ μισθωσάτωσαν κτλ. heißen müssen ἀλλ' ἀπίεσαι ἐκ τοῦ χωρίου. <sup>92)</sup> Dass man sich absolut auf keine Schuldverschreibung einlassen will, beweist zunächst nur das Bestreben der Dyalier, sich ganz sicher zu stellen, kann aber vielleicht auch als Beweis für die Unsicherheit gelten, die bei Schuldverträgen jeder Art schon damals vorhanden war; für die spätere Zeit war ja »Graeca fide mercaria« gleichbedeutend mit »praesenti pecunia mercaria« (Plaut. Asin. 1, 3, 47).

Unter οἱ ἀπ' αὐτοῦ sind hier nicht bloß die unmittelbaren Nachkommen des Pächters zu verstehen, sondern im weiteren Sinne alle, welche bei etwaigem Tode des Diodor in dessen Eigenthumsrechte treten und damit auch seine Verpflichtungen übernehmen, kurz dieselben, welche im §. 8 correcter οἱ κληρονόμοι αὐτοῦ genannt werden.

<sup>91)</sup> In der Ueberlieferung ΜΙΣΘΩΣΑΝΤΩΣΑ ist das N ein Versehen des Abschreibers oder des Steinmetzes.

<sup>92)</sup> Vgl. Inschr. in der Revue arch. 1863 n. 11: ἀπίεσαι Εὐκράτην ἐκ τοῦ ἐργαστηρίου.

Uebrigens darf man aus der Bestimmung, dass die Phratriarchen das Grundstück zu dem Meistgebot wem sie wollen, wieder verpachten sollen, nicht schliessen, dass sie in dem Falle selbständig und nach eigenem Ermessen die Verpachtung besorgen sollten. Es bedurfte dazu, wie ja die vorliegende Urkunde selber beweist, eines eigenen Beschlusses der Gemeinde, den die Phratriarchen nur auszuführen hatten. Die Worte ὃ ἂν βούλωνται sollen auch nur sagen »an einen andern«: sie sind gleichbedeutend mit ἐτέρῳ, was in §. 7 zum Ueberflusse noch hinzugesetzt ist. Ein Zusatz des Sinnes: »nach einem vorausgegangenen Beschlusse der Dyalier« gehörte nicht in den Pachtvertrag, auch brauchte das den Phratriarchen, da es eben die Regel war, nicht besonders eingeschärft zu werden.

Aus der Bestimmung, dass das Grundstück an den meistbietenden verpachtet werden solle, erfahren wir zwar nichts neues, wohl aber erhalten wir durch diese Inschrift einen urkundlichen Beleg für etwas, das bisher blofs angenommen war, freilich mit Sicherheit angenommen, weil es aus der Sache selbst sich ergab.

Bis hierher ist in dem Verträge immer nur die Rede von dem was geschehen soll, wenn der Pächter seinen Verpflichtungen nicht nachkommt: man sucht vergebens nach einer Festsetzung, die den Pächter gegen den Eigenthümer sicher stellt, d. h. eine Garantie dafür bietet, dass dieser vor Ablauf der zehn Jahre unter keinen Umständen dem Pächter das Grundstück wieder abverlangen noch einem andern in der Zeit vermiethen werde. Auch für diesen Fall musste doch eine Bestimmung, resp. eine Strafe festgesetzt sein. Man darf nicht glauben, weil in diesem Contract eine derartige Festsetzung fehlt, sei es überhaupt nicht gebräuchlich gewesen, diesen Fall in Verträgen solcher Art vorzusehen. Die Urkunde von Aexone im C. I. Gr. n. 95 hat hierüber eine besondere Bestimmung: μή ἐξῆσθαι δὲ Αἰῶνευδσιν μήτε ἀποδόσθαι μήτε μισθῶσαι μηδὲν ἄλλῳ, ἕως ἂν τὰ τετταράκοντα ἔτη ἐξέλθῃ; und: »ἐὰν δὲ τις (scil. τῶν δημωτῶν) εἴπῃ ἢ ἐπιψηφίσῃ παρὰ τὰςδε τὰς συνθήκας, πρὶν τὰ ἔτη ἐξελθεῖν τὰ τετταράκοντα, εἶναι ὑπόδικον τοῖς μισθωταῖς τῆς βλάβης. Auch die Erbpachturkunde vom Piraeus (Rev. arch. 1865 n. 11) bietet hierüber die Bestimmung: βεβαιῶν δὲ τὴν μίσθωσιν Κυθηρίων τοὺς μερίτας Εὐκράτει καὶ τοῖς ἐγγόνοις αὐτοῦ· εἰ δὲ μή, ὀφείλειν δραχμὰς Χ.

Mit diesem Paragraphen schließt der eigentliche Contract. Der folgende Paragraph, der die Form des Antrages wieder aufnimmt, enthält eine

### §. 11. Bestimmung über die Aufstellung des Pachtvertrages.

Ἀνα[γρ]ά[ψ]αι δὲ τὴν μίσθωσιν ταύτην ἐν σ[τήλῃ] λι[θίῳ] τοὺς φρατριάρχους καὶ σ[τήσαι] ἐν τῷ χωρίῳ [τῷ Μυρρινουῶντι ὅπου ἂν ἐπιφανεσάτῃ ἤ, ὅπως ἴδωσιν] [ὅσοι ἂν χωρήσωσιν] ἐπὶ τὸ χ[ωρ]ίον [τοῦτο].

»Es sollen aber die Phratriarchen diesen Pachtvertrag auf einer steinernen Tafel verzeichnen und auf dem Grundstück in Myrrhinus aufstellen lassen, damit alle ihn sehen, die ihr Weg zu diesem Grundstück führt.«

Selbstverständlich beanspruchen die Ergänzungen nicht, das ursprüngliche zu geben: sie sollen nur zeigen, in welchem Zusammenhange nach Wahrscheinlichkeit die am Schlusse erhaltenen Wörter ἐπὶ τὸ χ[ωρ]ίον mit dem vorhergehenden können gestanden haben. Uebrigens kehrt die Bestimmung, die Stele aufzustellen wo sie am sichtbarsten ist, in manchen anderen Inschriften wieder.

Was hier die Eigenthümer selber besorgen lassen, die Aufzeichnung des Vertrages und Aufstellung desselben an einem bestimmten Orte wird in der Erbpachturkunde vom Piraeus<sup>93)</sup> dem Pächter als Verpflichtung auferlegt. Der Zweck solcher Aufzeichnungen und Aufstellungen war nach meiner Ueberzeugung ebenso wohl »den Urkunden gröfsere Publicität zu verschaffen« — hatten doch alle, die mit dem neuen Pächter in geschäftliche und finanzielle Verbindung traten, ein gewisses Interesse, die Bedingungen der Pacht gleichfalls zu wissen — als auch »ihnen einen gesicherten Bestand auf die Dauer zu verleihen«. Wenn Kirchhoff bei gelegentlicher Besprechung der oben genannten Inschrift<sup>94)</sup> nur das letztere will gelten lassen, so kann ich ihm hierin nicht beistimmen.

Wenn übrigens, was bisweilen geschah, solche schriftliche Verträge im Temenos eines Tempels aufgestellt wurden, wie beispielsweise nach Kirchhoffs durchaus wahrscheinlicher Vermuthung die Erbpachturkunde vom Piraeus im Tempel der Munichischen Artemis ihre Aufstellung fand,<sup>95)</sup> so scheinen diese der gröfseren Verbindlichkeit wegen vor dem Gotte des Tempels d. h. in Gegenwart seines Vertreters, des Priesters, abgeschlossen zu sein, wenig-

<sup>93)</sup> Revue arch. n. s. O.

<sup>94)</sup> Hermes, II S. 170.

<sup>95)</sup> Cf. Kirchhoff im Hermes II, S. 171.



stens kann ich mir nur bei dieser Annahme den Umstand erklären, dass auf diesen Vertragsurkunden entweder allein oder nebenher nach dem Priester der Gottheit oder dem Epistaten des Tempels datirt wird; wollte man dem Steine durch eine solche Aufstellung blofs einen sicheren Bestand garantiren, so lag zur Nennung des Priesters gar kein Grund vor.

Wenn wir zum Schlusse den vorliegenden Pachtcontract mit den anderen erhaltenen attischen Urkunden derselben Klasse vergleichen, so zeigt sich zwar, dass er eingehender und ausführlicher ist als alle andern, aber gleichwohl vermisst man auch in ihm bestimmte wesentliche Bestimmungen, und in den andern wieder solche, die der vorliegende aufzuweisen hat, ein Beweis, dass es für diese Art von Verträgen bei den Attikern keinerlei feststehende Form und Regel gegeben hat, mögen immerhin einzelne formelhaft gewordene Ausdrücke wiederkehren. Eine Exactheit und Schärfe der Bestimmungen und ihrer Faßung, wie wir sie heute gewohnt sind in solchen Contracten und wie sie in annähernder Weise auch die Heracleischen Tafeln bieten, findet sich nicht. Dazu gesellt sich in einzelnen dieser Urkunden die mangelhafte Redaction oder Stilisierung überhaupt. Die Heracleischen Tafeln sind vom Staate selbst aufgestellt; die attischen Urkunden rühren von Gauen, Phylen, Phratrien her: ihre Conciipienten sind also die Demarchen, Phylarchen, Phratriarchen. Was kümmerte es diese attischen Schulzen und Landrätthe, dass man nach zweitausend Jahren aus ihren Schriftstücken die Pachtverhältnisse in Attika studiren wollte.

INSCRIPTIONES ANTIQUAE  
SASSINATES.

EDIDIT

**E. BORMANN.**

## Index auctorum, quorum nomina non perscribuntur.

- Amaduzzi sched. — Schedae Joh. Christ. Amadutii asservatae Sabiniani in bibliotheca Amadutiana; imprimis fasciculus inscriptus 'Inscrizioni di Sarsina'.
- Bas. Amati notizie — inter schedas Basilii Amatii quae servantur Sabiniani in bibl. academiae, fasciculus inscriptus 'Notizie di stato, di storia naturale, antica e moderna per il Cantone di Mercatosarraceno', scriptus a. 1844.
- Antonini — Filippo Antonino Sarsinate delle antichità di Sarsina, del trionfo de Romani e del triclinio antico Sarsina 1607. 4. Editionem 2 (Faenza 1769) raro laudavi.
- Donati — Seb. Donati ad novum thesaurum vet. inscr. Muratorii supplementum Lucae fol. I 1765. II 1775.
- Fabretti — Raph. Fabretti inscriptionum antiquarum quae in aedibus paternis asservantur explicatio Romae 1703 fol.
- Fantaguzzi — codex bibliothecae Ravennatis Classensis inscriptus 'Iani Fantagucci cura epitaphia reperta', scriptus saec. XV exeunte vel XVI ineunte. In codice haud pauca addita sunt manu posteriore, imprimis f. 93.
- Fantini — Memoria di Giuseppe Fantini medico e filosofo Toscano sull' antica Sarsina LVI p. 4. Inserta est et libro auctoris 'alcune notizie... appartenenti all' antica Sarsina' Faenza 1768. et editioni secundae Antonini Faenza 1769.
- Grut. — Iani Gruteri inscriptiones antiquae Heidelbergae 1603; ed. 2 Amstelædami 1707.
- Marcanova Mut. — Joh. Marcanova Veneti codex in bibl. Mutinensi scriptus a. 1465.
- Marini Vat. 9419 — codex saeculi XVI exeuntis servatus inter schedas Gaet. Marini in bibl. Vaticana, adversaria maiora vol. LXXXVI = cod. 9419.
- Mur. — L. A. Muratorii novus thesaurus veterum inscr. fol. IV vol. Mediolani 1739—1742.
- Orelli — Jo. Casp. Orelli inscriptionum Latinarum selectarum amplissima collectio. Turici 8. vol. I, II. 1828. vol. III ed. Guil. Henzen 1856.
- Passeri sched. — in schedis Passerii inscriptis xysti Urbinates, quae servantur Pisauri in bibl. Oliveriana ms. n. 281 duo folia 'antico iscrizione di Sarsina con la forma e luogo de' marmi di ciascuna di esse', scripta ut videtur a. 1756 ineunte ab amico aliquo Passerii.
- Redianus — codex bibl. Laurentiae Florentinae scriptus a. 1474 ab Alex. Strozza.
- Smetius ms. et ed. — ms. = Mart. Smetii codex in bibl. publica Neapolitana scriptus a. fere 1550; ed. = M. S. inscriptiones antiquae Lugd. Bat. 1588 fol.

Exclusae sunt inscriptiones falsae vel suspectae, fragmenta haud pauca titularum fere sepulchralium parum utilia, inscriptiones signaculorum aereorum et lucernarum.

1—4. Quattuor bases marmoreae (rosso di Verona) eiusdem fere formae et magnitudinis. — 1 et 4 in archidiaconi Sassinatis hortis Jacob. Ant., et extant adhuc insertae parieti aedium. — 2 Sassinae sub pariete Fant., eodem loco (in hortis archidiaconi) Jacob., 'nel giardino del vescovo' Ant.; extat in pariete aedium episcopi. — 3 rep. a. fere 1864 Sassinae sub aedibus fratrum Campodoni (borgo S. Giovanni), nunc apud Mich. Penacchium.

1. Iovi o'ptimo n(aximo) | sacrum | C. C(aesius) S(abinus).

2. Apollini | sacrum | C. C(aesius) S(abinus).

3. Minervae | sacrum | C. C(aesius) S(abinus).

4. Deis publicis | sacrum | C. Caesius Sabinus.

Descripsi omnes. 1. Jacobonius append. ad Fonteium de Caesiorum gente (Bononiae 1583) p. 13 ab Angelo Perutio Sassinatium antistite (inde Grut. 17, 3); Antonini p. 27. — 2 Fantaguzzi f. 15; Jacobonius l. c. p. 25 (inde Grut. 38, 18); Antonini p. 26 (inde Mur. 22, 4). — 4. Jacobonius l. c. n. 1 (inde Grut. 106, 3); Antonini p. 27.

5. In fragmento rotundo marmoris (rosso di Verona), quod potest fuisse putealis, litteris magnis. Rep. una cum n. 3, nunc apud Ignatium dal Monte medicum.

. . . . C. Caesius Sabinu's . . . .

Descripsi. — C. Caesium Sabinum hunc esse eundem Caesium Sabinum, qui fuit amicus Martialis, primus observavit Jacobonius l. c., iam confirmatur titulo n. 10, quo eum Traiani aetate vixisse demonstratur. — Titulos n. 1—5 cum in quattuor primis C. Caesius Sabinus satis habuerit nomina sua primis litteris indicare probabile est fuisse in aliquo sacrario ab ipso facto, et potest fuisse illud ipsum, quod memorat Martialis 9, 58 (59):

'Nympha sacri regina lacus, cui grata Sabinus  
et mansura pio munere templa dedit;  
sic montana tuos semper colat Umbria fontes,  
nec tua Baianas Sassina malit aquas', et q. s.



6. Basis rudis. Rep. ineunte hoc saeculo ad Monte-Castello ~~mmo~~ fere passibus a Sassina septentrionem versus prope viam qua inde itur Mercato-Sarraceno cum reliquiis tuborum plumbeorum Ricchi et Amati. Nunc infixā in angulo aedium Giampaolo Ricchi ad Monte-Castello.

[F]on[ti] sacr(um) | L. Aufidius [L(ucii)? f(ilius)] | Pup(inia) Pastor | de pec(unia) sua.

Descripti. Bas. Amati notizie.

1. ONT vidit Amati, nunc superest pars litterae O. — 3. vestigium litterae, quod est post Aufidius, et Luci et Publi praenominis fuisse potest.

7. 'Sul muro del Cemiterio della Cattedrale di S.' Fant. Nunc in curia. — *Supra titulum fuit anaglyphum, ex quo supersunt aquila et pedes, fortasse Jovis.*

Fuficia L(ucii) l(ibera) Thymele | u(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).

Descripti. Fantini p. XXVIII.

8. Ara parva marmorea, in cuius lateribus sculpta sunt urceus et patera. Rep. ante paucos annos in fundo Crocetta sub muris Sassinae, nunc ibi apud Mich. Pennacchi.

Stato[ria] Cypa[re] | d(onum) d(at) | scholae.

Descripti.

9. Sassinae apud Ign. dal Monte, ad quem ante annos fere 20 attulit rusticus quidam.

Imp. Neruac Caesar[i] | [Augusto] pont(ifici) ma(ximo) tribunicia) potes(tate)]

Descripti.

10. Basis marmorea. Rep. a. 1848 ad ripam Sapis fluminis paullo infra Sassinam; transtulit Gaet. Pedrucci in aedes suas Sassinam. Inscriptio consulto deleta est, ut aegre partem inferiorem cognoscere mihi contigerit. — *Priores versus 3 et partem quarti non legi.*

. . . . Caesaris) | (5) Traiani optimi | Augusti) Germanici | Dacici | C. [Ca]esi[us] Sabinus.

Descripti. Cf. n. 1—3.

11. 'Si ritrovò il giorno 21 dello scorso Aprile, in occasione che fu demolito l'Altare di S. Lucia esistente nella Sagrestia della Cattedrale di Sarsina' Pelli. Nunc in curia.

Divae | Faustinae | Augustae | Imp. Caesaris | (5) T. Aeli  
Hadriani Antonini | Augusti Pii patris patriae | . . . .

Descripti. Pelli in edit. 2 Antonini (1769) p. 312.

12. Extra urbem Sassinatensem Red., Sassinae in agro iuxta plateam Valv., in aedibus episcopi Sassinatis Mar. Ant. Translatus a. 1756 Urbinum in aedes ducales.

Magno et fortissimo principi | Imp. Caesari | M. Aurelio  
Caro | (5) pio felici Augusto | . . . .

Descripti. Codex Redianus f. 172; schedae Valvassonii f. 4; Marini Val. 9119; Antonini p. 26.

4 CARO haud dubie agnovi, CALBO Valv., AELIO Mar., om. Red. Ant.

13. Fragm. inscriptionis in magna trabe marmorea uno versu perscriptae litteris altis 0,30 m. Sassinae apud dal Monte, ad quem attulit structor quidam parietarius.

. . . . trib(unicia) (pot(estate)) . . . .

Descripti.

14. Sarsinae ut puto Marc.; ibidem (in cathedrali Sass.) in lapide iacente Fant., ad summum templum Smet., in fano Mar., 'nella piazza' Ant. Nunc in curia.

L. Appaeo Lucii (ilio) | Pup(inia) | Pudenti p(rimo) p(ilo),  
trib(uno) coh(ortis) XII | (5) urb(anae) et X praet(oriae), | flami  
mini Flau(iali) patron(o) . . . .

Descripti. Marcanova Mut. f. 96; Fantaguzzi f. 44; Smetius ms. p. 155, ed. 75, 9 (inde Grut. 359, 4); Ligorius Neap. lib. 36 et lib. 39 suppletam (inde Grueteri edit. 2 ex eaque Orelli 2220); Marini Val. 9119; Antonini p. 25. Omisi nonnullos qui a Smetio pendent.

Ligorius in fine addit MVN | SASS | PLEBS · VRBAN | PR · M ·  
(om. M Neap. 39) S · D · D.

15. Tabula marin. — Apud Reversanum Fant., ad Riversani castrum Verd. Mur. Situm est Roversanum in sinistra Sapis ripa 4 fere

lapide supra Caesenam, 12 infra Sassinam. Ibi titulum vidit etiam-tum Rocchi. A. 1873 erat Caesena, quo paullo ante Caesar Mas-sini canonicus transtulerat. Titulum esse originis Sassinatis et vi Sapis fluminis ad castellum Roversanum abreptum et tribu Sassinati confirmatur et ipso marmore, in quo vestigia cursus illius cogno-scuntur.

C. Disideno | Cai filio Pup(inia) Secundo | p(ri)mo p(ri)lo,  
III uir(o) iuri dicundo | ex test(amento).

Descripsi. Fantaguzzi f. 35'; Verdoni Caesenatia marmora (ms. in bibliotheca Caesenati) part. post. p. 185 (inde Fattiboni opere dramatiche. Caesena 1777. t. I p. 130 n. V); Mur. 1198, 1, cui misit Fiacchi.

16. Sarsinae Marc., ibidem (in cathedrali Sassinati) post altare Fant., S. ad summum templum Smet., 'nella piazza' Ant. Nunc in curia.

Sex(ō) Tettio | Sex(t) filio Pup(inia) | Montano | Caesio Sa-  
bino | (5) equo publico, | aed(ili), pontifici, | fl(ami)ni Tra-  
ianali, | patrono municipii plebs urbana. | (10) Il(l)onore  
r(e)cepto i(m)pensam r(emisit).

Descripsi. Marcanova Mut. f. 96 (inde per alios Mur. 151, 1 et 867, 7 corruptam); Redianus f. 171; Fantaguzzi f. 13'; Smetius ms. p. 155, ed. 75, 8 (inde Grut. 474, 2); Fonteius de Caesio-rum gente p. 97; Marini Vat. 9119; Antonini p. 25. Omisi alios qui fere a Smetio pendent.

17. Tab. marm. a dextra fracta. Sarsina inedita Amati. Nunc S. in curia.

(caput Medusae) uiuus fecit | [T.] Titius Gemellus  
medicus | sibi et | [T.] Titio Theodoto patrono, | (5) [T. ?]  
Titio Iusto mil(iti) chort(is) | VIII praetoriae Theodoti filio, |  
[T.] titiae Zosime patronae, | [T. ?] Titio Gemino filio ex  
Cypri, | [T. ?] Titio Placido filio ex | (10) . . . . a Methe.

Descripsi. Bas. Amati notizie.

In line Amat. addit versum VXO; mihi post METHE nihil deesse videbatur. Praenomina supplevi ex titulo sequenti, qui eiusdem videtur esse Titii Gemelli.

18. Vendutomi da un contadino, che l'haveva trovato lavorando in un suo campo fuori di Sarsina e poi murato sopra la porta della casa

dove io nacqui in Sarsina Ant. p. 57. Nunc apud Ign. dal Monte medicum.

T. Titio Adiutori | et | Titiae Thaidi | T. Titius Gemellus |  
fécit.

Descripsti. Antonini p. 32, cf. p. 57 (inde Fabretti 167, 316);  
Amaduzzi sched.; Passeri sched.

19. Tr. nelle vicinanze di Sarsina Mei 1733. 'tr. in un campo di la  
del fiume Savio sotto S. Piero in Bagno, esistente presso il sig.  
Giacomo Verotti dal Ponte' Col., similiter Pass. Translatus a.  
1756 Urbinum in aedes ducales.

d. m. | L. Vafrii Lucii filii Clementis | uet(erani) coh(ortis)  
X praetoriae | (5) Aelia Philete | coniugi desi(derantis)-  
sim(o). |

Salve care mihi coniunx, | dilecta propago,  
(10) condite perpetuis tumultis | sine lucis biatu. |  
Delfeo te, puto, nec satis est | decerpere crinis. |  
Nunc neque te uideo, nec | (15) amor saliat amorantis; |  
deflent et gemini genito(ris) imagine capti, |  
et coniunx misera | finem deponco dolori.

Descripsti. Annales mss. Columbar. VII (1741) p. 88; Fabbri in  
Novelle lett. Fiorentine 1744, 593 (inde Donati 304, 7); Passeri  
sched.; Pelli in edit. 2 Antonini p. 41; Fantini p. XXIX, cui misit  
Amaduzzi. — V 4—7 descriptos a Mich. Mei per Domenicum  
Manni habuit Gori cod. Marucell. A 6, qui edidit I. E. 3, 168, 104.

20. Non procul a Sarsina in Sapis margine a. 1677 inventa Verd.;  
nella villa Varotti Amad.; tr. nelle vicinanze di Sarsina Mei.

T. Valerio) . . . . . | militi chor(tis) VII praetoriae,  
uixit annis) XXIII | Aufidia Restituta filio piissimo.

Ter descripta est: cum integrior esset a Verdonio Caesenatia mar-  
mora (ms. in bibliotheca Caesenati) part. II p. 174; magis mutila  
a Mich. Mei, cuius exemplum missum per Dom. Mannium Gorius  
accepit d. 23 Jan. 1733 cod. Marucell. A 6 (inde ex parte ex-  
pletam Gori I. E. 3, 169, 207 ex eoque Donati 267, 10) et a.  
1746 ab Amadutio in schedis (ab eo Fantini p. XXVII).

Verdoni versuum divisionem non observavit. — 1 T·VAL·EQV  
Verd., T·V . . . . . LIEMei, TVLLIE . . . Amad. — In vv. 2. 3  
expressi exemplum Verdonii, Mei et Amad. habent: MILITI-  
CHOR·VII . . . . | AVFIDIA RESTIT (RESTI Mei) . . . .



21. In templo divae Mariae de Romagnano.

L CAE | SELLIVS  
| III. VIR D S

Videtur esse L. Caesellius . . . [I]III uir d(e) s(uo).  
Marini Vat. 9119.

22. Cippus in cuius lateribus sculpta sunt urceus et patera, in parte summa pinus. Rep. a. 1592 una cum cippo L. Vafri n. 35.

d. m. | C. Caesi Cai liberti | Chresimi | VI uir Augustalis |  
(5) patroni collegii | centonariorum municipii Sassinatis |  
Tingetana liberta.

Antonini p. 35, cf. p. 46 (inde Fabretti 409, 340).

23. Tab. marm. superne et a dextra fracta litteris pulchris. 'Nella cattedrale' Ant. Nunc in curia.

. . . . sacerdoti [diuae] . . . . | Camer[i . . . .] | Namini . . . . | P. Thora[sius].

Descripti. Memorat Antonini p. 66, exhibet Fantini p. XXVII. Cf. n. 74.

24. Cippus marm. Sassinae sub altari quodam Marc., in dicta ecclesia (cathedrali) Fant. Extat in muro ante cathedralem.

in fronte: d. m. | Cetranae | Publi filiae; Seuerinae | sacerdoti (5) diuae Marcianae | T. Baebius Gemellinus Augustalis coniugi sanctissimae.

in sinistro latere: Caput ex testamento | Cetranae Seuerinae. | Collegis dendrophororum, fabrum, centonariorum municipii Sassinatis | sestertium sena milia nummum dari | uolo; fideique uestrae collegiali committo, uti | ex reditu sestertium quaternorum milium | (10) nummum omnibus annis pridie | idus lunias die natalis | mei oleum singulis | uobis diuidatur et | ex reditu sestertium binum | (15) milium nummum manes | in eos colatis. Hoc | ut ita facialis fidei | uestrae committo.

In dextro latere mulier velata sculpta est, ad pedes cista.

Descripti. Marcanova Mut. f. 94' et 95; Fantaguzzi f. 14'; Sme-

tius ms. p. 178, ed. 46, 4 (inde Grut. 322, 3); Antonini p. 28; alii qui fere a Smetio pendent.

25. In basi longa m. 1,27, alt. 0,17 uno versu. Sarsinae Marc., S. in foro Valv., S. in Cimiterium episcopatus Fant., 'S. nella piazza' Ant. Nunc in curia.

*Cetraniae Seuerinae Baebius Gemellinus*

Descripisi. Marcanova Mut. f. 96' (inde per alios Mur. 1449, 14); Fantaguzzi f. 14'; Antonini p. 29; Fantini p. XXVI.

26. Meldulae in arce, sed e Sassina illuc translata Smet. et Ant. Ibi extat adhuc pars superior.

d. m. | L. Destimi | Epigoni | Augustalis | (5) collegium  
centonariorum | municipii Sassinatis bene merenti.

Descripisi partem superstitem. Integram descripserunt Smetius ms. p. 191 (inde Ligorius cod. Neap. lib. 39, Panvinus cod. Vatic. 6036 f. 6'; Manutius not. expl. 105; Grut. p. 402, 2) et Antonini p. 38. Gruterum corrigit Morgagni epist. Aemil. (Venet. 1763) XII, 7 p. 71; partem quae nunc superest exhibet Rocchi revue de philologie 1846 p. 157 n. 1.

2 DESTIMI Ant., et nunc superest, DESTIMO Smet. cum Lig. Panv., DESTINIO Man. cum Grut.

27. Cippus marmoreus. S. ad summum templum Smet., in cathedrali Mar., 'nella capella chiamata del vescovo Galasso, serve per altare' Ant. Nunc in muro ante cathedralem.

d. m. Sex. Tetti Sex(t)i liberti Herme | VI uiri, patr(oni) |  
(5) collegii centonariorum | municipii Sassinatis |  
Torasia Cai filia | Sabina | coniugi incomparabili  
et sibi uia posuit. Haue Herme, homo bone.  
(in postica est equus in basi.)

Descripisi. Smetius ms. p. 191, ed. 75, 10 (inde Grut. 474, 1) Fonteius de Caesiorum gente p. 155, cui dedit Jacobonius; Marini Vat. 9119; Antonini p. 30. Omisi nonnullos qui videntur a Smetio pendere.

28. Litteris antiquis, aetatis videtur reipublicae liberae. 'Nel muro degl' horti de' Canonici Sarsenati' Ant. Translatus a. 1756 Urbinum in aedes ducales.

T. Ueturio Titi) filio) | Longo ex | sen(atus) [co]nsulto | decurio)nes | municipesque.

Descriptsi. Antonini p. 32 (inde Fabretti 463, 94); Passeri sched. 1 in. T iam periit.

29. 'Tr. nelle vicinanze di Sarsina' Mei (a. 1733); extra Sarsinam in aedibus Varottianis Amad. Guast. Pass., 'poco avanti scoperto dalle rapide onde del fiume Savio' Guast. Translatus a. 1756 Urbinum in aedes ducales.

d. m. | Q. Baebi | Nepotis | c[ollegium] fabrum' m[unicipii] Sassinatis | b[ene] m[erenti].

Descriptsi. A Meio descriptam per Dom. Mannium habuit Gori 23 Jan. 1733 cod. Marucell. A 6, qui edidit I. E. 3, 168, 205; Amaduzzi sched.; Guastuzzi in Calogerà nuova raccolta d'opuscoli 1 (Venet. 1755) p. 12 (inde Fantini p. XXX); Passeri sched.

30. Sassinae in palatio episcopi Smet. Mar. Ant. Translatus a. 1756 Urbinum in aedes ducales.

d. m. | C. Gigen[ni Festiui | c[ollegium] c[entonariorum] m[unicipii] Sassinatis | (5) b[ene] m[erenti].

Descriptsi. Smetius ed. 138, 5 (inde Grut. 913, 3); Marini Vat. 9119; Antonini p. 26; Pelli in edit. 2 Antonini p. 43.

31. Servavit codex Fantaguzzi manu secunda f. 93', in quo qui perscripti sunt tituli, omnes sunt Sassinates.

d. m. C. Gigenni Ianuari patron[i] c[ollegii] c[entonariorum] m[unicipii] Sassinatis b[ene] m[erenti].

32. Meldulae in arce e Sarsina translatus Smet. Ant. Mar. Nunc perlit vel latet.

d. m. | Gigenni[ae Vere]cundae | c[ollegium] c[entonariorum] m[unicipii] Sassinatis | b[ene] m[erenti].

Smetius ms. p. 191 (inde Manutius not. expl. 106 ex eoque Grut. 872, 11); Antonini p. 38. In line interpolatum Grut. 416, 5

ex 'Smetii cod. et Manutio' per Gutenstenium, ut videtur; corrigit Morgagni epist. Aemil. (Venet. 1763) XII, 7 p. 71.

Adiungit Grut. HEV-MORS | INVIDA | . . . . | . . . . .

33. 'Scoperta anni sono (a. 1746 Amad.) nel campo detto di Pian di Bezzi situato fuori di Sarsina alla riva del Savio ed è delle ragioni de sig. Varotti' Pass., similiter Amad. Fant. A. 1756 translatus Urbinum in aedes ducales.

d. m. | C. Longare|ni Lupi et | Flauiae Sabinae | (5) coniugi eius | ex testam(ento) Lupi | c(collegium) c(entonariorum) m(unicipii) S(assinatis) b(ene) m(erenti) | p(osuit).

Descripsi. Schedae Amadutii; schedae Passerii; Fantini p. XXXV cui dedit Branchetti.

34. Sassinae rep. a. 1800, missa a Borghesio ad Amatium Marini.

[d.] m. | C. Vaberi | Eutychi | c(collegium) c(entonariorum) m(unicipii) S(assinatis) | b(ene) m(erenti).

Bart. Borghesius perscripsit hunc titulum et n. 44 et 65 in calce epistulae ad se d. 30 Maii 1804 datae a Girol. Amali pelente, ut sibi mitteret inscriptiones nuper Sassinae repertas. Idem Amati d. 22 Junii 1807 Borghesio scribit se titulos accepisse et communicavisse cum Marini, in cuius schedis Vaticanis extant perscriptae. Illae autem epistulae Amatii nunc servantur Sabiniani in tabulario academiae.

† B-M Borgh., corrigit Marini.

35. Cippus cum urceo et patera. 'Nel mio campo da Pian di Bezze fuori poco di Sarsina su la ripa del Savio . . fu scoperto dall' impelo del fiume l' a. 1592 e ne fu portato ove si ritrova di presente vicino all' alveo dall' altra banda del fiume' Ant. p. 46.

(pinus) d. m. | L. Vafri | Nicephori | medico, pa(5)-tron(o) c(collegii) c(entonariorum) m(unicipii) S(assinatis), | Flauia Pieris | marito optumo | et sibi uiua | posuit.

Antonini p. 35, cf. p. 46 (inde Fabretti 653, 464).

36. 'Disotterrata in queste vicinanze' Fant., iscr. di Sarsina donata al card. legato di Rimini e da questo nel 1766 data ai Classensi' Bianchi. Extat adhuc Ravenuae in coenobio Classensi.



d. m. | P. Voluseni | Genialis | collegium) cent(onariorum) | m(unicipii) S(assinatis) b(ene) m(erenti).

Descriptissimus Mommsen et ego. Ian. Bianchi in epistula ad Marinium 23 Jan. 1766 in cod. Vat. 9043; Fantini p. XXXV a Brancettio; Spreti de ampl. urbis Ravennae (Rav. 1793) t. I p. 235, n. 152.

37. Sarsinae Marc., ibidem (in eccl. cathedrali) iacente Fant.; 'era nella cattedrale nel pavimento vicino alla sagrestia, tutto di pezzetti di marmo rappezzati insieme . . , negli anni passati levalo e gettato via' Ant. p. 56.

d. m. | Protes | Florentinus | mun(icipii) Sass(inatis) | (5) contubern(al)i bene de se | meritae.

Marcanova Mut. f. 96; codex Fantagutii f. 15, item manu secunda f. 93; Grut. 991,5 ex Smetio, item 973,9 a Metello; Antonini p. 30 cf. p. 56 (inde Mur. 1117,2).

v. 1 om. Ant. — 2 PROTES Fant. 2 Smet., PP-OTES Marc., P.POTES Ant., POTES Fant. 1, EROTES Grut. 973.

38. Sarsinae sub alio allari Marc., in dicta ecclesia episcopatus Sassinatis Fant., 'ora nel giardino del Vescouado fallo là portare da mons. Angelo Peruzzi' Ant.

Sex Afidio | C(ai) f(ilio) Pup(inia) | Nepoti | patri suo | (5) C. Afidius Sex(ti) f(ilius) | Geminus t(estamento) p(oni) i(ussit).

Marcanova Mut. f. 94' (inde per alios Mur. 1243,3); Fantaguzzi f. 15; Smetius ed. 138,2 (inde Grut. 718,13); Marini Vat. 9119; Antonini p. 27.

39. 'Era già nella Cathedralre vicino all' altare di S. Vicinio nel pavimento' Ant., qui intulit in tabularium episcopatus.

. . . | Ampliatæ |, u(ixit) a(nno) I, m(ensibus) IIII, d(iebus) IIII, | Tisufatia C(ai) l(iberta) Auentina mat(er).

Antonini p. 31. cf. p. 55; inde Fabretti 650, 434 et Mur. 1295, 4.

40. In cippo fastigio ornato. 'Ne' muri dell' Abbazia di Montalto già della di S. Salvatore da Summano' Ant. 4, 'si vede oggi nel muro del cimitero di Sassina, donata da mons. Vescovo alla comunità' add. ed. 2 p. 31. Nunc in curia.

(in tympano est caput Medusae iuxta utrimque leo impositis ungibus capiti arietis, infra titulum sculpta sunt arbor, aries (?) saliens, ovis).

Antellae | L(ucii) filiae) Priscae | et L. Tasurcio | uiro eius  
| (5) Antella lib(erta) [sic] Aduena | et L. Heluius Valens.

Descripti. Antonini p. 33; inde Fabretti 604,45 et Donati 14,6.

41. 'Si vedeva già a Sorbano . . . . credo che sia stato tolto' Ant.

d. m. | Aufidi Decem?) | bris | Aufidius Verus | patr(i) piis-  
sim(o).

Antonini p. 34, cf. p. 55; inde Mur. 1243,4.

42. 'Scoperta in Sarsina alla ripa sinistra del Savio' 1746 Amad., 'esistente 23 Aug. 1746 nella sponda destra del Savio in un campo de 'sig. Varolti' idem alibi, similiter Guast. 'Trasportato dalla casa de' sig. Varotti e collocato nel pal. ducale di Urbino' Pelli. Ibi adhuc.

d. m. | Aufidiae Agathe | C. Aufidius Fidelis | lib(ertae) et  
co(5)niugi bene m(er)enti. |

Si meritis possem dare | munera tantum, |  
quanta tibi debent(10)ur praemia laudis. |  
aureus hic titulus et | littera nominis auro |  
condecorata legi deb(et tam simplici uita, |  
(15) quae superis semper | tam grata fuisti |  
inter securas sine | crimine uitae  
sit pr(e)cor | et super h(oc) sit tibi te(20)rra leuis.

Descripti. Amaduzzi sched. bis, qui descr. d. 23 Aug. 1746; Guastuzzi in Calogerà nuova raccolta I (Venet. 1755) p. 11 (inde Fantini p. XXX ex eoque Renzen 7386); Passeri sched., Pelli in edit. 2 Antonini p. 42.

v. 19 in lapide est .H.C.

43. 'Esiste in Montesasso presso la sig. Giovanna Mazzotti per acquisto fattone in Sarsina dove fu scoperta nel campo di Bezzo' Amati; favoritami da Silvestro Ragazzini e trovata nelle vicinanze di Sarsina Paulucci.' Nunc Arimini in bibliotheca Gambalunga. — Rocchi vidit primum Caesena in aedibus Ragazzini, deinde Arimini apud Pauluccium, postremo in Gambalunga.

d. m. | Aufidiae Hebes | Aufidiu(s) Fidelis | et Ianuaria |  
(5) matri | piissimae.

Descripſi. Bas. Amati notizie; Paulucci ms. in bibliotheca Gambalunga; Tonini Rimini avanti l'era volgare 388, 10; schedae Rocchii,

44. Rep. a. 1800 Sassinae Marini; 'io l'avevo copiato dal bel marmo nel cortile del palazzo vescovile di Sarsina' Gir. Amati in epistula ad B. Borghesium d. 22 Iunii 1801.

ossa | C. Auidi | Primitiui | Auidius Fa(uor et Aufidia |  
Ianuaria parente[s])

Cf. n. 34.

45. Tabula magna marmorea. — Rep. a. fere 1820 in agro Varottiorum in ripa sinistra Sapis Lorenzo Varotti; in eius horto vidit Rocchi, nunc est infixā parieti horti Gaetani Pedrucci.

L. Caeselli I(lucii) Libert(i) | Diopanis.

(*infra sculpta est figura viri stantis imberbis, qui in digito minimō manus sinistrae anulum gestat*).

Descripſi.

46. Apud Sarsinam insertus parieti prope ecclesiam S. Gregorii Braschi, similiter Amati, et adhuc ibi extat in pariete horti adiuncti aedibus Santi Lucchesi.

Caesenniae . . . | Stephu . . . . | C . . .

Descripſi. Jo. Bapt. Braschi de familia Caesennia (Romae 1731) p. 253; Bas. Amati notizie.

Braschi falso dicit titulum habere unam vocem CAEENNIA.

47. Tab. magna marmorea litteris magnis et pulchris. Apud eccl. parochialem S. Egidii de Sorbano Braschi, in gradu capellae Mariae Exoratae in aede S. Aegidii Sorbani Rocchi. Nunc Sassinae apud Ignatium dal Monte.

ossa | Cameriae C(ai) filiae | Saturninae.

Descripſi. Io. Bapt. Braschi de familia Caesennia (Romae 1731) p. 255 et de vero Rubicone (Romae 1733) c. XXX, 11 p. 407; Fantini p. XXVI; Rocchi in schedis.

Braschi neglegenter dicit in lapide esse haec duo verba dumtaxat OSSA SATVRNINAE.

48. Basis humilis marmorea. Sarsinae in foro Marini, 'nel muro del cimiterio della Cattedrale' Ant. Nunc in curia.

Came[ri]a C[ai] filia Saturnina.

Descripti. Marini Vat. 9119; Antonini p. 66 memorat; Amaduzzi sched.; Fantini p. XXVI.

initio MIA Mar., A celeri et nunc superest.

49. 'Scoperta l'anno passato nel campo di pian di Bezzi' Pass., 'trasportata da Sarsina e posta nel palazzo ducale di Urbino' Pelli. Ibidem adhuc.

d. m. | Commeatro[n]iae Quinti libertae | Secundinae |  
(5) Ursus | coniugi | bene de se | merita.

Descripti. Passeri sched.; Fantini p. XXVII; Pelli in edit. 2 Antonini p. 43.

50. 'Appresso me per cortesia di Pier Antonio Squadrani cancelliere vescovile in Sarsina, e fu ritrovato nel di lui orticello entro la città' Amati. Nunc Sabiniani in bibliotheca.

. . . . | Eupol[idi] | matr[i] | C . . . .

Descripti. Bas. Amati notizie.

51. 'Ne' muri dell' Abbazia di Montalto (abest fere MD pass. Sassina) già detta di S. Salvatore da Sumano' Ant. 1, 'donata da mons. Vescovo alla comunità' add. edit. 2 p. 31. Nunc in curia.

A. Fuficio . . . . | (protome) | A. Fuficius . . . . | Secundu[s].

Descripti partem inferiorem, versus primus cognosci non poterat. Antonini p. 33, cf. p. 53.

52. 'Scoperta per le continue pioggie a Pian di Bezzo luogo da Sarsina distante un quarto di miglio sul principio dello scorso Aprile' Pelli. Nunc in curia.

d. m. | C. Gigenn[i] | C[ai] fil[ii] | Moni[ti] ? | (5) uix[it] annis | XVII m[en]sibus VII . . . . | C. Gigennius . . . .

Descripti: Pelli in edit. 2 Antonini (1769) p. 311; Rocchi in schedis qui descriptit.

Expressi exemplum Pellii, iam nonnulla evanuerunt.



53. In templo divae Mariae de Romagnano Mar., 'alla pieve di Romagnano un miglio fuori di Sarsina' Ant., 'nel muro del cimitero di Sarsina' add. edit. 2. Nunc in curia.

Heluia C(ai) l(iberta). | Arbuscula | an(norum) XXIII  
(*infra est sculpta imago portae.*)

Descripsi. Marini Vat. 9119; Antonini p. 37 (inde Mur. 1684,5), p. 35 ed. 2.

v. 3 AN nunc evanuit, habent Mar. et Ant.

54. Prope Sarsinam in quodam molendino Florentinorum Marc., reperi equitando Sarsinam versus in flumine Savio in quodam molendino Florentino Fel., extra Sarsinam in molendino propinquo Sorbano Fant.; apud Sassinam in mola Sorbani Picc., 'a Romagnano nella casa degl' Heredi di Antonio Capelli Ant., 'ora nel muro del cimitero di Sarsina' add. edit. 2. Nunc Sassinae in curia.

.. Hora[tius .. f(ilius)] Balb[us . . . . municipibus su]eis  
incoleisque [lo]ca sepultura[e d(e)] s[ua] p[re]cunia) dat | extra  
auctorateis et | (5) quei sibi [la]queo manu[s] | attulissent  
et quei | quaestum spurcum | professi essent, singuleis |  
in fronte p[re]des) X, in agrum p[re]des) X, | (10) inter pontem  
Sapis et titulum superiorem, qui est in | fine fundi Fan-  
goniani. | In quibus locis nemo huma[tus] erit, qui uolet  
sibi (15) vivos monumentum faciet. In quibus locis  
hu[m]ati erunt, d(um)(axat) quei | humatus erit poste-  
reis[que] eius monumentum (20) fieri licebit.

Descripsi partem superstitem. Exhibent Marcanova Mut. f. 96, Felicianus Veron. f. 90 (inde per alios Mur. 1773, 8), Fantaguzzi f. 15, hi eodem exemplo; altero Piccartus n. 37 (inde Reinesius 7, 20; Orelli 1404) et codex Redianus f. 170' (inde Spon p. 264 ex eoque Donati 275, 9). Partem quae nunc superest habent Antonini p. 36 (inde Fabretti 672, 11). Restituit Mommsen C. I. L. I n. 1418.

In partibus quae perierunt v. l. do Marc. Fant. Picc. HORA || BALB- || MVNICIPIBVS || EIS Marc., HORA 'rupte' F-BALBVS 'rupte' MVNICIBVS MEIS Fant., BAEBIVS GEMELLVS SARSINAS MVNICIPIBVS SINGVLEIS Picc., nihil ex his superest. Interpolationem BAEBIVS GEMELLVS fluxisse ex titulo n. 24 notavit Mommsen. — INCOLEISQVE. || CA Marc., IN-COLEISQVE VNICA Fant., IN-COLEISQ-LOCA Picc. — SEPVLTURA S-P Marc. Fant., SEPVLTURAE O-S-P Picc., S-P superest. — EXTRA AVOS ORATEIS Marc., EXTRA AVOS 'rupte' ORATEIS Fant., EXTRA AVCTORITATEIS Picc., EXTRA AVTORATEIS Red., ATEIS superest. — 5SIBEI-

QVEO Marc., SIBEI . . . QVEO Fant., SIBI (SIBEI Red.) LAQVEO Picc. — MANVS priores ante Antoninum; post MANV, quod est in fine versus, non videtur secuta esse littera. — ATVLISSE PRESENT Fant. — 13 INQVIBVS Marc. Fant., INQVEIBVS Picc., VS superest.

55. In templo divae Mariae de Romagnano Mar., similiter Ant.

C. Marcano | C(ai) I(ilio) Pup(inia) | . . . .

Marini Vat. 9119; Antonini p. 37 (inde Mur. 1707, 2).

Expressi exemplum Antonini; Mar. habet C MARCIANO | C . . . .

56. Servata est in codice Fantagutii manu secunda f. 93; cf. n. 31.

d. m. Marcanae Firminae, quae uixit annis XVIII, mens(ibus) VIII, diebus XVII, Marcana Victorina mater et Aufidius Montanus . . (*abscissus in reliquis et fractus lapsis*).

57. Servavit codex Fantagutij f. 93 manu secunda, cf. n. 31.

d. m. Marcanae [C]ratisteni coniugi incomparabili Baebius | Seuerus cum quo uixit annis XXVI m(ensibus) VIII d(iebus) V.

GRATISTENI et BAEBIVS·S·SEVERVS codex.

58. Cippus marmoreus, in cuius lateribus sunt urceus et patera. Apud Sorbanum Sass. castellum Red., Sassinae Mar. minus accurate, 'a Sorbano castello lontano da Sarsina mezzo miglio' Ant. Font. Ibi m. Decembri 1873 etiamtum erat, sed parochus vendiderat municipio Sassinati.

d. m. | Marcanae | C(ai) I(liliae) Verae | T. Caesius | (5)  
Lysimachus | coniugi sanctissimae | et sibi uiuos posuit. |  
Ver tibi contribuat sua muner[a] florea grata,  
et tibi grata | comis nutet aestiua uoluptas; |  
(10) reddat et autumnus Racchi | tibi munera semper  
ac leue | hiberni tempus tellure dicetur.

Descripti. Marcanova Mut. f. 95'; Redianus f. 171'; alii libri manu scripti; Fonteius de Caesiorum gente p. 159 (inde Grut. 804, 5); Citadini cod. Vat. 5253 f. 318; Antonini p. 34; Burmann anthol. Lat. 4, 175.

59. Urna marmorea eleganter sculpta. 'Tr. nelle vicinanze di Sarsina' Mei; Meldulae in arce Ursat. Morg. Rocchi. — Nunc Fori Livii in museo.

d. m. | C. Mario Eu|carpo feci|t Cypressen|(5)a Seruanda  
coiu|gi.

Descriptsi. Io. Mich. Mei per Dom. Mannium misit Gorio qui accepit d. 23 Ian. 1733 cod. Marucell. A 6 (inde edita Inscr. Etr. 3, 169, 206); Ursato misit Marchesius; exhibent Morgagni epist. Aemil. (Venet. 1763) XII, 10 p. 73; Rocchi revue de philologie 1846 p. 165 n. XVII. — Num credendum Meio esse Sassinatem mihi non porsus constat. In arce Meldulensi praeter Sassinates titulos erant alii urbani.

60. Si vede oggi nell' ornato del Battesimo della Cattedrale, giacque sepolta già per molti secoli nel pavimento' Ant. p. 56, 'oggi nel muro del cimiterio' add. edit. 2. Nunc in curia.

d. m. | Mattiēnae | Myrallidis | Q. Comeātro | (5) Q(unti  
l|ibertus) Exorātus | coniugi plūs dé sé | meritāe quam  
ti|tulo scribi potuit.

Descriptsi. Antonini p. 31, cf. p. 56; inde Fabretti 616, 141 et Mur. 1375, 5.

61. 'Nel 1808 dal fiume Savio venne diripata nel pian del Bezzo all' oriente di questa città, quanto una archibugiata. I caratteri sono eleganti oltremodo.'

d. m. | A. Murcii | Aquilonis | Murcia | (5) [Amp]liata |  
[61?]io | . . . .

Bas. Amati notizie.

62. In templo divae Mariae de Romagnano Mar., similiter Ant. Amad., 'nel muro del cimiterio di S.' add. ed. 2 Ant.

d. m. | Murciae | Athenaidis | Sássinas | (5) Secundus |  
coniugi | b(ene) d(e se?) m(eritae).

Descriptsi. Marini Vat. 9119; Antonini p. 37 (inde Mur. 1518, 14), p. 35 ed. 2; corrigat Amaduzzi sched.

63. Cippus marm., rep. 1871 m. Maio in ripa dextra fluvii Fanante, ubi cum Sapi confluit, a Ios. Caminatio archipresbytero eccl. S.

Aegidii Sorbani. M. Decembri 1873 erat in ripa sinistra Sapis, sed Caminati vendiderat municipio Sassinati.

Murcia | Eucumene. -

Descripsi.

64. 'Nel molino che hanno i nostri canonici sul fiume Savio vicino a Sarsina' Ant., 'oggi nel muro del cimiterio' add. edit. 2 p. 31. Nunc in curia.

d. m. | Mutteiae | L(ucii) filiae) Gusae | L. Sassinas | Deuter m(atri) p(ientissimae) et | . . . . tumia | . . . .

Descripsi, sed nonnulla nunc minus bene cognoscuntur. Antonini p. 33, cf. p. 45 (inde Mur. 1484, 3).

65. Rep. a. 1800 Sassinae Marini.

d. m. | Postumiae | Ianuariae | Sex. Tellius Aper | (5) coiugi karissimae | u(ixit) a(nnis) m(ecum) XXVIII, m(en-sibus) X.

Cf. n. 34.

66. Sarcophagus quadratus marm. non ornatus. 'Nella pieve di Mercato Sarracino chiamata di S. Damiano (abest Sassina IIII fere M.P. septentrionem versus) serve per fonte del sacro battesimo' Ant., similiter Mar. Ibi extat adhuc in horto parochi.

d. m. | C. Sabini Valeriani, vixit | ann(is) XVII, m(ensibus) VII, diebus XVI, | Sabinia Iustina mater et Sabinius Victorinus avonculus.

Descripsi. Marini Vat. 9119; Antonini p. 39 (inde Mur. 1210, 4).

67. Rep. a. 1870 in fundo Crocetta paucis passibus a moenibus Sassinae meridiem versus, nunc Sassinae apud Ign. dal Monte.

. . . . . | pudicissimae et | [Sa]binus Vic[torinus] sorori | [sa]ntissimae.

Descripsi.

68. Sassinae Marc., in flumen Sapis Red.

d. m | C. Sabin[i] Urse homo optime hauc. Sabinia Myrtale pat(rono) optimo et piissimo, sibi carissimo, cum quo uixit



in coniugio ann(is) LX, ab excessu eius mense sexto posuit.  
Urse homo optime vale.

Marcanova Mut. f. 95 (inde Grut. 1152, 9 'ex Marcanovanis' ex eoque Antonini ed. 2 p. 40); Redianus f. 171' (inde Iucundus Magl. f. 210 ex eoque per Gorium Mur. 1557, 8 et Antonini ed. 2 p. 39); codex saec. XV qui fuit apud de Pretis, ex quo Borgeus communicavit cum Rocchio.

SABINE traditur. — MIRTAE Marc., MIRTALE Red., MYRTALE Pret.

69. Sassinae Marc.; compertum in flumine Sapis prope Sarsinam Valv.; 'nel cimitero della vecchia Pieve de S. Fiora di Sapigno due miglia lungi da Sarsina' Amad. Ibidem adhuc in ecclesia.

d. m. | Sabinia | C(ai) lib(erta) | Myrtale | (5) mulier optima | haue, | omnium aman'tissima uale. | u(ua) sibi prosuit).

Descr. Rocchi. Marcanova Mut. f. 95'; schedae Valvassonii f. 4'; Redianus f. 171' adiunctum titulo n. 68 (inde Iucundus Magl. f. 210 ex eoque Mur. 1557, 8 et Antonini ed. 2 p. 39); Amaduzzi in schedis ter, qui descr. 23 Aug. 1746; Pelli in edit. 2 Antonini p. 44.

3 MYRTALI Pelli Rocchi, MYRTALE Marc. Valv., MYRTALL Amad., MIRTALE Red.

70. 'Sarsina sul muro di una casa vicino alla Porta della Città vicino all' Osteria' Amad. Nunc in curia.

.... | Sabini .... | Sabinia .... | ob liberalitatem ?  
.... | imagin .... | C<sup>a</sup> .... |

Descripti. Amaduzzi sched.; Fantini p. XXVI.

71. Inter Sassinates Fanl., S. in palatio episcopi ara marm. Smet.

d. m. | Sex. Sassinatis | Grati | P. Petronius | (5) Proculus et | Sex. Tettius Stephan(us) | heredes | homini et amico | optimo.

Codex Fantaguzzi m. 2 f. 93; Smetius ed. 138, 3 (inde Grut. 889, 9) qui vidit; a Smetio Ligorius Neap. lib. 39.

72. Sassinae in strato ecclesiae Marc., ibidem (in cathedrali) in Coro Fant. 1, 'nel pavimento di marmo avanti il Coro della Cattedrale' Ant.

d. m. | Sassinatiae | Asiae | L. Sassinas | (5) Facultalis |  
coniugi sanctissimae) | et Chrysogonus | filius matri | pien-  
tissimae | b(ene) m(erenti).

Marcanova Mut. f. 95; codex Fantagutii f. 14' et m. 2 f. 95;  
Marini Vat. 9119; Antonini p. 31 (inde Fabretti 435, 22).

v. 1 om. Marc. — 7 CRYSOGONVS Marc. — 9 PIENTISSIMAE  
Mar., PIENTISSIMAE ceteri. — v. 9 om. Ant. solus.

73. In dicta ecclesia (cathedrali Sassinati) Fant.

M. C. SACERDOS. C. F. SATVRNINVS. P. S

Fantaguzzi f. 14'. — Videtur esse M. C(aecilius?) Sacerdos, C.  
F(abnii?) Saturninus p(ecunia) s(ua).

74. Tabula marm. litteris magnis (m. 0,15—0,17) et pulchris. Erat  
in muro ante cathedralem, nunc in curia.

P. Tho[rasio] . . . . | Po . . . . . | Ca[meria?] . . . .

Descripsi. Cf. n. 23.

75. Parva basis marmarea. Sarsina Fant.; nunc in curia.

(d. m. | Thorasiae Mar]cellinae uix(it) | ann(is) XIII men-  
(sibus) | VII, diebus XIII | [Th]orasiu[s] Felix et [Va]renia  
Iustina parentes | filiae dulcissimae b(ene) m(erenti).

Descripsi. Fantini p. XXVII.

76. 'Nella rocca di Meldola portatovi da Sarsina' Ant. Ibidem vi-  
derunt March. Morg. et adhuc extat.

d. m. | M. Valerio | Fausto | Vetilia | (5) Euterpe coniugi |  
optumo.

Descripsi. Antonini p. 38 (inde Fabretti 655, 477); misit Ursato  
Marchesius; memorat Morgagni epist. Aemil. (Venet. 1763) XII, 7  
p. 71; Rocchi revue de philologie 1846 p. 159 n. IV.

77. 'Ritrovata gli anni passati ed hora è a Galbano, castello di Sarsina  
nel muro degli heredi di Cecco Tonetti' Ant.

d. m. | Variar Vic'toriae | coniugi | (5) sanctissim(ae) | ca-  
stissimae et incompa[rabili] | quae vixit | annis | XXVI | ....

Antonini p. 32, cf. p. 60; inde Mur. 1416, 10.

## 78. Sassinae Marc.

d. m. Vibiaes Mirines T. Sassinas Onager coniugi carissimae c. p. m.

Servavit Marcanova Mut. f. 95'; inde Ferrarius Reg. f. 61' ex eoque per Scandianum Mur. 1420, 3.

MYRINES Ferr. coniectura fortasse vera. — C.P.M. quomodo legenda sint nescio.

## 79. In trabe marmorea. 'In Sarsina in casa dell' Archidiacono' Amat. Nunc in curia.

in fronte p(edes) CX

(in postica ornamenta sculpta sunt.)

Descripti. Amaduzzi sched.; Bas. Amali notizie.

## 80. 'Era nel muro sopra il capanno nel podere Moreti nella parrocchia Ruscello (abest Sarsina IIII fere M.P. occidentem versus) acquistato da me nel novembre 1873' dal Monte. Nunc Sassinae apud eum.

. . . . . | p(er) [a]nnos

[Sed? ] dum vita mihi, dum | claram cernere | lucem  
contigerit, | te, cara mihi, nomen|que requiram. |  
h(ene) m(erenti).

## 81. Era a Sorbano nelle muro della casa del parroco dal Monte. Nunc apud eum.

coniugi sanc[t]is[simae] ac deside[ra]tissimae, cum qua  
uix(it) | ann(is) XXV | ben(e) mer(enti).

Descripti.

Ex primo versu supersunt 113.

## 82. Nel muro del Vescovado entro il cortile.

. . . . . m et podium p(ecunia) sua).

Bas. Amati notizie.

## 26a. In arce Meldulensi e Sassina translatum Smet. Ibi frustra quae-sivit iam Morgagni.

Florentem speciem rapuere novissima fata  
forma rudi puerum, Priscum agnomine quondam,  
quem genitor, cives, cuncti flevere propinqui.  
L. Destin[i]us Epigonus pater.

Uno exemplo Smetius ms. p. Pighius cod. Berol.; Ligorius Neap. lib. ; Panvinus Vat. 6036 f. In line interpolatum Grut. 680, 'e ms. cod. Smetii'; inde praeter alios Morgagni epist. Aemil. p. ; Burmann anthol. Lat. cf. p. 785; Meyer 1339.

Burmann corrigil v. *specie probabiliter*, v. *forma equidem puerum*, *Priscum at cognomine*. — DESTIMVS ceteri, DESTINIVS Grut. — In fine addit Grut. *infel. fl. suo dulcissimo innocentissimo*.

## INDEX NOMINUM.

Imp. Caes. M. Aurelius Carus plus felix Aug.

diva Faustina Aug(usta) Imp. Caesar(is)

T. Aelii Hadriani Antonini Aug. Pii

diva Marciana

Imp. Ner]va Caesar Aug.

Imp. Caes. Traianus Aug.

Aelia Philote

C. Afidius Sex. f. Geminus

Sex. Afidius C. f. Pup. Nepos

Antella Advena

Antella L. f. Prisca

L. Appaeus L. f. Pup. Pudens

[Aufidius Decem?]ber

C. Aufidius Fidelis

Aufidius Fidelis

Aufidius Montanus

L. Aufidius [L. ? f.] Pup. Pastor

Aufidius Verus

Aufidia Agathe

Aufidia Hebe

Aufidia Januaria

(Aufidia) Januaria

Aufidia Restituta

Avidius Favor

C. Avidius Primitivus

T. Baebius Gemellinus

[Baebius Nepos

Baebius Severus

M. C. . . . . Sacerdos

L. Caesellius . . . . .

L. Caesellius L. Diopan

Caesennia Stephu . . . .

C. Caesius C. Chresimus

T. Caesius Lysimachus

C. Caesius Sabinus . . . . . cf.

Ca[meria ? . . . . .

Ca[mer]i . . . . .

Cameria C. f. Saturnina

Cetranie P. f. Severina

Q. Comestro Q. Exoratus

Commestronia Q. Secundina

Cypressenia Servanda

L. Destimius Epigonus . . . . . 36a.

C. Disidemus C. f. Pup. Secundus

C. F. . . . Saturninus

Flavia Pieris

Flavia Sabina

A. Fufcius . . . . .

A. Fufcius . . Secundus

Fulcia L. Thymele

C. Gigennius . . . . .

C. Gigennius Festivus

C. Gigennius Ianuarius

C. Gigennius C. f. Monitus?

Gigennia Verecunda

Helvius Valens

Helvia C. Arbuscula

. . Hora[tius . . f.] Balb[us]

C. . . . . Lupus

C. Marcianus C. f. Pup. . . . .

Marcana Cratiste

Marcana Firmina



Marcana C. f. Vera 58.  
 Marcana Victorina 56.  
 C. Marius Eucarpus 59.  
 Mattiena Myrallis 60.  
 A. Murcius Aquilo 61.  
 Murcia [Amp]liata 61.  
 Murcia Athenais 62.  
 Murcia Eucumene 63.  
 Mutella L. f. Gusa 64.  
 P. Petronius Proculus 74.  
 Postumia Ianuaria 65.  
 Sabini . . . 70.  
 C. Sabinus Valerianus 66.  
 Sabinus Victorinus 66. 67.  
 C. Sabinus Ursus 68.  
 Sabinia 70.  
 Sabinia Iustina 66.  
 Sabinia C. J. Myrtale 68. 69.  
 L. Sassinas Deuter 64.  
 L. Sassinas Facultalis 72.  
 Sex. Sassinas Gratus 74.  
 T. Sassinas Onager 78.  
 Sassinas Secundus 63.  
 Sassinatia Asia 72.  
 Stato[ria] Cypa[re] 8.  
 L. Tasurcius 40.  
 Sex. Tettius Aper 65.  
 Sex. Tettius Sex. J. Hermes 27.  
 Sex. Tettius Sex. f. Pup. Montanus Cae-  
     sius Sabinus 46.  
 Sex. Tettius Stephanus 71.  
 P. Tho[rasius] . . . 74.  
 P. Thora[sius] . . . . 23.  
 [T]horasius Felix 43.  
 [Thorasie Mar]cellina 75.

Torasia C. f. Sabina 27.  
 Tisufatia C. f. Aventina 29.  
 T. Titius Adiutor 48.  
 T. Titius Gemellus 47. 48.  
 [T.?] Titius Geminus 47.  
 [T.?] Titius Justus Theodot f. 47.  
 [T.?] Titius Placidus 47.  
 [T.] Titius Theodotus 47.  
 Titia Thais 48.  
 Titia Zosime 47.  
 Torasia v. Thorasia.  
 C. Vaberius Eutychnus 24.  
 L. Vafrius L. f. Clemons 49.  
 L. Vafrius Nicephorus 25.  
 T. Val . . . . 20.  
 M. Valerius Faustus 76.  
 V[a]rentia Justina 75.  
 Varia Victoria 77.  
 Vetilia Euterpe 76.  
 T. Veturius T. f. Longus 28.  
 Vibia Mirine 78.  
 P. Volusenus Genialis 36.

---

Ampliata 29.  
 (Sassinus) Chrysogonus 72.  
 Cypris 47.  
 Eupolis 50.  
 Florentinus 27.  
 Marcellina v. Thorasia.  
 . . . a Methe 47.  
 (Destimius) Priacus 26a.  
 Prote 27.  
 (Caesia) Tingetana 22.  
 Ursus 49.  
 . . . tumia . . . 46.

FRANCONIS DE COLONIA  
ARTIS CANTUS MENSURABILIS

CAPUT XI,  
DE DISCANTU ET EIUS SPECIEBUS.

TEXT, UEBERSETZUNG UND ERKLAERUNG

VON

HEINRICH BELLERMANN.

Die *Ars cantus mensurabilis* des FRANCO von CORN, von deren neuer von mir zu besorgender Ausgabe ich hier ein Specimen mittheile, ist bereits zweimal im Druck veröffentlicht worden:

1. durch den Fürst-Abt MARTIN GERBERT im dritten Bande seiner *Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum*, St. Blasien 1784 S. 1—16, nach einer zu Mailand in der *Bibliotheca Ambrosiana* befindlichen Handschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts;

2. durch E. DE COUSSEMAKER im ersten Bande seiner *Scriptorum de musica medii aevi nova series a Gerbertina altera*, Paris 1864, S. 117—135, nach einer zu Paris befindlichen Handschrift des *Tractatus de musica* des HIERONYMUS DE MORAVIA ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ausser dieser Handschrift hat COUSSEMAKER noch zwei andere zu Paris befindliche Handschriften gekannt, aus denen er einige Varianten giebt. Die eine dieser beiden zuletzt genannten Handschriften gehört jetzt ebenfalls der Pariser Bibliothek und wird von ihm mit F bezeichnet, da sie früher im Besitz eines Herrn FONTANIEU war. Die andere gehört der *Bibliotheca S. DEODATI* zu Paris, und wird von ihm als D angeführt.

Die von mir benutzten Handschriften sind folgende:

1. Die bereits von GERBERT benutzte der *Bibl. Ambrosiana* zu Mailand, eine Miscellenhandschrift auf Pergament in 4<sup>o</sup> D n. 5 *parte inferiore* auf f. 110'—118'. Eine genaue Collation dieses Textes verdanke ich meinem verehrten Collegen, dem Herrn Dr. EUGEN RORRMANN, welcher sich gegenwärtig in Italien aufhält. Eine getreue Durchzeichnung sämtlicher Notenbeispiele, so wie das Facsimile einer wichtigen Stelle aus dem XI. Capitel *de discantu et speciebus ejus* habe ich schon früher durch die Güte des Herrn Professors PASQUALE D'ERCOLE zu Mailand erhalten. Diese Handschrift bezeichne ich mit M.

2. Die von COUSSEMAKER benutzte im *Tractatus de musica* des HIERONYMUS DE MORAVIA auf der Pariser Bibliothek *Fundi Sorbonae*

No. 4817. Die Collation dieser Hdsehr. hat mir im J. 1859 Herr PAUL MAYER in Paris gütigst besorgt. Diese bezeichne ich mit P.

3. Eine Handschrift aus dem 15. Jahrhundert der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford (Ms. 842 f. 49), deren Inhalt mir seit 1863 durch eine sorgfältige Collation meines Freundes des Dr. FRIEDRICH CHRYSANDER zu Bergedorf bekannt ist. Diese Handschrift bezeichne ich mit O.

Den genannten Herren stelle ich für die mir gütigst geleistete Hülfe hier meinen aufrichtigsten und verbindlichsten Dank ab.

Die hier angeführten Handschriften überliefern den Text mit Ausnahme einer einzigen gerade sehr wichtigen Stelle über die Eintheilung der Intervalle in Consonanzen und Dissonanzen im 11. Capitel ziemlich gut. M und P stimmen häufig wörtlich mit einander überein; wie weit dies auch mit D und F der Fall, lässt sich nach den wohl nicht ganz vollständigen Anführungen von COUSSEMAKER, welcher mehr die Notenbeispiele berücksichtigt hat, nicht genau angeben. O weicht dagegen nicht selten von den zuerst genannten Handschriften im Ausdrücke ab, so wie dieselbe auch eine andere Eintheilung der Capitel giebt. Während sich in M folgende Ueherschriften finden:

*Incipit ars cantus mensurabilis edita a Magistro Francone Parisiensi.*

*De diffinitione musice mensurabilis et ejus speciebus.*

*De diffinitione discantus et divisione.*

*De modis cujuslibet discantus.*

*De figuris sive signis cantus mensurabilis.*

*De ordinatione figurarum ad invicem.*

*De plicis in figuris simplicibus.*

*De ligaturis et earum proprietatibus.*

*De plicis in figuris ligatis.*

*De pausis et quomodo per ipsas modi ad invicem variantur.*

*Quot figure simul ligabiles sint.*

*De discantu et ejus speciebus.*

*De copula.*

*De ochetis.*

welche GERBERT von *de diffinitione musice etc.* bis *de ochetis* mit Cap. I bis XIII bezeichnet hat, beginnt die Handschrift O mit einer Eintheilung des ganzen Werkchens in nur sechs Capitel:

*Incipit musica magistri Franconis continens sex capitula.*

*Capitulum primum continet prologum et divisiones et diffinitiones terminorum ad istud tractatum pertinentem.*

*Capitulum secundum de figuris vocis simplicis sive de notis non ligatis.*



*Capitulum tertium est de ligaturis sive de figuris compositis.*

*Capitulum quartum est de pausis et earum diversitate.*

*Capitulum quintum est de diversarum vocum debita concordancia et discantu.*

*Capitulum sextum diffinit copulam et organum et eorum species.*

Hierauf folgt die Ueberschrift »*Capitulum primum continet prologum*« etc. wie oben angegeben, und das Werkchen selbst beginnt »*Cum de plana musica quidam philosophi tractaverint sufficienter, ipsamque nobis tam theorice quam practice*« etc. — Diese Handschrift ist aber nicht vollständig erhalten. Der Schluss des fünften Capitels nach dem Notenbeispiel No. 62 von den Worten an »*ne semper ascendere debet vel descendere etc.*« ist leider verloren gegangen, so wie das folgende 6. Capitel.

In der Handschrift **P**, so wie wahrscheinlicherwise auch in **F** und **D** sind keine Ueberschriften vorhanden. COUSSEMAKER hat in seiner Ausgabe dieselben nach **M** und die Zählung der Capitel nach GERBERT ergänzt.

Schlimmer als mit der Ueberlieferung des Textes steht es mit der der Notenbeispiele, welche in **M** und **O**, namentlich in den späteren Capiteln, sehr mangelhaft sind und oft in keiner Beziehung zum Texte zu stehen scheinen. Besser ist hierin **P** und zum Theil auch die von COUSSEMAKER benutzten **F** und **D**. Trotzdem aber halte ich **M** für die beste der mir bekannten uns erhaltenen Handschriften, und zwar aus Gründen, welche ich weiter unten (S. 46) bei Erklärung des 11. Capitels näher angegeben habe. Ich habe deshalb diese Handschrift meiner Ausgabe zu Grunde gelegt.

FRANCO hat gegen Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gelebt. Auf **M** ist er FRANCO PARIENSIS genannt, was wahrscheinlich auf einem Irrthum seitens des Schreibers beruht, da es zu jener Zeit zwei Musiker dieses Namens gab, von denen der eine FRANCO DE COLONIA, der andere FRANCO PRIMUS auch PARIENSIS genannt wurde. Eine Untersuchung über diesen Gegenstand würde hier zu weit führen und muss für einen anderen Ort vorbehalten bleiben. Die *Ars cantus mensurabilis* ist die älteste uns erhaltene Schrift, welche in Bezug auf den Werth der einzelnen und verbundenen Noten (*notae simplices et ligaturae*) im dreitheiligen Takt diejenigen Gesetze aufstellt, welche bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein Geltung behalten haben, und es ist anzunehmen, dass FRANCO selbst der Urheber eines Theiles dieser Gesetze ist, wenn er sagt, dass er sich zur Aufgabe gestellt habe, die Notenschrift von mancherlei Irrthümern und Fehlern, welche sich mit der Zeit

eingeschlichen hätten, zu reinigen und das, was er selbst neues gefunden, durch gute Gründe zu unterstützen und zu beweisen.

Die *Ars cantus mensurabilis* zerfällt ihrem Inhalte nach in zwei Theile. Der erste handelt vom Zeitmaasse (*de mensura*), d. i. von den rhythmischen Verhältnissen und von der Art und Weise, wie dieselben in der Tonschrift zur Darstellung kommen. Der zweite leider sehr compendiös gehaltene Theil handelt dagegen von den harmonischen und symphonischen Verhältnissen einer mehrstimmigen Composition. Das hier als Specimen mitgetheilte 11. Capitel *de discantu et speciebus ejus* bildet den Hauptbestandtheil dieses zweiten Theiles und ist in so fern von besonderer Wichtigkeit, als es uns mit der Eintheilung der diatonischen Intervalle in Consonanzen und Dissonanzen bekannt macht, und wie wir hervorheben müssen — in der ganzen musikalischen Literatur zum ersten Male — in Bezug auf eine wirklich mehrstimmig gedachte Musik. Denn mögen wir schon bei den Alten in der *Κρούσις* hin und wieder eine Abweichung der Instrumentalbegleitung vom Gesange annehmen, — mögen wir ferner die Quinten- und Quarten-Parallelen in dem *Organum* HUCBALD's und GUIDO's für die ersten Versuche eines mehrstimmigen Gesanges halten, so ist doch in jenen früheren Zeiten nirgends von einer irgendwie selbständigen Führung verschiedener Singstimmen die Rede. Wohl sehen wir eine solche aber bei FRANCO und seinen Zeitgenossen, welche in unserem Sinne mehrstimmige Musik componirten, indem sie nicht allein einen zwei-, drei- oder vierstimmigen Satz über einem und demselben Gesangstexte verfertigten, sondern indem sie sogar in einer ästhetisch nicht zu rechtfertigenden Weise den Versuch machten, verschiedene Texte mit ihren verschiedenen (vielleicht allgemeiner bekannten) Melodien unter dem Mantel der Harmonie zu einem scheinbaren Ganzen zu vereinigen. In der Zeit FRANCO's sehen wir also das thatsächliche Streben nach einer wirklich mehrstimmigen Musik mit selbständiger Stimmführung. Wie weit indessen die ersten Versuche in dieser Compositionsart vom Ziele entfernt blieben, wie weit sie auf der andern Seite in geschmackloser Weise über dasselbe hinausschossen, lassen wir dahingestellt. Der Unterschied der FRANCO'nischen Mehrstimmigkeit von der Anwendung symphonischer Klänge bei den Alten und den frühesten Mittelalterlichen ist durchaus in die Augen springend und mit Recht datiren wir daher von FRANCO und seiner Zeit den Anfang der mehrstimmigen d. i. der modernen Musik.

Hierauf nimmt FRANCO von CORLEN eine hervorragende Stellung in der Musikgeschichte ein und seine Ansicht über die consoniren-

den und dissonirenden Eigenschaften der Intervalle (durch welche ja eine jede mehrstimmige Musik geregelt wird) dürfte daher für die Geschichte der Kunst von besonderer Bedeutung sein. Dennoch ist dieser Gegenstand niemals einer gründlichen Untersuchung unterzogen worden, und besonders ist stets unberücksichtigt geblieben, dass die uns überlieferten Handschriften der *Ars cantus mensurabilis* gerade in dem betreffenden Capitel stark verdorben sind und sehr von einander abweichen. FRANCO's Lehre über diesen Gegenstand festzustellen, habe ich in der nachstehenden Bearbeitung des 11. Capitels mir zur Aufgabe gemacht.

### De discantu et ejus speciebus.

[Fol. 416']

*Dicto<sup>1)</sup> de figuris et pausationibus dicendum est de discantu qualiter habeat fieri et de speciebus ipsius.<sup>2)</sup> Sed quia quilibet discantus per consonantias regulatur videndum est de consonantiis et dissonantiis factis in eodem tempore et de diversis vocibus.<sup>3)</sup> ¶ Concordantia dicitur esse quando due voces vel<sup>4)</sup> plures in uno tempore prolata se compati possunt secundum auditum. ¶ Discordantia<sup>5)</sup> vero e contrario dicitur, scilicet quando due voces sic conjunguntur quod discordant secundum auditum. ¶ Concordantiarum 3.<sup>6)</sup> sunt species, scilicet perfecta imperfecta<sup>7)</sup> et media. ¶ Perfecta concordantia dicitur quando plures voces<sup>8)</sup> conjunguntur ita quod una ab alia vix accipitur<sup>9)</sup> differre propter*

Nachdem wir über die Noten und Pausen gesprochen haben, müssen wir noch von dem Discant reden, wie er zu machen ist und von den Arten desselben. Aber weil ein jeder Discant durch die Consonanzen geregelt wird, so müssen wir die Consonanzen und Dissonanzen betrachten, wenn sie zu gleicher Zeit und von verschiedenen Stimmen hervorgebracht werden. Eine Concordanz entsteht, wenn zwei oder mehrere Stimmen zu gleicher Zeit vortragen für das Gehör zusammenstimmen (nach dem Gehör sich ausgleichen können). Dissonanz nennt man aber im Gegentheil, wenn zwei Stimmen nämlich so verbunden werden, dass sie für das Gehör nicht übereinstimmen.

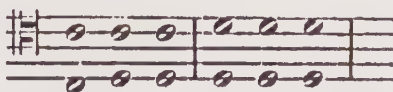
<sup>1)</sup> Viso P. O. <sup>2)</sup> et de ejus speciebus. O. et de speciebus ejus. P. <sup>3)</sup> tempore et in diversis vocibus. P. tempore et in eadem voce vel in diversis vocibus. O. <sup>4)</sup> vel etiam plures quam duæ in uno tempore O. <sup>5)</sup> Dissonancia O. <sup>6)</sup> tres P. O. <sup>7)</sup> et imperfecta O. <sup>8)</sup> Perfecto concordantio dicuntur quando plures voces P. Perfectæ concordantiæ dicuntur, quando duæ voces vel plures O. <sup>9)</sup> vix differe percipitur propter P.

*concordantiam: Et tales sunt due, scilicet unisonus et diapason. Ut patet hic.<sup>10)</sup>*

[50.]



Es giebt drei Arten von Concordanzen, nämlich vollkommene, unvollkommene und mittlere. Vollkommen heisst die Concordanz, wenn mehrere Stimmen so verbunden sind, dass die eine von der anderen ihrer Uebereinstimmung wegen kaum vernehmlich unterschieden werden kann. Solcher giebt es zwei, nämlich den Einklang und die Octave, wie hier:



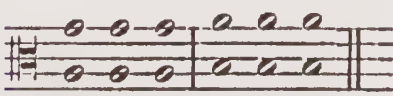
Das Notenbeispiel ist fehlerhaft, indem es neben der Octave eine Septime bringt, und ungenügend, indem es den Einklang übergeht. Die Notenbeispiele der andern Handschriften zu den Consonanzen theile ich nicht mit. In P stimmen sie gut mit dem Text überein, die in O sind größtentheils werthlos.

¶ *Imperfecta dicitur<sup>11)</sup> quando due voces multum differre percipiuntur ab auditu tamen [non<sup>12)</sup>] discordant et sunt due scilicet ditonus [Fol. 116. Col. 2] et semiditonus. Ut hic.*

[51.]



Unvollkommen heisst sie, wenn zwei Stimmen als sehr verschiedenen vom Gehör aufgefasst werden, doch so, dass sie nicht discordiren; es sind zwei, nämlich die große Terz und die kleine Terz, wie hier:



Das Septimen enthaltende Notenbeispiel gehört offenbar nicht hier her.

¶ *Medie vero concordantie dicuntur quando due voces conjunguntur [meliorem<sup>13)</sup>] concordantiam habentes quam predictae non tamen ut perfecte et sunt due sci-*

Mittlere Concordanzen entstehen aber, wenn zwei Stimmen verbunden werden, welche eine bessere Uebereinstimmung als die vorgenannten haben, jedoch nicht

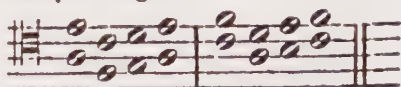
<sup>10)</sup> Ut hic P. O. <sup>11)</sup> Imperfecte dicuntur P. Imperfectae concordantiae dicuntur O. <sup>12)</sup> non fehlt in M. ab auditu non discordant tamen et sunt due O. <sup>13)</sup> meliorem fehlt in M, nach O und P ergänzt.



*licet diapente et diatessaron. Ut hic patet.*



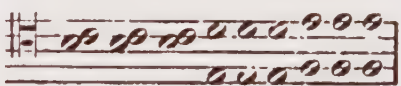
eine solche wie die vollkommenen. Es giebt deren zwei, nämlich die Quinte und die Quarte, wie das Beispiel zeigt.



\* Dieses Notenbeispiel giebt richtig Quinten und Quartan, wenn man, wie es hier geschehen ist, die fehlenden Schlüssel ergänzt.

¶ Quare<sup>14)</sup> una concordantia magis concordat quam alia plane musicæ relinquitur.<sup>15)</sup> ¶ Discordantiarum due sunt species perfecta et imperfecta. ¶ Perfecta discordantia dicitur quando due voces sic conjunguntur quod se compati non possunt secundum auditum et sunt quatuor, scilicet semitonus,<sup>16)</sup> tritonus, ditonus cum diapente et semiditonus<sup>17)</sup> cum diapente. Ut hic<sup>18)</sup>.

Woran es aber liegt, dass eine Concordanz mehr übereinstimmt als eine andere, das müssen wir der Musica plana überlassen. — Von den Discordanzen giebt es zwei Arten, die vollkommenen und die unvollkommenen. Vollkommen heißt die Discordanz, wenn zwei Stimmen so verbunden sind, dass sie sich für das Gehör gar nicht ausgleichen können. Es sind ihrer vier, nämlich der halbe Ton, der Tritonus oder die übermäßige Quarte, die große Septime und die kleine Septime, wie hier.



Das Notenbeispiel ist unvollständig, da der im Text genannte Tritonus übergangen ist.

¶ Imperfecte discordantie dicuntur quando due voces se<sup>19)</sup> quodammodo compati possunt secundum auditum sed<sup>20)</sup> discordant et sunt due<sup>21)</sup> scilicet tonus<sup>22)</sup> cum

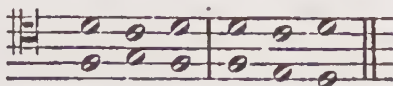
Unvollkommen heißen die Concordanzen, wenn zwei Stimmen für das Gehör gewissermaßen sich vertragen können, aber dennoch discordiren. Es sind ihrer zwei,

<sup>14)</sup> Quare autem una P. O. <sup>15)</sup> relinquitur. P. plana musica relinquitur. O. <sup>16)</sup> semitonium P. semitonum O. <sup>17)</sup> simitonium P. semitonum O. <sup>18)</sup> Ut hic apparat P. O. <sup>19)</sup> sic conjunguntur quod se quodammodo O. <sup>20)</sup> et tamen discordant O. <sup>21)</sup> et sunt tres species P. <sup>22)</sup> scilicet tonus, tonus cum diapente P.

*diapente et semiditonus<sup>23)</sup> cum diapente. Ut hic.<sup>24)</sup>*

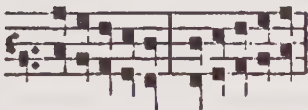
[54<sup>a</sup>]

nämlich die grosse Sexte und die kleine Septime, wie hier.

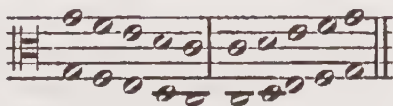


Das Notenbeispiel passt nicht zum Text, da es keine kleine Septime enthält, wohl aber die kleine Sexte, und nebenbei noch einige andere Intervalle, die Quarte und die Octave. Ueber dieses Beispiel ist weiter unten pag. 15 und 16 ausführlicher gesprochen.

¶ *Et nota quod tam discordantie<sup>25)</sup> quam [Fol. 117] concordantie<sup>26)</sup> possunt sumi in infinitum ut diapente cum diapason, dialtesseron cum diapason. Ut hic.*

[54<sup>b</sup>]

Und nun merke man sich, dass die Discordanzen sowohl wie die Concordanzen ins Unendliche genommen werden können, wie die Quinte mit der Octave (d. i. die Duodecime), die Quarte mit der Octave, (d. i. die Undecime) u. s. w., wie hier.

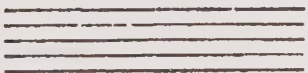


Das Beispiel passt nicht zum Text, da es nur eine Reihe Octaven enthält.

*Et sic<sup>27)</sup> in duplici diapason vel triplici si possibile esset in voce.*

¶ *Item sciendum est quod omnis imperfecta discordantia<sup>28)</sup> immediate ante concordantiam bene concordat.*

Und so in der doppelten und dreifachen Octave, wenn es für die Stimme ausführbar wäre. Ferner ist noch zu wissen, dass jede unvollkommene Discordanz unmittelbar vor einer Concordanz wohlklingt.

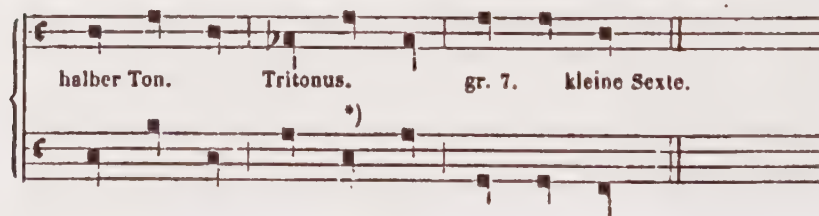
[54<sup>c</sup>]

Linien ohne Noten. Die anderen Handschriften haben hier kein Notenbeispiel.

<sup>23)</sup> semitonus O. <sup>24)</sup> Ut hic nicht in P. <sup>25)</sup> concordantie P. O. <sup>26)</sup> discordantie P. O. <sup>27)</sup> fit O. <sup>28)</sup> omnis concordantia imperfecta. O.

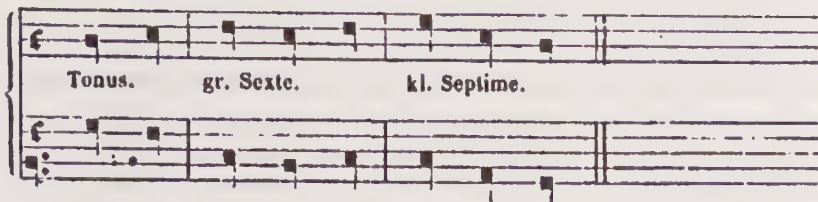
.Der vorstehende Theil des Capitels enthält die Intervallen-Lehre. Da hier einmal Text und Notenbeispiele nicht übereinstimmen und außerdem in der Aufzählung der Intervalle merkwürdige Irrthümer vorkommen, indem (abgesehen von der Nichtberücksichtigung der verminderten Quinte) zwei Intervalle, nämlich der ganze Ton und die kleine Sexte übergangen sind, und da ferner ein drittes Intervall, die kleine Septime doppelt aufgezählt ist, so kann kein Zweifel darüber herrschen, dass wir hier eine durch die Abschreiber arg verdorbene Stelle vor uns haben. Wir müssen deshalb sehen, wie die anderen von mir benutzten Handschriften über diesen Gegenstand berichten. — In Bezug auf die Concordanzen stimmen alle drei im Text mit einander überein, so dass über diesen Punkt bei der Einfachheit und Consequenz der gegebenen Lehre kein Zweifel aufkommen kann, wenn auch die Notenbeispiele in **M** und **P** nicht überall vollständig und richtig sind. Von Bedeutung sind dagegen die Abweichungen bei der Eintheilung und Aufzählung der Discordanzen. **P** bringt uns folgende Eintheilung mit Notenbeispielen, die zwar mit dem Text übereinstimmen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Schreiber der Handschrift in Rücksicht auf den ebenfalls verdorbenen Text erst corrigirt sind. Es heisst dort:

**P.** *Discordantiarum due sunt species, perfecta et imperfecta. Perfecta discordantia dicitur, quando due voces sic conjunguntur, quod se compati non possunt secundum auditum. Et sunt quatuor, scilicet semitonium, tritonus, ditonus cum diapente et simitonium cum diapente (d. i. die kleine Sextel) ut hic apparet:*



*Imperfecte discordantie dicuntur, quando due voces se quodammodo compati possunt secundum auditum, sed discordant; et sunt tres species, scilicet tonus, tonus cum diapente et semiditonus cum diapente:*

\*) Bei COUSSEMAKER steht hier *g* statt *b*, was dem Text widersprechen würde. Nach der P. MEYER'schen Collation hat die Handschrift das Notenbeispiel in der hier gegebenen Gestalt.



In dieser Eintheilung erscheint es völlig sinnlos, dass die kleine Sexte zu den vollkommenen Discordanzen, dagegen zwei viel härter dissonirende Intervalle, der ganze Ton und seine Umkehrung, die kleine Septime, zu den unvollkommenen Discordanzen gezählt werden.

Die Handschrift **O** hat folgende Eintheilung, nach welcher die vollkommenen Discordanzen übereinstimmend mit **P** angegeben sind, eine wesentliche Abweichung jedoch bei der Aufzählung der unvollkommenen Discordanzen stattfindet. Die Notenbeispiele dieser Handschrift mitzutheilen halte ich für überflüssig, da sie gänzlich corumpirt sind und in keinem Zusammenhange mit dem Texte stehen.

**O.** *Discordantiarum duæ sunt species perfecta et imperfecta. Perfectu discordantia dicitur, quando duæ voces sic conjunguntur, quod se compati non possunt secundum auditum et sunt quatuor, semitonum, tritonum, ditonus cum diapente et semitonum cum diapente ut hic.* (Notenbeispiel.) *Imperfectæ discordantiæ dicuntur, quando duæ voces sic conjunguntur quod se quodammodo compati possunt secundum auditum et tamen discordant et sunt duæ, tonus cum diapente, semitonum cum diapente, ut hic.* (Notenbeispiel.)

Wir sehen hier übereinstimmend mit **M** den ganzen Ton übergangen und ebenso die kleine Septime, dagegen die kleine Sexte zweimal aufgeführt, nämlich als vollkommene und als unvollkommene Discordanz. In Bezug auf die letztgenannte Intervallenklasse scheint daher **O** die richtige Lesart zu überliefern, nach welcher die beiden Sexten die unvollkommenen Discordanzen sind.

Die von COUSSEMAKER benutzten Handschriften **F** und **D** scheinen, da COUSSEMAKER in vorliegenden Capitel nur einige Varianten in den Notenbeispielen giebt, mit dem Text der **P** genau übereinzustimmen. Doch bringt die Hdschr. **F** noch einen kurzen Anhang, welcher den anderen Handschriften fehlt. Denselben hat COUSSEMAKER unmittelbar nach dem Schluss der *Ars cantus mensurabilis* (*Scriptores* I. p. 435 u. 436) eingeklammert abdrucken lassen. Wir haben hier eine nähere Beschreibung der Intervalle, z. B. *Unisonus est quando plures voces in una ita accipiuntur ut cum dicitur*



*ut ut ut in gamma,\*) et re, re, re in a, et mi, mi, mi in b. Tonus est distantia inter duas voces immediate subsequentes, excepto semitonio ut mi, fa, ubi superest semitonium, quia semitonium est parva elevatio vel depressio, quod si minor fieret, non perciperetur.* Am Schluss finden wir dann eine Eintheilung der Intervalle in Consonanzen und Dissonanzen, die im Ganzen mit P übereinstimmt, aber ebenfalls an Ungenauigkeiten leidet; so ist z. B. von drei unvollkommenen Discordanzen die Rede, während nur zwei aufgezählt werden. Die auf die Eintheilung der Intervalle bezügliche Stelle lautet vollständig

*Istarum consonantiarum, quedam sunt concordantie et quedam discordantie; concordantiarum quedam perfecte, ut unisonus, qui fit una littera et diapason; quedam imperfecte, ut semiditonus et dilonus; quedam vero medie, ut diapente vel diatessaron. Harum omnium concordantiarum prima concordat melius quam secunda, ut unisonus melius quam diapason, et semiditonus quam dilonus, et diapente quam diatessaron. Item perfecta concordantia melius concordat quam imperfecta concordantia. — Omnes alie consonantie dicuntur discordantie, quarum discordantiarum alie sunt perfecte, alie imperfecte. Perfecte vero discordantie non possunt sumi in aliquo discantu et sunt quatuor: semitonium, tritonus, dilonus cum diapente et semitonium cum diapente. Imperfecte vero possunt sumi in aliquo discantu, et hoc est ante perfectam concordantiam immediate subsequentem; et sunt tres, scilicet tonus cum diapente, semiditonus cum diapente.*

Die folgende Tabelle wird die Eintheilungen in den verschiedenen Handschriften leicht mit einander vergleichen lassen:

	M.	P.	O.	Anhang zu P.
Concordanzen vollkommene,	Einklang, Octave.	wie M.	wie M.	wie M.
unvollkommene,	Große Terz, kleine Terz.	wie M.	wie M.	wie M.
mittlere.	Quinte, Quarte.	wie M.	wie M.	wie M.
Dissonanzen vollkommene.	Semitonium, Tritonus, große Septime, * kl. Septime.	Semitonium, Tritonus, große Septime, kleine Sexte.	Semitonium, Tritonus, große Septime, * kleine Sexte.	Semitonium, Tritonus, große Septime, kleine Sexte.

\*) Im COURSEMANEN'schen Text steht hier *ut cum dicitur usus ut in gamma* etc., was sinnlos ist. Für *usus* ist *ut ut* zu lesen.

	M.	P.	O.	Anhang zu F.
Dissonanzen unvollkommene.	grofse Sexte, • kl. Septime.	<i>Tonus</i> , grofse Sexte, kleine Septime.	grofse Sexte, • kleine Sexte.	grofse Sexte, kleine Septime.
Ausgelassene Intervalle	verm. Quinte, <i>Tonus</i> , kleine Sexte	verm. Quinte.	verm. Quinte, <i>Tonus</i> , kleine Septime.	verm. Quinte, <i>Tonus</i> .

Die mit einem Sternchen (\*) bezeichneten Intervalle sind in den betreffenden Handschriften doppelt aufgezählt. Die fehlenden Intervalle stehen in der untersten Rubrik.

Obwohl nun die Handschriften **M P F** und **D** die kleine Septime zu den unvollkommenen Discordanzen rechnen und ferner **O**, **M** und **F** die kleine Sexte in die Rubrik der vollkommenen Discordanzen stellen, so muss ich dennoch theils auf **O** gestützt, nach welcher die beiden Sexten gemeinsam der Klasse der unvollkommenen Discordanzen angehören, theils aus andern weiter unten zu erörternden Gründen annehmen, dass **FRANCO** von **COELN** folgende musikalisch einfache, natürliche und consequente Eintheilung der Intervalle aufgestellt hat: Die sämtlichen diatonischen Intervalle zerfallen bei ihm zunächst in zwei grofse Klassen, Concordanzen und Discordanzen, von denen jede dann wieder ihre Unterabtheilungen hat. Die Reihenfolge der Intervalle von der vollkommensten Consonanz, dem Einklang, bis zu den dissonirendsten Verhältnissen ist demnach diese:

1. Die Concordanzen haben drei Unterabtheilungen.

a. vollkommene: Einklang, Octave.

b. mittlere: Quinte, Quarte.

c. unvollkommene: grofse Terz, kleine Terz.

2. Die Discordanzen haben zwei Unterabtheilungen.

d. unvollkommene: grofse Sexte, kleine Sexte.

e. vollkommene: (folgende sechs nach der Gröfse geordnet), der halbe Ton, der ganze Ton, der *Tritonus*, die verminderte Quinte, die kleine Septime, die grofse Septime.

Zunächst darf uns nicht auffallen, dass in allen Handschriften die verminderte Quinte übergangen ist; wir finden dies fast bei allen theoretischen Schriftstellern des XII. und XIII. Jahrhunderts, einmal wohl aus dem Grunde, weil ihnen *tritonus* und falsche Quinte von gleicher Gröfse zu sein schienen, und dann, weil beide Intervalle thatsächlich die unharmonischsten Verhältnisse des ganzen Ton-

systems repräsentiren und ihre Anwendung lange Zeit von der Praxis ausgeschlossen blieb. Der einzige mir bekannte Schriftsteller aus dieser Zeit, welcher die beiden Intervalle unterscheidet, ist JOHANNES DE GARLANDIA (Vgl. Allg. Musikal. Ztg. v. J. 1870 No. 11, 12 und 13, »Die Eintheilung der Intervalle bei den ältesten Mensuralisten« vom Verf.).

Die anderen Fehler und Abweichungen sind meiner Ansicht nach dagegen durch zwei scheinbar geringfügige, gewiss schon sehr früh in die Abschriften des FRANCO'nischen Werkes eingeschlichene Schreibfehler entstanden. Der eine dieser Fehler ist, dass entweder FRANCO selbst, oder wahrscheinlicher einer der ersten Abschreiber des Tractates bei der Aufzählung der Intervalle den ganzen Ton (*tonus*) zu nennen vergessen hat; denn weder in **M** noch in **O** wird seiner gedacht und ebenso fehlt er in dem Anbange zu **F**. Der Schreiber von **P** scheint indess die Auslassung bemerkt zu haben, hat aber das ausgelassene Intervall an einer unrichtigen Stelle, nämlich bei den unvollkommenen Discordanzen eingeschoben, wozu er in so fern berechtigt war, als durch einen anderen möglicherweise eben so früh entstandenen Schreibfehler die Umkehrung des ganzen Tones, nämlich die kleine Septime (*semiditonus cum diapente*) statt der kleinen Sexte (*semitonus cum diapente*, oder *semitonium cum diapente*) zur unvollkommenen Consonanz geworden war. Dieser zweite Fehler beruht also allein darauf, dass der Schreiber aus *semitonus* oder *semitonium* »*semiditonus*« gemacht hat, ein Wort, welches er wenige Zeilen vorher hat schreiben müssen. Durch diesen zweiten Fehler ist nun erstlich in **M** die kleine Sexte übergangen worden und wahrscheinlich ebenso in **P**. Der Schreiber von **M** hat dies nicht weiter berücksichtigt, wohl aber der von **P**. Der letztere kannte offenbar die Intervalle ihrem Namen und ihrer Zahl nach, und hat deshalb das jetzt zweimal vorhandene Intervall (nämlich die kleine Septime) einmal, aber an der falschen Stelle gestrichen und dafür das übergangene, die kleine Sexte, gesetzt, so dass hierdurch in **P** die kleine Sexte zwar vorhanden aber zur vollkommenen Discordanz geworden ist, während die kleine Septime den Platz neben der großen Sexte als unvollkommene Discordanz behalten hat. Nachdem auf diese Weise zunächst eine Corruption des Textes stattgefunden hat, hat der Schreiber alsdann die Notenbeispiele dem so verdorbenen Texte conform zu machen gesucht. Der Schreiber von **M** beachtet alle diese Widersprüche nicht und bringt uns bei Aufzählung der unvollkommenen Discordanzen ein Notenbeispiel, welches zwar nicht frei von Schreibfehlern ist, aber



dennoch (namentlich in seiner zweiten Hälfte) zur Genüge erkennen lässt, dass FRANCO die beiden Sexten gemeint hat. Vergl. das obige Beispiel S. 10, wo ich es getreu nach **M** habe abdrucken lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat dasselbe ursprünglich so ausgesehen:



gr. 6., kl. 6., gr. 6.    gr. 6., kl. 6., gr. 6.

**O** ist von diesem Schreibfehler frei geblieben und zählt als unvollkommene Discordanzen richtig *tonus cum diapente* und *semitonium cum diapente* auf, und es ist nur zu bedauern, dass wir hier ein gänzlich corruptirtes Notenbeispiel haben.

Aus dieser Vergleichung der Handschriften geht ferner noch hervor, dass **M** und **P** eine, wenn auch weit abliegende, doch gemeinsame Quelle haben müssen, und dass dagegen **O** anderen Ursprunges ist. Obgleich ich nun die letztgenannte Handschrift für die jüngste und namentlich was die Notenbeispiele betrifft, auch für die schlechteste von den drei Handschriften halte, so ist sie dennoch zur Wiederherstellung des Textes, wie z. B. in vorliegendem Falle nicht ohne Werth. Von den beiden anderen Handschriften **M** und **P** muss ich trotz ihrer mannigfachen Fehler **M** unbedingt den Vorzug geben, weil dieselbe wenigstens von absichtlichen Aenderungen sich frei hält, was bei **P** nicht der Fall ist. Ich glaube aus den voranstehenden Auseinandersetzungen schliessen zu dürfen, dass in dieser Handschrift ein halbwissender Schreiber durch seine vermeintlichen Verbesserungen die vorhandenen Fehler nur verschlimmert und namentlich die Verwirrung auf dem Gebiete der Intervallenlehre erheblich vergrößert hat.

Betrachten wir die FRANCO'sche Intervallenlehre und vergleichen sie mit der des Alterthumes, so können wir den entschiedenen Fortschritt nicht verkennen, obgleich wir zugeben müssen, dass FRANCO sich in einem Uebergangsstadium befindet, was sich besonders dadurch kennzeichnet, dass er es nicht wagt, seine Eintheilung theoretisch und akustisch zu begründen, sondern dass er allein nach dem Gehöre (*secundum auditum*) verfährt. Dies ist aber ganz erklärlich: denn einer jeden theoretischen Feststellung muss eine Praxis vorausgegangen sein. So hatten die Alten längst die diatonische Tonleiter im Gebrauch, ehe sie PYTHAGORAS durch die Verhältnisse der Quarte (3:4) und der Quinte (2:3) zu berechnen versuchte. Ebenso sehen wir, dass man im XV. und XVI. Jahr-



hundert die Wirkung der harten und weichen Dreiklangssymphonien kannte und dieselben schon lange in durchaus correcter Weise in der mehrstimmigen Composition anwandte, ehe durch ZARLIN's Aufstellung des sogenannten reinen diatonischen Systems (an Stelle des alten pythagorischen) die wahren Zahlenverhältnisse ihrer Töne bekannt wurden. FRANCO bildet hier also den Uebergang: er nimmt die Terzen, obgleich sie sich nach der alten, zu seiner Zeit allgemein anerkannten Berechnung der Intervalle wie 64:81 und wie 27:32 verhalten, schon als Consonanzen an, und zwar allein nach seinem Gehöre urtheilend, — dagegen stellt er die Umkehrung dieser Intervalle, die Sexten, noch zu den Dissonanzen, wenn auch zu einer Gattung derselben, welche den Consonanzen sehr nahe verwandt ist. In diesem Unterschiede aber, den er zwischen Terzen und Sexten macht, zeigt sich das Unklare und Inconsequente seiner Lehre. Denn die Gränze zwischen den Consonanzen und Dissonanzen ist weder in der alten noch in der modernen Musik jemals willkürlich verschiebbar gewesen, sondern steht unabänderlich fest und gründet sich darauf, welche von den Intervallen man als die ursprünglichen, gleichsam von der Natur selbst gegebenen ansieht, durch deren Combination dann erst die ganze Tonleiter (die zusammenhängende Reihenfolge der Töne) entstanden ist. Hier geben die Ansichten der Alten und Modernen wesentlich auseinander. Die Alten hatten nur einstimmige Musik, sie kannten noch nicht das Bedürfnis einer durch die Dreiklänge begründeten symphonischen Behandlung ihrer Melodien. Daher construirten sie ihre Tonleiter allein durch Octave, Quinte und Quarte, indem sie durch diese Intervalle von *h*, nach *e*, nach *a*, nach *d*, nach *g*, nach *c* und schliesslich nach *f* gingen. Hierdurch erhielten sie folgende Zahlenreihe:

$$c - d - e - \widehat{f} - g - a - h - \widehat{c}.$$

$$384 : 432 : 486 : 512 : 576 : 648 : 729 : 768.$$

Alle in dieser Tonleiter vorkommenden Intervalle waren ihnen somit, natürlich mit Ausnahme der zuvor genannten Quarten und Quinten, erst mittelbar entstandene Intervalle und folglich Dissonanzen. — Ganz in derselben Weise verfahren wir in der modernen Musik, nur mit dem Unterschiede, dass wir nicht allein durch das Abmessen von Quinten und Quarten die diatonische Leiter finden, sondern durch eine Combination von Durdreiklängen (4:5:6), welche wir auf einem als Grundton aufzustellenden Tone, seiner Oberquinte und Unterquinte errichten: *F* — *a* — *C* — *e* — *G* — *h* — *d*. Wir erhalten hierdurch folgende viel einfacher gestaltete Zahlenreihe:


$$c - d - e - f - g - a - h - c$$

$$27 : 40 : 30 : 32 : 36 : 40 : 45 : 48.$$

Für die Modernen sind daher alle im Dreiklange enthaltenen Intervalle mit ihren Umkehrungen Consonanzen, nämlich: (Einklang, Octave,) Quinte, Quarte, große Terz, kleine Terz, große Sexte, kleine Sexte, Dissonanzen dagegen die übrigen: der Halbton, der Ton, der Tritonus, die verminderte Quinte, die kleine Septime, die große Septime. — Dass in der modernen, im XIV, XV und XVI Jahrhundert herausgebildeten Praxis des mehrstimmigen Gesanges die Quarte eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen Consonanzen und Dissonanzen erhalten hat, kann hier nicht in Betracht kommen.\*) Hierdurch wird sie nimmermehr zu einer wirklichen Dissonanz, denn in allen Zusammenklängen, wo sie zwischen zwei Mittel- und Oberstimmen erscheint, verschmelzen ihre beiden Töne so in einander, dass sie auf unser Ohr stets den Eindruck einer vollkommenen Consonanz macht, und nur wenn sie zum Basstone auftritt, verlangt das Ohr eine in die Terz (resp. Quinte) gehende Auflösung. — Eben so wenig kann man das entschiedene Dissoniren des Tritonus und der falschen Quinte leugnen, obgleich hier das Umgekehrte stattfindet und ihnen die Praxis schon früh in vielen Fällen eine freiere Behandlung als den anderen Dissonanzen zugewiesen hat. — Dies sind eben einzelne Fälle, wo Praxis und theoretische Eintheilung auseinandergehen. Die Gründe für dergleichen Ausnahmen und Abweichungen sind überaus schwierig festzustellen. Dass die mittelalterlichen Musiker aber auch hierin nichts Willkührliches, sondern ein in der Natur der Töne tief begründetes Gesetz aufgestellt haben, wird Jeder, der gesunde Ohren hat, anerkennen. Diese Andeutungen mögen zur Beurtheilung der Franco'nischen Intervallenlehre genügen.

In dem folgenden Theil des Capitels giebt uns FRANCO einige fragmentarische Regeln über die Composition zwei- und mehrstimmiger Gesänge. Schon die letzten Worte des vorhergehenden Abschnittes gehören streng genommen eigentlich zur praktischen Compositionslehre: »Ferner ist noch zu wissen, dass jede unvollkommene

\*) Der Erste, welcher auf die eigenthümliche, den Dissonanzen ähnliche Wirkung der Quarte aufmerksam macht, ist JOHANNES DE MURA, *Speculum musicae* VII, 6. »Videtur, quod diatessaron sub diapente

 non sit consonan-

tia, quia diapente est prior consonantia quam diatessaron, sicut proportio sesquialtera; ergo diatessaron ante diapente non est consonantia, sed post »

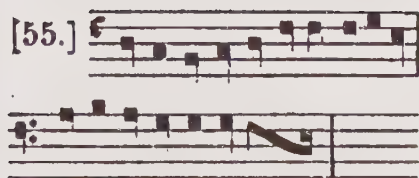
Dissonanz unmittelbar vor einer Consonanz wohl klingt.<sup>a</sup> Die Hdschr. O hat hierfür: *Item sciendum est, quod omnis concordantia imperfecta immediate ante concordantiam bene concordat*, was wohl als ein Schreibfehler angenommen werden muss.

*Discantus autem*<sup>1)</sup> *fit cum littera aut*<sup>2)</sup> *cum diversis aut sine littera et cum littera.* ¶ *Si cum littera hoc dupliciter cum eadem aut*<sup>3)</sup> *cum diversis.* ¶ *Cum eadem littera fit discantus in cantilenis et rondellis*<sup>4)</sup> *et cantu*<sup>5)</sup> *ecclesiastico.* ¶ *Cum diversis litteris fit discantus ut in motettis*<sup>6)</sup> *qui habent triplum vel tenorem qui tenor cuidam littere equipollet.*<sup>7)</sup> ¶ *Cum littera et sine littera fit discantus in conductis et in cantu aliquo ecclesiastico qui proprie*<sup>8)</sup> *organum appellatur. Et nota quod in*<sup>9)</sup> *hiis omnibus idem est modus operandi excepto in conductis, quia in omnibus aliis primo accipitur cantus aliquis prius factus, qui tenor dicitur, eo quod discantum tenet et ab ipso ortum habet. In conductis vero non sic, sed fiunt ab eodem cantus et discantus. Unde discantus dupliciter [Fol. 46. col. 2.] dicitur.*<sup>10)</sup> *Primo dicitur discantus quia diversorum cantus. Secundo dicitur discantus quia*<sup>11)</sup> *de cantu sumptus.* ¶ *Modi*<sup>12)</sup> *autem operandi in*

Der Discant wird mit Text, oder mit verschiedenen Texten, oder ohne Text und mit Text gemacht. Wenn mit Text, so kann dies auf doppelte Weise geschehen, nämlich mit demselben Text oder mit verschiedenen Texten. Mit demselben Text wird der Discantus wie in den Cantilenen, Rondellen und im Kirchengesange gemacht. Mit verschiedenen Texten wird der Discant wie in den Motetten gemacht, welche dreistimmig sind oder einen Tenor haben, welcher Tenor einem gewissen Texte gleichkommt. Mit Text und ohne Text wird der Discantus in den Conducten und in einem gewissen Kirchengesange gemacht, welchen man eigentlich Organum nennt. Und man merke sich, dass in allen diesen auf dieselbe Art zu verfahren ist, ausgenommen in den Conducten, weil in allen anderen zuerst irgend ein schon früher fertigter Gesang genommen wird, welcher Tenor heisst, und zwar desshalb, weil er den Discantus

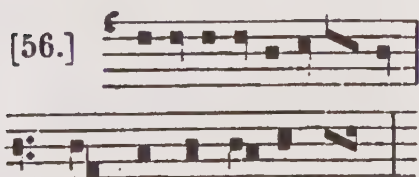
<sup>1)</sup> autem aut fit P. <sup>2)</sup> aut sine et cum littera. Si cum P. aut sine. Si cum O. In der Coussemaker'schen Ausgabe ist hier eine Lücke, es heisst dort: aut sine et cum littera, hoc est dupliciter u. s. w., es sind hier also die Worte Si cum littera ausgelassen worden. <sup>3)</sup> vel P. <sup>4)</sup> rondellis P. O. <sup>5)</sup> cantu aliquo ecclesiastico P. O. <sup>6)</sup> motettis P. O. <sup>7)</sup> equipollet P. cuidam equipollet litteræ. Item cum littera et O. <sup>8)</sup> Improprie P. O. <sup>9)</sup> In nicht in P. <sup>10)</sup> Sed discantus dicitur dupliciter P. O. <sup>11)</sup> quasi P. O. <sup>12)</sup> Modus O.

*istis talis est processus. ¶ Aut discantus incipit in unisono cum eo.<sup>13)</sup> Ut hic.<sup>14)</sup>*

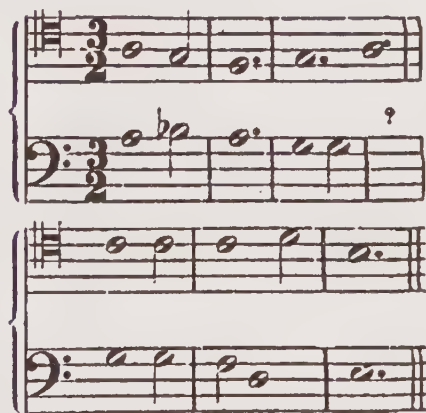


In diesem Notenbeispiel habe ich für die zweite Stimme den F-Schlüssel auf der vierten Linie ergänzt. Bei dieser Annahme lassen sich die Stimmen wenigstens in den ersten Takten vereinigen, im vierten Takt scheint jedoch im Bass eine Lücke zu sein.

*Aut in diapason. Ut hic.*



hält und aus sich selbst seinen Ursprung hat. In den Conducten aber ist es nicht so, sondern hier werden Cantus und Discantus von demselben verfertigt. Daher wird der Discant zweifach benannt: erstens heisset er Discantus als der Gesang verschiedener (Stimmen), zweitens aber, weil er vom Cantus genommen ist. Der Vorgang der Behandlungsweise ist bei diesen aber folgender. Entweder fängt der Discantus mit ihm (d. h. mit dem Tenor, der früher verfertigten Stimme) im Einklange an, wie hier.



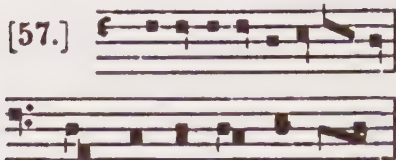
Oder mit der Octave, wie hier.

Dies Beispiel beginnt nicht mit der Octave, sondern mit der Quinte; auch lassen sich die Stimmen nur in den ersten Takten vereinigen.

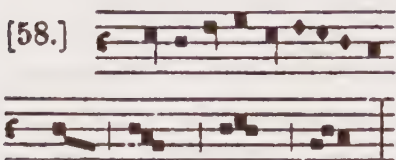
<sup>13)</sup> cum tenore P. discantus est in unisono aut cum tenore, O. <sup>14)</sup> ut hic apparet. P.



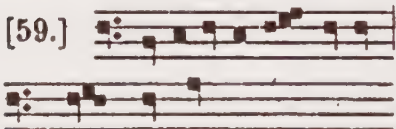
*Aut in diapente. Ut hic.*



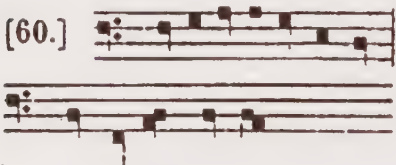
*Aut in diatessaron. Ut hic.*



*Aut in ditono. Ut hic.*



[Fol. 117]. *Aut in semiditono. Ut hic.*



Oder mit der Quinte, wie hier.

Dieses Beispiel beginnt nicht mit der Quinte, sondern mit der kleinen Septime. Außerdem ist es mit Ausnahme des Schlüssels in der ersten Stimme genau dasselbe wie No. 56.

Oder mit der Quarte, wie hier.

Dieses Beispiel scheint nur die Noten für eine Stimme zu enthalten.

Oder mit der großen Terz, wie hier.

Auch dieses Beispiel giebt uns nur die Noten für eine Stimme.

Oder mit der kleinen Terz, wie hier.



Dieses letzte Beispiel beginnt wenigstens mit dem richtigen Intervall, wenn auch im dritten Takt die Stimmen nicht mehr zusammen zu passen scheinen.

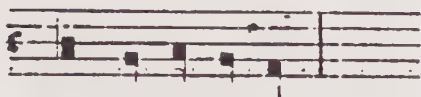
*Deinde proseguendo per concordantias<sup>15)</sup> commiscendo aliquando discordantias in locis debitis, ita*

(Der Vorgang geschieht dann) weiter dadurch, dass man mit Concordanzen fortfährt und hie und da

<sup>15)</sup> consonantias P.

*quod quandocumque* <sup>16)</sup> *tenor ascendit discantus descendit* <sup>17)</sup> *vel e contrario.* <sup>18)</sup> *Et est* <sup>19)</sup> *sciendum quod* *per* <sup>20)</sup> *pulcritudinem cantus tenor et discantus simul ascendunt.* <sup>21)</sup> *Ut hic patet.*

[61.]



¶ Item <sup>22)</sup> *intelligendum est quod in omnibus modis utendum est semper concordantiis in principio perfectionis, licet* <sup>23)</sup> *sit longa brevis vel semibrevis. Item in conductis est aliter operandum, quia qui vult facere conductum primo* <sup>24)</sup> *cantum invenire debet pulcriorem quam potest, deinde uti debet illo ut de tenore faciendo* <sup>25)</sup> *discantum ut dictum prius. Qui autem triplum* <sup>26)</sup> *operari voluerit respicere debet tenorem et discantum, ita quod si discordet* <sup>27)</sup> *cum tenore non discordet* <sup>28)</sup> *cum discantu* <sup>29)</sup> *et e converso,* <sup>30)</sup> *et procedat ulterius per concordantias modo* <sup>31)</sup> *ascendendo cum tenore vel descendendo nunc*

an passenden Stellen Discordanzen einmischt, so dass, wenn der Tenor steigt, der Discant abwärts geht und umgekehrt. Und man muss wissen, dass der Schönheit des Gesanges wegen der Tenor und der Discant (auch bisweilen) zugleich auf- und abwärts steigen wie hier:

Dieses Notenbeispiel passt nicht zum Text. Auch P und O geben an dieser Stelle ungenügende Beispiele.

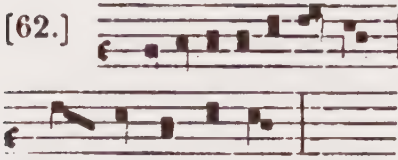
Ebenfalls muss man wissen, dass man in allen Modi (über die Modi vergl. Cap. III) zu Anfang der Perfectio d. h. auf den guten Takttheil, eine Concordanz setzen muss, sei sie lang, kurz oder halbkurz. Ferner ist zu wissen, dass man bei den Conducten anders verfahren muss, weil der, welcher einen Conductus componiren will, zuerst einen Gesangerfinden muss, so schön als er es kann, und hierauf muss er denselben so benutzen, als wenn er über einen Tenor einen Discant macht. Wer aber einen dreistimmigen Satz ausarbeiten will, muss auf den Tenor und auf den Discant Rücksicht nehmen, so

<sup>16)</sup> quando P. <sup>17)</sup> descendat P. O. <sup>18)</sup> converso P. O. <sup>19)</sup> est nicht in P und O. <sup>20)</sup> propter P. O. <sup>21)</sup> cantus quandoque simul ascendit & descendit, ut hic patet. P. cantus quandoque simul ascendunt et descendunt, ut hic O. <sup>22)</sup> Et O. <sup>23)</sup> licet longa sit vel brevis vel O. <sup>24)</sup> primum P. O. <sup>25)</sup> faciat O. <sup>26)</sup> triplum aliquod operari voluerit O. <sup>27)</sup> discordat P. O. <sup>28)</sup> discordat P. O. <sup>29)</sup> cum triplo O. <sup>30)</sup> vel converso P. <sup>31)</sup> nunc P. O.

*cum discantu ita quod non semper  
cum altero tantum. Ut hic patet.<sup>32)</sup>*

[Fol. 117, Col. 2.]

[62.]



¶ Qui autem quadruplum vel  
quincuplum<sup>33)</sup> facere voluerit, re-  
spicienda<sup>34)</sup> debet cantus prius fac-  
tos, ut si cum uno discordet<sup>35)</sup> cum  
aliis concordatus<sup>36)</sup> habeatur, nec  
semper ascendere debet vel descen-  
dere cum altero ipsorum, sed nunc  
cum tenore, nunc cum discantu  
etcet. ¶ Et notandum quod tam  
in discantu quam in triplicibus  
etcet. respicienda<sup>37)</sup> est equipol-  
lencia in perfectionibus longarum  
brevium et semibrevium, ita quod  
tot perfectiones habeantur in tenore  
quot in discantu vel triplo<sup>38)</sup> etcet.  
vel e contrario<sup>39)</sup> computando tam  
voces rectas quam omissas usque  
ad ultimam<sup>40)</sup> ubi nomen<sup>41)</sup> atten-  
ditur talis mensura sed magis est

dass, wenn er mit dem Tenor dis-  
cordirt, er mit dem Discant nicht  
discordirt und umgekehrt, und  
dass er in Concordanzen fortschreit-  
tet bald aufsteigend mit dem Te-  
nor, bald absteigend mit dem Dis-  
cant, so dass er nicht immer nur  
mit einer der beiden Stimmen zu-  
sammengeht, wie hier.

Dieses Beispiel ist unverständlich.  
P bringt hier einen ziemlich correcten  
dreistimmigen Satz, den ich am Schlusse  
der Abhandlung mittheile. O hat hier  
ebenfalls einen dreistimmigen Satz, der  
aber nicht frei von Fehlern ist.

Wer aber einen vier- oder fünf-  
stimmigen Satz machen will, der  
muss die früher gemachten Gesänge  
(d. h. die zuerst gesetzten Stimmen)  
berücksichtigen, so dass er, wenn  
er mit der einen Stimme dissonirt,  
mit der andern consonirt; auch  
muss er nicht immer mit einer von  
ihnen auf- und abwärts steigen,  
sondern bald mit dem Tenor, bald  
mit dem Discantus, u. s. w. Und  
es ist zu merken, dass sowohl in  
der zweiten als auch in der dritten  
Stimme Rücksicht in den Takten  
zu nehmen ist auf den gleichen  
Werth der Longen, Breven und  
Semibreven, so dass eben so viel  
Perfectiones (d. h. volle dreitheil-  
lige Takte) im Tenor, wie in der

<sup>32)</sup> ut in exemplo subsequenti apparet: P. ut hic: O. <sup>33)</sup> quintu-  
plum P. quindruplum O. <sup>34)</sup> accipiat vel respiciat prius factos, ut si P.  
<sup>35)</sup> discordat P. O. <sup>36)</sup> in concordantiis P. O. Das folgende fehlt in O. <sup>37)</sup> in-  
spicienda P. <sup>38)</sup> vel in triplo <sup>39)</sup> converso P. <sup>40)</sup> penultimam P. <sup>41)</sup> non P;  
nomen in M ist sinnlos.

*ibi organicus punctus. Et hoc de discantu similiter prolato ad pressens sufficiat.*

zweiten und dritten Stimme u. s. w. sind, oder umgekehrt eben so viel Pausen als Noten, bis zur letzten Note hin, wo eine solche Messung nicht mehr stattfindet, sondern dort ist vielmehr ein Orgelpunkt. Und dies mag über den (ähnlich vorgebrachten?) Discant für jetzt genügen.

Beim Discantus fasst FRANCO zunächst den Text ins Auge, indem er sagt, dass die verschiedenen Stimmen einer mehrstimmigen Composition entweder denselben oder verschiedene Texte, ja, einzelne Stimmen auch ohne Text singen könnten. Die hierauf bezügliche Stelle hat früher Zweifel verursacht, und besonders dadurch, dass GERBERT in seiner Ausgabe (*Scriptores* III pag. 42) statt *littera* »lyra« geschrieben hat, weil er die in M stehende Abbreviatur *lira* falsch gelesen hat. Nachdem aber E. DE COUSSEMAKER in seiner *l'art harmonique aux XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècles* (Paris 1865) zahlreiche Compositionen aus der Zeit FRANCO's, auch einige unter ihnen von FRANCO selbst, veröffentlicht hat, in welchen die Stimmen sogar meistens verschiedene Texte singen, einzelne auch ohne Text oder in einer uns unverständlichen Weise ein einzelnes Wort unzählige Male wiederholend erscheinen, und da ferner O und P das deutlich ausgeschriebene Wort *littera* (*litr'a*) bringen, so sind die Zweifel gehoben und wir haben es hier in der That zum Theil mit Compositions-Arten zu thun, in welchen gleichzeitig verschiedene Texte auftreten. In den uns durch COUSSEMAKER mitgetheilten FRANCO'nischen Gesängen sind drei Stimmen; das eine dieser Stücke vereinigt folgende Texte: die Oberstimme singt »*Avé virgo regia mater clemenciae*« u. s. w., die zweite »*Ave gloriosa mater salvatoris*« u. s. w., und die dritte endlich wiederholt in ihrem Verlauf fortwährend das Wort »*Domino*«. Ein anderes Stück ist ähnlich zusammengesetzt: in der ersten Stimme haben wir »*Psallat chorus in novo carmine*« u. s. w., in der zweiten »*Eximie pater egregie*« u. s. w., und die dritte Stimme wiederholt stets das Wort »*Aptatur*«, was freilich sinnlos erscheint. Diese dritte Stimme ist durchweg in solchen Ligaturen mit Pausen unterbrochen notirt:





Es ist wohl möglich, dass das »Aptatur« nicht Text, sondern eine Bemerkung über die Ausführung ist und vielleicht heißen soll: die dritte Stimme fügt sich den beiden andern, schließt sich ihnen in irgend einer Weise an, sei es in Bezug auf den Text oder die Noten. — Wenn nun auch eine solche Vereinigung verschiedener Texte unschön, unkünstlerisch, ja oft sinnlos ist, so giebt sie uns doch einen bedeutenden Fingerzeig für das Verständnis der obigen Stelle, und für die Entstehung und Entwicklung der mehrstimmigen Musik überhaupt. Ich werde sogleich hierüber ausführlicher sprechen; vorher will ich nur noch bemerken, dass ja auch die Zeit der ausgebildeten, kunstvollen mehrstimmigen Musik Compositionen aufzuweisen hat, in denen eine Vereinigung verschiedener Texte stattfindet; ich will hier nur an JOH. SEB. BACH's Cantate »Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit« erinnern. In dieser singt die Bassstimme in ausgeführter Arienform: »Heute, heute wirst du mit mir im Paradiese sein«, während gleichzeitig von einem Chore von Altstimmen das alte Sterbelied LUTHER's »Mit Fried und Freud fahr ich dahin« angestimmt wird. In derselben Cantate ist noch ein zweites Beispiel. In einem Tutti-Satze singen die drei Unterstimmen Bass, Tenor und Alt fugenweise in harmonisch streng und herb klingenden Intervallen die Worte: »Es ist der alte Bund, Mensch du musst sterben«, und über diesen erhebt sich der Sopran mit einer sanften, empfindungsvollen, tief ergreifenden Melodie: »Ja komm, Herr Jesu, komm«. BACH hat dergleichen sehr viel; auch der erste große Einleitungschor zur Matthäus-Passion ist dem verwandt. Hier ist die Kunst der Harmonie und Symphonie in einer höchst tief sinnigen Weise zu einer solchen Text-Vereinigung benutzt worden, und jeder Hörer fühlt, was der Componist damit hat sagen wollen. Von einer solchen Auffassung ist bei FRANCO und seinen Zeitgenossen natürlich noch nichts zu finden. Sie waren noch so sehr an die einstimmige Musik gewöhnt, dass ihnen die melodische Führung der einzelnen Stimmen die Hauptsache war, ja dass sie deren Selbständigkeit sogar bis auf den Text ausdehnten und dass sie völlig zufrieden gestellt waren, wenn sich zwei oder drei verschiedene Gesänge durch die Uebereinstimmung im Rhythmus und durch die Zusammenklänge der consonirenden Intervalle überhaupt als gleichzeitig ausführbar erwiesen. Gar zu leicht ist man heutzutage (verleitet durch die sogenannte Harmonie- und Accordenlehre) zu der Annahme geneigt,

dass die ersten Versuche in der mehrstimmigen Composition in einigen, wenn auch ungeschickten Accord-Verbindungen bestanden hätten. Dem ist aber nicht so. Es vergingen weit über hundert Jahre nach FRANCO's Zeit, ehe man einen klaren Begriff vom Dreiklang und seinen Wirkungen bekam und ehe man solche mit Bewusstsein schrieb. Der von FRANCO und den ältesten Mensuralisten eingeschlagene Weg, durch welchen die melodische Führung der einzelnen Stimmen als Hauptsache hingestellt wurde, war aber der allein richtige und mögliche, wenn man bedenkt, dass in den früheren Zeiten Musik Gesang war. Die einzelne Stimme wollte und musste singen und sie musste auch als Theil einer mehrstimmigen Composition eben so frei melodisch und natürlich einerschreiten, wie beim einstimmigen Gesange. Die Zusammenklänge regelten allerdings das gleichzeitige Erklängen der verschiedenen Stimmen, waren aber mehr Mittel als Zweck; und erst allmählich kam man dazu, bestimmte Gesetze über die Anwendung der einzelnen Intervalle und Zusammenklänge aufzustellen. Die Vollendung dieser Gesetze bezeichnet die Blüthezeit musikalischer Kunst im sechzehnten Jahrhundert. Erst nach völliger Entwicklung und Entfaltung dieser contrapunctischen Richtung sehen wir die Musik den anfangs eingeschlagenen Weg verlassen und ohne Rücksicht auf die Führung der einzelnen Stimmen eine Harmonie- und Accordenlehre aufstellen, deren Annahme den Verfall der musikalischen Kunst herbeiführt, oder bereits schon kennzeichnet. Hiermit war verbunden, dass dann an Stelle des Gesanges das Instrumentenspiel trat; die Gesetze und die Theorie der Kunst wurden nicht mehr in naturgemäßer Weise am Gesange, sondern am toten Instrumente zu erlernen gesucht. Eine Rückkehr zur Kunst ist daher nur dadurch möglich, dass man bei der Jugenderziehung den Gesang wieder in seine Rechte einsetzt, dass man die Knaben, anstatt ihnen Clavierunterricht zu geben, wieder mit Sorgfalt im Singen übt. Das Ziel lässt sich aber nur durch die öffentlichen Schulen erreichen. So lange man nicht wieder zu der Einsicht kommt, dass die Schule, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall war, auch auf dem Gebiete der Musik ihren Einfluss geltend machen muss, ist an eine Rückkehr zu besseren musikalischen Zuständen nicht zu denken.

FRANCO führt nun bei dieser Gelegenheit verschiedene Namen von Compositions-Arten an: 1) die Cantilene, 2) das Rondell, 3) die Motette, 4) den Conductus, 5) den Kirchengesang und 6) einen gewissen Kirchengesang, welchen man nach **M** eigentlich, nach **O** und **P** uneigentlich »Organum« nennt. Ueber die Form und die sonstige

Einrichtung dieser Gesänge lässt sich nicht viel sagen. Von Wichtigkeit ist es jedoch zu erfahren, in welcher Weise FRANCO überhaupt bei der Verfertigung seiner Compositionen zu Werke ging. In Bezug hierauf sagt er, solle man sich zunächst einen *Tenor* (d. h. nach unserer Redeweise einen *Cantus firmus*) nehmen, und gegen diesen solle man *discantisiren*, d. h. *contrapunctiren*, und hierbei ist es natürlich gleichgültig, ob der *Tenor* oder der *Discantus* Ober- oder Unterstimme ist. Die vorhandene Stimme ist der *Tenor* und die hinzugefügte der *Discantus*, eine dritte hinzugefügte das *Triplum*. Zum *Tenor* pflegte man gewöhnlich eine Melodie aus dem *Cantus planus*, dem Choralgesange zu entnehmen, und dies geschah in allen Compositions-Arten, mit Ausnahme des *Conductus*, in welchem der Componist sich selbst seinen *Tenor* verfertigen musste. Aber auch aus dieser Art sieht man, dass die mehrstimmige Musik in ihrem Anfange Contrapunct war.

FRANCO geht nun zur Einrichtung des Anfanges einer zweistimmigen Composition über und erklärt der Reihe nach alle von ihm als vollkommene, mittlere und unvollkommene Consonanzen aufgezählte Intervalle als hierzu zulässig. Er ist hierin viel freier als die classische Zeit, die nicht gern unvollkommene Consonanzen, am wenigsten aber die kleine Terz als Anfangsintervall gestattete. In M sind leider die Notenbeispiele fast alle bis zur Unkenntlichkeit corumpirt, weshalb ich am Schlusse dieser Abhandlung die betreffenden Beispiele aus P folgen lasse.

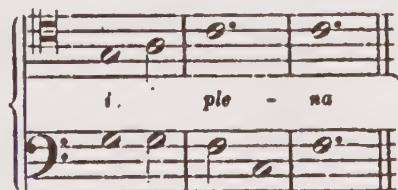
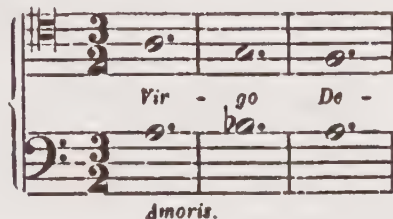
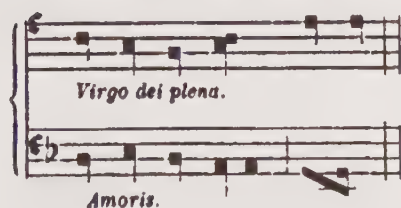
Ueber den ferneren Verlauf des zweistimmigen Gesanges giebt uns FRANCO nur die eine positive und wichtige Regel, dass man auf die guten Taktzeiten stets Consonanzen setzen solle; alles andere lässt er mehr oder weniger unbestimmt, wie z. B. dass man hin und wieder auch Dissonanzen an passenden Stellen beimischen solle, und dass man ferner gut daran thue, die Gegenbewegung der geraden vorzuziehen. Nach diesen unbestimmten Aeußerungen ist z. B. die Anwendung paralleler Quinten und sogar Octaven nicht ausgeschlossen, was auch durch die Beispiele der P und durch die von E. DE COUSSEMAKER mitgetheilten Compositionen aus dem XIII Jahrhundert bestätigt wird. — Wenn es nun auch natürlich ist, dass FRANCO über gewisse Dinge, die mit der Zeit bestimmte und unumstößliche Gesetze in der Kunst des Contrapunctes geworden sind, sich noch nicht klar sein konnte, so ist es dennoch auffallend, dass er einen der wichtigsten Punkte der Compositionslehre völlig unberücksichtigt gelassen hat, nämlich die Einrichtung des Schlusses, die Cadenz bei zwei und mehr Stimmen. Nach den überlieferten Bei-



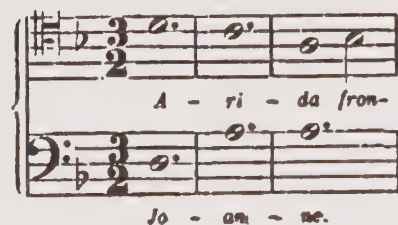
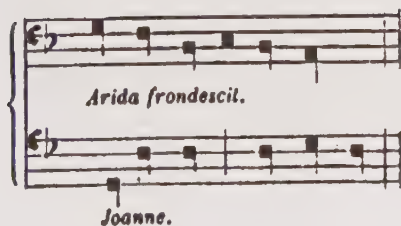
spielen scheint es ihm zu genügen, wenn sich die Stimmen schliesslich auf irgend eine Weise auf Einklang und Octave, oder Octave und Quinte vereinigen, wie dies z. B. in dem dreistimmigen Satzchen der *P* der Fall ist, welches ich weiter unten (S. 34) mittheile. Eben so wenig dürfte das hinreichend sein, was er über den drei-, vier- und fünfstimmigen Satz sagt. Die Bemerkung am Schlusse des Kapitels, »dass in allen Stimmen die gleiche Anzahl von guten Takttheilen (sei es in Noten oder Pausen) bis zur letzten Note hin stehen müsste, wo dann die Messung aufhöre und ein Orgelpunkt eintrete«, ist so zu verstehen, dass diejenige Stimme, welche zuerst ihren Schlusston erreicht hat, so lange denselben aushält, bis sich auch die anderen Stimmen zur Ruhe begeben haben. Hierdurch schliessen dann sämtliche Stimmen zu gleicher Zeit ab und es entsteht dann zum Schlusse die grösste Fülle von Harmonie. Dieses Gesetz galt bekanntlich noch bei den Componisten des XVI Jahrhunderts, und das Aushalten einer solchen Stimme scheint *FRANCO* hier mit den Worten *punctus organicus* zu bezeichnen. —

Zum Schluss folgen hier die Notenbeispiele No. 55 bis 62 nach der Handschrift *P* mit beigegebener Uebertragung in moderne Noten.

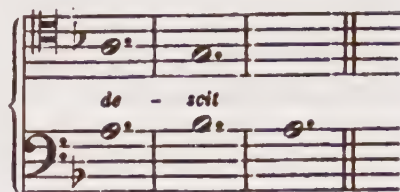
No. 55, Anfang eines zweistimmigen Satzes mit dem Einklange:



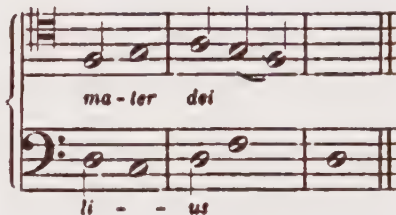
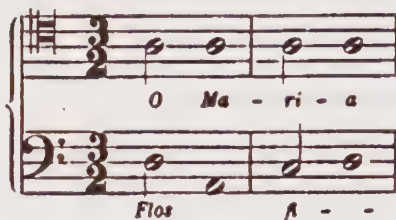
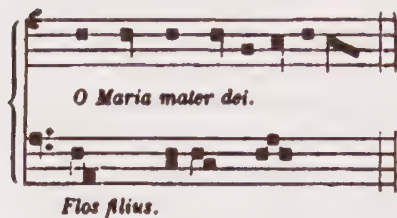
No. 56, mit der Octave:



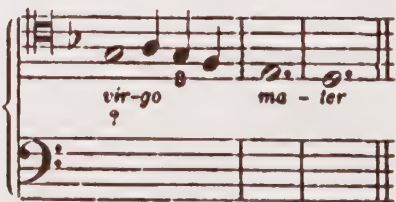
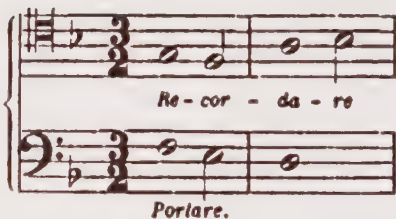
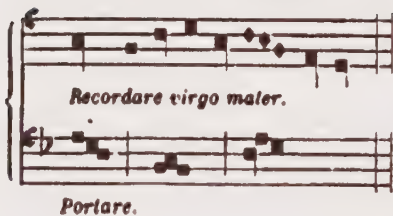




## No. 57, mit der Quinte:



## No. 58, mit der Quarte:



## No. 59, mit der großen Terz:

*Mater omnis peccata.*

*Omnes.*

*Ma - li - er om -*

*Omnes.*

*nis pec - ca - ta.*

?

## No. 60, mit der kleinen Terz:

*Virgo viget melius.*

*Flos filius.*

*Virgo vi-get me-li - us.*

*Flos filius.*

Notenbeispiel No. 61 auch in **P** ganz ungenügend; die zweite Stimme fehlt.

## No. 62, Dreistimmiger Satz:

*Dulcia.*

1, 2, 3,

Dul - - ci - a.

Dieses Notenbeispiel ist gut überliefert, nur enthält die Mittelstimme bei 4 eine Lücke, welche ich durch die eingeklammerte Ligatur ergänzt habe. Bei 2 und 3 stimmt die COUSSEMAKER'sche Ausgabe nicht mit der von P. MEYER in Paris mir besorgten Collation überein, welche offenbar das Richtige giebt. Bei 2 hat COUSSEMAKER's Ligatur den Strich an der falschen Stelle:

2,

Die Ligatur bei 3 hat bei COUSSEMAKER einen Strich links, wodurch ebenfalls die rhythmische Eintheilung eine andere wird:

3,

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

---

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



**FESTSCHRIFT**  
ZU DER  
**DRITTEN SÄCULARFEIER**  
DES  
BERLINISCHEN GYMNASIUMS  
**ZUM GRAUEN KLOSTER**

VERÖFFENTLICHT

VON DEM

**LEHRER-COLLEGIUM**

DES BERLINISCHEN GYMNASIUMS ZUM GRAUEN KLOSTER.

**BERLIN,**  
**WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.**

1874.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien :

Geschichte  
des  
**Grauen Klosters zu Berlin**  
von  
**Dr. Julius Heldemann.**

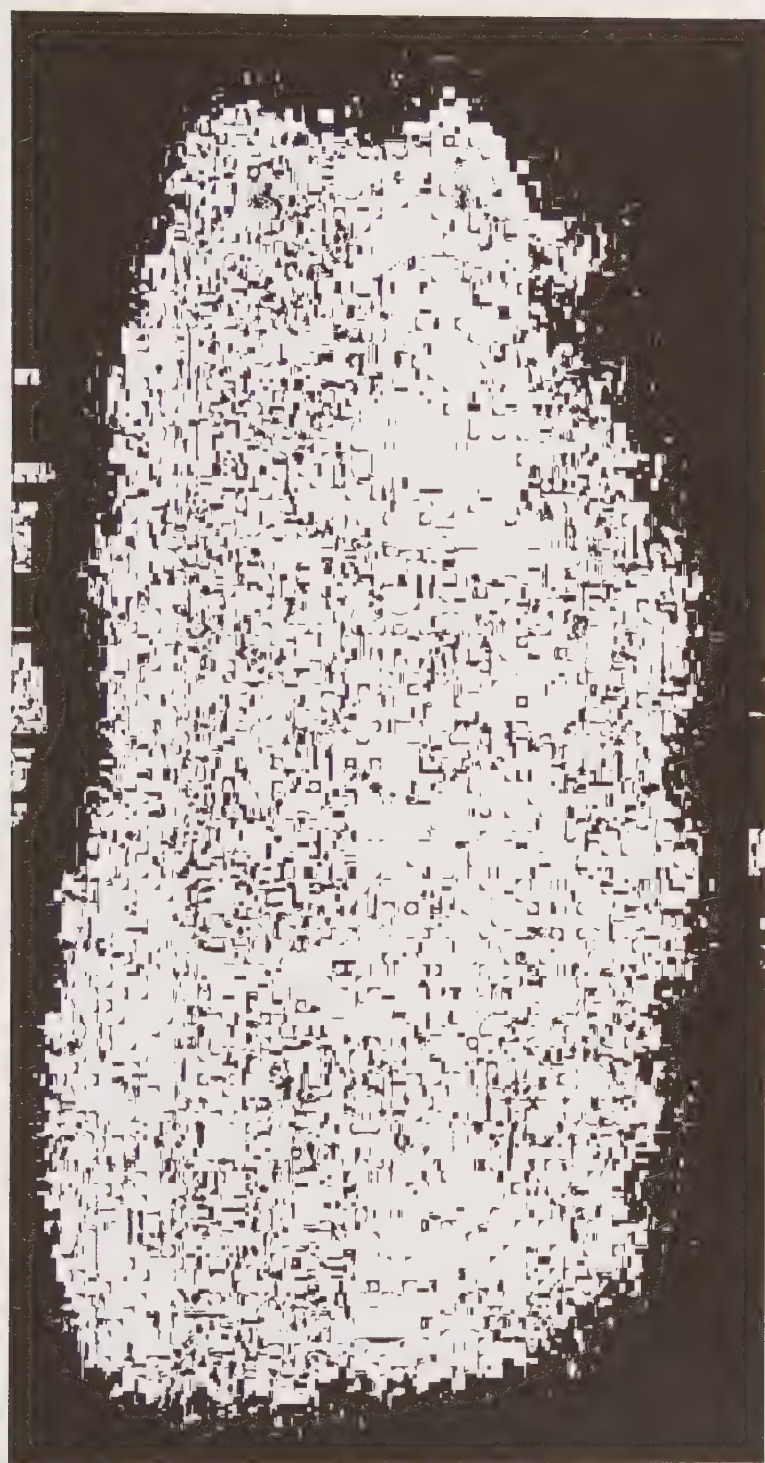
Mit 4 Tafeln.

Preis ca. 8 Mark.

---

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Druck von Breitkopf      144000 in 4 ipz







Lightning Source UK Ltd  
Milton Keynes UK  
UKHW021319231118  
332790UK00009B/1080/P



9 780364 572399





[www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com)

MYTHOLOGY • PHOTOGRAPHY  
FICTION • FISHING • CHRISTIANITY  
ART • COOKING • ESSAYS • BUDDHISM  
FREEMASONRY • MEDICINE • BIOLOGY  
MUSIC • ANCIENT EGYPT  
EVOLUTION • CARPENTRY • PHYSICS  
DANCE • GEOLOGY • MATHEMATICS  
FITNESS • SHAKESPEARE • FOLKLORE  
YOGA • MARKETING • CONFIDENCE  
IMMORTALITY • BIOGRAPHIES  
POETRY • PSYCHOLOGY  
WITCHCRAFT • ELECTRONICS  
CHEMISTRY • HISTORY • LAW  
ACCOUNTING • PHILOSOPHY  
ANTHROPOLOGY • ALCHEMY • DRAMA  
QUANTUM MECHANICS • ATHEISM  
SEXUAL HEALTH • ANCIENT HISTORY  
ENTREPRENEURSHIP • LANGUAGES  
SPORT • PALEONTOLOGY • NEEDLEWORK  
ISLAM • METAPHYSICS • INVESTMENT  
ARCHAEOLOGY • PARENTING • STATISTICS  
CRIMINOLOGY • MOTIVATIONAL

[www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com)



